ARENA

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

6. Heft 1902 Preis des ganzen Jahrgangs 13 Mark. Preis 1 Mark

Ueber Land u. Meer.

UNIVERSITY

Illustrierte Oktav-Hefte
Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Leipzig
Jahrgang 1902

Inhalt des sechsten Heftes.

Text:

	Seite
Die Wacht am Rhein. Roman von C. Viebig	1
Das Mechitaristenkloster auf der Insel San Lazzaro bei Venedig. Von L. Hotthof. Mit neun Abbildungen und einem Porträt nach photographischen Aufnahmen von T. Filippi in Venedig	25
Der Gedanke. Gedicht von Elimar von Monsterberg-Münckenau	30
Der Amateur-Chauffeur. Von Paul von Schönthan	31
Johann Nestroy. Zu seinem hundertsten Geburtstag. Von R. Raths. Mit drei Abbildungen	33
Karpfenfischerei in Reinfeld (Holstein). Mit fünf Abbildungen	36
Das deutsche Erzieherinnenheim in Wien. Von C. von Vincenti	38
Wintervergnügen im Ampezzothal. Mit fünf Abbildungen	39
Die Hochzeit. Von Georg Freiherrn von Ompteda	40
Die tausendjährigen Eichen des Hasbrook und die Klosterruine Bude im Oldenburgischen. Von Dr. M. Wittich. Mit sieben Abbildungen	55
Karl Freiherr von Drais, der Erfinder des Fahrrades. Zu seinem fünfzigsten Todestage. Von Fr. Colberg. Mit drei Abbildungen	59
Aus der Sternenwelt. Von K. Mit Abbildung	60
Feuer. Erzählung von Johanna Niemann	62
Für das Heidelberger Schloß. Von Adolf Rosenberg. Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Edm. von König	73
Christian Dietrich Grabbe. Ein Gedenkblatt zum 11. Dezember 1901. Von Theodor Sell. Mit Porträt	77
Pariser Wintermoden. Von Elly P.-G. Mit sieben Abbildungen nach Aufnahmen von Reutlinger in Paris	80
Modeblumen des Winters. Von Max Hesdörffer	83
Im Zeichen der Gans. Von E. M. Mit sieben Abbildungen	86
Die kunstgewerbliche Krankheit. Von Eduard Engel	88
Litteratur	92
Aus aller Welt	94
Handschriften-Beurteilung	101
Für müßige Stunden	102
Briefmappe	104

Einschaltbilder:

E. Henseler: Erste Studien (Titelbild).
Wilhelm Kuhnert: Auf der Lauer, zwischen S. 16 u. 17.
C. von Bodenhausen: Jsmene, zwischen S. 40 u. 41.
Arthur L. Vernon: Frohe Botschaft, zwischen S. 64 u. 65.

Bilder im Text:

	Seite
Eugen Klimsch: Boccialspieler	4. 5
G. Sheridan Knowles: Der erste Geburtstag	68. 69

In 9. Auflage ist erschienen: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Friedr. Theod. Vischer.

Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von **Friedr. Theod. Vischer.**

Mit Lichtdruck nach Professor Donndorfs Büste.

2 Bände. Geheftet ℳ 9.—, eleg. geb. ℳ 11.—, in Liebhaberband ℳ 13.—

Eines der eigenartigsten Bücher, die in deutscher Sprache geschrieben sind; in seinem Durcheinander von Erzählung und Tagebuch unendlich kunst- und formvoll.

Leipziger Zeitung.

Von demselben Verfasser erschien ferner in unserm Verlage:

Lyrische Gänge. 3. Auflage. Geheftet ℳ 6.50, gebunden mit Goldschnitt ℳ 7.50.

In 4. Auflage ist erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte von **August Sperl.**

Geheftet ℳ 7.—, elegant gebunden ℳ 8.—

August Sperl.

Ein wirklich meisterhaftes Werk. Es ist geschrieben, wie der historische Roman geschrieben sein soll. Ueber dem Ganzen webt der unbeschreibliche Zauber der Poesie, den nur ein Dichter zu schaffen versteht, der aber alle poetisch Empfindenden mit sich in Dichters Lande führt.

Münchner Neueste Nachrichten.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

II. Band. 1902.

Über Land und Meer

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

AP3
A7
1.17:2

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

II. Band. 1902. Heft 6–9.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Romane, Novellen und Erzählungen.

Amateur-Chauffeur, der. Von P. von Schönthan 31.
Feuer. Erzählung von Johanna Niemann 62. 142.
Fräulein Christel. Skizze von B. Rittweger 353.
Glückspiz, ein. Skizze aus dem neapolitanischen Volksleben. Von O. R. Laurent 286.
Hochzeit, die, von Georg Freiherrn von Ompteda 40.
Mosterd. Von Johanna von Türing 246.
Prinzessichens Marotte. Novellette von Klaus Rittland 254.
Psychologische Studien. Humoreske von R. Roderich 186.
Verschollene, der. Ein kleiner Roman von Balduin Groller 265.
Wacht am Rhein, die. Roman von E. Siebig 1. 105. 209. 317.
Zähmung, das. Chinesische Novellette von M. von Ekensteen 164.
Zwei Wege. Skizze von Hedwig Schunck 373.

Aufsätze und kleine Artikel.

Bagdadbahn, die. Von Paul Rohrbach *373.
Erziehrinnenheim, deutsches, in Wien. Von C. von Vincenti 38.
Fliegende Holländer, der. Von Fr. Colberg *380.
Im Zauber der Eiswelt. Von J. Kammerer *233.
Im Zeichen der Gans *86.
Jagdsaison, die verflossene. Von Fritz Skowronnek 356.
Kunstgewerbliche Krankheit, die. Von Eduard Engel 88.
Mechitaristenkloster, das, auf der Insel San Lazzaro bei Venedig. Von L. Holthof *25.
Münchener Lebensbilder. Von B. Rauchenegger 160.
Ruine Hohen-Eppan in Tirol *273.
Schifferhaus in Lübeck *86.
Schönberg, zur Entwicklung von Groß-Berlin. Von Gustav Meinecke *240.
Tausendjährige Eichen, die, des Hasbrook und die Klosterruine Hude im Oldenburgischen. Von Dr. M. Wittich *55.
Tugendpreise. Von Emil Löbl 263.
Wald und Klima. Von Schiller-Tietz *197.
Was ich am Nil erlebte. Von K. Zitelmann *393.

Kultur und Wissenschaft.

Ausgrabungen, neue, in Pompeji *196.
Fastnacht in den Alpen. Eine Skizze aus dem Volksleben von H. Kerschbaum 175.
Heidelberger Schloß, für das. Von Adolf Rosenberg *73.
Heiducken, die. Von Pile Lolin 388.
Kann die Rindertuberkulose Menschen tuberkulös machen? Eine hygienische Tagesfrage. Von Dr. Fürst-Berlin *359.
Krebskrankheit, die, als soziale Gefahr. Von Dr. F. Ranzow 237.
Römische Grabsteine aus Köln. Von G. Heuser *192.
Rumänische Trachten aus Siebenbürgen. Von Guntram Schultheiß *385.
Schwäbische Bauern im Urwald. Von P. Remer *348.
Sternenwelt, aus der *60. 133. 264. *346.

Geschichte und Zeitereignisse.

Amerikafahrt des Prinzen Heinrich, zur. Von E. Klaeßig *400.
Besuch des Prinzen von Wales in Berlin, vom: Galawache im Weißen Saal des kgl. Schlosses in Berlin *308.
Brand des Stuttgarter Hoftheaters *309.
Eisenbahnunglück bei Altenbeken *197.
Waldberg, der, im Westerwald (Bergsturz) *199.

Biographien und Charakteristiken.

Porträts.

Adamo, Max † *202.
Allmers, Hermann † *417.
v. Bauernfeld, Eduard *204.
v. Baumgarten, Professor, Paul *359.
Behring, Prof. Emil *196.
Cooper, Thomas Sidney † *304.
Coquelin der Aeltere in seinem Rededzimmer *204.
v. Drais, Karl Freiherr, der Erfinder des Fahrrades. Zu seinem fünfzigsten Todestage. Von Fr. Colberg *59.
Dunant, Henry *195.
Dünher, Dr. Heinrich † *193.
v. Eisendart-Rothell, Louise † * 198.
Flinzer, Fedor *417.
Grabbe, Christian Dietrich. Ein Gedenkblatt zum 11. Dezember 1901. Von Theodor Zell *77.
Herz, Wilhelm †. Von Th. Sack *173.
van t'Hoff, Prof. Jacobus *195.
Holud, Dr. Emil † *416.
Hugo, Victor. Zu seinem hundertsten Geburtstag. Von L. Holthof 250.
Hünten, Emil † *306.
v. Kessel, Generalleutnant, Kommandeur des Gardecorps *308.
Kraus, Dr. Franz Xaver † *200.
v. Liebermeister, Prof. Dr. Karl † *95.
Löhle, Otto *95.
v. Loren, Dr. Tuisko † *197.
Lonbet, Präsident, auf der Jagd *193.
Nestroy, Johann. Zu seinem hundertsten Geburtstage. Von R. Maria *335.
Nobel-Stiftung, Preisgekrönte der *195.
Palma, General Tomás Estrada, Präsident der Republik Cuba *312.
Pasta, Frédéric *195.
Rilpert, Adelaide *211.
Röntgen, Prof. Wilhelm *195.
Schmidt, Maximilian † *307.
v. Schraudolph, Claudius † *198.
Söhne des chinesischen Gesandten Yukang im Bois de Boulogne zu Paris *303.
Stoecker, General, Gouverneur von Metz *332.
Sully-Prudhomme, René *195.
Vogel, Hugo, und sein Wandgemälde in Meiseburg. Von Adolf Rosenberg *134.
Vogt, Professor Dr. Gustav † *98.
Wichert, Ernst † *295.
Wolf-Metternich, Graf Paul † *95.
v. Ziemssen, Hugo † *204.

Aus hohen Kreisen.

Erzherzog Rainer und Erzherzogin Marie von Oesterreich *302.
Jolanda Margherita, Prinzessin von Italien *192.
Maria Christina, Erzherzogin von Oesterreich *192.
Salm-Salm, Prinz Emanuel zu *192.

Natur.

Fremdländische Früchte. Von Max Hesdörffer *296.
Kürbis, vom. Von E. Lemke 257.
Modebilumen des Winters. Von Max Hesdörffer *83.
Vogelnest, ein, im Winter. Von F. A. Barcioco 289.

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder.

Arosa und das Schanfiggthal. Von Kurt Junker *205.
Kanada, Bilder aus. Von Traveler *129.
New York *190.
Paraguay, Skizzen aus. Von K. Oenike 167.
Schwäbische Bauern im Urwald. Von Paul Remer *348.

Kunst.

Baukunst.

Diakonissenhaus, neues evangelisches, in Wien *193.
Fürstenherberge „Zum Bitterholz" in Nürnberg *417.
Heidelberger Schloß, für das. Von Ad. Rosenberg *73.
Kaiser Wilhelm-Turm auf dem „Hallo" *174.
Lusthaus, ehemaliges, in Stuttgart *309.
Museum, neues, der Provinz Hannover *202.
Reichsbankgebäude, neues, in München *195.
Villa Borghese in Rom *194.

Bildnerkunst.

Bemalte Thonbüste eines lachenden Kindes. Von R. Weit *200.
Denkmal für Bismarck in Hamburg (Entwurf) *201.
— — Christian Tewet in Schierstein *88.
— — Robert Hamerlings Ehrengrab *205.
— — Heinrich Heine in Paris *97.
— — Kaiser Wilhelm in Heidelberg. Von A. Donndorf *99.

Digitized by Google

Denkmal für Moltke in Düsseldorf *198.
— — Richard Wagner in Berlin (Entwurf) *94.
— Victor Hugo in Paris *419.
Humor in der italienischen Bildhauerkunst *159.
Leonardo da Vinci. Marmorbüste von Harro Magnussen *100.
Löwe von Babylon, der *418.
Rathaus in Karlsruhe. Figuren vor dem *97.
Sarkophag der Kaiserin Friedrich von A. Begas *414.

Malerei.

Gemälde.

Bestrafter Vorwitz. Von A. Weczerzick. Kunstbeilage vor S. 285.
Bocciaspieler. Von E. Klimsch 4. 5.
Den ihr suchet, er ist auferstanden. Von B. Plockhorst. Kunstbeilage vor S. 317.
Erste Geburtstag, der. Von G. Sheridan Knowles 68. 69.
Erste Studien. Von E. Henseler. Kunstbeilage vor S. 1.
Frohe Botschaft. Von A. L. Vernon. Kunstbeilage vor S. 65.
Gelungene Ueberraschung. Von A. Perez 320. 321.
Germanenweib, ein, verkündet dem Trutzus das Ziel seiner Eroberungen. Von Hugo Vogel 108. 109.
Germania, die siegreiche. Von Hugo Vogel 116. 117.
Himmlische und irdische Liebe. Von Titian 105.
In den Krieg. Von Plá y Rubio. Kunstbeilage vor S. 153.
In der Kirche. Von Fr. Pröll. Kunstbeilage vor S. 373.
Jsmene. Von C. von Bodenhausen. Kunstbeilage vor S. 41.
Kloster auf Korfu. Von K. Medig. Kunstbeilage vor S. 289.
Kriegserlebnisse. Von A. Schröder. Kunstbeilage vor S. 225.
Madonna mit Heiligen. Von Raffael *305.
Ode, eine. Von F. Andreotti 148. 149.
Pfarrkirche zu Jnnsbruck, in der. Von K. Seller. Kunstbeilage vor S. 121.
Pionier. Von G. Koch. Kunstbeilage vor S. 137.
Rettungsboot, ein. Von Georges Haquette 285.
Schwerer Anfang. Von Fedor Poppe. Kunstbeilage vor S. 105.
Trauer, die, um den Leichnam Christi. Von W. Firle. Kunstbeilage vor S. 357.
Wäscherinnen am Tiber. Von E. Serra 252. 253.
Willkommen! Von A. Seifert. Kunstbeilage vor S. 249.
Zur Nachsuche angekommen. Von J. Vesin 212. 213.

Zeichnungen.

Auf der Lauer. Von W. Kuhnen. Kunstbeilage vor S. 17.
Automobile in der deutschen Armee. Von Rb. Wald 360. 361.
Fliegende Holländer, der. Von H. C. Seppings Wright. Kunstbeilage vor S. 381.
Hohen-Eppan (Ruine) in Tirol. Von M. Jeno Tiemer 208. 209.
Hohen-Neuffen bei Urach (Württemberg). Von W. Strich-Chapell 138.
Leonardo da Vinci. Selbstbildnis 100.
Studienkopf. Von Hugo Vogel 136.

Kunstgewerbliches.

Goethe-Plakette des Wiener Goethe-Vereins *200.
Tafelaufsatz für den Lüneburger Bürgermeister Keferstein *206.
— Geheimrat Heimann in Breslau *206.

Photograph. Aufnahmen.

Begrüßung zwischen deutschem und französischem Militär an der Grenze Bionville-Marsla Tour *312.
Comburg bei Schwäbisch Hall in Württemberg 326. 327.
Fremde Gäste auf dem Kleinen Kiel in Kiel *418.
Junge Mädchen vom Berge Karmel. Kunstbeilage vor S. 209.

Farbige Reproduktionen.

Im Hafen von New York. Nach einem Aquarell von Willy Stöwer. Kunstbeilage vor S. 333.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr.

Wohlfahrtseinrichtungen.

Berliner Unterpflasterbahn, die. Von Fr. Bendt *183.
Blindenheim für die Provinz Posen in Bromberg *205.
Borromäum, Zöglinge des Waisenheims, in Graz *98.
Deutsch-amerikanische Telegraphenkabel, das. Von O. Jentsch *391.
Elektrizität im Haushalt. Von E. Montanus 177.
Fernsprechämter. Von O. Jentsch *259.
Funkentelegraphie zwischen Curhaven und Helgoland. Von O. Jentsch *131.
Hochseesicherei. Von C. Lund 375.
Karlsruher Rheinhafen, der. Von F. Scherrer *139.
Karpfensischerei in Reinfeld (Holstein) *96.
Ozeanfunkentelegraphie Marconis, die. Von O. Jentsch *282.
Santos Dumonts Flugversuche in Monte Carlo *310.
Südfruchtschuppen, neuer, in Hamburg *307.

Militär und Marine.

Auf einem modernen Panzerschiff. Von A. O. Klaußmann *341.
Automobile in der deutschen Armee *362.
Befestigungen bei Basel, die geplanten deutschen. Von A. Krenn *383.
Jacht „Orion" des Deutschen Kaisers *304.
— „Meteor" des Deutschen Kaisers *304.
Panzerkreuzer „Prinz Heinrich" auf der Kieler Werft *415.
Sanitätsfahrrad, österreichisches *308.

Sport und Mode.

Pariser Wintermoden. Von Elly P.-G. *80.
Schlittеln. Von Kurt Junker *182.
Wintervergnügen im Ampezzothal *309.

Poesie.

Am Grabe meiner Mutter. Von Wilh. Herz 172.
Eisgang im Morgennebel. Von Johannes Wildy 340.
Flottenlied. Von O. F. Genschien 232.
Gedanke, der. Von Elimar von Monsterberg-Mäncheнau 30.
Gram. Von Maidy Koch 238.
Kartreitagszauber. Von Adelheid Stier 372.
Osterlied. Von Th. Remilius 352.
Sinnsprüche. Von O. F. Genschien 240.
Taube Nüsse. Von Ernst Willich 347.
Totentanz, ein. Von Th. Remilius 128.

Litteratur und Kunst.

92. 189. 289. 411.

Handschriften-Beurteilung.

101. 313. 420.

Für müßige Stunden.

102. 206. 313.

Briefmappe.

104. 208. 315.

Digitized by Google

Erste Studien.

Nach dem Gemälde von E. Henseler.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Wacht am Rhein.

Roman von C. Viebig.

I.

Kiekt ens an!" rief die Weise-Frau.

Sie trat, das in ein buntes Stechkissen eingebündelte Neugeborene auf beiden flachen Händen hinhaltend, es so gleichsam präsentierend, an das Bett, in dem die Mutter auf rot gewürfeltem Kissen lag. Unter einer einfachen, grobhaarigen Decke, über welche ein weißes Laken geschlagen war, lag die Wöchnerin.

„Kiekt ens an, Madam Rinke, es dat nit en staats Weit*)?!"

Die junge Frau, die bis dahin mit geschlossenen Augen geruht hatte, rührte sich. Ihr rundes, vollwangiges Gesicht, dem nur die Angst der letzten Stunden ein wenig die Farbe genommen, lächelte.

„Och e ja," sagte sie erfreut und rückte sich, um ihr Kind besser besehen zu können. Es war ihr erstes Kind. „Wat et für schrumplige Händches hat! Un alles e so rot!"

„Rot?" wiederholte die Weise-Frau, förmlich beleidigt. „Rot?! Kömmert Euch da nit dröm! Weiß es et, weiß wie Allebaster un Lilijen. En Haut hat et wie Sammet," — stolz warf sie sich in die Brust — „Ehr könnt mech dat jlöwe, Madam Rinke, ech han noch nie e so en schön Kink jeholt. Paßt ens op, dat jeht als Engelche mit bei de Prozession!"

Ueber das lächelnde Gesicht der jungen Mutter flog plötzlich ein Schatten, und sie stieß einen Seufzer aus.

„Jott stonn mech bei, wat es dann noch zu senfzen?!" eiferte Frau Dauwenspeck. „Ehr hat et ja nu hinger Euch, Feldwebelin — un so en staats Weit! Da könnt Ehr wohl in der Lambertuskirch en Kerz für opstecken!"

Die Frau Feldwebel sagte nichts dazu. Sie hatte wieder die Augen geschlossen, aber nicht um zu schlummern, unruhig warf sie den blonden, zerzausten Kopf hin und her.

Kopfschüttelnd trat die Dauwenspeck vom Bett weg ans Fenster: so eine echte Freude hatte die Feldwebelin doch eigentlich gar nicht! Am Ende weil es kein Junge, bloß ein Mädchen war! Der Preuße würde sich's schon in den Kopf gesetzt haben: „'ne Jung'" — no, natürlich!

„De Leut sin jeck," brummte sie, und sah dabei nachdenklich auf das runde Köpfchen, das schwer und warm in ihrem Arm lag. Mit der freien Linken schob sie die Gardinchen von der schmalen Fensterscheibe zurück. Jetzt, im hellen Licht des Sommertages, sah man erst recht, wie kräftig das Kind war — hochgewölbt die Brust, der Schädel prächtig entwickelt. Entzückt schmunzelnd, prüfte die Weise-Frau das Gewicht: allen Respekt, elf Pfund waren das sicher und gewiß!

„Als ob et immer Junges sein müßten," brummte sie weiter, „Mädches sin auch wat nutz. Wat hätt' de Adam dann allein op der Welt jemacht?! Pfz — sfz — bis still, dau lecker Dierke!"

Sie wiegte das kleine Mädchen, das, vom Sonnenlicht getroffen, zu niesen anfing, sanft schaukelnd hin und her, ihren rauhen Baß dabei zum Summen dämpfend:

„Heia Popinke,
Tin Motter heißt Rothrinke,
Tin Vatter es ene Kappesbuhr (Kappesbauer),
Kömmt de heem, da liekt de fuhr (sauer)."

Im Bett rührte sich die Frau nicht mehr, sie war nun doch wohl eingeschlafen. An der niederen Balkendecke des weißgetünchten Zimmers summten die Fliegen; unruhig wirbelten sie um den Stock, der, mit Sirup beschmiert, vom Mittelbalken herabhing.

Es war heiß, Hochsommer. Jenseits des Exerzierplatzes, drüben überm Kanal, ballte sich eine dicke, dunkle Wolke mitten im lichten Blau. Die vereinzelten Bäume dort rührten sich nicht, wie aus steifem, grünem Papier geschnitten, standen sie starr. Auf dem noch unbebauten Plan jagten sich ein paar große Hunde, scharrten in den Gruben und stürzten dann durstig die Böschung hinunter zum Wasser.

Auf den weiten staubigen Platz prallte die Sonne; er lag ganz leer, kein Offizier übte mit seinem Pferd dort spanischen Tritt, kein Bursche ließ den Gaul seines Herrn an der Longe laufen, auch keine Mannschaft exerzierte. Alles ausgestorben. Doch horch, jetzt eine Stimme:

„Achtung! Präsentiert das — Gewehrrr!"

No, der war ja wieder gut am Schimpfen, und hier oben war ihm doch ein Kind geboren! Eilig steckte Frau Dauwenspeck ihren Kopf mit der bebänderten Haube zum Fensterchen heraus. Richtig, da stand gerade unterm Fenster eine kleine Anzahl Rekruten, so ein paar Sündenböcke, dicht an der Mauer, um ein wenig Schatten zu haben, und der Feldwebel lief vor ihnen auf und ab in der prallen Sonne und übte selber mit ihnen nach.

„Himmelkreuzsakrament, ihr rheinischen Dickköppe, wozu sind euch denn die Tatzen an den Leib gewachsen? Immer man feste!"

„Achtung! Gewehr auf — Schulter!"

*) Mädchen.

Digitized by Google

„Das Gewehrr — über!"

„Pst!" Frau Dauwenspeck neigte sich weiter hinaus, „Feldwebel, he, pst!" Mit beiden Armen streckte sie das Kind von sich und hob es zugleich ein wenig in die Höhe — so mußte er's sehen!

Er sah es auch. Einen flüchtigen Augenblick schaute er zum Fenster seiner Wohnung hinauf, über sein strenges braunes Gesicht zuckte etwas wie ein Freudenstrahl, aber gleich darauf fuhr sein Blick wieder rollend über die Soldaten hin.

„Schlaft ihr? Ich wer' euch lehren, die Compagnie verschimpfieren, ihr Rasselbande! Kopf hoch! Brust 'raus! Bauch 'rein!"

„Faßt das Gewehrr — an!"

„Gewehrr — ab!"

Die strenge Stimme tönte über den ganzen Platz und weckte ein hallendes Echo drüben in der stillen Leere jenseits des Kanals.

Indigniert zog sich die Dauwenspeck vom Fenster zurück und ließ sich pustend auf den nächsten Schemel fallen. Das war einer, nicht mal einen Moment kam er herausgelaufen, sich sein Erstgeborenes anzusehen! Am frühen Morgen schon war er weggerannt, hatte sie mit dem armen Weib in aller Not allein gelassen, und man hätte ihn doch zu einer Handreichung nötig gehabt! „Käthe", hatte er gesagt und seiner angstvoll blickenden Frau auf die Wange geklopft, „Courage! Du bist jetzt wie der Soldat vor der Schlacht — man los, man tapfer!" Und damit war er gegangen. Ja, die Preußen! Die hatten kein Herz im Leib, die dachten nur an Hauen und Stechen und Schießen!

Die Alte war sehr unzufrieden.

Da waren doch die Pfälzer und Oesterreicher, die in ihrer Jugendzeit, als Düsseldorf noch Festung war, hier gelegen, ganz andre Leute! Bei der Dame eines Pfälzer Offiziers hatte sie ihre allererste Entbindung gemacht, ausgelernt hatte sie noch gar nicht gehabt, sie verstand's nur, weil ihre Mutter und Großmutter dasselbe Gewerbe betrieben hatten und ihr Vater ein Barbier- und Nachtwarenlädchen*) besaß, schröpfte und Zähne zog und mehr Zuspruch hatte wie ein Doktor. Die Dame damals war gar nicht so wohl gewesen wie jetzt die Feldwebelin, aber doch hatte der Pfälzer gesprungen und gepfiffen und einen Zettel an seinen Obersten geschickt: der möchte ihn exküsieren, er könnte heut nicht zum Dienst kommen, seine Frau hätte ein Kind gekriegt. Und Wein hatte er bringen lassen und ein paar Kameraden geladen; da hatten sie auf das Wohl des kleinen Fräuleins getrunken. Und ihr hatte der lustige Herr einen baren harten Thaler in die Hand gedrückt, und Geld war doch rar in der Stadt um 1795.

„Käthe" — schon allein, daß der Feldwebel „Käthe" zu seiner Frau sagte, war zum Aergern! Mochten sie in Preußen immerhin „Käthe" sagen, hier am Rhein sagte jedermann „Kathrina" oder „Trina" oder „Tring". Der armen jungen Frau so den christlichen Taufnamen zu verschimpfieren! Aber was konnte man von dem denn andres erwarten, der war ja ein „Lutherscher"! Der Bürger Zilges hätte auch besser gethan, seine Tochter einem von hierzulande zur Frau zu geben als dem, der dahergeschneit kam von Gott weiß wo, aus der Sandwüste Berlin. So einem Soldatenjungen, der wohl gar im Marketenderkarren geboren war, beim Troß oder in irgend einem Festungsgraben! Aber „dat Tring" war ja wie toll gewesen. Keiner hatte ihr bisher gut genug gedünkt: vierundzwanzig war sie schon geworden, aber sie verließ sich auf ihr rundes Gesicht und des Vaters Geldbeutel. Die Wirtschaft ging flott, und Bürger Zilges konnte wohl was überlegen für sein einzig Kind. Da trat eines Tages der Preuße in die Wirtsstube „Zum bunten Vogel", keck verlangte er ein Kännchen Bier; seine Knöpfe blinkten, die hohe Binde schnürte ihm fast den Hals zu, er bielt sich so gerade, als hätte er einen Zaunstecken verschluckt, und — weg war die Trina, ganz verschossen.

Ne, das hatte keine Art, ein Preuß', ein Soldat, ein Ketzer! Wenn Düsseldorf nun auch schon leider Gottes seit über ein Dutzend Jahr zum Preußenstaat gerechnet wurde, man würde sich selber nie daran gewöhnen. Und so ein Preuße, so ein unverfälschter Berliner, der eben erst vor vier Wochen hier hereingerochen hatte, der sollte die Tochter aus dem „Bunten Vogel" freien?! Die ganze Ratingerstraße geriet darüber in Aufregung. Und konnte man es dem Zilges verdenken, daß er herumging wie ein Ungewitter, daß Mutter Zilges den teilnehmenden Nachbarinnen ihr bekümmertes Herz ausschüttete? Wer hätte gedacht, daß die Trina so eine halsstarrige Frauensperson wäre?! Sie war doch immer so mollig, so schmuckelig, so ein bißchen bequem gewesen, und nun wollte sie auf einmal in den Rhein springen, wenn die Eltern ihr nicht den Feldwebel gäben. Sie weinte sich die Augen rot, sie verlor förmlich von ihrer Völligkeit, nie mehr vertieften sich die Grübchen in ihren Backen; sie ließ sich gar nicht mehr unten in der Wirtsstube sehen, saß immer oben am Kammerfenster hinter ihren vertrockneten Blumenstöcken und reckte nur den Hals, wenn ein soldatischer Tritt auf dem Pflaster dröhnte und groß und stramm der Feldwebel vorbeimarschierte, allein oder mit der Wache, die zum Burgplatz zog. Stolz ging er, den Schnauzbart gewichst — ein stattlicher Kerl, das mußte ihm der Neid lassen! Mußte auch sein Handwerk verstehen, denn „Feldwebel", das war doch mehr als ein gewöhnlicher Soldat. Und alt war er auch noch lange nicht, vielleicht an die Dreißig.

Die Dauwenspeck wußte jetzt nicht mehr, wie es gekommen, daß ihr Herz sich nach und nach für den Preußen erweicht hatte; denn daß er ihr eines Abends, als sie ratlos vor dem die Ratingerstraße halb überschwemmenden Rinnstein stand

*) Parfümerien.

Digitized by Google

und sehnsüchtig nach ihrer Hausthür hinstarrte, übers Wasser half, das war doch nur selbstverständlich! Ach, hätte sie lieber nicht bei Mutter Zilges ein gutes Wort für den Preußen geredet, denn — die Alte starrte nachdenklich auf das in ihrem Schoß jetzt sanft schlummernde Kind — war die Trina glücklich geworden?!

Erst schien sie es freilich. Das war eine Glückseligkeit, als der Zilges den Preußen aufgefordert, näher zu treten. Trina hatte kein Wort dazu gesagt, aber den schönen Soldaten immer angesehen mit verschämtem Erröten, die blinkenden Knöpfe hielten sie gebannt; und als er sich verabschiedet, hatte sie ihm das Geleit gegeben auf den Hausflur, bis an die Hausthür, und als er dort eben mal den Arm um ihre Taille legte, hatte sie den Kopf an seine Brust fallen lassen und war so eine ganze Weile verblieben.

Oha, die Dauwenspeck wußte das alles ganz genau, nicht umsonst wohnte sie dem „Bunten Vogel" gerade gegenüber. Sie hatte fleißig beobachtet, deutlich gesehen, wenn's auch schon dämmerte, und was da etwa fehlte, konnte sie sich leicht hinzudenken; man war doch nicht unerfahren. Tagtäglich war er gekommen. Kein Wunder, so ein povrer Preuße, der nichts hatte als seine paar Pfennig Löhnung! — die Infanteristen waren doch die allererbärmlichsten, die Husaren in der Neustadt hatten wenigstens ein Pferd — der ließ sich's wohl sein im fetten Bürgerhaus! Die Frau Zilges kochte vorzüglich, war sie doch guter Leute Kind, eine Tochter aus der „Stadt Venlo" in der Ritterstraße, wo der berühmte Mostrich herkam. Eine Mostertsauce zum fetten Rindfleisch verstand sie zu rühren, so lecker, daß auch ein andrer als der hungerige Preuße wohl schlecken mochte! Und „Stühl und Bänk"*) kochte ihr keiner nach.

Es dauerte nicht lange, und der Brautschleier wurde in Auswahl genommen, und die goldenen Ringe wurden bestellt bei Schmitz im „Blumenkörbchen". Bald danach trug Zuckerbäcker Troost aus dem „heiligen Apollinarius" in der Altestadt den Hochzeitskuchen in den „Bunten Vogel", und ein Rudel Kinder lief hinterdrein, um den Krokantaufsatz mit dem Amörchen im Taubenwägelchen auf der Torte anzustaunen.

Die Trina war eine strahlende Braut gewesen. Ihr Gesicht glühte, als sie neben ihrem Feldwebel in die Kirche trat. Der stand stramm in der Paradeuniform. Aber der Peter Zilges schien grauer geworden, und Frau Josefine Cordula duckte den Kopf; wie die armen Sünder schlichen die beiden Eltern hinterdrein. Ja, das war nicht so leicht, das einzige Kind, auf das sie elf lange Ehejahre geharrt hatten, zur Trauung gehen zu sehen, denn weder die Glocken von Laurbertus läuteten, noch von St. Andreas, noch von der Jesuiterkirche, noch von der Marxpfarre — die Trina hatte eingewilligt, ihre Kinder „lutherisch" werden zu lassen! „Denn," hatte der Preuße gesagt und dabei die Faust fest auf den Tisch gestemmt, „Soldatenkinder müssen beten, wie ihr König betet." Darauf bestand er, da halfen keine Vorstellungen. Herrjemine, hatte der Zilges geschimpft — die Kinder Ketzer — nie! Aber „na, denn nich," hatte der Preuße gesagt, „denn wird aber auch nicht geheiratet." Was sollte der Zilges machen? Die Trina schrie und fing wieder an, mit dem Rhein zu drohen, sie wollte schon aus der Thür laufen, der Vater kriegte sie noch gerade beim Arm zu fassen, und die Mutter weinte mit ihr. Das war eine Thränenflut zum Versaufen.

Ein kleiner Trost war's, daß die Garnisonkirche, in der die Trauung stattfand, zu „St. Anna" hieß; da wurde auch gut katholisch drin gebetet, sie diente beiden Konfessionen. Und das mit den Kindern — ei, kommt Zeit, kommt Rat, vorderhand wollte man sich um darüber nicht mehr grämen.

So waren Feldwebel Friedrich Rinke und Jungfer Kathrina Zilges zusammengesprochen worden ohne Weihrauch, ohne Gesang — gar keine richtige Trauung, und doch war heute prompt, wie es sich gehörte, das erste Kind einpassiert.

„Du arm Dietzke!" Mitleidig schlug Frau Dauwenspeck ein Kreuz über Stirn und Brust des Neugeborenen. Das schöne Kind, Sünde und Schande, wenn seine Seele dereinst nicht selig werden sollte!

Ein schwerer Tritt drückte die Holzstiege nieder, die zur Feldwebelwohnung emporführte, man hörte das Knarren — aha, nun kam er! Die Dauwenspeck setzte sich in Positur. „No," wollte sie zu ihm sagen, „endlich!" Bah, vor dem hatte sie noch lang keine Angst! Mutter Zilges hatte immer eine dumme Scheu vor dem Schwiegersohn. J, warum nicht gar? Ein richtiges rheinisches Mundwerk ist so einer Berliner Schnauze noch lange gewachsen. Der sollte sich nur mal trauen, sie schief anzugucken! „Seid Ehr jeck?" würde sie dann sofort sagen, ja, das würde sie — „Ehr seid ja je—"

Sie fuhr zusammen; schon war er eingetreten. Mit einem großen Schritt stand er neben ihr. Ohne weiteres nahm er ihr das Kind aus dem Arm, hielt es vor sich und betrachtete es lange, ohne Wort. Ein Freudenglanz breitete sich über sein Gesicht, weich wurden seine strengen Züge.

Die Dauwenspeck sah ganz verdutzt drein, sie hätte es nicht für möglich gehalten: war das ein verliebter Vater!

„Ein Prachtbengel," sagte er endlich, und in stolzem Glück leuchteten seine Augen, „ein Prachtbengel!"

„En Prachtmädche, met Verlöw," sagte die Dauwenspeck. Aber sie sagte es nicht ohne Besorgnis — der würde ihr wohl bald den Kopf abreißen!

*) All-Düsseldorfer Gericht, bestehend aus weißen Bohnen, Mohrrüben und Kartoffeln.

Digitized by Google

Digitized by Google

Copyright 1904 by Franz Hanfstaengl, München.

Bocciaspieler.

Nach dem Gemälde von Eugen Klimsch.

Digitized by Google

Sie hatte sich geirrt. Wohl flog's erst wie Enttäuschung über sein Gesicht, aber er faßte sich rasch. „Na, wenn schon! Denn also: ein Prachtmädel! Sie wird Preußen wackere Soldaten schenken.“ Und er bückte sich und küßte sein kleines Mädchen.

Draußen fingen die Glocken an zu läuten, von St. Lambertus, von St. Andreas und wie die Kirchen alle heißen.

„Wat läuten se dann eso?“ fragte die junge Frau, jäh aus dem Schlummer auffahrend.

Ihr Mann trat ans Bett; sich über sie beugend, nahm er ihre Hand in die seine. „Na, Käthe,“ sagte er gut gelaunt und klopfte ihre bleiche Wange, „na, Mutterchen?!“

„Wat — läuten — se — so?“ wiederholte sie wie im Fieber.

„Na, Mittag!“

Mit einem Seufzer schloß die Müde wieder die Augen. —

Und die Glocken der Stadt läuteten weiter. Zur Hochzeit des Feldwebels hatte keine einzige geläutet, jetzt riefen sie alle mit schallender Stimme, von all den vielen Kirchen und Kapellen, hoch und hell, voll und tief, über Straßen und Dächer, über Höfe und Gärten, in lautem, vielstimmigem Chor.

Sie begrüßten mit Freuden des Feldwebels Tochter: ein rheinisches Kind.

II.

Vierzehn Tage später, an einem Augustsonntag 1830, wurde Josefine Rinke getauft.

Der Feldwebel hätte seine Erstgeborene gern Luise genannt, nach Preußens geliebtester Königin, aber es wurde als ganz selbverständlich angenommen, das Kind mußte einen Namen von Großmutter Zillges führen, und so wollte er seinem erst eben genesenen Weib, das ohnehin leicht flennte, diesen Kummer nicht auch noch anthun. War es Trina doch Kummer genug, daß sie die Taufe nicht mit einem Fest feiern sollte, wie sie es gewohnt war bei weit geringeren Anlässen. Im „Bunten Vogel“ hatte man gern gefeiert; es gab so viel Heiligentage, so viel fröhliche Gelegenheiten. Und wenn man sich nur einen „Spaß“ machte, Bratäpfel und Kastanien schmauste, sobald der erste Schnee fiel, oder singend über flackernde Lichtstümpfchen hüpfte.

Nun sollte nicht einmal die Taufe der kleinen Josefine mit einem Essen begangen werden, zu dem man Gevattern und Freunde einlud! Ein größerer Gefangenentransport war nach der Festung Wesel zu eskortieren, statt des plötzlich erkrankten Offiziers hatte man Rinke das Kommando angeboten, und er hatte es angenommen. Hätte er's nicht ebensogut ablehnen können, die Taufe seines Kindes, war das nicht Grund genug?! Aber nein — Trina war außer sich — annehmen mußte er's, aus purer Eitelkeit! Und wenn's denn schon sein mußte, so hätte man ja doch die Taufe verschieben können, um ein, zwei Tage bloß; aber nein, auch das nicht, der einmal festgesetzte Termin mußte innegehalten werden. Weil der Garnisonspfarrer am Sonntag nach der evangelischen Kirche ein halb Dutzend Soldatenkinder zusammen taufte, mußte das Finchen auch 'ran. Das arme Finchen, das kriegte ja gar keine richtige Tauf'!

„Wenigstens en Tass' Kaffee mit Bollebäuskes und Rodon,“ hatte Trina schluchzend ihren Mann gebeten, „un nachher e Gläsche Wein! Un nur en paar jute Bekannte derzu! Dat können mer doch auch ohne dich, da brauchst du ja jar nit bei zu sein!“

„Ob ich ‚bei‘ bin oder nicht,“ hatte er gesagt, ärgerlich ihre Sprechweise nachahmend, „ich will den Sums nicht! Schlicht getauft, weiter was ist nicht nötig!“ Die Feldwebelin hatte sich bitter bei ihrer Mutter beklagt.

Schmerzlich bewegt schritt Frau Zillges heute mit der Tochter und der getreuen Dauwenspeck, die den Täufling trug, zur Kirche. Sie kamen ein wenig zu früh, aber sie standen lieber draußen vor der Thür und warteten, als daß sie eingetreten wären, wozu der Küster sie leise aufforderte.

Es fing an zu regnen, ein kühler Gewitternachregen war's, das Pflaster der Kasernenstraße trat sich unangenehm schlüpfrig. Die junge Frau trippelte blaß und fröstelnd hin und her, ihre blauen Augen irrten verdrossen die Straße auf und ab: ach, gar nichts zu sehen! Nur ein paar Soldaten in Drillichjacken guckten gelangweilt aus den Fenstern rechts und links von St. Anna.

Die Dauwenspeck schlug einen Zipfel ihrer Mantille über den Täufling und drückte sich so sehr sie konnte auf der Schwelle der Kirche unter die etwas vorspringende Eingangsbedachung.

Mutter Zillges stand unbeweglich und schien des Regens nicht zu achten, der ihre Haube näßte; sie war in Gedanken versunken. Für eine, die schon einige Jahre die Fünfzig hinter sich hatte, war ihr Gesicht merkwürdig glatt geblieben, dies freundliche, behagliche, zufriedene Gesicht. Heut sah man doch, daß es auch schon Runzeln hatte. War's denn nicht auch zu traurig? Solch eine Taufe! Der Vater nicht zugegen, der Großvater nicht zugegen — was sollten die Leute wohl denken, daß der Zillges nicht mitgekommen war?! Jemand Fremdes zu Gevatter zu bitten, hatte man ja ohnehin bei so einer Taufe gar nicht gewagt. Frau Josefine Cordula fühlte sich heut wirklich unglücklich, sie konnte sich nicht erinnern, je in ihrem Leben unglücklicher gewesen zu sein, nicht einmal, als ihre Eltern starben. Da hatte der Weihrauch die „Stadt Venlo“ durchweht wie ein sanft tröstender Hauch des Himmels. Heut aber, hier auf der regenfeuchten Straße, angesichts einer Taufe, die eigentlich gar keine war, versagte ihre Fassung; hatte ihr zu alledem doch noch Zillges heute morgen erklärt, als er das bedrohliche Wetter sah, sie solle nur allein zu der Ketzerei laufen, er ginge nicht mit. Sie

Digitized by Google

hatte ihn „bequem" gescholten, was selten vorkam, sogar mit ihm gebrummt, aber der sonst so gemütliche Peter blieb dickköpfig. Nein, wenn der nicht wollte, dann wollte er nun mal nicht. Ueberdies hätte er Leibschmerzen, sagte er.

Wenn Frau Zilges es recht bedachte, verdenken konnte sie ihrem Peter sein Fernbleiben eigentlich nicht, der Rinke hatte ihn doch zu sehr geärgert. Freilich hatte die dumme Trina in der ersten Verliebtheit jedes Zugeständnis gemacht, aber nun hätte Rinke doch auch ein bißchen mit sich reden lassen können: wenigstens halb und halb — die Mädchens nach der Mutter, die Jungens nach dem Vater! Mutter Zilges hatte die ganzen vierzehn Tage, seit der Geburt der Kleinen, gehofft, der Feldwebel werde sich besinnen und das Kind durch eine heilige Taufe den wahren Gläubigen zugesellen.

Sie hatte ihre Tochter, die ja immer ein bißchen läßig war und gern Unangenehmem aus dem Weg ging, beschworen, ihrem Mann ernstliche Vorstellungen zu machen.

Trina behauptete auch, das gethan zu haben: „aber de is doch nu ens so," hatte sie gejammert, „ich krieg' ihn nit derzu. Wat soll ich dabei machen? Laßt mich zufrieden!"

Ach, ach, es war aber auch alles zu ärgerlich! Frau Zilges biß sich auf die Lippen; sie wurde nicht gleich so grob wie ihr Mann, aber wenn sie den Rinke jetzt hier gehabt hätte, glaubte sie sich im stande, ihm ordentlich den Text zu lesen. Jedes harmlose Pläsier verdarb einem der Preuße!

Während der ganzen ersten Hälfte der Ansprache, die der Pastor hielt, dachte sie darüber nach, warum sie eigentlich für einen so betrüblichen Tag einen so großen Zwetschgenkuchen gebacken hatte und einen so leckeren Platz mit Korinthen. Wie konnte man denn essen, wenn man so traurig war?! Aber sie wußte selbst nicht, wie ihr geschah, war es der Anblick des Kindchens, das, ganz so rund und blond wie die Mutter, so brav schlummerte, die kleinen Hände zu Fäustchen geballt? Das nicht einmal zuckte, als die kalten Wassertropfen den zarten Flaum seines Köpfchens besprengten? Sie bekam freundlichere Gedanken.

Und hier der Hochaltar von Marmorstein, den man von den frommen Cölestinerinnen hergebracht, und da der heilige Johannes Nepomuk und dort in der Nische die heilige Anna! Nein, noch war nicht alles verloren! Ihre Stirn glättete sich; sie sah nieder: ei, so ein klein lecker Stümpken! Akkurat so hatte ihr einst das eigne Kind, die kleine Trina, im Arm gelegen, wie hatte da ihr Herz vor Freuden geklopft! Und nun war sie Großmutter! Ihr Herz klopfte wieder, gerade so innig, nein, fast noch mehr! Warm fühlte sie's in sich aufwallen. Ja, sie wollte es lieb haben, und was an ihr lag, das wollte sie wohl thun, der Preuße sollte nicht die Oberhand kriegen; am Rhein war es geboren, ein rheinisch Kind sollte das Finchen bleiben!

Sie mußte an sich halten, um dem Enkelkind nicht einen schallenden Kuß aufzudrücken.

Der Geistliche sprach den Segen über die Täuflinge, es beruhigte die Großmutter, daß er dabei wenigstens ein Kreuz machte. Durch das Glas der Kirchenfenster fielen bunte Strahlen. Draußen schien wieder die Sonne — ei, das war gut, da sah sich alles noch einmal so freundlich an!

Als sie dem Ausgang der Kirche zuschritten, hatte Frau Zilges wieder ihr gewohntes behagliches Gesicht.

„Et hat noch jut jejangen," flüsterte sie und nickte der Tochter zu. Diese gähnte, war abgespannt und hatte Lust auf ein Gläschen Wein; aber sie hatte keinen Viertelschoppen zu Hause, das fiel ihr ein, und darum seufzte sie. Plötzlich fuhr sie zusammen, als die Mutter einen Laut der Ueberraschung ausstieß.

Hinter dem letzten Pfeiler trat der Vater auf sie zu. Er schmunzelte übers ganze Gesicht, zugleich ein bißchen pfiffig und ein bißchen verlegen; da hatte er die ganze Zeit über versteckt gestanden und zugesehen.

„No, Zilges," flüsterte Frau Josefine Cordula und gab ihrem Mann einen kleinen Puff in die Seite, „du bis aber einen!" Sie wollte ärgerlich thun, aber sie brachte es nicht fertig. „Warum bisste dann nit wenigstens vornehin jekommen?!"

Er faßte sie unter den Arm und flüsterte zurück unter noch stärkerem Schmunzeln: „Dat war mich nit möjelich, wahrhaftijens Jott nit — du weißt doch — dat Bukping!" Und dabei knibbelte er mit dem Auge.

In guter Laune traten sie aus dem Portal. Es war wunderschönes Wetter geworden; Damen mit Parasols und blumengeschmückten Kiepenhüten bauschten ihre sommerlich hellen Gewänder.

„Wohin dann?" fragte Zilges, als sich Trina jetzt nach links wendete. Die Infanteriekaserne dehnte sich lang, nahm die ganze eine Seite der Straße ein, und die Feldwebelwohnung lag in Hof I, im äußersten linken Flügel. „No, wat dann, wohin jehjte?"

„Nach Haus," murmelte Frau Trina mit zuckenden Lippen; es wurde ihr doch gar schwer, wenn sie daran dachte, daß sie an dem schönen Sonntag, der noch dazu der Taufsag ihres Kindes war, so mutterseelenallein in der öden Kaserne sitzen sollte. Die Eltern würden ja nicht zu ihr kommen, die hatten in dem ganzen Jahr kaum einmal die Feldwebelwohnung betreten; und wenn auch Rinke nicht da war, das thaten sie doch nicht. Ueberdies war am Sonntagnachmittag immer viel Zuspruch im „Bunten Vogel". „Och Jott, och Jott!" seufzte sie; sie fühlte sich doch noch recht schwach.

Als hätte der Vater ihre Gedanken erraten, so sagte er jetzt: „No Hus?! Bisste jeck? Du wirst doch nit 'e so trübselig allein sitzen?! Komm du als nur bei uns, Tring!"

Digitized by Google

„Un dat Finken kömmt auch mit bei sein Großmamma," rief Mutter Zilges und lächelte zärtlich ihr Enkelkind an.

Die junge Frau war zögernd stehen geblieben und wurde abwechselnd rot und blaß. Ach ja, sie wollte sehr gern mitgehen, aber hatte ihr Mann ihr nicht befohlen, sich ruhig zu Haus zu halten? Unschlüssig sah sie vom Vater zur Mutter und auch zur kleinen Josefine hin, sie wußte keinen Rat; ihr grauste vor den getünchten Kasernenwänden und der Einsamkeit. Wie viel besser war's in der getäfelten Wirtsstube des „Bunten Vogel" und nebenan im kleinen Comptörchen, wo der große Lederstuhl am Fenster zum Ruhen einlud und das erst kürzlich angebrachte Spiönchen die Straße aufwärts und abwärts in seinem Glas spiegelte! O, da war's gut sein! Aber hatte Rinke nicht gesagt: ‚Du bist noch schwach, leg dich lieber ein paar Stunden hin, schon wegen der Josefine!' Schwach, schwach — ne, sie war jetzt ganz kräftig!

Die Dauwenspeck gab den Ausschlag. „No, Madam Rinke," mahnte sie, „steht hie nit e so lang erum, dat es Euch nit jut. Zeit for 't Mittagessen es et auch als. Un et Finken hat auch als Appetit. Madam Zilges, seid ens so freundlich, dragt dat Finken e Stücksken, et es mech als janz schwer."

Und nun schwenkte die kleine Karawane, als sei es so ganz selbstverständlich, statt nach links, nach rechts ab, in der der Feldwebelwohnung entgegengesetzten Richtung. —

Wer hätte gedacht, daß das heute noch so ein vergnügter Tag werden würde! Mutter Zilges hatte ein gutes Sonntagsessen vorbereitet gehabt, und alle thaten ihrer Kochkunst Ehre an. Die Dauwenspeck versicherte, sie könne sich tot essen an den gestovten Saubohnen und dem frischgekochten durchwachsenen Spect; einen leckreren Zwetschgenkuchen verstand überhaupt keiner zu backen, er schmeckte so „herzlich". Auch dem Düsseldorfer Obergärigen wurde wacker zugesprochen, und zuletzt stieß man mit einem Gläschen Rheinwein auf das Wohl des Täuflings an.

Es herrschte ein ungemeines Behagen in der um diese Zeit noch leeren Wirtsstube, an deren altertümlichen Wänden, zwischen ausgestopften Vögeln und Schmetterlingskästen, verschiedene Lithographien des Kaisers Napoleon hingen. Auf der einen stand er einsam im kleinen Hütchen, die Hand im Busen; auf der andern lag er zu St. Helena auf dem Sterbebett.

Peter Zilges bildete sich etwas darauf ein, daß er den Napoleon gut gekannt. Hatte er dem Kaiser doch dazumal, Anno elf, bei seinem Einzug in Düsseldorf so nahe gestanden, daß er ihn hätte am Rockschoß greifen können. Auf dem Hügel am neuen Hafen war's gewesen, da hatte Napoleon einen Augenblick verweilt. Die Bürgergarde bildete Spalier, Tücher wurden geschwenkt, Kinder und Jungfrauen streuten Blumen, Musik spielte, Trommeln wirbelten, vom Boulevard Napoleon und der Rue l'Empereur her wehten Fahnen, eine Ehrenpforte war gebaut am Ratinger Thor, eine schaulustige Menge drängte sich, es gab ihrer genug, die da schrieen: „Vive l'empereur!" Aber finster hatte jener gestanden, die Arme über der Brust gekreuzt, und hinausgestarrt auf den Rhein, der unruhig seine schweren, herbstgrauen Wogen vorbei rollte. Der arme Kaiser, dem ahnte wohl schon Unheil!

Zilges erzählte das gern und anschaulich; er konnte sich nie eines gewissen Bedauerns dabei erwehren. Man kannte den Napoleon doch von Angesicht zu Angesicht, man war lange genug französisch gewesen, und die Kurpfälzer und Oesterreicher, die vordem in der Stadt gelegen, hatten übermütiger gehaust wie die Truppen der Division Lefebvre. Und wem hatte die Stadt denn den neuen Hafen und die schönen Anlagen des Hofgartens, in denen der Bürger sich mit Weib und Kind ergehen konnte, und den Annauasberg und den Napoleonsberg und die breite Alleestraße zu verdanken? Nur dem Napoleon! Ohne den säße man noch in der engen Festung und hätte Gott weiß was für Einquartierung auf dem Hals.

Ja, der Napoleon, das war einer gewesen — Gott hab' ihn selig!

Ganz bescheiden nahm sich der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. zwischen den beiden großen Lithographien aus.

Man saß noch hinterm Tisch, als ein paar Gäste im „Bunten Vogel" erschienen, gute Bekannte, die Mutter Zilges gleich zum Kaffee einlud. Nun fuhr sie ihren Korintheublatz auf.

Trina saß da mit hochgeröteten Wangen, sie hatte ihr Kind an der Brust und ließ sich's selber auch wohl sein. Ihre Augen glänzten; die Freunde bewunderten das „staatse" Kind — und dann war so viel zu hören und zu erzählen! Sie hatte sich lange nicht so recht ausgesprochen. Gedankenlos aß und trank sie in sich hinein; der Nachmittag verflog im Umsehen.

Es kamen der Gäste noch mehr, heut schenkte Peter Zilges gratis ein — das erste Enkelkind, da wollte er sich doch nicht lumpen lassen. Die Fröhlichkeit wurde laut, durch die offenen Fenster schallten die Stimmen weit hinab die Ratingerstraße. Mancher Bürger, der vorüberging, trat, angelockt durch das lustige Getön, in den „Bunten Vogel" ein und blieb drinnen. Der Kreis vergrößerte sich bedeutend, auch junge Leute waren da, die mit der Trina einst „Dopp" auf der Straße geschlagen und um den alten Jan Willem auf dem Markt „Nachläufches" gespielt. Sie neckten sie alle mit ihrem Preuß'; aber die Neckerei war gutmütig, und so lachte sie mit, daß sie sich schüttelte.

Nun fing man an zu singen. Die jungen Männer gehörten zum Gesellenverein und hielten ihre Uebungen zu allen kirchlichen Feiern; mit einem langgezogenen, choralartigen Lied begannen sie denn auch erst, aber bald folgten leichtere

Digitized by Google

Weisen. Der Tenor legte sich ordentlich ins Zeug, donnernd fiel der Baß ein, zuletzt freilich ging der Gesang etwas auseinander.

Es war heiß geworden, die Luft in der Wirtsstube stickig, von Pfeifenqualm erfüllt. Die kleine Josefine quäkte unruhig, Frau Dauwenspeck hatte sie der jungen Mutter abgenommen, schaukelte sie hin und her und gab ab und zu ein beruhigendes Kläpschen auf die Rückseite des fest zugebündelten Stechkissens.

Einer der jungen Männer, der Schnakenbergs Hendrich aus der „Windmühl", pfiff der Kleinen freundlich etwas vor, ein Rheinländer war's — hei, fuhr der allen in die Beine! Man stand auf und fing an zu schleifen. Der Zillges war ein rechter Schalk, ehe seine Josefine Cordula sich dessen versah, hatte er sie um die Taille gefaßt: vier Schritt nach links, vier nach rechts, schwenkt euch rund, immer rund! Weiß Gott, der tanzte seine rheinische Polka noch wie ein Junger.

Trina war auch von der Bank aufgesprungen, sie stellte sich auf die Zehen und reckte sich hinterm Tisch, um Großvater und Großmutter tanzen zu sehen, und lachte unbändig. Rosig und hübsch sah sie aus. Wie lange nicht, vertieften sich die Lachgrübchen in ihren runden Wangen, ihre Augen glitzerten vor Vergnügen; nun streckte sie den Finger aus und kreischte laut auf. Sie hatte einen ganz kleinen Schwips.

Der schwarze Hendrich, der früher schon immer ein Auge auf sie gehabt, voltigierte hinter den Tisch und zog sie vor. Ob sie sich auch kichernd sträubte, er drehte sie ein paarmal herum, nur ein paarmal; sie waren noch kaum vom Tisch weggekommen, da stockte ihr der Atem — jemand war eingetreten, ein strammer Langer in Uniform — da — da — der Feldwebel!

Mitten in der Stube stand er und sah sie an mit einem bösen Gesicht.

Es war eine unangenehme Ueberraschung für beide Teile. Frau Trina wurde noch glühender rot, des Feldwebels gebräuntes Gesicht wurde fahl.

Aha, da war er ja gerade zur Zeit gekommen! Also darum hatte es ihn innerlich so getrieben, daß er sich in Wesel, nachdem er in später Nacht seine Gefangenen eingebracht und den Ablieferungsschein erhalten, nur wenige Stunden Rast gegönnt und im Morgengrauen bereits wieder die Rückfahrt angetreten?! In Kaiserswerth hatte er seine Mannschaft hinter sich gelassen und war auf einem ausgespannten Gaul heimgeritten, so rasch der müde Klepper laufen konnte.

Nur nach Haus! Eine Sehnsucht hatte ihn plötzlich ergriffen, noch heimzukommen am Tauftag seines Kindes. Ganz wollte er doch nicht fehlen, auch die Käthe würde sich freuen, wenn er noch kam.

Er hatte von seinem Vater einen Siegesthaler von Anno 13 ererbt — eine Oese war schon daran —, da sollte die Käthe gleich ein Schnürchen durchziehen, und er wollte ihn seiner Tochter heute um den Hals hängen als einen Talisman. Er war ganz glücklich in dieser Idee.

Was der Wachtmeister Rinke wohl sagen würde, wenn er wüßte, daß sich sein Enkelkind an seinem Siegesthaler einmal die Zähnchen durchbeißen könnte. Freuen thäte er sich.

Lebhaft gedachte der Feldwebel in dieser Stunde seiner Eltern. Nun er selber Vater war, fühlte er sich ihnen näher, obgleich er die Stelle, wo sein Vater in der Erde ruhte, nicht kannte. Der Alte lag wohl in irgend einem Massengrab bei Waterloo. Und die Mutter? Die war schon Anno 13 begraben worden, als der Vater noch unterm alten Blücher im Kriege focht.

Die Mutter! Ach ja, die hatte bitter Not gelitten in ihrer Todkrankheit; die Nachbarn im armen märkischen Nest hatten auch nichts, er, der Zwölfjährige, war ihre einzige Stütze. Rinke erinnerte sich deutlich der kalten Winternacht, in der er, ohne Strümpfe, die nackten, mit Lappen umwickelten Beine in die zerrissenen Schuhe gesteckt, zum Flüßchen hinabgelaufen war, um Eis zu hacken, damit sie ihren Durst löschen sollte. Die Art war ihm abgeglitten und hatte seinen Fuß getroffen, er hatte dessen nicht geachtet und war in fliegendem Lauf zu der Fiebernden zurückgeeilt. Da hatte er gelernt, die Zähne zusammenzubeißen. Es gehörte Mut dazu, die einsame, lange Winternacht hinzubringen in der kalten Kammer, an deren klapperndem Fenster der Wind rüttelte. Die Sterbende suchte bei ihm Wärme in ihrer Todeskälte; selbst frierend preßte er sie in seine Kinderarme. So hatten sie einander umklammert, der Sohn der Mutter Schutz gebend und doch zugleich noch Schutz bei ihr suchend.

Friedrich Rinke hatte kein Glück, wenn er seiner Frau von der Vergangenheit erzählen wollte. Das erste Mal, als sie eben verheiratet gewesen, hatte sie zwar mitleidig geweint, aber als er noch einmal darauf zu sprechen kam, sagte sie: „Och, laß dat!" Es machte sie grauen und verdarb ihr die gute Laune. Aber seiner Tochter wollte er früh davon erzählen, das nahm er sich vor. —

Immer rascher trieb er sein Pferd an. Schaum stand dem Tier auf den Flanken, als er in den Kasernenhof sprengte. Mit steifen Beinen stolperte er die Holzstiege zu seiner Wohnung hinan; er lachte in sich hinein — ob die kleine Josefine wohl schlief? Es war drinnen ganz still. Die Hand auf die Klinke legend, drückte er sie behutsam nieder — was, verschlossen?! Donnerwetter, hatte die Käthe sich eingeperrt?!

Er klopfte, erst mit dem Finger, dann mit der Faust; er rief: „Käthe, Käthe!" Und immer grollender: „Frau!" Keine Antwort. Sie war nicht da. Aber das Kind mußte doch drinnen sein! Er horchte: auch von dem kein Tönchen!

Was war denn das für eine Zucht?! Einen Fluch ausstoßend, polterte er die Stiege wieder hinunter. Wo steckten sie?

Digitized by Google

Ein paar Soldaten, die auf der Bank vor der Thür ihres Blocks rauchend den Sonntag verdrusselten, standen stramm. Die Frau Feldwebel war gegen Mittag mit dem Kind und dem alten Weibsbild fortgegangen; bis jetzt hatten sie sie nicht wiederkommen sehen.

„Blinde Hessen!“

Fort stürzte der Feldwebel. —

Also hier fand er sein Weib?! Auf Rinkes Stirn schwoll die Zornesader; mit einem Blick, der alles durchbohren zu wollen schien, maß er die lustige Gesellschaft.

Eine augenblickliche Verlegenheit entstand. Der schwarze Hendrich machte einen Kratzfuß und ließ die Frau Feldwebelin schleunigst auf die Bank niedersitzen. Trina wurde so blaß, wie sie vorher rot gewesen; der fröhliche Rausch verflog, sie war plötzlich ernüchtert, ihr Herzschlag stockte.

Nur Peter Zillges in seiner glücklichen Harmlosigkeit nahm des Feldwebels seltsame Miene nicht krumm. Am frohen Fest allen Groll vergessend, schlug er ihn freundschaftlich auf die Schulter: „No, Herr Schwiegersohn, wat es jefällig? Bier oder e Jläsche Wein? Ja, heut hat de Pitter Zillges de Spendierbuxen an. Dat Finken soll leben, un sein Eltern derneben! Hoch, hoch, hoch!“

Sie riefen alle: „Hoch, hoch, hoch!“ Aber der Preuße verzog keine Miene und blieb frostig; „steif wie ein Zaunstecken“, dachten die Gäste.

Auch als die Schwiegermutter, die einem etwaigen Ungewitter vorbeugen wollte, sich bethulich um Rinke mühte, hatte sie kein Glück. Was sie auch anbot an Speise und Trank, schlug er aus; sie hatte Mühe genug, daß sie ihn zum Sitzen bekam. Ihre Erklärungen: die Trina habe sich ohne ihn so einsam gefühlt, darum hätten sie sie mitgenommen in den „Bunten Vogel“, die Gäste seien nur ein paar Nachbarn, die sich zufällig eingefunden, bei der Taufe sei das Finchen sehr brav gewesen, es sei ein gar zu lecker Tierchen und seinem Vater schon ähnlich — all das beantwortete er mit keiner Silbe. Nach wenigen Minuten erhob er sich wieder:

„Komm, Käthe!“

Auf solchen Ton gab's kein Widerstreben, Frau Trina stand sofort auf. Hastig band sie sich den Hut zu und warf die weite Mantille mit der Seidenfadruschе um; es fröstelte sie plötzlich. So sehr drängte er zum Aufbruch, daß sie kaum ein Nicken für die Freunde fand und ein kurzes: „Adjüs zusammen!“

Die Mutter war mit herausgelaufen; nun stand sie in der Hausthür und schaute dem Paar nach. Trina hatte das Kind tragen wollen, er es ihr aber fortgenommen. Jetzt machte er so große Schritte, daß die Frau kaum nach konnte, ein paar Ellen war er immer voraus. Seufzend und mit bekümmertem Gesicht sah Mutter Zillges hinter den beiden drein — ach Gott, ach Gott, das gab ein böses Donnerwetter!

Nie war Trina der Weg von der Ratingerbis zur Kasernenstraße so lang geworden, trotz des schnellen Rennens: sonst ging sie ihn in einer guten Viertelstunde, heut dauerte er ewig. Die Kniee zitterten, die Füße versagten, ihr war schwindelig und schlecht zu Mut; aber so wie sie einen Augenblick stehen blieb, um nach Luft zu ringen, rief ihr Mann: „Komm!“ Sie wagte nicht, zurückzubleiben, sondern hastete sich ab, daß ihr der Schweiß auf der Stirn perlte. Es war ihr nie gehener, wenn er sie so stumm ansah, nur knapp ein Wort sagte; war er erst am Schimpfen, dann war's nicht mehr so schlimm, da kam sie ganz gut gegen an, ihr Züngelchen konnte sich flink rühren. Aber heut hätte sie sich kein Wort getraut.

Atemlos tappte sie die Stiege hinauf; er wartete längst oben und sah sie an mit einem Blick, als ob er sie durchbohren wollte. Als sie den Schlüssel mit zitternder Hand aus ihrer Tasche vorholte, entfiel er ihr; sie bückten sich beide zugleich danach und pufften die Köpfe gegeneinander. Da wagte sie, obgleich ihr der Schädel brummte, ein kleines Lachen, aber ihr Mann ging nicht darauf ein, sah sie gar nicht an, entriß ihr den Schlüssel und stieß ihn heftig ins Schloß.

Sie traten ein, und plötzlich, wie mit einer Riesenlast, fiel es der jungen Frau auf die Seele: wie dürftig, wie häßlich war's hier! Getünchte Wände ohne Schmuck, keine Bilder, nackte Dielen, unbequeme Holzschemel; nebenan in der Kammer die schmalen eisernen Bettstellen mit den groben härenen Decken und des Feldwebels tannener Kleiderkasten. Ach, und zu Haus alles so hübsch, so behaglich. O, daß sie auch nicht dagegen protestiert, als der Bräutigam alles überflüssig fand! So ein Soldat, was weiß der von Behagen! Jetzt hätte sie sich prügeln mögen. Wenigstens ein Bett mit einem Himmel hätten sie doch haben müssen, ein Muttergötteschen und eine traulich glimmende ewige Lampe! Ganz verzweifelt fuhren ihre Blicke umher; noch nie hatte sie so den Unterschied zwischen dem „Bunten Vogel“ und der povren Soldatenstube gesehen wie heut. Das Herz sank ihr, sie fing an zu weinen und setzte sich in einen Winkel.

Der Feldwebel brachte selber sein Kind zur Ruhe, kaum daß Trina sich tranke, als er draußen in der Küche nach einem Stück Brot suchte, das Kleine aus der Wiege zu nehmen und an die Brust zu legen. Der Kopf war ihr schwer, der Magen that ihr weh, sie weinte in einem fort. Weinend kroch sie ins Bett, noch weinend schlief sie ein.

In der Nacht erwachte sie jäh — das Kind schrie durchdringend —, ganz entsetzt sprang sie auf. Ihr Mann stand schon bei der Wiege; er hatte das Oellämpchen angezündet und leuchtete damit ins Bettchen nieder, in dem er das Kind aufgebündelt. Die kleine Josefine zog krampfhaft die Beinchen hoch an den Leib, jämmerliche Schmerzensschreie ausstoßend.

„Jesus, wat hat et nur, warum weint et dann?“ fragte Trina erschrocken.

Digitized by Google

Er gab ihr keine Antwort, finster blickend raffte er die Decke von seinem Bett und wickelte das Kind hinein; so trug er's im Zimmer auf und ab, immer auf und ab, rastlos hin und wieder.

Sie wollte es ihm abnehmen.

„Zu Bett!“ herrschte er sie an.

Aengstlich verkroch sie sich wieder unter ihre Decke und blinzelte nur verstohlen zu ihm hin.

Mitternacht war längst vorüber, schon dämmerte ein bleicher Schein überm Exerzierplatz. Noch immer wanderte Rinke auf und ab, hin und wieder, und noch immer wimmerte das Kind. Sie konnte es nicht länger mehr aushalten, an Schlafen war doch nicht zu denken; die Decke abwerfend, lief sie zu ihm hin.

„Is et krank? Och Jott, och Jott!“ rief sie angstvoll und raunte neben ihrem Mann her, bleich und fröstelnd. Sie klammerte sich an seinen Arm. „Och, Jesus Maria, Rinke, sag ens, wat hat et dann?“

„Bauchweh!“ stieß er kurz heraus. „Und du bist schuld dran!“ Und als sie ihn betroffen, ganz verdutzt ansah mit ihren müden, verschwiemelten Augen, hob er zornig die Hand und gab ihr einen Backenstreich.

III.

Der erste Weg, den Josefine lernte allein zurücklegen, war der zu den Großeltern. Munter und großäugig blickend, trippelte die Kleine über Hof 1 der Kaserne. Ein mit einem Lämmchen besticktes Perlentäschchen trug sie umgehängt, da hinein steckte ihr die Großmutter immer etwas Leckeres.

Feldwebel Rinke war nicht für die Verwöhnung; ob es regnete oder windete oder fror, Josefine mußte heraus, nur daß sie dann statt des runden Hutes mit Bändern, der ihr ewig im Nacken hing, ein Kapüzchen trug und um den bloßen Speckhals ein Radmäntelchen. Frau Trina war weniger für die Abhärtung: die Fina war ja noch so jung, sie wird den Husten kriegen, sie kommt noch zu Unglück! Aber im Grunde war sie doch ganz froh, einmal für eine Weile ein Kind los zu sein, sie hatte ja noch den knapp um ein Jahr jüngeren Wilhelm und ein ganz Kleines in der Wiege. Zwischen Wilhelm und dem Kleinsten war eins gestorben, ein Mariechen. No, das war ja nur drei Wochen alt geworden, und zu warten hatte sie auch so noch genug! Die Eltern hielten ihr zwar jetzt ein Mädchen für die Tagesstunden, aber das war fast selber noch ein Kind, eben erst zur heiligen Kommunion gegangen.

Das Kasernenthor war die einzige ernste Schwierigkeit auf Josefines Weg zur Ratingerstraße; den schweren Thorflügel konnte sie nicht heben, und stand keine Spalte offen, um durchzuschlüpfen, mußte sie Hilfe rufen. Hell schallte die Kinderstimme über den Hof, die Soldaten spitzten die Ohren wie bei einem Trompetenstoß. Nur rasch, sonst schrie die kleine Blage*) sämtliche Spottnamen der Compagnie! Die wußte sie ja alle, und die Soldaten wollten sich darüber totlachen. Jeder von ihnen kannte die Feldwebelstochter.

Wurde auf dem großen Platz exerziert, stand die Kleine gewiß oben in der Wohnung auf dem Fensterbrett, den einen Arm ums Fensterkreuz geschlungen, den andern zum Schutz vor die geblendeten Augen gelegt. Wurde in Hof 1 gedrillt, hockte sie sicher in der Nähe, auf dem Pumpentrog, auf irgend einer Treppenstufe, und folgte mit aufmerksamem Blick jedem Griff, jeder Wendung.

Feldwebel Rinke freute sich seiner Tochter, er war nicht wenig stolz auf sie. Abends, wenn er sich die Pfeife anzündete — die einzige, die er sich überhaupt gönnte —, rief er: „Antreten!“ Und Josefine, die schon lange auf diesen Ruf gelauert, war mit einem Sprung zur Stelle. Einen zugestutzten Haselstock trug sie im Arm.

„Achtung!“ Der Vater kommandierte. Hei, da wurden Griffe geübt, geschmeidig klammerten sich die kleinen Finger um das Stockgewehr.

„Faßt das Gewehr — an! Gewehrr — ab! Faßt das Gewehrr — an! Ladestock im Lauf! Gewehrr — hoch! Spannt den Hahn!“

Der Feldwebel schmunzelte: ja, die beschämte manchen Rekruten! Und die wichtige Miene dabei, das Gesicht ganz erfüllt vom Ernst des Augenblicks!

Nun wurde Stellung geübt, und Wendungen auf der Stelle, und Marsch.

„Bataillon — Marsch! Kurz getreten! Frei — weg! Halt!“

Kein Großer konnte exakter den Kommandos folgen, schneller die Beine werfen.

Dann folgte theoretischer Unterricht. Sie mußte lernen: Meldungen machen — „richtig und kurz“, das war die Hauptsache —, die verschiedenen militärischen Grade aufsagen vom Feldmarschall an bis herab zum Gefreiten, die verschiedenen Truppen unterscheiden nach den Waffen. Und wurde ihr das alles auch noch schwer, so schwer, daß sich ihre Augen oft mit Thränen füllten, ihre Instruktionsstunde hätte sie nicht hergegeben, selbst für eine große Tüte voll Klümpches nicht.

Und fragte der Vater ernst und gemessen: „Wieviel Elemente haben wir?“

„Fünf!“

„Wie heißen sie?“

So antwortete sie mit leuchtenden Augen: „Treue, Tapferkeit, Gehorsam, Pflichtgefühl und Ehre!“

Frau Trina schüttelte wohl den Kopf über diese ‚Dummheiten‘, aber sie sagte nichts — wenn es ihnen nur Spaß machte! ‚Jedet Tierken hat sein Pläsierken,‘ dachte sie.

Die blonde Feldwebelin war in den sieben Jahren ihrer Ehe recht auseinandergegangen, ihr blühendes Fleisch war Fett geworden, sie machte sich nicht viel Bewegung. Die Wochentage brachte

*) Ungezogenes Mädchen.

Digitized by Google

sie meist in Unterrock und loser Jacke oben in ihren paar Stuben zu, schlüpfte vom Herd zur Wiege und wohl auch von der Wiege zum Fenster. Da sah sie auf dem im Sommer staubigen, im Winter grundlosen Platz das tägliche Schauspiel des Exerzierens und, wenn's hoch kam, jenseits des Kanals Arbeiter Erde und Steine karren. Dort wurde eine Promenade angelegt überm Graben, und schöne Kastanien wurden gepflanzt; Bauplätze waren auch schon feil. Da würde es einmal angenehm zu spazieren sein!

„Och Jesus!" seufzte sie dann wohl, schlich wiederum zur Wiege zurück und schaukelte das greinende Kind. Ein alter Reim fiel ihr ein:

„Wenn andre Leut' spazieren gehn,
Muß ich an der Wiege stehn.
Muß da machen: Knick, knick, knack,
Schlaf, du kleiner Haderlack!"

Und dann trübten sich ihre blauen Augen.

Der Wilhelm machte ihr viel zu schaffen, mehr als das Kleinste; er war ein kränkliches Kind und für seine fünf Jahre schwach auf den Beinen. Bald hatte er einen Husten, bald einen Ausschlag, der Vater wurde schon ganz ungeduldig — das sollte ein Soldatenjunge sein?! Hing ewig an der Mutter Rock und flennte wie ein altes Weib, wenn die Josefine mit ihm exerzieren wollte! Wenn die Schwester ihn prügelte, prügelte er nicht wieder — das Hasenherz!

Bei jeder solchen Gelegenheit äußerte sich des Feldwebels Unwillen — der Junge würde nun und nimmer ein Soldat! Und Rinke nahm das als eine persönliche Beleidigung; ohne daß er es wußte, wurde sein Ton barscher, wenn er mit dem Knaben sprach. War es da nicht natürlich, daß die Mutter sich gerade dieses Kindes besonders annahm?

Auch Josefine liebte den Bruder; sie schlug ihn nur, wenn er beim Exerzieren den Stock verkehrt hielt und die Beine nicht strammn stellte. —

Heute führte sie ihn, sorglich wie eine kleine Mutter, an der Hand. Es war Sonntag, und die Geschwister trippelten vor den Eltern her über die Kasernenstraße, während Stina, das noch kindliche Stundenmädchen, den Kleinsten im blaugestrichenen Holzwägelchen hintennachzog.

Die Familie rückte zum Sonntagnachmittagsspaziergang aus; es war das einzige Vergnügen, das Frau Trina hatte, und dies ließ sie sich auch so leicht nicht nehmen.

Dann holte sie einmal ihren Putz hervor und zeigte sich, am Arm ihres Feldwebels, als gute Bürgerstochter, die mehr Geschmack hat als eine gewöhnliche Soldatenfrau. Die Schnürbrust ließ sich freilich so eng nicht mehr zusammenziehen, aber der Rock setzte sich modisch mit vielen Falten unter dem runden Leibchen an, die Ärmel bauschten mächtig bis zum Ellbogen, und reichlich gesteifte und wattierte Unterröcke gaben dem Rock einen schönen Fall.

Frau Trina war heut nicht ganz zufrieden mit dem Ziel des Ausflugs, sie hätte ihren Staat lieber mehr sehen lassen und selber gern welchen gesehen, im Kaffeegarten „Zum Stockkämpchen" oder in der „Petersburg" auf dem Flingersteinweg, wo man beim Gläschen Wein und Bier Musik von der Estrade des großen Saals zu hören bekam und nachher auch ein Tänzchen machen konnte. Aber ihr Mann, der war ja zu geizig für so etwas, der ging am liebsten nur jenseits der Schiffbrücke, nach der „andern Seite", wo man im Grasgarten des Bauernwirtshauses Bauernbrot und dicke Milch aß.

Schon hatte man den alten Jan Willem am Marktplatz erreicht und spazierte, das eherne Reiterbild, auf dessen mächtigem Haupt Scharen unverschämter schirpender Spatzen saßen, zur Rechten lassend, herunter zum Zollthor. Und sieh da — der Rhein, der Rhein!

Josefine stieß einen hellen Jubelschrei aus. Ja, da war er! Ein heiteres Sonnenlicht küßte seine breite, schleppende, lichtgrüne Flut. Langsam ziehend und lautlos glitt Welle auf Welle am Brückenkopf vorbei.

Mit lautem Jauchzen stürmte Josefine voran; es machte ihr ein unsägliches Vergnügen, die Planken der langen Schiffbrücke unter ihren Füßen leis schwanken zu fühlen und durch die Ritzen das Wasser unter sich strömen zu sehen. Sie rannte dahin, als hätte der Rheindust sie berauscht, dieser köstliche Geruch nach Tang und Teer und durchfeuchtetem Holz. Den Kopf zurückgeworfen, die Flügel der kleinen Stumpfnase gebläht, die Arme ausgebreitet, lief sie dem Rheinwind entgegen, helle Glücksschreie ausstoßend. Und der Wind pustete sie an, daß ihre Bäckchen leuchtender strahlten in einem warmen, weichen Rot.

Auch Frau Trinas Gesicht war heiter geworden; jetzt war man drüben, und der Blick zurück auf die Stadtseite war gar zu schön. Weiß zeigten sich die Häuser an der Werft, in ihren Fenstern blitzte der Sonnenglanz und machte sie zu blendenden Spiegeln; stolz ragten dahinter die Türme der Kirchen, und mächtig und klotzig erhob sich das alte Schloß. Seine rötlichen Mauern standen hart am lichtgrünen Strom, mit vielen Fensterangen blickte es rheinauf und rheinab.

Stolz wies die Düsseldorferin hinüber. „Kuckens, Rinke!"

Er meinte zwar, die Spree gäbe dem Rhein an Breite nicht viel nach, auch könne sich der alte Rumpelkasten da mit dem Königsschloß zu Berlin nicht messen; aber er betonte heut doch nicht mit gleicher Schärfe, wie sonst bei jeder Gelegenheit, sein Preußentum. Sein Hauptinteresse war bei Josefine.

Gleich einem Vogel auf eiligem Flug durchflatterte sie das satte Grün der Wiesen. „Krieg mich, krieg mich!" Oft verschwand sie ganz im fetten Gras, um dann plötzlich aufzutauchen mit dem schrillen, zwitschernden Schrei der Schwalbe, die den Aether durchschießt. Langgestielter blauer Salbei, goldgängige weiße Sternblumen, brennend

Digitized by Google

roter Mohn nickten um sie. Mit beiden Händen griff sie hinein in die Blütenpracht, in ausgelassener Lust raufte sie aus, und sich hintenüber ins Gras werfend, goß sie all ihre Blumen wie einen Sommerregen über sich.

Der kleine Wilhelm hatte sich längst zu dem Rock der Mutter geflüchtet, er hing sich an und zockelte so nach. Vergebens ermunterte ihn der Vater, der Schwester zu folgen, nur fester klammerte er sich an die Falte; als der Vater ihm die Finger lösen wollte, erhob er ein jämmerliches Geschrei.

Da begann die Mutter, den Arm ihres Mannes fahren lassend, auf die wilde Josefine zu schelten. „Kömmste hiehin! Wie siehste nu als wieder aus? Du Blage! Lauter Grasflecken!“ Sie hob die Hand zum Schlag. „Wat machste dann?“

Glühend vom Tollen, bebend vor Atemlosigkeit sah Josefine der Mutter ins Gesicht. „Ich freu' mich,“ sagte sie und nahm den Schlag hin, ohne mit der Wimper zu zucken; doch dann senkte sie tief den Kopf, weh gethan hatte ihr die Ohrfeige nicht, aber sie schämte sich.

Der Feldwebel biß sich auf die Lippen; er ärgerte sich über seine Frau. Aber: famoses Mädel, die Josefine, wie sie dastand und sich das Weinen verkniff und den Kopf hängen ließ, daß man ihr nicht ins Gesicht sehen sollte! Die hatte Ehrgefühl, Gott sei Dank! Die Ehre, die Ehre, nicht früh genug hält man die hoch! Ja, seine Tochter — die war Blut von seinem Blut! Ein mißbilligender Blick traf den noch immer heulenden Wilhelm.

Als Rinke über ein Weilchen nach Josefine umschaute — er mußte doch sehen, ob sie noch immer trauerte —, da sah er hinter einem Busch zwei langbehoste kleine Beine in der Luft zappeln. Josefine schlug Purzelbäume.

Der Spaziergang auf die andre Seite war für den Feldwebel immer der Anlaß zu allerhand militärischen Betrachtungen: hier hatten einst die Soldaten des General Bernadotte den Freiheitsbaum mit der Jakobinermütze aufgepflanzt und von dem Rasenwall aus die Stadt Düsseldorf beschossen. Jetzt standen freilich harmlose Bretterstische und Bänke an gleicher Stelle, und zwischen zwei starken Weidenbäumen quietschte eine Schaukel.

Es war Friede, stiller, eintöniger, schläfriger Friede. Der Feldwebel sagte es sich nicht ohne Bitterkeit: er war ein Jahrzehnt zu spät auf die Welt gekommen; die großen Befreiungskämpfe waren ohne ihn ausgefochten, ihm war es wohl nur beschieden, in der Kaserne zu hocken und statt des Pulverdampfes den Staub des Exerzierplatzes zu schlucken.

Heut waren alle Tische und Bänke vor dem bäuerlichen Wirtshaus besetzt, selbst im versteckteften Eckchen; nur ein schöner Tisch, so recht am besten Platz, war merkwürdigerweise noch frei.

Mit schwenkendem Rock und frohem Lachen stapelte Frau Trina darauf los, die Ihren durch lauten Zuruf ermunternd, doch ja recht rasch Besitz zu ergreifen. Die Kinder erkletterten denn auch schon die Bank, als der Feldwebel in peinlicher Ueberraschung stutzte. Donnerwetter, da am Nebentisch, ganz dicht, saß ja sein Hauptmann, der Herr von Clermont, er erkannte ihn schon vom Rücken.

Rinke hielt seine Frau zurück und winkte den Kindern, aber Trina sagte ziemlich laut: „No, wat dann?! Dadrum sollen wir uns nit dahin setzen?!“ Sie ärgerte sich über die Devotion ihres Mannes. „Wenn de zu vornehm is, da braucht de ja nit derhinzusehn, wo die Bürger sehn. Ich setz' mich!“

In diesem Augenblick wendete sich der Hauptmann herum, und der Feldwebel stand stramm. Herr von Clermont winkte ab und machte dann seine Frau lächelnd auf die kleine Josefine aufmerksam, die auf den Wink ihres Vaters von der Bank herabgeglitten war und nun, den Finger an den Lippen, halb scheu, halb dreist den ihr bekannten Vorgesetzten anstarrte.

Inzwischen hatte Frau Trina Platz genommen; nicht ohne Absicht sprach sie recht hörbar und lachte ungeniert, keiner der Umsitzenden sollte denken, daß sie sich wegen des Vorgesetzten ihres Mannes auch nur die geringste Gene anthat. Das Kindermädchen mußte ihr sogar den Kleinsten reichen, und sie legte ihm eine frische Windel unter.

Rinke war wütend auf seine Frau; aber sie schien seine stumm-beredten Blicke nicht zu bemerken, fröhlich nickte sie ein paar Bekannten zu: „Tag zusammen!“ und schöpfte mit Geklapper und Ausrufen des Entzückens die dicke Milch aus der irdenen Schüssel.

„Schrei nicht so!“ flüsterte er. Sie hörte nicht, und deutlicher wagte er nicht zu werden, am Nebentisch konnte man ja jedes Wort verstehen. Er saß wie auf Nadeln.

Josefine starrte noch immer mit großen Augen, sie hielt ordentlich den Atem an — da saß neben der Dame des Herrn Hauptmann ein Mädchen, das war so klein wie sie, aber lange, dunkle, gedrehte Locken fielen dem auf die Schultern, und neben dem saß einer, ein — ja, nur ein Junge war's, aber er hatte schon Uniform an! Eine ganze, richtige, wirkliche Uniform! Ihre Blicke waren gebannt.

Hauptmann von Clermont wurde aufmerksam: „He, du Kleine, was giebt's denn hier zu sehen?“

Sie wurde rot wie eine Rose; krampfhaft das Fingerchen streckend, ganz aufgeregt, ganz glückselig bewundernd, stammelte sie: „Der — och, der da — der kleine Soldat!“

Alles lachte. Herr von Clermont winkte sie zu sich heran; dreist kam sie bis an sein Knie, aber ihre Augen verließen den Jungen nicht.

„Der kleine Soldat da,“ sagte der Hauptmann amüsiert, „das ist ein Kadett, verstehst du? Ein Kadett!“

Sie nickte stumm-strahlend.

Der Kadett war auch ganz rot geworden, die

Digitized by Google

großen Blicke des kleinen Mädchens genierten ihn sehr. Er drehte den Kopf weg.

„Feldwebel, hat Er schon gesehn? Mein Sohn!“ Der Hauptmann wendete sich zu Rinke; dieser stand wie vorhin stramm, aber leutselig winkte der Vorgesetzte wieder ab: „Bitte, bequem,“ und fuhr dann fort: „Großer Junge, was? Erst elf. Habe ihn schon drei Jahre im Corps in Bensberg, ist in den Ferien hier. Kommt bald nach Potsdam. Ich denke, wird mal einen ganz netten Lieutenant Seiner Majestät abgeben, hoffe, wenn's Glück gut ist, bei Seiner Majestät Garde. Viktor, sitz gerade! Kopf hoch, daß du wächst!“

Der Junge reckte sich. Auch Josefine reckte sich unwillkürlich. Die Blicke beider Kinder begegneten sich. Der Kadett lächelte ein wenig spöttisch, ein wenig von oben herab und zugleich doch geschmeichelt.

„Möchtest du vielleicht mit dem kleinen Mädchen spielen, Cäcilie?“ sagte jetzt die Frau Hauptmann zu ihrem Töchterchen, und das blasse, vornehme Gesicht dem blonden Kind zuwendend, fragte sie gütig: „Wie heißt du?“

„Zu Befehl: Josefine!“

Wieder lächelte der Hauptmann, der Kadett aber prustete laut heraus. Da wurde Josefines freier Blick unsicher, es zuckte um ihren Mund; hastig nach der Hand der kleinen Schwarzhaarigen, die sich ihr schüchtern genähert hatte, greifend, riß sie die mit sich fort, weg von den Tischen, hinein in die Wiese. Die beiden Mädchen, sich an der Hand haltend, liefen rasch immer weiter hinein in das hohe, blumige Gras.

Da stand der Kadett auf, trieb sich erst noch ein wenig in der Nähe der Tische herum, pfiff, schleuderte ein Steinchen, schüttelte an einem Baum, besah seine Stiefel und ging dann langsam, mit gemessenem Schritt, den beiden Kindern nach in die Wiese. —

Von diesem Sonntag an war Josefine zur Gespielin des kleinen Fräulein von Clermont erkoren; der Herr Hauptmann hatte seinem Feldwebel allerhand Freundliches über das frische blonde Kind gesagt.

Rinke bemühte sich, seiner Frau nicht zu zeigen, wie stolz er auf die Ehre war, die seiner Tochter widerfuhr; die Käthe hatte ja doch gar kein richtiges Verständnis dafür. „Du lieber Jott, wat is dat dann?!“ sagte sie. Der Großvater brummte auch: „Wat soll dat Kind do? Mir sin Düsseldorfer Börjer, mir scheren uns en Dreck um de ‚Bons!‘.“ Die Großmutter war ebenfalls nicht erbaut: die Clermonts waren evangelisch, aus Thüringen sollten sie sein, daher, wo man den Luther auf der Burg versteckt gehalten. Die alte Frau war sich über ihre Gefühle nicht ganz klar, aber ihr bangte für ihr Finchen; allerlei Reden führte sie vor dem Kind, die es nicht verstehen konnte, jedoch es fühlte heraus, Großeltern und Mutter freuten sich nicht über die Einladung. Aber der Vater!

Es war ein großer Moment für beide, als Josefine an des Feldwebels Hand nach der Bilkerstraße hüpfte. Dort wohnten die Clermonts. Sie war in ihrem besten Kleid, weiß hingen ihr die Höschen unter dem Röckchen vor bis an die Knöchel. Ihr Herz klopfte vor Erwartung: hatte der kleine Soldat nicht gesagt, er würde vielleicht auch einmal mit ihr spielen? Exerzieren — ach ja, das wollten sie!

Ehe der Vater an der Klingel zog, ermahnte er noch: „Mach mir Ehre, Josefine, und wenn dir auch was gegen den Strich geht, nich gemuckt, hörste?“

„Aber — wenn se mich hauen?“ fragte sie und warf trotzig den Kopf zurück.

„Dann hauste nich wieder — unterstehe dich!“

Das Kind machte große Augen; heute verstand es seinen Vater nicht.

*

Die Clermonts waren nicht reich, der Hauptmann hatte nicht mehr als seine Gage und jährlich ein paar hundert Thaler Zuschuß aus dem Erbe seiner Frau. Sie mußten sich sehr einschränken, aber die Welt merkte nichts davon. Die Frau Hauptmann trug, wenn sie ausging, ein seidenes Kleid und Armbänder, aus den Haaren ihrer Eltern und Kinder geflochten, mit goldenen Schlößchen daran; und die hübsche Cäcilie sah aus wie ein englisches Kupfer, mit ihren langen, gedrehten Locken, in den zarten, bandgegürteten Kleidchen.

Für Viktor hatte der Hauptmann eine Freistelle im Kadettencorps, und wenn der Leutnant in spe zweimal im Jahr von Bensberg nach Hause kam, so saß er als blinder Passagier neben dem Kutscher des Stellwagens oder wurde wohl auch noch innen zwischengeklemmt.

Viktor war sehr stolz auf sein „von“. Im Corps waren sie alle adelig, sogar zwei Grafen waren da. „Ich bin zwar nur Freiherr,“ sagte er zur kleinen Josefine, „aber unsre Familie ist viel älter wie denen ihre. Papa hat mir erzählt, daß schon Clermonts in den Kreuzzügen mitgewesen sind unter Gottfried von Bouillon. Meine Mama ist auch von ganz altem Adel, ihre Familie hat in der Reformationszeit sich hervorgethan. Aber das verstehst du ja nicht, dazu bist du noch zu dumm!“

Nein, sie verstand ihn auch nicht; sie fühlte nur eine ganz instinktive Bewunderung für ihn, wenn er die Uniform trug. Sprang er dagegen im Garten hinter dem Hause herum und trug dabei ein paar verschabte Hosen, aus des Vaters abgelegten Beinkleidern geschneidert, und ein verwaschenes Drillichjäckchen, dann fühlte sie sich mit ihm ganz auf gleich und gleich. Er spielte noch sehr gern. Freilich, vom Exerzieren wollte er nicht viel wissen, das mußten sie im Corps so viel, selbst in den Freistunden, thun; er mochte lieber mit ihr über die Gartenmauer klettern, hinunter zum Speeschen Graben, und da mit einem Stock fischen und Frösche fangen und

Digitized by Google

Regenwürmer suchen und Papierschiffchen schwimmen lassen. Sie machten sich naß und schmutzig dabei und waren sehr glücklich.

Sie rissen auch wohl aus nach dem Kacheloch, einem noch wüsten Plan am Ausgang der Bilkerstraße, wo stark duftender Holunder wuchs und im Schutt Stechapfel und Nachtschatten, und wo das Bauen der ersten Häuser der schönen Freiheit noch keinen Abbruch that.

Blau wölbte sich der Sonnenhimmel, und die goldene Sonne strahlte. Große Schmetterlinge gaukelten, blaue Brummen surrten, lärmend spielte eine ganze Kinderschar. Ein frecher, dicker Bürgersjunge von der Hohestraße war der Schinderhannes, Josefine die geraubte Prinzessin, Viktor der Offizier des Königs, der ritterlich den Räuber verfolgte. Was noch an übrigen Kindern da war, mußte die Meute sein. Da wurde gehetzt und gekläfft und geschrieen bis hin in die wogenden Kornfelder der Bilkerallee; da wurde geknufft und geprügelt, in zitternder Angst sich verkrochen und mit lautem Hallo losgestürmt. Viktor war tapfer, aber der Schinderhannes auch nicht feige, sie schlugen sich manche Beule.

Die Großeltern klagten, sahen sie doch so gut wie gar nichts mehr von der Enkelin; auch zu Hause war Josefine nicht viel. „Mutter, is et nu Zeit? Laß mich doch als jehen! Och, laß mich doch!"

Frau Trina schalt: sonst hatte ihr die Fina schon oft die kleineren Geschwister „verwahrt". Aber der Feldwebel leistete seiner Tochter Vorschub: „Na, lauf man!"

Und sie lief davon, so rasch sie konnte, immer nach der Bilkerstraße, und blieb vom Morgen früh bis zum Mittag, und vom Nachmittag früh bis zum Abend. Sie teilte die mager gestrichenen Brote von Clermonts Kindern; kein fettes Schmierchen, kein Stück Blatz mit Korinthen bei der Großmutter hatte ihr je so gut geschmeckt.

Viktor verschmähte es durchaus nicht, kleine Streifzüge über die Gartenmauern anzutreten und des Nachbars Speckbirnenspalier einer eingreifenden Besichtigung zu unterziehen. Wehe, wenn der Vater ihn betroffen hätte! Mit wildklopfendem Herzen stand Josefine auf Vorposten; selbst Cäcilie wurde es vergönnt, aufzupassen.

O, diese noch harten, grünen Birnen! In der versteckten Laube wurden sie verteilt, am Steintisch mürbe geklopft und mit Entzücken verspeist. Durch das dichte Pfeifenkraut drang kaum die neugierige Sonne. Dämmerig war's in der versteckten engen Laube, unendlich die heimliche Seligkeit.

Doch es kam ein Morgen, an dem Josefine, viel früher als sonst, weinend wieder zu Hause erschien. Sie wollte nicht essen und nicht spielen, trübselig kauerte sie in einem Winkel und schüttelte auf alles Befragen der Mutter nur stumm den Kopf. Sie mußte etwas angestellt haben. Der Feldwebel, der zu Mittag heraufkam, war ganz besorgt: „Nanu, Josefine, was 's denn los?"

Da warf sie sich laut schluchzend an des Vaters Hals — der kleine Soldat war abgereist.

IV.

Zum fünften und sechsten Mal war der Storch über den Exerzierplatz geflogen und hatte vor des Feldwebels Fenstern geklappert.

Nun ließen fünf lebendige Kinder ihre Stimmen in der engen Feldwebelwohnung erschallen; diese war zwar um eine Kammer vergrößert, aber immerhin noch bedrängt genug. Die Großeltern Zilges hatten deshalb der Tochter den Vorschlag gemacht, ihnen ein Kind zu überlassen, es ihnen „zum Verwahren" zu übergeben. Die Wahl war auf Wilhelm gefallen. Die Kleinsten konnten die Mutter noch nicht entbehren, Josefine war schon als Hilfe zu gebrauchen, auch hätte der Vater die nicht hergegeben; bei Wilhelm hatte er weniger dawider. Dem würden die guten Brühen der Großmutter zu statten kommen.

So hatten die alten Zilges auf einmal wieder ein Kind. Sein Bettchen stand neben dem Ehebett mit dem Kattunhimmel, und oft in der Nacht, wenn Frau Josefine Cordula den ruhigen Kinderatem hörte, glaubte sie, wieder ein junges Weib zu sein. All die zärtlichkeit, die in dem alten Herzen nie erstorben war, die sich nur, fast verschämt, versteckt gehalten, brach wieder vor und strömte wie eine quellende Flut über das Haupt dieses Kindes.

Nun ging der Bube schon ins achte Jahr, aber er besuchte noch immer keine öffentliche Schule. Für die Freischule war er doch wahrhaftig zu schade; die rohen Jungen würden ihn verprügeln; so ließ ihn der Großvater privatim unterrichten, wie er selbst auch in seiner Jugend privatim, beim Schreibmeister Müller in der „Luft", gelernt hatte: Lesen, Schreiben und Rechnen für fünfzehn Stüber monatlich. Der Lehrer, der nicht gern die gute Bürgerkundschaft verlieren wollte, lobte den Wilhelm, wenn der auch nicht immer zu loben war.

Sonst hatte sich der Wilhelm gut herausgemacht; freilich, zart war er geblieben, aber er sah nicht kränklich aus. Der Maler Deger, ein ganz berühmter, malte ihn als kleinen St. Johannes mit Kreuzchen und Lämmchen auf ein Altarbild, und auch andre Maler sprachen im „Bunten Vogel" vor und baten um das hübsche Modell. Großmutter Zilges weinte verstohlene Thränen gerührter Freude. Sie hätte nicht mehr das Herz gehabt, ihrem kleinen St. Johannes etwas zu versagen; von nun an ließ sie ihm auch das schöne Haar lang wachsen und wickelte ihm abends die Locken ein.

Josefine war schon das vierte Jahr bei den Ursulinerinnen, die Großmutter hatte es durchgesetzt, daß sie dahin in die Schule gekommen. Das Geld war knapp im Feldwebelhaushalt, denn Rinke machte sich keinerlei Nebenverdienst von den Herren Freiwilligen oder bei der Kammer und der Menage, und so kam es, daß er in einer bedrängten Stunde seiner Frau, vielmehr deren Eltern, die Sorge für Josefines Schulgeld, zugleich hiermit aber auch die Wahl der Schule,

Digitized by Google

überlassen hatte. Und die Wahl war nicht groß für Mutter Zillges und Frau Trina, hatten sie beide doch auch bei den Ursulinerinnen die ersten schönen Gebetchen gelernt. Solange sie denken konnten, wurden da die Töchter guter Bürgersleute erzogen. Der fromme Gesang der Kinder schallte weit über die Ritterstraße und erbaute das Ohr der Anwohnenden. Auch Stricken und Nähen wurde dort gelehrt und französisch Parlieren und späterhin feine Paramentenstickerei.

Rinke war sich über „Schule“ nicht ganz klar; in nebelhaften Umrissen erhob sich ihm ein Bild von Stillesitzen, von pünktlichem Gehorsam und besonderer Reinlichkeit. So war's wenigstens im Militärwaisenhaus gewesen; kam einer da nicht blitzblank zum Unterricht, gleich hieß es: Hemd 'runter! Unter der Pumpe wurden ihm die Ohren mit einem Strohwisch geschenert, und wären's zwanzig Grad Kälte gewesen. Er machte ein erfreutes Gesicht, als ihm Josefine den ersten Zeugnisszettel nach Hause brachte:

Fleiß und Aufmerksamkeit: sehr lobenswert.

Betragen: sehr gut.

Flüchtig klopfte er seinem Kind die Backe: „Hm, gut abgeschnitten, mach mir weiter Ehre!“

Josefine ging gern zu den Ursulinerinnen, still saß sie, ihre munteren, großen Augen hingen andächtig an den sanften Nonnenlippen. Das war etwas andres als die rauhen Töne, die über den Kasernenhof schallten! Auch geprügelt wurde hier nicht; die größte Strafe war, wenn eins der Kinder nicht mit in der langen Reihe der Schülerinnen zur Kapelle ziehen durfte, das Kindchen Jesu auf dem Schoß seiner Mutter zu schauen.

Sie hörte die Legenden der lieben Heiligen, die waren schöner als alle Märchen; sie lernte die Lieder zum Preis der holdseligen Jungfrau Maria. Die Augen strahlend erhoben, die Hände fromm gefaltet, sang sie mit heller Stimme die Hymnen; ihre Seele war ganz dabei.

Freilich, war die Schule aus und kam sie von den Nönnchen heim in die Kaserne, atmete den eigentümlichen Schimmel- und Knasterduft, der diesen Wänden untilgbar anhaftete, sah die Bajonette auf dem Exerzierplatz blitzen und hörte den Gesang der Mannschaft beim Stiefelwichsen und Knöpfeputzen, dann brach etwas in ihr los, was bei den Ursulinerinnen geschlafen.

Frau Trina schalt viel über Finas tolle Ausgelassenheit; in ihrer hartumdrängten Mutterschaft vergaß sie jetzt manchmal, daß auch sie einst vor lauter Lust am Leben gar nicht gewußt wohin. Hier eine kleine Hand, dort eine kleine Hand! Hier ein jämmerliches Klagen, dort ein begehrliches Kreischen! Da konnte einem wahrhaftig mal die „plästerliche“ Laune abhanden kommen.

„Nich tot zu kriegen,“ sagte der Vater, wenn er seine Josefine ansah, und ein Freudenschein flog über sein hartes Gesicht.

Rinke hatte gealtert; trotz seiner Vierzig mischten sich ihm schon graue Fäden ins dunkle Kopfhaar und den rötlichen Schnauzbart. Von den Augenwinkeln nach den Schläfen zogen sich viele feine Fältchen, und um die Mundecken hatte sich ein verbissener Zug festgesetzt. Jahraus jahrein Kommiß macht müde; und das Sitzen im Bureau vorm Nationale und dem Löhnungsbuch, auch; die Parole den Herren Offizieren zustellen, den Compagnierapport anfertigen, genau Erkrankungen und Beurlaubungen berichten, das Strafverzeichnis, das Schießbuch, die Rangierrolle, die Abrechnungen führen und Gott weiß was sonst noch, auch; und täglich drei Stunden neben dem Herrn Hauptmann über den Kasernenhof pendeln, immer hin-her, her-hin, mit geschlossenen Augen wissen, wo der rechtsum wendet, wo linksum, auch.

Heraus aus dem einförmigen Trott!

Ach, in den Zeitungen stand wohl zu lesen: Der gallische Hahn krähe wieder frech, Anno dreizehn sei ihm nicht genug geschehen, es sei an der Zeit, ihm vollends den Garaus zu machen — zu den Waffen!

Krieg, Krieg, wann kam der?!

Der Feldwebel wartete schon lange.

Heute hatte ihm seine Josefine ein Gedicht vorgelesen, auf einem Zeitungsausschnitt stand es, der schon die Runde durch viele Hände gemacht:

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein.“

Das Kind las laut und langsam, jede Silbe deutlich artikulierend, erwartungsvoll sah es beim Schluß zum Vater hin. Der saß am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt und schaute unter zusammengezogenen Brauen in das Abendrot, das überm Exerzierplatz verglomm.

„Nochmal, Josefine, lies noch mal,“ sagte er jetzt festsam gepreßt.

Und sie las noch einmal:

„Sie sol-len ihn nicht ha-ben
Den frei-en deut-schen Rhein.“

Auch Frau Trina war näher gekommen und spitzte die Ohren: was lasen sie da vom Rhein?

„Bis sei-ne Flut be-gra-ben.
Des let-ten Manns Ge-bein!“

„Nein, das sollen sie auch nicht!“ So heftig stieß der Feldwebel seine Pfeife aufs Fensterbrett, daß sie zerbrach. „Heiliges Kanonenrohr! Haben sie am Ende doch recht, die da sagen: man rüstet in Preußen?! J, das wäre! Na, gebt den Rothosen man eins drauf, daß sie alle werden für jetzt und ewige Zeiten! Haha“ — er lachte vor innerem Entzücken — „Preußen immer vorneweg! Nu geht's los!“ Aber gleich darauf verfinsterte sich sein Gesicht wieder. „Ich glaub's nicht, wir haben noch keine Ordre. Zeit wär's, Kerle werden täglich fauler. 'ne Affenschande, muß ich hier sitzen auf dem verlorenen Posten, statt da mittenmang!“ Unwirsch fuhr er sich durch die kurzgeschnittenen Haare. „Verfluchtes Lausenest!“

„Düsseldorf is en prachtvoll schöne Stadt,“ sagte Frau Trina beleidigt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Er hörte sie gar nicht. Den Blick starr auf den öden Exerzierplatz gerichtet, murmelte er: „Wenn's man losginge, wenn's man losginge!" Eine starke Röte war ihm ins Gesicht gestiegen; er schüttelte sich wie in einem Schauer und preßte die Zähne aufeinander: „Wenn's man!"

„Jehste jetzt im Krieg, Vater?" fragte das Kind.

Er kaute am Schnauzbart. „Vielleicht," sagte er, sich beherrschend; aber man hörte doch die Freude heraus.

Josefine rief denn auch sofort: „Da hafte aber en Freud', jelt, Vater?"

„Ja," sprach er, alles vergessend. Und in einer tiefinneren Erregung sich aufrichtend, reckte er sich zu seiner ganzen Länge; die Arme streckte er über den Kopf, daß sie gegen die niedere Decke stießen. „Man ist ganz steif geworden — hah!" Wie ein Erlösungsseufzer klang sein tiefes Atemholen.

Frau Trina hatte die Augen weit aufgerissen, nun fing sie plötzlich an, bitterlich zu weinen. „Och, nu — nu jeht er wahrhaftig im Krieg! Och, Jesusmarijosef, ne, hätt' ich dat jewußt!" Sie sah sich suchend nach ihren drei Jüngsten um, die beim Weinen der Mutter erschrocken zu brüllen anfingen. „Kinder, der Vater, er jeht im Krieg! Och, hätt' ich dat jewußt!" Fassungslos sank sie auf den nächsten Schemel, das Gesicht mit der Schürze bedeckend.

Fassungslos sah auch der Feldwebel drein — hätt' ich das gewußt! Ja, dann hätte sie ihn wohl nicht geheiratet. Und er — ?! Es zuckte für einen Augenblick um seinen Mund — nun, und er vielleicht auch nicht.

Finster, die Stirn zusammengezogen, betrachtete er die Weinende. Da saß sie nun und heulte, daß ihr ganzer übervoller Busen schütterte. War das noch dieselbe, die ihm einst im „Bunten Vogel" entgegengeschwänzelt war, so frisch und frank und frei, die Augen blank, der Mund lachend, so ein echtes rheinisches Mädel? Ein rasches Wohlgefallen hatte ihn damals erfaßt, wie lauter Lust hatte es ihn angeblasen — hei, die würde immer fröhlich sein, würde eine fernige Mutter werden für strumme Soldatenkinder! Ihr Geld hatte ihn nicht gereizt — was sollte er damit? Aber es lohnte sich wohl, um sie einen Strauß auszufechten mit den protzigen Alten. Die Hindernisse reizten erst recht: Zur Attacke! Vorwärts, marsch, im Sturmschritt! Diese rheinischen Dickköpfe sollten doch sehen, mit dem Verachten des Preußen war's Essig, der war ihnen noch lange über, der wurde doch ihr Schwiegersohn, nun gerade! Und 's Mädel war verliebt bis über beide Ohren, zeigte es ihm in jedem Blick — also warum denn nicht?! Wenn einer nicht Vater, nicht Mutter mehr hat, nichts Zärtliches auf der Welt, da thut eine weiche Patsche ganz gut, die streichelt. Also: Los auf die Festung, sie ergiebt sich! —

Und jetzt?!

Schwer ruhte des Feldwebels Blick auf seiner Frau. Er seufzte. Arme Käthe, die hatte sich auch betrogen! Der Soldat muß allein sein, oder er muß ein Weib haben, das da spricht: Mit Gott für König und Vaterland!

„Josefine!" Unwillkürlich suchte sein Blick die Tochter. Sie sah ihn aufmerksam an. „Josefine, was thut der Soldat, wenn sein König ruft?"

„Jehorcht."

„Ja, du kennst den Nummel," sagte er weich. Frau Trina war mit den heulenden Kleinen nach der Küche gegangen, die Abendsuppe zu bereiten; Vater und Tochter saßen in der Stube allein. Josefine hockte auf einem Fußschemel und stemmte beide nackte Ellbogen auf des Vaters Kniee. Das schöne Abendrot überm Exerzierplatz warf einen warmen Schimmer auf die Geranienstöcke im Fenster und von da einen noch durchglühteren auf das blonde Haar des Kindes.

Der Feldwebel hatte sich auf der Brust, da wo sonst immer das lederne Dienstbuch mit den Notizen zu stecken pflegte, die Knöpfe aufgerissen, der Rock war ihm auf einmal so eng. Krieg, Krieg!!

Er rieb sich die Hände; ein Frohlocken war in seinem Ton.

„Nanu, die Franzosen wollen wieder krächzen?! Ich sage dir, das läßt sich unser neuer Herr und König nicht gefallen. Der hat was los. Sagt' er nicht letzthin zu Berlin: ‚Gott erhalte unser preußisches Vaterland, sich selbst, Deutschland und der Welt zur Ehre!' Unser Preußen — ihm zur Ehre, ja! Dreschе müssen kriegen, die ihm zuwider sind — alle Halunken! Aber warte man, warte!"

In freudiger Aufwallung legte er seine Hand auf Josefines Kopf: „Du sollst mal sehen, du wirst's erleben, wie ich's erlebt habe, Anno 13. Da war ich nur wenige Jahre älter wie du jetzt. Da liefen sie alle hin unter die Fahnen; die Männer wurden wieder zu Jünglingen und die Jünglinge zu Männern. Und die Weiber haben ihren Männern nicht das Herz schwer genacht" — unwillkürlich suchte sein Blick die Thür, hinter der Frau Trina verschwunden war — „und die Bräute haben sich ihren Liebsten nicht an den Rockzipfel gehängt. Ich weiß es noch wie heute, als Vater ausrückte. Wir standen vor der Thür, Mutter und ich, er saß schon auf dem Gaule.

„‚Adjö, Karline, aufs Wiedersehen,' sagte er. Sie sagte nur: ‚Mit Gott.' Und dann gaben sie sich die Hände. Keine Thräne hat Mutter geweint. Aber ihm kullerten ein paar dicke Tropfen über die Backen; 's war ihm wohl bange um sie, sie war verdammt schmächtig.

„Als ich bei meinem Alten die Thränen sah, fing ich an loszuheulen, aber es war mehr darum, daß ich noch ein Knirps war, daß ich noch nicht mitkonnte in den großen Krieg. Vater bückte sich vom Gaul, lupfte mich ein wenig hoch und gab mir 'nen freundschaftlichen Klaps auf den Hintern: ‚Hier wird nicht geflennt! Sei Muttern 'ne Stütze — mach mir Ehre!'

Digitized by Google

„Da verbiß ich mir das Heulen, und als der Gaul davongalopppierte, galoppierte ich hintennach bis auf den Marktplatz, wo sie sich sammelten, und schrie, bis mir der Atem ausging: ‚Hurra, hurra, hurra!‘ Und das schrei' ich noch heut!“

Der Feldwebel war aufgesprungen und breitete die Arme weit: „Hurra, hurra, hurra!“

Josefine hatte ihm ohne Laut zugehört, die Augen fest auf ihn gerichtet; jetzt umklammerte sie seinen Arm: „Vater, weiter, erzähl weiter!“ Und als er nicht gleich fortfuhr, stampfte sie ungeduldig mit dem Fuß: „Weiter, erzähl doch!“

„Ja, das ist was für dich,“ schmunzelte er, „das glaub' ich! — Und die Frauenzimmer brachten ihre goldenen Nadeln und Kämme und Ohrgehänge, was sie an Goldkram hatten, und das wurde eingeschmolzen und gab Geld fürs Vaterland. Sie trugen nun anstatt ihres Schmucks eiserne Anhänger und waren stolz drauf. Da waren Weiber, die gaben ihre Eheringe her, und welche, die gar nichts hatten, ließen ihr schönes Haar abschneiden und verkauften das, und —“

„Ich will auch mein Haar abschneiden lassen!“ Josefine schrie plötzlich auf und faßte mit beiden Händen nach ihrem kurzen Schopf. Eine heiße Röte lag auf ihrem Gesicht, ihr Atem ging rasch, die Kinderbrust flog unter dem Schürzchen. „Schneid mir mein Haar ab, lieber Vater — da hast 't — schneid et doch ab!“

Er lachte. „Das ist ja viel zu kurz. Na, na, laß man,“ und er strich ihr liebkosend über die blonde Mähne.

Da ließ sie die Arme herunterhängen und den Kopf auch und kauerte sich ganz auf ihrem Schemel zusammen. Unter Schluchzen stieß sie heraus: „Ich will aber — wat soll ich dann jeben? Ich — ich hab' ja nix — jar nix!“

„Warte man,“ tröstete der Feldwebel und legte ihr seine Hand auf die heiße Stirn. Aber er lachte nicht mehr, seine Stimme klang ernst: „Warte man, Josefine, warte, deine Zeit, die kommt auch noch!“ —

Das verklärende Abendrot übern Exerzierplatz war erloschen, plötzlich aller Glanz hin. Ein nüchterner, bleichherbstlicher Nachthimmel spannte seinen Bogen, und ein Windstoß fegte abständige Kastanienblätter der Königsallee wirbelnd in den Kanal. Matte Sterne zogen auf und standen, ohne zu leuchten, über der Kaserne.

V.

Der alte Peter Zilges konnte sich nicht in die jetzige Welt finden.

„Et es nu als bald Zeit for mich, Mutter,“ sagte er zu seiner Frau. „Wat haben se dann aus Düsseldorf jemacht?! Dat es doch uns jud ald Düsseldorf nit meh! Dat se aus dem Kapellchen unnen in der Straß' en Tabaksmajazin jemacht han un nachher ene Peerdsstall, dat es schon schrecklich, aber dat mer nu for de neue Promenad' langs der Kanal Königsallee sage soll, nach dem neuen König, dem Friedrich Wilhelm dem Vierten, dat will mich nu janz nu jar nit im Kopp. Wat jeht uns de Mann an?! De es in Berlin, mir sin hie am Rhein. Ich jag' Kastanienallee'. Un dann de neunmodsche Eisebahn! Die es dem Deiwel sein Krisch'. Kann mer nit laufen bis im Jesteins? We dat nit meh kann, de soll zu Hus bleiwen. Wat soll dat noch all werden? Bis Elberfeld fahren jetzt als de Leut'!“

Bürger Zilges war grämlich geworden; ein paarmal schon hatte er sich in neuangelegten Straßen verlaufen, und auch der Hofgarten, in dem er so gern spazierte, mit seinem kaffeebraunen Leibrock angethan und den Kniehosen, mit der gefältelten Hemdenkrause und dem mehrfach verschlungenen Tuch unter den Vatermördern, war ihm verleidet. Hatten doch freche Kinder, die seiner Tracht nicht mehr gewohnt, hinter ihm dreien gespottet und seinen Hut, den hohen mit der breiten Krempe, durch den Wurf mit einem Erdkloß beschmutzt.

Die Wirtschaft ging auch längst nicht mehr so flott. Das junge Volk suchte andre Lokale auf von modischerem Geschmack, in denen die Fensterscheiben höher, die Wände tapeziert und die Stubendecken nicht durch Balken verunziert waren. Einsamer wurde es im „Bunten Vogel“, ganz einsam.

Nur die Enkelkinder brachten Leben; Frau Josefine Cordula dankte allabendlich ihrem Schutzpatron dafür. Da standen sie jeden Sonntag in aller Frühe schon in der Wirtsstube aufgepflanzt, in stattlicher Reihe, und streckten die Hände verlangend aus nach dem Korinthenblatz, den die Großmutter verteilte.

Obenan die Josefine, hochgeschossen für ihre elf Jahre und doch breit in den Schultern und gewölbt in der Brust. Viel schmächtiger nahm sich der Wilhelm aus, aber wie hübsch! Backen wie Milch und Blut, von schönen Locken umringelt, und Augen so blau, daß die Großmutter, schaute sie hinein, in den Himmel zu blicken wähnte.

Der Friedrich und der Ferdinand und der Jüngste, das Karlchen, hatten nichts Besondres an sich, die waren Jungen wie andre auch: dick, laut und gefräßig. Den ganzen Tag trieben sie sich auf der Straße herum, machten „Schellemännkes“ an allen Thüren, ärgten die beiden Stadtoriginale, den scheelen Ludwig und das Rosinchen, und patschten durch jede Pfütze. Die Mutter verwies ihnen nichts, war doch der Vater streng genug.

Der Feldwebel wurde immer strenger. War er zu Haus, wagten die Knaben keinen Muck. Das Mittagessen verlief stets wenig erfreulich. Die Mutter schöpfte den Jungen auf, so viel sie wollten: „Laß die Kinder doch satt kriejen.“ Aber der Feldwebel schrie: „Satt, ja, aber nicht den Wanst vollstopfen zum Platzen! Das giebt faules Fleisch. Ruhe — giebt nichts mehr!“

Die drei jüngsten schenten den Vater, aber Wilhelm fürchtete ihn.

Digitized by Google

Wilhelm war ganz seiner Großeltern Kind, kam kaum noch in die Kaserne, und auch dann nur, wenn der Vater nicht zu Hause war; lieber lauerte er stundenlang in einem Versteck, bis er den fortgehen sah. Der hatte so eine Art, ihn durchbohrend anzustarren, daß er den Blick nicht aushalten konnte und verwirrt die Augen niederschlagen mußte.

Rinke machte sich Gedanken über den Jungen — warum sah ihm der nicht gerade ins Gesicht? Hatte er was auf dem Gewissen? Es war Zeit, daß er unter strenge Zucht kam: ordentlich hoch nehmen, stramm 'ran!

Der Feldwebel machte sich eines Tages auf nach dem „Bunten Vogel". Wilhelm, der vor der Thür spielte, sah den Vater kommen, lief, nichts Gutes erwartend, rasch ins Haus, die Treppe hinauf, bis auf den Söller und versteckte sich im Taubenschlag.

Die Großeltern Zilges waren durch den seltenen Besuch des Schwiegersohns nicht angenehm überrascht.

„Wat — de Willem wollen Se uns wegholen?" grämelte der Alte, „so mir nix, dir nix? Den kriejen Se nit!" Und dabei schlug er, heftig werdend, auf den Tisch. „Oho, de Peter Zilges läßt sich so 'schwind nit auf Seit däuen*). Sie sind wohl auch neumodsch? Wenn et heißt, einen aus 'm Dreck trecken**), dann es mer jut — wat war de Jung' for ene erbärmliche Krott! Awer dann hat mer nix meh bei zu duhn, dann heißt et: mach dich ab! E ja, de Neumodschen, dat sin de richtigen, die haben kein Tippelchen Pietät!"

Rinke wollte aufbrausen, aber dann besann er sich — hatte der Alte nicht recht? Die Großeltern hatten das Kind, das immer gekränkelt, zu einem gesunden Jungen herausgepflegt, und nun, da sie Freude an ihm hatten, wollte er ihn ihnen wegnehmen! Unschlüssig drehte er an seinem Schnauzbart.

Frau Josefine Cordula ersah ihren Vorteil; sie legte sich aufs Bitten. „Ne, dat werden Se uns doch nit anduhn, Rinke, dat Se uns jetzt de Jung' wegnehmen? Wir sin ald un einsam, de Willem es unser Freud' — ne, wenn ich denk', de Willem sollt' nit meh bei uns sein —!" Die Tropfen fingen an ihr aus den Augen zu rinnen, und auch Zilges schneuzte sich heftig.

Es ging dem Feldwebel gegen den Strich, jetzt auf sein Vaterrecht zu pochen — was hatten die alten Leute doch alles an dem Jungen gethan! Es wollte freilich in seinem Herzen kein rechter Dank aufkommen, doch überwand er sich und reichte seiner Schwiegermutter die Hand.

„Na, dann behalten Sie ihn, bis" — sein Gesicht verfinsterte sich wieder, mit dem Soldatwerden war's doch bei dem Jungen Essig — „bis er in die Lehre kommt. Aber ich bitte mir's aus: seien Sie strenger, viel strenger, der Bengel pecciert was, nich gerade ansehen kann er einen ja."

„Peccieren — dat Jüngesken?! Och du lieber Jott! Angst hat de," platzte die Großmutter heraus, „Angst vor Ihnen!"

„Angst — vor mir?!"

Der Feldwebel war betroffen. Angst sollte sein Sohn vor ihm haben? Angst — warum denn? Seine Kinder hatten Angst vor ihm? Angst vor ihrem Vater? Das wollte ihm nicht aus dem Sinn. In brütenden Gedanken ging er heimwärts.

Auf dem Kasernenhof begegnete ihm Josefine, Karlchen an der Hand. Er hielt sie an. „Josefine," sagte er und sah ihr forschend in das offene Gesicht, „sag mal, hm" — die Worte wollten nicht leicht heraus, es würgte ihn etwas in der Kehle — „hm, sag ehrlich, hast du — hm — hast du Angst vor mir?"

„Was jefällig?" Sie verstand ihn gar nicht.

„Ob du — Angst vor mir hast?"

Nun lachte sie hell auf: „Ne!"

„Na, siehste!" Sein Gesicht erheiterte sich; aber nicht für lange. Es trug wieder den finsteren Ausdruck, als er allein auf seinem Lieblingsplatz am Fenster saß. Niemand war oben, alle fort, auch Frau Trina; der offengebliebene Kleiderschrank zeigte da, wo sonst ihre Mantille und ihr Hut hingen, eine leere Stelle.

Ueber den Exerzierplatz kam Glockenschall, von all den vielen Kirchen der Stadt läutete es; das war ein mächtiges Hallen und Widerhallen, stärker denn sonst, ein Dröhnen und festliches Rufen. Aha, morgen war wohl katholischer Feiertag.

Durch das halb geöffnete Fenster stahlen sich linde Frühsommerlüftchen und strichen dem Feldwebel mit schmeichelnden Händen das heiße Gesicht. Er schloß die Augen. Wie im Traum hörte er wohlbekanntes Klappen sich in den Glockenchor mischen — die Kerle klopften ihre Montur aus. Und nun sang einer, ein hoher Tenor:

„Köln am Rhein, du schönes Städtchen,
Köln am Rhein, du schöne Stadt,
Und darinnen muß ich verlassen
Mein' herzallerliebsten Schatz!"

Ein zweiter pfiff eine andre Melodie; Rinke kannte sie wohl: das war das alte Lied von der Katzbach! Unwillkürlich spitzte er die Lippen und pfiff mit:

„Hei, das war eine Lust, hei, das war eine Hatz,
Wie wir packten die französische Katz'
An der Katz, an der Katz, an der Katzbach."

Und ein dritter hub dröhnend an, mit kräftigem Baß:

„Patriot, schlag ihn tot,
Bonaparti, den Erzfixjon" —

Zwei, drei Stimmen fielen lustig mit ein:

„Mit der Picke, ins Genicke,
Daß er kriegt die Schwerenot!"

Hastig schlug der Feldwebel das Fenster zu; er mochte nichts mehr hören. Ihm war schwer zu Mut. Also der Wilhelm sollte ihn fürchten —

*) däuen: schieben.
**) trecken: ziehen.

Digitized by Google

sein Kind sich vor ihm fürchten?! Und Krieg gab's auch nicht! Nun schrieb man das Jahr 41. Und fast ein Jahr war's her, daß er mit der Josefine hier gesessen und sie ihm das Rheinlied vorgelesen. „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" — da hatte er geweint, nun ginge es gleich los.

Was hatten die Leute doch alles gefaselt von der „Erhebung des Vaterlands"?! Keine Waffe hatte im Ernst geklirrt; man exerzierte und manövrierte nur zum Spiel. Und von der ‚Erhebung' hörte man kein Wort mehr. Alles still, alles ruhig, wie versunken in bleiernem Schlaf.

Der alte Soldat lächelte bitter — und er hatte gehofft! Warum nur? Wenn sie ihn nun totgeschossen hätten?! Dank für die Ehre! Tapfer gekämpft und tapfer gestorben für König und Vaterland — giebt's einen besseren Schluß?!

Er räusperte sich und fuhr sich durch die Haare — viel graue Fäden drin! Ja, wenn die Vierzig erst überschritten sind, geht's schnell abwärts. Was hatte der Garnisonprediger am Sonntag gesagt?

„Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist" — — —

Würde sein Leben auch einstmals köstlich gewesen sein?! Mit einem unruhigen Blick sah er umher. Der lange Tag hatte sich noch nicht geneigt, goldne Sonne beschien die Wände — noch war es Zeit, noch konnte das Köstliche kommen! Aber hoffentlich bald, bald!

Da ging die Thür. Frau Trina kam zurück mit Gesangbuch und Rosenkranz. Ihre Augen waren gerötet, als hätte sie geweint.

Ihr bekümmertes Gesicht fiel ihm auf. „Käthe," rief er.

„Wat dann? Willste jett?" Mit einem unsicheren Blick sah sie an ihm vorbei.

„Komm mal her!"

„Ich hab' jetzt kein' Zeit!" Sie stülpte den Hut ab und wischte sich verstohlen über die Augen.

Argwöhnisch betrachtete er sie: kam wohl wieder aus der Beichte? „Was is denn los? Hast ja geflennt!"

„Ich —? Och ene!" Sie lachte gezwungen und wollte in die Schlafkammer.

Aber schon war er bei ihr und faßte ihr Handgelenk.

Glühend rot werdend, schüttelte sie ihre Hand. „Laß mich doch! Antsch!"

Hatte er sie denn so fest gedrückt? Unwirsch ließ er sie los.

Gebetbuch und Rosenkranz rasch auf den Tisch legend, schlug sie beide Hände vor's Gesicht. „Wat hab' ich en Leid, wat hab' ich en Leid!" schluchzte sie.

„Na, na — Käthe!" Er war wirklich erschrocken und bemühte sich, ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen. „Na, was 's denn los? Nu red schon 'nen Ton!"

„Och — och," wimmerte sie und weinte immer heftiger, „och Jesus! Dat Leid! Wat hab' ich dann auf dieser Welt? Jar nix, ich muß mich plagen alle Tag. Un wann mer denkt, dat mer nachher nit emal in de ewige Seligkeit kömmt! Un unsʼ arm Kinder, wat können die dafor?! Och, och, die müssen auch brennen im Fegfeuer!" Jammernd rang sie die Hände. „Jesus Maria, un ich bin schnld dran!"

Fast war's ihm lächerlich, ihr Gebaren war so komisch, aber er brachte doch kein Lachen heraus. Er ärgerte sich; kam sie ihm schon wieder mit ihren überspannten Mucken?! Sich bezwingend, versuchte er sie zu beruhigen: „Na, na, Käthe, wird so schlimm nich sein, gieb dich zufrieden!" Er wollte den Arm um ihre Schultern legen, sie riß sich los.

„Bleib mer vom Leib! Du bist an allem Verdruß schuld!" Ihre thränenüberströmten Wangen glühten, in ihren sonst so gutmütigen Augen flammte ein Strahl auf, der fast dem Haß glich. „Hab' ich dich nit e so vielmals jebeten, du sollst de Kinder wenigstens richtig taufen lassen, so wie et sich jehört?! Ne, kein' Ohren hafte jehabt. Du bis en Preuß', du has keinen Jlauben, keine Religion — nu hammer et Unjlück!" Mit erneuter Stärke erhob sich ihr Gejammer: „Un ich bin schnld, un ich bin schuld dran!"

Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen, unwillkürlich zuckte seine Hand — verrücktes Weibsbild! Da fiel sein rollender Blick auf den Rosenkranz, auf das Buch. Wie Weihrauchduft stieg's auf aus dessen Blättern. „Wo kommst du her?" fragte er rauh.

„Aus der — der Kirch' — aus der Beicht!"

„Aha! Daher bläst der Wind? Haben sie dir wieder 'nen Floh ins Ohr gesetzt — na, natürlich! Und ich sage dir, die Kinder werden schon in die Seligkeit kommen, wenn's unser Herrgott für sie an der Zeit hält. Da hast du dich jetzt nicht drum zu scheren!" Er stampfte mit dem Fuß auf und setzte dann bitter hinzu: „Und was uns beide anbelangt, na, wo mir mal nach dem Tode hinkommen, wird wohl ziemlich wurscht sein!"

Mit einem ungeduldigen Seufzer, der einem Stöhnen glich, kehrte er sich von ihr ab; sie benutzte die Gelegenheit, um in die Schlafkammer zu schlüpfen.

Schweren Tritts ging er zu seinem Platz am Fenster zurück; jetzt war er wieder allein und doch nicht allein. Ihm war, als hätten die Wände das Schluchzen des Weibes eingeschluckt und gäben es nun wieder in einem langgezogenen, spottenden Echo. Jedes Wort! — ‚Du bist an allem Verdruß schuld — du Preuß' ohne Glauben — du — du —' warum sagte sie es nicht gleich grade heraus: ‚du hast mich unglücklich gemacht! Unglücklich?! Ach was, der ging's ja gar nicht so tief, heut unglücklich, morgen fidel! Wer doch auch so sein könnte! Auf — nieder, nieder — auf, so wie ein Stehaufmännchen, das die

Digitized by Google

Buben aus Holundermark schneiden. Aber dazu mußte man hier zu Lande geboren sein, mit der Muttermilch ihn in den Leib gekriegt haben, den bequemen Leichtsinn!

*

Der Feldwebel saß schon eine Viertelstunde, ohne sich zu rühren, ohne den starren Blick des Auges, der immer auf einem Punkt der Diele haftete, zu mildern. Ein Trappeln auf dem Flur erweckte ihn auch noch nicht.

Josefine kam heim mit den Geschwistern, mit Hallo jagten sie sich draußen und stürmten in die Stube. Erschrocken fuhren die Knaben zusammen und duckten sich — da saß ja der Vater! Nur Josefine lief auf ihn zu.

Bemerkte er sie denn nicht? Fast beleidigt zupfte sie ihn: „Vater!“

„Ich wollt', es wäre Krieg,“ murmelte er, und dann fuhr er auf: „Wer da — ah du! Na, Josefine?“

Sie lachte ihn an.

Da fiel's ihm auf — wie sah sie denn aus? Das ganze Haar in Papilloten gedreht, ein Wickel neben dem andern! „Nanu, was hast du denn angestellt?“ Verwundert tippte er sie auf den Kopf.

„Jarstig, jelt, Vater? Aber morgen, da sollste ens kucken, da werd' ich aber auch dafor fein jemacht!“ Jubelnd schlug sie die Hände zusammen. „Lauter Löckskes, de Großmutter hat hat se mer eben einjedreht! Un en weiß' Kleid mit lauter Säumcher! Un ene blaue Kranz krieg' ich auf de Locken! Ich trag' dat Herz Jesu auf 'm Kissen!“

„Was — was trägst du?“ Plötzlich aufmerkend, sah er sie an. „Was redste für Unsinn? Herz Jesu — weiß Kleid — blauen Kranz — wozu — weswegen?“

„No, morgen is doch Fronleichnam! Prozession nach 'm Kalvarienberg an der großen Kirch'.“ Ganz bestürzt sah sie ihn an. „Dat weißte nit? Wer am besten in jeder Klass' is, darf wat tragen. Eine aus der untersten Klass' trägt et Lämmchen, eine janz Große trägt en Fahn', un ich“ — mit stolz leuchtendem Gesicht reckte sie sich vor ihrem Vater — „ich krieg' et Kissen!“

Er hatte sie ausreden lassen, jetzt fuhr er auf mit einem Fluch; erschrocken prallte sie zurück, er rannte sie fast über den Haufen.

„Frau!“ Da stand er, die Fäuste geballt, das Gesicht fahl. Und als Frau Trina nicht gleich hörte, noch einmal: „Frau!“

Jetzt kam sie.

Er schrie sie an: „Weibsbild, verdammtes, denkste, du kannst Schinduder mit mir spielen? Oho, untersteh dich!“ Mit wilden Augen sah er sie an.

„No, wat is dann als schon wieder?“ rief sie halb trotzig, halb kleinlaut.

„Ich sag' dir, ich bin kein Esel, du machst mir kein X für ein U. Was treibst du hinter meinem Rücken für Allotria — he?“ Er packte in seiner Wut das erste beste, was ihm unter die Hände kam, das Gebetbuch war's, riß es vom Tisch und warf es ihr vor die Füße. Die Blätter flogen.

Zitternd bückte sie sich und las ihre geweihten Palmzweiglein, ihre Heiligenbildchen zusammen. Sie wußte selbst nicht, woher ihr der Mut kam, sie war empört: „Au, meine Bildches, wat fällt dich ein?“

Er riß ihr die Bildchen aus der Hand und zerfetzte sie. „Da — da! Und ich sag' dir, jetzt hat's en Ende, das alle Morgen in die Messe Rennen und das Beichten! Jetzt weiß ich, warum du henkst! In den Ohren liegen sie dir, katholisch sollen die Kinder werden, katholisch wollt ihr die Josefine machen! Keinen Schritt geht sie mit zur Prozession! Mir allein hast du zu parieren — verstanden? — Nicht gemuckt. Und nu: in die Küche! Geh an deinen Herd, koch, die Kinder wollen essen.“

Sie ging nicht; sonst drückte sie sich gern, wenn er schalt, heute blieb sie wie angewurzelt stehen.

Er drehte ihr den Rücken; die Knaben, die scheu an der Thür gehorcht, hatten sich verkrochen, nur Josefine stand da, unbeweglich, und sah den Vater starr an. Sie war ganz blaß geworden.

Er rief sie zu sich, langsam kam sie. „Josefine,“ sagte er nun in etwas gemäßigterem Ton, „geh, wickel dir das Haar aus, komm mir so nicht mehr unter die Augen!“ Und als sie gehen wollte: „Halt! Heut war's das letzte Mal, daß du zu den Ursulinerinnen gegangen bist, verstanden?“ Die Wut flammte wieder in ihm auf: „Weg mit dem Firlefanz!“

Er selber griff ihr in die Haare und zerrte ihr ein paar Papierwickel heraus; es mußte weh thun, aber sie rührte sich nicht.

„Ich verbiete dir auch, nach der Ratingerstraße zu gehen — hörst du, von heut ab! Keinen Schritt dahin — hörst du? Antwort!“

„Ja.“

„Und mir allein hast du zu gehorchen — mir allein, hörst du?“ Eisern klang jedes Wort. „Niemand anderm — auch nicht — auch nicht deiner Mutter — denn —“

Jetzt zuckte das Kind zusammen. Frau Trina hatte ein wimmerndes Schluchzen hören lassen.

Mit einem Ruck riß sich Josefine vom Vater los und warf sich mit einem lauten Aufschrei der Mutter an den Hals: „Mutter, wein nit! Wein doch nit, ich hab' dich auch lieb! Och 'n doch, Mutter, ich hab' dich lieb — Mutter, Mutter!“

„Josefine!“ Der Feldwebel rief scharf — aber vergebens. Zum erstenmal in ihrem Leben gehorchte ihm die Tochter nicht. „Josefine!“

Sie schüttelte nur verneinend in leidenschaftlichem Weinen den Kopf an der Brust der Mutter, um die sie, wie zum Schutz, ihre beiden Arme schlang.

„Josefine!“ Es klang fast bittend.

Sie rührte sich nicht.

Digitized by Google

Da rief der Feldwebel nicht mehr. Ein paar Augenblicke stand er wie vor den Kopf geschlagen, dann stolperte er zur Thür. Im Finstern tappte er die Holztiege hinunter, und ins Finstre lief er hinaus.

VI.

Eigentlich war es schon Winter. Die Düsseldorfer Hausfrauen hatten längst ihren Herbsthausputz vollendet, jedes Sommerstäubchen war ausgefegt, blitzblank schauten die Fenster auf das saubere Trottoir. Und doch war es noch nicht Winter, denn der November ließ sich an wie ein Oktober. Die Kastanien in der Königsallee waren noch nicht gänzlich entlaubt, im Hofgarten blühten noch Dahlien und Georginen, Allerheiligen war lange vorbei, und doch dufteten noch bleiche Rosen auf den Gräbern. Vom Rhein kam ein lindfeuchtes Wehen, kein Wind. Die niederen Wiesen jenseits des Flusses schimmerten noch frischgrün, die Weidenbüsche standen wie im Saft.

Gut Wetter zum Martinsabend.

Josefine Rinke freute sich: heut abend würden sie alle mit dem Laternchen gehen, nur die arme Mutter durfte nicht mit, der Vater fand das zu lächerlich.

„Zint Mäten,*) Zint Mäten!"

Sie machte einen kleinen Hops, aber dann besann sie sich und steckte die Nase wieder ins Buch, das sie, aufgeschlagen, vor sich her trug. Sie lernte noch auf dem Schulweg.

Jetzt war sie keine so gute Schülerin mehr wie damals bei den Ursulinerinnen; seit anderthalb Jahren ging sie in die evangelische höhere Töchterschule in der Kanalstraße, die unter dem Protektorat der Prinzessin Luise, der erlauchten Gemahlin Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich von Preußen, stand, der im Jägerhofschlößchen am Hofgarten residierte.

Der Feldwebel war nicht wenig stolz darauf und auch seinem Hauptmann nicht wenig dankbar, der ihn, als er sich damals, da der Schulbesuch Josefines bei den Ursulinerinnen jäh abbrach, ratsuchend an ihn wandte, dem früheren Garnisonprediger und jetzigen Regierungsschulrat empfahl. Der leutselige Beamte hatte ein Einsehen gehabt, durch eine Ermäßigung des Schulgeldes wurde es dem bewährten, langgedienten Soldaten ermöglicht, seine Tochter einer höheren Bildung teilhaftig werden zu lassen. Von der Zeit an hatte sich auch der Feldwebel die einzige abendliche Pfeife abgewöhnt — das Schulgeld war für seine Verhältnisse noch immer hoch genug. —

Josefine schlenderte langsam, ihre Schulsachen in einem Lederriemen unter den Arm gepreßt. Gut, daß die Straße noch still war, um halb acht in der Frühe, nur ein Hammer Gemüsekarren rumpelte, und eine Milchfrau trug ihren Rahm ans. Josefine mußte noch nachholen, was sie gestern versäumt; das große Bataillonsexerzieren hatte all ihre Zeit in Anspruch genommen, und die deutsche Orthographie wollte ihr so wie so schwer in den Kopf.

Ein schwarzlockiges Mädchen kam hinter ihr drein gerannt: „Fina, Finchen!"

Sie hörte nicht.

Nun zupfte ihr die Schwarzlockige leicht am Jackenschoß. „Hörst du denn gar nicht?"

„Och, Cilli, du! Ich lern' noch, ich kann noch nit!"

Schon wieder vertiefte sich Josefine in ihr Buch, aber Cäcilie von Clermont zog es ihr weg.

„Ach, laß doch jetzt. Ich sag' dir vor, wenn du dran kommst, wahrhaftig!" Und dann wendete sie sich zu dem Burschen um, der, in eine Art Livree gesteckt, ihr den Bücherpacken nachtrug: „Buschmann, Sie können jetzt nach Haus gehen — so — ich trag's mir schon allein. Aber nicht dem Herrn Major sagen, Buschmann, auch nicht der Frau Major!"

Der Bursche grinste und machte Kehrt.

„So, Fina, nu faß mich unter," sagte Cäcilie. „Erzähl mir was. War gestern das Bataillonsexerzieren schön? Ich wäre gern zu euch in die Kaserne gekommen zum Zugucken, aber Mama sagte, das schickte sich nicht mehr für mich. Auch mit der Laterne soll ich heute nicht gehen — und es ist doch Martinsabend! Scheußlich!" Sie schmollte. „Ich wünschte, der Viktor wäre nicht grad' jetzt auf Urlaub gekommen, der ist so — so — weißte, der bestärkt Mama noch in so was. Der wird nu bald Fähnrich, aber er thut mindestens schon so, als ob er Major wäre wie Papa. Du mußt ihn bloß mal sehen — schneidig, sag' ich dir!"

„Ich will ihn jar nit sehen," Josefine warf den Kopf zurück, „wann du nit mehr zu uns kommen darfst, komm' ich auch nit mehr bei euch. Und den Viktor, bäh" — sie schnitt eine Grimasse — „den kenn' ich jar nit mehr, dazumal war ich ja noch janz klein!"

Seit Josefine in die Töchterschule ging, war sie wieder mit Cäcilie von Clermont befreundet, besser sogar, wie sie es als Kinder gewesen. Da war nur der kleine Soldat das Bindeglied gewesen, und als der fort, zeigte Josefine keine Neigung mehr für das Clermontsche Haus, sie sträubte sich sogar, wenn sie ab und zu noch hin gebeten wurde. So war der Verkehr bald ganz eingeschlafen. Der Zufall führte die beiden Gleichalterigen nicht nur in derselben Klasse, sondern auch auf derselben Bank zusammen.

Es war ein großes Ereignis für den Feldwebel, wenn die Tochter seines alten Hauptmanns, jetzt des Majors, seine Josefine besuchte. Wenn auch Josefine keine besonders gute Schülerin war — alles was sie bei den Ursulinerinnen gelernt, konnte sie in der neuen Schule nicht verwerten —, so umschwebte sie doch ein eigner Nimbus. Sie kam ja aus der Kaserne! Endlos zog sich der einstöckige Bau längs der Straße, hinter seinen mit Blechkästen versperrten Luken

*) Sankt Martin.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schmachteten Soldaten im Arrest, schöne Offiziere klirrten über die Höfe, auf dem Exerzierplatz spielte die Regimentsmusik — und auf den vielen Treppen, den zahllosen Gängen, all den Stuben und Kammern, was mochte da nicht vor sich gehen?! Die andern Mädchen beneideten Anna von Clermont um ihre Freundschaft mit der Feldwebelstochter.

Jetzt, als die Nachmittagsschule aus war, schlenderten die beiden wieder Arm in Arm, aber sie trennten sich nicht an der Ecke, wo sie sich sonst Adieu sagten; eine begleitete die andre immer noch ein Stück Wegs, sie kamen gar nicht voneinander los.

„Du," sagte Cäcilie und schlug die langbewimperten Augen entzückt gen Himmel, „herrlich, daß ich nun doch mit der Laterne gehen darf! Ich hab' aber auch über Mittag gequält. Am Jan Willem auf dem Markt treffen wir uns also. Du — ha, findst du nicht, es riecht schon aus jedem Haus so lecker nach Puffert? Ach, wenn wir doch auch welche backten!"

„Bis ftill," tröstete Josefine, „ich bring' dir morgen welche mit nach der Schul'. Meine Großmutter backt se aber lecker! Aus Buchweizenmehl mit Korinthen in Leinöl. Un dann in Sirup gestippt — ha!" Sie klopfte sich mit einem strahlenden Gesicht auf den Magen. „Ich kann't en Dutzend essen. Wenn 't nur schon Abend wär!" Trällernd machte sie einen Freudensprung: „Zintmäten, Zintmäten, de Kälber —"

„Gott, Fina!" Erschrocken hielt ihr Cäcilie den Mund zu, „was sollen die Leute von uns denken?"

Ein paar Jünglinge drehten sich nach den beiden Mädchen um; Cäcilie wurde rot und schlug verschämt die Augen nieder, Josefine aber schnitt eine Fratze: „Dumme Junges! Zintmäten, Zintmäten! Adjüs, Cilli, letzt!" Kräftig schlug sie die Freundin auf den Rücken.

„Vergiß nicht — um sieben Uhr — am Jan Willem," rief ihr Cäcilie nach.

Sie hörte schon nicht mehr; da rannte sie hin, daß ihr halblanger Rock flatterte und man ihre weißbestrumpften Beine bis zum Knie sah.

Peter Zilges war nicht für die neumodischen Papierlaternen; er hatte seinen Enkeln Kürbisse ausgehöhlt, ihre Namen und allerlei andres hineingeritzt: Gesichter und Sonne, Mond und Sterne. Die Zeichnungen waren unvollkommen — Großvaters Hand hatte schon sehr gezittert —, aber schimmerte das Lichtchen von innen durch, machte sich solch ein Kürbis doch wunderbar schön.

Vom „Bunten Vogel" zogen die Geschwister aus, Josephine voran mit dem ihren, der groß und gelb war wie ein Holländer Käse, sie trug ihn auf einem Stock; die Brüder schwenkten ihre Kürbisse an Bindfadenschnüren. Die Kinder sangen; hell klangen ihre Stimmen in den lauen Abend hinaus.

Und von nah und fern, vom andern Ende der Ratingers-, von der Ritter- und der Mühlenstraße, vom Hunsrück und der Mertensgasse, von allen Seiten fielen Kinderstimmen ein, hoch und tief, rein und falsch, durchdringend wie Pfeifenton, jubelnd wie Trompetenfanfaren: „Zintmäten, Zintmäten!"

Wie Glühwürmchen funkelt es auf in den dunkeln Straßen, an den Häusern zieht es vorbei in bunten Reihen, über den Köpfen wogen und wirren schwanke Lichter in Weiß und Gelb, in Rot und Grün. Licht, Licht — ein ganzes Meer von schwankenden Lichtern! Ganze Kinderscharen haben sich zusammengefunden beim Klang einer Schelle, und wo sich Knaben und Mädchen begegnen, pusten sie sich in die Laternen, und die Buben singen grob:

„Zintmäte, Zintmäte,
Te Kälver hant lang Stäte,
Te Jongens sin Rabaue,
Te Weiter wolle mer haue."

Und die Mädchen zirpen dagegen:

„Te Weiter sin Rabaue,
Te Jongens wolle mer haue,
Te Weiter trinke rode Wing,
Te Jongens schmeiße mer in de Rhing!"

„Zintmäte, Zintmäte!"

Josefine hielt ihren Kürbis krampfhaft hoch, ein paar große Jungen hatten es durchaus darauf abgesehen, ihr das Lichtchen zu löschen; sorgsam trug sie es vor sich her, wie etwas Heiliges bei der Prozession, schier andächtig die Blicke darauf geheftet.

Je näher dem Rhein, desto größer das Getriebe, desto lauter das „Zintmäten". An den Bürgerhäusern klingelt es, helle Kinderstimmen erheben den Bittgesang:

„Hier wohnt en reicher Mann,
De ons wohl jett gewe kann.
Selig soll ha lawe,
Selig soll ha stärwe,
Tal Himmelreich erärwe!"

Bei dem „Himmelreich" steigt die Melodie auf einen hohen Ton, freudig gejauchzt klingt es weit in den Abend; und die Thüren thun sich auf, Aepfel, Nüsse, Kastanien, Korinthenstuten und Pfferkuchen fallen in die aufgehaltenen Kittel und Schürzchen.

Um den alten Jan Willem am Markt dreht sich ein wirbelnder Gnomenreigen; auf den Treppen des Rathauses und des Theaters halten Eltern ihre Kleinsten in die Höhe, und wo die winzige Kinderhand das Laternchen nicht schwenken kann, thut es die schwielige Faust des Vaters.

„Zintmäten, Zintmäten!" — da ist keiner zu alt.

Josefine hatte viel Anfechtung, die großen Jungen von der Ratingerstraße waren ihr bis hierher gefolgt. Hilfesuchend sah sie sich um — die Brüder waren im Gedränge abhanden gekommen, da setzte sie sich zur Wehr. Mit dem Rücken an das Gitter, das den Jan Willem vorm Marktgetriebe schützt, gelehnt, reckte sie ihren Stock so hoch sie konnte.

Gleich neckenden Teufeln hüpften die Buben vor ihr herum:

Digitized by Google

„Zintmäte, Zintmäte!
De Weiter lecke de Plate,
De Jonges esse de Tate,
De Jonges esse gebackene Fisch,
De Weiter schmeiße mer unger de Tisch —"

Der Allerdreisteste hüpfte in die Höhe und haschte nach ihrem Kürbis, er pustete hinein — da — sie kreischte auf, ehe er das Lichtchen löschen konnte, fiel die Mädchenhand derb auf seine Backe: „Eflige Jung!"

„Frech Weit!"

„Freche Raban!"

Josefinus Augen funkelten, das Mützchen war ihr längst in den Nacken geglitten, die blonden Haare ringelten sich halbgelöst — jetzt stieß sie einen hellen Hilferuf aus, und ein andrer Ruf antwortete: „Fina!"

Hurra, das war Cäcilie! Sieben Uhr schlug's dumpf vom Rathaus. Mit einem heftigen Anlauf ihre Bedränger zur Seite stoßend, stürmte Josefine durch, im Schwung warf sie sich der Freundin an den Hals.

„Mein Stern, mein Stern!" Aengstlich hielt Cäcilie ihren roten Papierstern in die Höhe, er warf einen rosigen Schimmer auf ihr zartes Gesichtchen unter der weißen Schwanenkapuze. „Viktor, o die frechen Jungens!"

„Unverschämte Bande," sagte das junge Herrchen an ihrer Seite und zuckte nur die Achseln. Die Jungens ohne Hut, in Kittel und Holzklumpen wagten keinen neuen Angriff, sie zogen nur noch ein Weilchen johlend hinterdrein.

Also das war der Viktor, wirklich der Viktor? Der kleine Soldat? Josefine war enttäuscht; heut trug er keine Uniform. Aber groß war er geworden, und wie stramm er sich hielt! Fähnrich wurde er, hatte die Cilli gesagt, dann war er auch bald Offizier — o! Es war doch wieder etwas von der alten Bewunderung im Blick, mit dem sie ihn neugierig von der Seite betrachtete.

Er fühlte das und begann an der Oberlippe zu zupfen. Noch war da erst ein kaum sichtbarer Flaum, wie bei einem jungen Vogel, aber er zupfte doch. Komisch, daß es es ihm eigentlich Spaß machte, mit den kleinen Mädchen zu gehen, was würden wohl die Kameraden dazu sagen? Na, natürlich: „Viktor, der Sieger" — so nannten sie ihn za in seiner ganzen Compagnie.

„O wie gut, daß du mitgegangen bist, daß wir nicht allein sind," seufzte Cäcilie in einem wonnigen Grausen nach überstandener Gefahr.

„Sie sollen sich nur unterstehen," sagte er und warf einen stolzen Blick rückwärts.

Josefine wunderte sich im stillen, daß der Viktor gar nichts von früher zu ihr sagte. Ob er nicht mehr wußte, daß sie vor Jahren so schön miteinander gespielt? Hatte er denn alles vergessen? Sie wußte es doch noch. Auch daß er sie „Sie" nannte! Das war ja so fremd. Ein Fräulein war sie doch noch nicht — Gott sei Dank. Mit einem strahlenden Blick sah sie auf ihre freien Füße herunter. Die Cäcilie konnte den Rock immer nicht lang genug kriegen — na, so geht!

„Zintmäten, Zintmäten!" Sie machte einen kecken Hopser über den breiten Rinnstein, und dann fing sie an mit ihrer lustigen Stimme zu singen:

„Zintmäte sein Vögelche
Mel dat rote Kögelche —"

Viktor, der angehende Fähnrich, betrachtete sie sehr wohlgefällig von der Seite. Nett war die geworden — ganz famos! Soviel er sich erinnerte, war sie immer niedlich gewesen, aber so niedlich? Er fing an, Josefine zu necken: mit ihrem Düsseldorfisch, mit ihrem Kürbis. Frischweg ging sie darauf ein, nur als er ihr das Lichtchen ausblasen wollte, sagte sie drohend: „Mach" und hob die Hand.

Er machte es nicht im geringsten besser wie die Rabauen in den Holzklumpen; wie vorhin die, so umhuschte er sie jetzt, bald von rechts, bald von links; das war ein Jagen übers Trottoir, ein Schäkern und Lachen, ein ausgelassener Kampf um das Lichtchen. Zintmäten, Zintmäten — sie vergaßen ganz das „Sie".

So schön war's heut! Der Mond am Himmel schämte sich und versteckte sich vor all dem Glanz. Vom Rhein grüßte ein lindes Wehen und strich sanft kühlend über die glühenden Wangen, die erhitzten Stirnen.

„Zintmäten, Zintmäten!" Jauchzend sprang Josefine dahin, wie getragen von Windesflügeln, die roten Lippen zu schallendem Gesang geöffnet.

Der Abend flog dahin, nur zu rasch.

„Nach Hause," sagte Viktor endlich und faßte die Hände seiner Schutzbefohlenen. Es behagte ihm auf einmal nicht mehr, allerhand Pöbel füllte die Straßen, Rheinkadetten, Burschen und Mädchen aus den Fabriken, in langer Reihe, Arm in Arm, sperrten sie den Weg. Es mischten sich andre Lieder ins Martinsliedchen der Kinder; hier und dort wurde recht wüst gegröhlt:

„Kütt dä Lehrer in de Schull',
Setzt hä sich op singe Stull" —"

und wo die Bürgerhäuser ihre Thüren nicht mehr öffneten beim ungeduldigen Pochen der Fäuste:

„Tat Huus, dat steht up eene Penn,
Tä Gihgihals, dä wohnt metten dreihn —
Gihgihals, brich der Hals,
Dat de morge stärwe kanns!"

„Och, wie schad'," seufzte Josefine, als ihr letztes niedergebranntes Lichtchen vor der Thür des „Bunten Vogels" verlöschte. Drinnen roch es nach den leckeren Pfefferkuchen der Großmutter, und doch zögerte sie noch: „Wie schad'!"

Viktor schlug die Hacken zusammen und verbeugte sich abschiednehmend; aber dann nahm er die kleine, warme Hand, die sich ihm entgegenstreckte und sagte: „Ich bleib' ja noch vier Wochen hier!" Und dann mit einem bedeutsam festen Druck: „Bis morgen!" —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Teil des Kreuzgangs.

Das Mechitaristenkloster auf der Insel San Lazzaro bei Venedig.

(Nach phot. Aufnahmen von T. Filippi in Venedig.)

Zu den Sehenswürdigkeiten Venedigs, deren Besuch der kunstliebende Fremde nicht versäumen sollte, gehört das Kloster der armenischen Mönche, der sogenannten Mechitaristen, auf der Insel San Lazzaro. Man kann sehr leicht und bequem dorthin gelangen: in zehn Minuten bringt die Gondel uns vom Lido nach dem etwa 3 Kilometer südöstlich von der Stadt gelegenen kleinsten der Laguneneilande, das seinen Namen nach einem einst auf ihm errichteten Siechenhause für Aussätzige führt.

Seit dem Jahre 1716 befindet sich San Lazzaro im Besitz des Mechitaristenordens — ihrem Ziel, ihrer Organisation und ihrer Geschichte nach wohl der eigenartigsten Kongregation, welche die katholische Kirche des Abendlandes aufzuweisen hat. Begründet wurde sie — sie hat kürzlich die Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens begangen — 1701 von dem 1676 in Sebaste geborenen armenischen Mönche Peter Bedrossian, „Mechitar" (der Tröster) zubenannt, und hatte ihren ersten Sitz in Konstantinopel. Den Namen des Trösters hatte sich Bedrossian durch seine Missionsthätigkeit unter seinen Landsleuten im Orient erworben, und er rechtfertigte ihn durch sein späteres Lebenswerk, das lediglich der geistigen Wiederaufrichtung seines Volkes gewidmet war. Mechitar gehörte mit seinen Genossen ursprünglich der mit der katholischen nicht unierten armenischen Kirche an und unterstand daher in Konstantinopel mit seiner Niederlassung dem dort residierenden armenischen Patriarchen. Diesem machte er sich durch Hinneigung zu der abendländischen Kirche verdächtig, weshalb er es bald für geboten erachtete, auszuwandern und nach Morea unter den Schutz des Löwen von San Marko überzusiedeln, wo er 1703 von der venezianischen Regierung die Erlaubnis erhielt, zu Modon ein Kloster und eine Kirche zu erbauen. Hier vollzog sich einer der wichtigsten Schritte des Ordens, sein Uebertritt zu den mit der katholischen Kirche vereinigten Armeniern. Papst Klemens XI. bestätigte 1712 die Mechitaristen als kirchliche Kongregation und verlieh ihnen, die bisher nach der Satzung der griechischen Basilianermönche gelebt hatten, eine der des Benediktinerordens nachgebildete Regel. Allein auch in Morea sollten die Mechitaristen kein bleibendes Heim finden. Die 1714 zwischen den Venezianern und Türken ausgebrochenen Feindseligkeiten bedrohten ihre junge Niederlassung, weshalb sie abermals genötigt wurden, den Wanderstab zu ergreifen; sie wandten sich nunmehr direkt nach Venedig, wo der Senat der Republik ihnen 1716 die Insel San Lazzaro schenkte, auf der sie alsbald an Stelle des alten Leprosenheims ihr stattliches Kloster und ihre Kirche erstehen ließen.

Was den Mechitaristen auf San Lazzaro ihre Eigenart verleiht, ist neben dem nationalen

Digitized by Google

Charakter der Kongregation ihre fast ganz und gar dem Dienste der Wissenschaft gewidmete Thätigkeit. Sie gehen in dieser Hinsicht noch weit über das hinaus, was die Benediktiner leisten, und man möchte sie eher eine nach Klosterſitten lebende gelehrte Gesellschaft als eine eigentliche Mönchsgenossenschaft nennen. Sie haben denn auch 1806 den offiziellen Titel einer Akademie angenommen und ihre Vorurteilslosigkeit in wissenschaftlichen Angelegenheiten wiederholt dadurch bekundet, daß sie auch Nichtkatholiken zu Ehrenmitgliedern ernannten. Getreu dem Bestreben ihres 1745 auf San Lazzaro verstorbenen Stifters Mechitar, betrachten sie als wesentlichen Zweck ihres Daseins die geistige Hebung ihrer in alle Welt zerstreuten Landsleute, einen Zweck, den sie in erster Linie durch Pflege ihrer nationalen Sprache und Litteratur zu erreichen suchen, nicht am wenigsten auch durch Uebersetzung der klassischen Werke der Weltlitteratur in ihr heimatliches Idiom. Die vorzüglich geordnete Bibliothek ihres Klosters umfaßt mehr als 30000 Bände, und mustergültig ist gleich verschiedene wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen ihre in den Klosterräumen eingerichtete Buchdruckerei, aus der unter anderm auch eine Zeitschrift hervorgeht, der „Parnavel“, ein Blatt, das bestimmt ist, den in den verschiedenen Ländern wohnenden Armeniern als Förderungsmittel der Bildung und des nationalen Zusammenschlusses zu dienen.

Der Abt (Erzbischof) im Pontifikalgewande.

Mechitaristischer Kirchendiakon.

An der Spitze der Kongregation von San Lazzaro steht ein Abt, der zu der Klasse der sogenannten „infulierten“ zählt, also Bischofsrang hat, und den Titel eines „Erzbischofs von Smirnich“ führt. Die Zweigniederlassung in Wien, das dortige Mechitaristenkollegium, steht unter einem besonderen Abt, während die Niederlassungen in München und Paris unmittelbar von San Lazzaro abhängig sind. In ihren kirchlichen Gebräuchen haben die Mechitaristen von San Lazzaro mit der alten armenischen Kirchensprache manches von dem Ritual der morgenländischen Kirche bewahrt, ein Umstand, der ihren kirchlichen Feiern in Verbindung mit den bei diesen Anlässen getragenen prächtigen, aus wertvollen Stoffen und durchgehends in kunstvoller Stickerei hergestellten Kirchengewändern einen malerischen Charakter ganz eigenartigen Reizes verleiht.

Der Besucher kann sicher sein, in dem Kloster auf San Lazzaro einen freundlichen Empfang zu finden. Wenn man die Gondel verlassen hat, die am Eingang zum Hofe liegen bleibt, tritt man in den mit Blumen und Sträuchern geschmückten Kreuzgang des Klosters, wo man von einem Priester in langem schwarzen Gewande empfangen wird, der in zuvorkommender Weise die Rolle des Führers übernimmt, dabei meist mit dem Besucher in der Sprache seines Landes verkehrend; der Deutsche kann mit Zuversicht darauf rechnen, einen seiner Sprache kundigen Führer zu erhalten. Der nächste Gang

Die Byron-Eichen.

Digitized by Google

gilt in der Regel der Bibliothek, die mit Recht den Stolz von San Lazzaro bedeutet, denn die hier zusammengetragenen bibliographischen Schätze suchen,

geblieben ist; allein auch alle andern Wissenszweige sind vertreten, wie denn ein Blick auf die Bibliothek und die mit ihr in Verbindung stehenden

Inneres der Kirche.

was orientalische Sprachen anlangt, ihresgleichen. Sind doch an alten armenischen Handschriften nicht weniger als 2000 vorhanden, bei weitem der größere Teil dessen, was von solchen überhaupt erhalten

Sammlungen genügt, um ein Bild von der Vorurteilslosigkeit zu erhalten, mit welcher die armenischen Gelehrten ihre Studien betreiben. In dem an die Bibliotheksräume anstoßenden Refektorium

Digitized by Google

gewahrt man an der Hauptwand eine Darstellung des Abendmahls in lebensgroßen Figuren, ein Werk von Pier Antonio Novelli, wohl eines der besseren, wenn nicht das beste dieses römischen Meisters. Daß die Buchdruckerei des Klosters eine Musteranstalt ist, haben wir bereits hervorgehoben; sie arbeitet vorwiegend mit orientalischen Typen und hat für ihre tadellosen Leistungen auf diesem Gebiete auf den großen Ausstellungen in Paris, London und Florenz Ehrenmedaillen erhalten. Aus ihr gehen nicht nur Schriften religiösen oder kirchlichen Inhalts hervor, sondern auch die wissenschaftlichen Arbeiten der Akademie von San Lazaro und die Ausgaben der von ihren Mitgliedern hergestellten oder veranlaßten armenischen Uebertragungen klassischer europäischer Autoren (unter andern Goethes, Byrons, Racines, Corneilles, Chateaubriands). Die aus der Zeit der ersten Bauanlage herrührende Kirche wurde, wie das alte Klostergebäude, im Jahre 1883 zum Teil durch eine Feuersbrunst zerstört. Sie ist indes ganz dem ursprünglichen Plane entsprechend wieder aufgebaut und stellt sich uns als ein im ganzen sehr schlichter dreischiffiger Hallenbau in sogenannter italienischer Gotik dar, mit Anklang an spätromanische Baugliedern und orientalische Dekorationsmotive. Ein eigentümliches Bandeldenkmal ist in ihre Vorderseite links über dem Haupteingang eingemauert,

Aeussere Ansicht des I

Grabdenkmal des Constantin Zuccola.

Digitized by Google

...sters.

ein alter, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammender Steinsarkophag. Wie die lateinische Inschrift besagt, hat er einst die sterblichen Reste eines Constantinus Zuccola umschlossen, eines liebevollen Pflegers von San Lazzaro und eines Freundes und Schützers der notleidenden Menschheit. Das Denkmal rührt jedenfalls noch aus der Zeit her, da sich auf San Lazzaro das Leprosenheim befand, das wahrscheinlich unter der Leitung von Franziskanermönchen stand. Ein aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammender italienischer Führer durch Venedig weiß zu berichten, daß um das Jahr 1750 durch einen herabfallenden Stein ein Teil des Sarkophags zertrümmert worden sei, und man bei diesem Anlasse in seinem Innern die fast vollständig unversehrte Leiche eines Mannes in der Ordenstracht der Franziskaner gefunden habe. Nach derselben Quelle schmückten die alte Kirche verschiedene Gemälde eines unter dem Namen Giovanni Emir bekannten Künstlers, eines geborenen Türken, der gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Rom zum Christentum übertrat.

Kirche und Klostergebäude liegen inmitten gärtnerischer Anlagen, die mit ihrem prächtigen Blumenflor (namentlich zur Blütezeit der Rosen), ihren Reben- und Lorbeerlauben und ihren malerischen Gruppen von Magnolienbäumen und Cypressen einen fast exotischen Eindruck machen. Auf einem

Klosterfriedhof.

Digitized by Google

der höher gelegenen Teile dieser Gartenanlagen ragt eine Gruppe von Olivenbäumen empor, die heute noch den Namen der „Oliven Lord Byrons“ tragen, zur Erinnerung daran, daß der große britische Dichtergenius mit Vorliebe an dieser Stelle geweilt hat. Es ist bekannt, daß Lord Byron während seines Aufenthalts in Venedig in den Jahren 1817, 1818 und 1819 vielfach in dem Mechitaristenkloster auf San Lazzaro verkehrte und zu den Bewohnern in ein fast freundschaftliches Verhältnis trat. Er wurde zu den armenischen Mönchen in nähere Beziehungen gebracht, weil er auf den seltsamen Gedanken verfallen war, ihre Sprache, nächst der baskischen wohl die schwerste von allen in Europa gesprochenen, zu erlernen. Er glaubte in der starken geistigen Konzentration, die ihm eine derartige Beschäftigung aufnötigte, ein Gegenmittel gegen den drohenden, durch ausschweifendes Leben herbeigeführten Verfall seiner Geisteskräfte zu finden. Ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben; sicher ist, daß Byron sich mächtig von dem Kloster angezogen fühlte. Er sagte von ihm in einem Brief an seinen Freund Thomas Moore, es habe alle guten Seiten des mönchischen Beisammenlebens ohne dessen Unzuträglichkeiten vereinigt. Die saubere und behagliche Einrichtung, die sanfte Gemütsart und die ungeheuchelte Frömmigkeit der gelehrten Geistlichen erfüllten ihn, wie sein deutscher Biograph Felix Eberty hervorhebt, mit der Ueberzeugung, daß es inmitten dieser verderbten Welt noch mehr als eine kleine bessere Welt gebe, und es that seinem Herzen wohl, auf

Ministranten bei Zelebration eines Hochamts.

Stunden wenigstens sich dem Strudel seines leidenschaftlichen Treibens zu entziehen, um in solchen Umgebungen eine geistig gesunde und erquickliche Luft zu atmen. Er interessierte sich lebhaft für die Arbeiten der Mönche und nahm teil an der englischen Uebersetzung einer armenischen Grammatik, sowie an der Ueberziehung und Herausgabe einer Handschrift, welche den apokryphen Briefwechsel zwischen dem Apostel Paulus und den Aeltesten der Korinthergemeinde enthält. Daß er in die Geheimnisse der armenischen Sprache tiefer eingedrungen sei, behauptet er selbst nicht, doch unterhielt ihn die Arbeit, und er wurde durch die Meisterschaft, mit der er das Englische beherrschte, den gelehrten Mönchen von Nutzen.

Mechitar, Gründer des Ordens.

Der Verkehr mit den frommen Brüdern auf San Lazzaro hat auf Lord Byrons dichterische Schaffenskraft jedenfalls einen günstigen Einfluß ausgeübt, denn trotz der Episoden ungezügelten Genusses, durch die sein Aufenthalt in Venedig während der angegebenen Zeit gekennzeichnet wird, entstanden hier einige seiner reifsten, vollwertigen dichterischen Schöpfungen, so der vierte und unstreitig schönste Gesang des „Childe Harold“, die durch ihre farbenprächtige Schilderung des venezianischen Lebens fast einzig dastehende launige Erzählung „Beppo“, die tief empfundene „Ode an Venedig“ und die beiden ersten Gesänge seines größten und genialsten Werkes, des „Don Juan“.

L. Holthof.

Der Gedanke.

So wunderbar sie immer sein mag,
Die Götterkraft im Menschen, seine Seele,
Steht ihr zur Seite doch, machtvoll und kühn,
Ein ebenbürtiger Bruder: der Gedanke.

Er ist nicht greifbar, gleicht dem Sonnenlicht,
Verbreitet blendend in uns jähe Helle,
Und schneller als der Tod, der rasend rasche,
Ist er der Zeit und auch der Ewigkeit
Vermessen kühner, stolzer Ueberwinder.

Und drücken Fesseln auch den Körper wund,
Er bleibt der Freiheit ewig freier Sohn,
Er sprengt des Grabes und des Lebens Ketten —
So wie wir denken, werden wir uns betten.

Elimar von Monsterberg-Münckenau.

Digitized by Google

Der Amateur-Chauffeur.

Dieses Wortbild ist befremdlich neu, ungefällig, willkürlich erfunden und hat kaum Aussicht, volkstümlich zu werden, aber ich kann nicht „Der Automobil-Dilettant" dafür setzen, da man wohl in Künsten, nicht aber in Geschicklichkeiten dilettiert. Man wird sogleich erfahren, was damit gemeint ist.

In diesem Frühjahr erhielt ich von einem Manne, der die Mittel besitzt, alle neuen Errungenschaften auf technischem Gebiete seinem persönlichen Gebrauch dienstbar zu machen, eine Einladung, die er offenbar eigenhändig, natürlich mittels Schreibmaschine, hergestellt hatte. Das Billet lautete:

„Verdrehter Freund! Fahre heute Nacht tisch mit Benz ausund würde mich r iesig freuen wenn Sie mitkommen möchten. Wie ruhr vor meiinem hause In Eile hezlichst" und so weiter.

Zur angegebenen Stunde fand ich mich vor seinem Hause in der Währingerstraße ein. Schon aus einiger Entfernung bemerkte ich dort eine Menschenansammlung, die mich einen Straßenunfall befürchten ließ, aber es war nur die herkömmliche Gruppe von nachdenklichen Betrachtern, die heute noch rastende Automobile zu umstehen pflegen. Trotzdem schwanden, als ich näher kam, meine Besorgnisse nicht, denn ich erkannte sofort, daß das Fuhrwerk einen heftigen Anfall von Schüttelfrost durchzumachen hatte.

Mein Gönner, der bereits seinen Posten auf dem Gefährt bezogen hatte, eine Hand an dem Steuerrad, die andre aufs Knie gestützt, mußte den stark vibrierenden Bewegungen willenlos folgen. Er war übrigens kaum wiederzuerkennen, ganz in Kalbleder gebunden, die ernsthafte, schmucklose Chauffeurmütze auf dem Kopf, das Sturmband unter dem Kinn; über dem Gesicht trug er einen Verband, der aus einer dunklen runden Brille und einem Respirator zusammengesetzt war. In diesem Augenblick stand Tartarin vor meinem geistigen Auge, der unsterbliche Mützenjäger von Tarascon, der mit Eispickel und Schneeschuhen den Rigi hinaufstürmt. Mein Gönner, der Tartarin des Automobils! Das war er wirklich. Ich, der Laie, der auf allen Sportgebieten Unbewanderte, kam ganz ohne Ausrüstung an, mit dem Cylinderhut auf dem Kopf, wie eben ein Schriftsteller sich zu Begräbnissen, Theaterpremieren und Denkmalsenthüllungen einfindet. Das paßte dem Automobilisten natürlich nicht, und sein Tiener, dem momentan die Aufgabe oblag, allzu lästige Neugierige abzuwehren, wurde beauftragt, mir aus dem Vorrat seiner automobilistischen Ausrüstungsgegenstände Kappe und Augenschutz zu holen.

Nicht ohne Bellommenheit nahm ich, nachdem ich bis auf den schwarzen Gehrock notdürftig und, wie ich befürchte, nicht zum Vorteil, in einen Chauffeur verwandelt worden war, auf dem Wagen Platz.

„Also los!" kommandierte mein Freund. Dabei zog er einen Hebel. Die nächste Folge dieses Griffes war, daß das von unsichtbaren Gewalten beseelte Vehikel ein paar Schritte nach rückwärts rollte.

„Wohin?" fragte ich schnell.

„In den Prater!" antwortete er, an dem Steuer drehend und wieder am Hebel herumhantierend.

„Sie fahren ja zur Währingerlinie!" rief ich einigermaßen geängstigt, denn es war mir sofort klar, daß er das Automobil ebenso mangelhaft beherrschte wie seine Schreibmaschine, daß er daran ebenso wie an seinen photographischen Apparaten herumpfuschte, kurz, daß er ein Amateur-Chauffeur war.

„Ah, Pardon!" entschuldigte er sich, während er allerlei Handgriffe vornahm, die den erfreulichen Erfolg hatten, daß sich der Wagen endlich wirklich vorwärts in Bewegung setzte. Es ging prächtig. Das Rütteln hatte sich gegeben. Wir fuhren wie über ein Federbett dahin, in der Richtung nach der Ringstraße. Ein wohliges Gefühl durchströmte mich; ich ertappte mich bei der Schwäche einer eitlen Regung, als hätte ich an dieser Errungenschaft einen intellektuellen Anteil, als wäre das Benzingespann meine eigne Geisteserschöpfung.

In der Gegend des Schottenthores wurde mein Tartarin unruhiger. Der lebhafte Wagenverkehr verpflichtete ihn zur Verschärfung seiner Aufmerksamkeit, er ließ den trompetenden Warnungsruf, so oft er eine Hand frei hatte, ertönen; dabei drehte er an dem Lenkrad rechts und dann wieder links herum, so daß unser Wägelchen wie ein betrunkener Fußgänger eine Zickzacklinie beschrieb. Augenscheinlich wollte er über den Ring hinunterrollen, dessen breite, unbelebte Fahrbahn ihn lockte. Leider mußte es mir einfallen, ihm den Weg durch die Stadt vorzuschlagen. Ich empfinde eine gelinde Beschämung, indem ich es gestehe, ich wollte auf dem modernsten Fuhrwerk des neuen Jahrhunderts wo möglich von Bekannten gesehen werden. Wer, gleich mir, sonst seine Lebensbahn in Omnibus und Straßenbahn durchmißt, werfe einen Stein auf mich ob meiner Hoffart!

Tartarin stimmte dem Vorschlag nicht mit Enthusiasmus bei, ich glaube, er schämte sich nur, mir meinen Willen nicht lassen zu sollen. Also durch die Stadt! Die verwünschte Schottengasse. Ich kenne sie seit einigen Jahrzehnten, aber sie war nie so belebt wie eben zu dieser Stunde. Alle Wagen und Fußgänger mußten plötzlich mobilisiert worden sein; sogar die Zöglinge des städtischen Waisenhauses näherten sich in einer grauen Schlangenlinie.

Der Chauffeur mußte den Kopf beisammen halten. Aber seine Geistesgegenwart wurde dennoch ab und zu bedroht: es entging mir nicht, daß er in seiner geheimen nervösen Erregtheit manchmal die „Geschwindigkeiten" verwechselte, und in der Nähe der Schottenkirche stürmte er gar, wie ein gekitzelter Stier der Arena, auf eine alte Frau los.

Erfreulicherweise korrigierte er solche Fehlgriffe immer noch rechtzeitig, wobei er, ich weiß nicht, an welche Adresse, ein kurzes „Ah, Pardon!" richtete. Mit dieser Interjektion entschuldigte er sich auch, wenn er sich am Steuer vergriff, und besonders als er von der Ecke der Teinfaltstraße den Omnibus, der seit undenklicher Zeit unbehelligt nach Salmannsdorf rumpelt, durch eine nicht vorherzusehende Annäherung in Angst und Schrecken versetzte.

„Nehmen Sie doch die Brille ab, Sie können ja nicht sehen!" bat ich, vor der Thalfahrt über die Freiung im Innersten bangend.

Er hörte nicht auf meinen wohlmeinenden Rat, dem der Selbsterhaltungstrieb die warme Färbung einer Beschwörung verliehen hatte. Er nahm die Brille nicht ab. Tartarin ohne Augenschutz!

Digitized by Google

Unmöglich! Und dann, er hatte gar keine Hand dafür frei. Wahrscheinlich, hoffentlich mußte er jetzt auch die Bremse regieren, dachte ich, denn das Gefälle, dessen todbringende Steilheit mir niemals zuvor so deutlich vor Augen gestanden hatte, machte sich bereits fühlbar.

„Ah, Pardon!“ stieß er abermals heraus und griff wieder da und dort hin, wie mir schien, ohne den Lauf des Wagens hemmen zu können. Unbegreiflich und empörend war die kalte Ruhe der Fiakerkutscher, die uns, vor ihren sicheren Wagen stehend, mit gleichgültigen Mienen vorüberrasen sahen, uns, die Genossen des sicheren Verderbens. Ich spähte nach einem geeigneten Platz aus, um im schlimmsten Fall noch vor Beendigung der Todesfahrt vom Wagen zu springen. Ich werde das Plätzchen dieser verzweifelten Wahl, am Hendenschuß, niemals aus dem Gedächtnis verlieren.

Zum Glück schien mein braver Chauffeur wieder eine Geschwindigkeit verwechselt zu haben, denn trotz des Gefälls nahmen wir ein beruhigenderes Tempo an. Ich sah, wie aus allen Ventilen stoßweise wolkige Dämpfe entwichen, eine unvorhergesehene Erscheinung, die auch meinen unkundigen Wagenlenker beunruhigte, denn wenn ein Ventil sich wieder entlud, mahnte er rügend: „Na, nicht!“

Es war voraussusehen, daß die nächste, vernichtendste Entladung unter meinem Sitzplatz erfolgen würde, und ich begann mich mit dieser Vorstellung auszusöhnen. Benzin macht ja alle Fettflecke schnell und spurlos verschwinden, und wenn es also geschehen kann, so habe ich in Bezug auf das unbedeutende Fettfleckchen, das ich im Weltall vorstelle, nichts dagegen. Wie Benz will, ich halte still!

Es kam anders. Ehe ich den waghalsigen Sprung zur Ausführung bringen konnte, blieb unsre Hexenmaschine, wie durch ein Wunder gehemmt, stehen. Tartarin ließ, ich weiß nicht, warum, ein Dutzend Trompetensignale ertönen. Wir saßen fest. Er sprang zur Erde und besah seine kranke Maschine von allen Seiten; wie aufs Kommando wuchsen die neugierigen Automobilkibitze aus der Erde. Er bückte sich und kniete nieder, betrachtete den Bauch des Fuhrwerks, dann hob er ihm die Rockschöße hoch und streckte die Nase in den Maschinenkasten, er schüttelte den Kopf, denn er fand „alles in schönster Ordnung“. Plötzlich kam ihm die Erleuchtung. „Ah, Pardon!“ lächelte er etwas blamiert, damit sprang er wieder an meine Seite, und abermals ertönte das schreckliche Signal. Wir fuhren wirklich wieder in gemäßigtem Tempo den gepflasterten Berg hinauf.

Und nun in die Bognergasse. Das war eine Tollkühnheit. Omnibus neben Omnibus, dazwischen eilige Fiaker und verdrossene Einspänner. Der Signalapparat reichte nicht mehr aus. Mein Chauffeur gab den uns begegnenden Kutschern mit der Hand Zeichen, die nicht ganz unzweideutig waren, weil sie nicht erraten ließen, ob er ihnen die Richtung seines Kurses bezeichnen, oder ob er ihnen andeuten wollte, wohin sie sich bei einem unheilvollen Zusammenstoß retten sollten.

Und jetzt unter die Tuchlauben, unter den warnenden Fagotttönen, die die Straße auf dreißig Schritte entvölkerten; glücklicherweise tauchten hier nur wenig Fußgänger auf, wir blieben ziemlich ungestört.

„Im Prater fahr' ich ganz anders!“ drohte der kühner gewordene Amateur-Chauffeur prahlerisch, während ich eben überlegte, ob es nicht das klügste wäre, durch den Bazar und das Kriegsministerium auf Nimmerwiedersehen zu enteilen.

Ah, jetzt tutete er, als ob das jüngste Gericht Tagsatzung hätte, er jagte durch das schmale Gäßchen nach dem „Peter“ mit irrtümlicher „Geschwindigkeit“ in einer scharfen Kurve. Tartarin hatte den Teufel im Leib!

Nein, er hatte ihn doch nicht im Leib.

Knapp vor der Kirche mußte er sich wohl wieder ergriffen haben, denn das Tempo verlangsamte sich, das Töff—Töff wurde matter, kurzatmiger, dann drang es nur noch ruckweise aus dem geheimnisvollen Innern, und unter einem langgezogenen „Tüüü“ aus der Signaltrompete standen wir wieder still. Der Chauffeur schüttelte verwundert, als ob das zum erstenmal passierte, den Kopf, schwang sich auf das Pflaster, besah den streikenden Kobold abermals von allen Seiten und goß schließlich reichlich Oel in das Innere. Er probierte alle Hebel, betastete alle Höhne und that sichtlich alles, was Unkenntnis in einem solchen Fall zu thun vermag; aber alles Leben schien aus dem widerspenstigen Kasten entflohen zu sein. Wir standen eine Viertelstunde lang „am Peter“, bis sich die Hoffnungen, das Ding wieder flott zu machen, als eitel erwiesen. Die Menschenansammlung, die das Schauspiel unsrer Ratlosigkeit genoß, wuchs zusehends; zum Glück giebt es keine Schnsterbuben mehr, die einst die Träger des Volkswitzes waren.

Durch energischen Zuspruch gelang es mir, den Automobilistenstolz meines wackeren Chauffeurs zu beugen und ihn zu überreden, den Platz auf dem festgefahrenen Fuhrwerk mit dem ungefährlicheren in einem Einspänner zu vertauschen.

So fuhren wir nach Hause, langsam, sicher, gedankenvoll.

„An den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still, auf geretteten Boot, treibt in den Hafen der Greis.“

„Ich dächte, jetzt können wir die Brille schon herunternehmen?“ schlug ich mit einem ironischen Anflug vor, indem ich mich von der überflüssigen Vermummung befreite.

Er war noch immer nicht dazu zu bewegen, der halsstarrige Tartarin, aber er gestand mir zögernd, daß dies seine erste Ausfahrt mit dem Automobil war. Das nächste Mal würde es schon besser gehen!

Hoffentlich hat dich niemand auf dieser ruhmlosen Fahrt erblickt oder erkannt,' tröstete ich mich, aber dem war nicht so. Vermutlich ein begabter und lieber Kollege — ach, wir lieben uns untereinander so sehr — sandte mir am andern Tag anonym eine Korrespondenzkarte mit einem Spottg'stanzl:

So ein Automobil
Ist ein eignes G'spiel,
Fahrt hin, wo es will,
Und halt'l plötzlich still.
Töff, Töff!

Was aus dem störrischen Fuhrwerk geworden ist? Ich weiß es nicht. Vielleicht steht es noch „am Peter“.

Paul von Schönthan.

Digitized by Google

Johann Nestroy.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

Neben dem ernsten Poeten, der uns aufs tiefste ergreift, in der Schilderung menschlicher Leidenschaft uns zu heißem Mitgefühl hinreißt, darf auch der Dichter einen Platz in unsrer Schätzung beanspruchen, der mit heiterem Lachen uns über die Sorgen und Beschwerden des Alltags hinwegzutäuschen sucht. Ist doch ein solch lustiger Kumpan, der zum Banner der Götter Komos und Momos schwört, uns oft willkommener als jene düsteren Barden, die ihrer dumpf getönten Harfe nur immer ernente Wehklagen über das Elend dieses irdischen Jammerthales zu entlocken wissen, ohne tröstlichen Ausblick auf eine bessere Zukunft. Und welch heilsamen Einfluß in trüber Zeit solch ein fröhlicher Geselle auf seine Umgebung und weit darüber hinaus auszuüben vermag, das läßt sich nirgends besser nachweisen als an dem Beispiel des merkwürdigen Mannes, der vor hundert Jahren zur Welt kam.

Nestroy als Knieriem in Lumpacivagabundus.
(„Aufs Jahr kommt der neue Komet, da geht die Welt z' Grund.")

Im schönen Kaiserreiche Oesterreich sah es, als Johann Nepomuk Nestroy — geboren am 7. Dezember 1801 in Wien — mit Verstand ins Leben zu blicken begann, nicht am besten aus. Auf die deutschen Befreiungskämpfe, von denen man die Herstellung eines einigen, großen, von freiheitlichem Geiste erfüllten Reiches erhofft hatte, folgte eine düstere Reaktion, und ein dumpfer Druck lag über den deutschen Vaterländern und Vaterländchen. Die freie Meinungsäußerung war verpönt und das öffentliche Interesse in den Zentren der Bildung fast ausschließlich auf das Theater beschränkt. Der unerquickliche Rückblick ist unvermeidlich, um die Stellung hervorzuheben, die im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Schaubühne in unserm Vaterlande einnahm, und daraus auch die Erfolge zu erklären, die sie unter andern Umständen im gleichen Maße kaum erzielt hätte.

Der Sohn eines begüterten Hof- und Gerichtsadvokaten, genoß Johann Nestroy eine glänzende Erziehung und sollte dereinst die reiche Praxis seines Vaters übernehmen, aber während er noch das Jus studierte, packte ihn, den die Natur mit einer schönen Baßstimme begnadet hatte, die Lust am Theater. Im August 1821 debutierte er an der Wiener Hofoper als „Sarastro" in der „Zauberflöte", und zwar so glücklich, daß er sofort ein Engagement erhielt. Zwei Jahre darauf ging er an die deutsche Oper in Amsterdam, und hier wurde er zum ersten Male in komischen Rollen beschäftigt. Es scheint, daß er sich zunächst dagegen gewehrt hat, weil er sich zu „Höherem" berufen glaubte, aber seine Laufbahn war nunmehr vorgezeichnet, und schließlich fügte er sich der zwingenden Gewalt oder vielleicht auch der besseren Erkenntnis. Ueber Brünn kam er 1826 nach Graz, wo er ausschließlich im komischen Fache beschäftigt wurde, und von dort engagierte ihn im Jahre 1831, nach vorausgegangenen Gastspielen, Direktor Carl (Carl von Bernbrunn) an das von ihm geleitete Theater an der Wien. Als Carl im Jahre 1847 in der Leopoldstadt sein neues Theater begründete, nach ihm Carltheater benannt, folgte ihm Nestroy dorthin und übernahm nach dem Tode des Freundes, 1854, selbst die Bühne, deren Leitung er bis 1860 behielt. Alsdann zog er sich ins Privatleben nach Graz zurück, wo er am 25. Mai 1862 verschied.

So weit der knapp gefaßte Lebenslauf, der natürlich nicht erkennen läßt, was einst Johann Nestroy für die deutsche Bühne bedeutete, aber wir haben schon oben angedeutet, daß ein nicht geringer Teil seiner Erfolge sich zurückführen läßt auf die trübseligen politischen Zustände der Zeit. Sie waren

Nestroy als norddeutscher Student.
(„Das fordert Genugthuung!")

Digitized by Google

elend, boten keinerlei Lichtpunkte, und da war denn jede Gelegenheit, einmal von Herzen lachen zu können, hoch willkommen. Zumal dem gemütlichen Wiener Völkchen, das gern seine „Hatz“ hat. Es gewann zunächst den Darsteller Nestroy lieb und schloß dann auch den Dichter an sein Herz, der ihm immer erneut unendliche Freude bereitete. Mit seinem ersten Stücke, dem „Zettelträger Papp“, das er 1827 in Graz zur Aufführung brachte, hatte Nestroy allerdings Unglück gehabt, aber er ließ sich nicht entmutigen und setzte, als er in Wien festen Boden unter den Füßen fühlte, den Hebel an einer Stelle an, wo vor ihm noch niemand Schätze zu suchen versucht oder wenigstens nicht gehoben hatte. Er verlegte sich auf die Parodie und ließ, wenn irgendwo in Wien ein ernstes Stück gegeben wurde, kaum die Gelegenheit vorübergehen, daran seine Satire zu üben. Den Mut hierzu schöpfte er aus dem starken Erfolg, den er im Februar 1832 mit dem „Gefühlvollen Kerkermeister“ erzielte. „Adelheid, die verfolgte Witib“ nannte sich im Nebentitel der Schwank, der eine derbe Verspottung des beliebten Balletts „Adelheid von Frankreich“ war. Weiter nennen wir, um nur einiges hervorzuheben, „Zamperl“, als Gegenstück zu Herolds Oper „Zampa“, und „Robert der Teufel“, die Parodie von Meyerbeers berühmtem Werk. Daß er mit diesen Satiren manchen Dichter und Komponisten gekränkt hat, ist außer Frage, und so hat sich auch Karl von Holtei — wie aus seinen „Vierzig Jahren“ deutlich zu ersehen — nicht wenig geärgert, als ihm auf den großen Triumph von „Lorbeerbaum und Bettelstab“ in Wien Nestroy eine tüchtige Abkühlung versetzte. Holtei und seine Frau spielten selbst die Hauptrollen und hatten ihr Entzücken daran, wie das Publikum in den häufig wiederholten Vorstellungen in Rührseligkeit schwelgte, bis dann Nestroy mit seiner schnöden Parodie „Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab“ kam, die in der Nutzanwendung gipfelte:

„Ein steiler Felsen ist der Ruhm,
Ein Lorbeerbaum wächst drauf,
Viel kraxeln drum und dran herum,
Doch wenig kommen 'nauf.“

Den österreichischen Aristophanes hat man Nestroy auf Grund dieser dramatischen Satiren genannt, aber kein Vergleich kann schiefer sein als dieser. Denn der große Athener schleuderte seine scharfgespitzten Pfeile gegen die politischen Machthaber, während der übermütige Wiener, der sonst kein Blatt vor den Mund nahm, sich ängstlich vor dem Konflikt mit der hohen Staatsgewalt hütete. Nur dann gestattete er sich gelegentlich einen kleinen Ausfall auf das politische Gebiet, wenn er wußte, damit den regierenden Herren zu dienen. So war es ihnen durchaus wohlgefällig, wenn Nestroy als „norddeutscher Student“ die Karikatur eines jener Burschenschafter gab, in deren Kreisen Friedrich Ludwig Jahn „die höchst gefährliche Lehre von der deutschen Einheit“ aufgebracht hatte. Also nichts weniger als ein Aristophanes war Johann Nestroy, aber doch ein lustiger Gesell, bisweilen etwas cynisch, doch im Grunde ein guter Kerl.

Auch ein andrer Irrtum sei gleich bei dieser Gelegenheit berichtigt. Nestroys berühmtestes Werk, der „Lumpacivagabundus“, so wird gesagt, sei als Parodie von Raimunds „Verschwender“ aufzufassen, und die Einmischung der Feen- und Zauberwelt scheint dieser Behauptung eine gewisse Berechtigung zu verleihen. Und doch ist sie falsch, denn Raimunds Werk kam erst ein Jahr später auf die Bühne als die Zauberposse „Der böse Geist Lumpacivagabundus oder das liederliche Kleeblatt“. Diesem Werke nun, das sich bis heute auf dem Spielplan der deutschen Bühnen erhalten hat, dürfen wir wohl einige Worte gönnen.

Oftmals ist Nestroy vorgeworfen worden, er sei nicht schöpferisch gewesen, sondern habe nur fremde Ideen geschickt auszubeuten verstanden. In gewissem Sinne trifft dies zu, denn thatsächlich entlehnte er seine Stoffe andern Autoren, namentlich französischen, aber er gestaltete sie doch derart um, daß sie als eigne Arbeiten gelten müssen. Machen doch auch die Dramatiker von heute ungescheut ihre Anleihen bei andern Poeten, und niemand findet etwas dabei, wenn nur der Entlehner vom Eignen so viel hinzuthut, daß selbständige geistige Schöpferkraft zu erkennen ist. Den Stoff zu seinem „Lumpaci“ nun entnahm Nestroy der humoristischen Erzählung „Das große Los“ von Karl Weisflog, dem einst viel gelesenen, ungemein fruchtbaren Novellisten, und wem von der Väter Tagen in der Hausbibliothek noch die bänderreichen „Phantasiestücke und Historien“ erhalten geblieben sind, der möge darin die genannte Humoreske nachlesen. Er wird finden, daß die Aehnlichkeit mit „Lumpaci“ zwar sehr groß ist, Nestroy jedoch in der Ausdehnung der Idee auf eignen Wegen wandelt und vor allem viel stärkere Wirkungen erzielt. Das „liederliche Kleeblatt“, die drei Handwerksburschen, fand er bei Weisflog schon vor, aber eine glückliche Hand bewies er von vornherein dadurch, daß er die gleichgültigen Namen durch andre, charakterisierende ersetzte und den „Schlosser Schwerlich“ in den „Schuster Knieriem“ verwandelte. Schon hierin prägt sich die Absicht aus, der dritten Figur den schalkhaften Anflug des Philosophen zu verleihen, denn seit Jakob Böhme, dem Philosophus teutonicus, stehen einmal die Schuster im Rufe des tiefgründigen Nachdenkens. Und wie ausgiebigen Gebrauch macht Knieriem von diesem Vorrechte! Noch heute erdröhnen in jedem Theater, das den „Lumpaci“ bringt, die Wände von Lachsalven, wenn Knieriem, auf den bevorstehenden Weltuntergang hindeutend, seine Weisheit zum besten giebt: „Ich hab' die Sach' schon lang heraus. Das Aftralfeuer des Sonnenzirkels ist in der goldenen Zahl des Urions von dem Sternbild des Planetensystems in das Universum der Parallaxe mittels des Fixstern-Quadranten in die Ellipse der Ekliptik geraten; folglich muß durch die Diagonale der Approximation der perpendikulären Zirkel der nächste Komet die Welt zusammenstoßen. Diese Berechnung ist so klar wie Schuhwichs.“

Das eine unsrer Bilder zeigt uns Nestroy als Knieriem, auf einem andern sehen wir ihn in der Rolle des schon erwähnten „norddeutschen Studenten“, und das dritte größere Bild verewigt den Dichter mit seinen Kollegen Carl Treumann und Wenzel Scholz, welche als „Tischler Leim“ und „Schneider Zwirn“ das „liederliche Kleeblatt“ vervollständigten. Bei der ersten Aufführung des „Lumpaci“ auf dem Theater an der Wien — am 10. April 1833 — spielte allerdings Direktor Carl den „Leim“; sie brachte einen so gewaltigen Erfolg, daß Nestroy sich zu einer Fortsetzung entschloß („Die Familien Zwirn, Knieriem und Leim“), doch blieb sie weit hinter dem früheren Werke zurück. Er schrieb alsdann noch zahlreiche Stücke, doch sind sie heute

Digitized by Google

Wenzel Scholz. Carl Treumann. Johann Nestroy. Nach der Lithographie von Kriehuber.

Digitized by Google

alle vergessen, höchstens daß man einmal die Posse „Einen Jux will er sich machen“ oder die Parodie „Der Zerrissene“ citiert. Aber sein „Lumpacivagabundus“ ist geblieben und wird so lange bleiben, als der wenn auch derbe, so doch harmlose Humor im deutschen Volke Anklang findet. R. Raths.

Karpfenfischerei in Reinfeld (Holstein).

Die bedeutende Nachfrage nach dem delikaten Fleisch des Karpfens, die — ländlich-sittlich — im Norden Deutschlands zur Weihnachtszeit noch besondere Steigerung erhält, hat eine Reihe umfangreicherer Karpfenzüchtereien entstehen lassen. Die zu Reinfeld in Holstein, der unsre Abbildungen entstammen, ist wohl eine der bedeutendsten dieser Anlagen. „Reinfeld“ gehört dem preußischen Staat, ist zurzeit von einer Hamburger Firma gegen einen jährlichen Pachtzins von 9500 Mark in Betrieb genommen und liefert alle Jahre etwa 15000 Pfund Karpfen. Der Ort ist ein Flecken von kaum 2000 Einwohnern, hat aber durch seine Karpfenzüchterei bereits eine gewisse Berühmtheit

Karpfenfischer

Digitized by Google

i in Reinfeld (Holstein).

erlangt. Die zahlreichen Teiche in seiner Nähe sind für die Karpfenzucht vortrefflich geeignet; aus den Wäldern sickert ihnen das Wasser unablässig zu, um allmählich in die Trave abzufließen; dadurch enthalten die Teiche so viel natürliche Nahrung, daß eine besondere Fütterung der Karpfen nicht nötig ist. Die größten in Reinfeld befindlichen Teiche sind der „Messingschläger Teich", der „schwarze Teich", der „Hausgraben", der „Neuhöfer Teich" und der „Herrenteich". Während die vier erstgenannten vorzugsweise zum Aufziehen der Brut benutzt werden, findet in dem letzteren die eigentliche Mast statt. Dies ist der größte der genannten Teiche, sein Areal umfaßt etwa 670 preußische Morgen. Aus den kleineren Teichen, in welchen das „Besatzgut" herangezüchtet wird, müssen Raubfische sorgfältig ferngehalten werden, während sich in dem Herrenteich außer den Karpfen auch noch Hechte, Barsche, Zander, Aale u. s. w. befinden. Ist die Brut etwa 1½ Jahre alt, so wird sie in den Herrenteich überführt, woselbst sie drei Jahre verbleibt. Alle drei Jahre, etwa um Mitte September, wird der Herrenteich ausgefischt. Dann herrscht in Reinfeld ein reges Leben, Arbeit

Digitized by Google

giebt's für manche Hände. Das Wasser des Teiches wird fast vollständig abgelassen, den Fang zu erleichtern. Aber nicht nur das Fangen, auch das Sortieren, Abwägen, Verladen u. s. w. erfordert eine Menge Arbeitskräfte. Daß es dabei auch an zahlreichen Zuschauern nicht fehlt, ist selbstverständlich. Bevor die Ware in den Handel gebracht wird, kommt sie noch für einige Zeit in die „Heller", eine Reihe von kleinen Teichen, die vollkommen klares Wasser enthalten. Hierdurch erfährt besonders der Karpfen die sogenannte Spülung, durch welche der Geschmack des Fleisches wesentlich veredelt wird.

Das deutsche Erzieherinnenheim in Wien.

Unter allen ursprünglichen Frauenberufen — mag die moderne Bewegung der Frau noch so viele neue Wege öffnen — bleibt der Beruf der Erzieherin einer der höchsten. Man vertraut der Erzieherin das Liebste an, man stellt an sie die höchsten Anforderungen, man bürdet ihr die größten Verantwortungen auf; man verlangt von ihr nicht allein, daß sie eine ethisch geschlossene und gefestigte Persönlichkeit, sondern auch mit Wissen und Kunstfertigkeit, mit Takt und Geschmack entschieden über das Mittelmaß hinaus ausgerüstet sei. Kurz, die Erzieherin soll, wenn sie als vollwertig befunden werden will, so ziemlich alles mitbringen, womit sich eine Art Mustermensch konstruieren läßt. Gleichwohl genießt der Erzieherinnenberuf, abgesehen von individueller Leistung oder Verschuldung, auch heute erst bei Menschen edleren Gehaltes die richtige Würdigung und Hochachtung, während er sich beim Durchschnitt selbst die schuldige Rücksicht bisweilen noch erkämpfen muß. Und da wüßten wir denn auf dem weiten und so oft mehr als zuträglich sportlich gepflegten Gebiete der Vereinshilfe kaum eine segensreichere Aufgabe als jene, welche die soziale und materielle Förderung der Erzieherin ins Auge faßt. Man denke sich ein gebildetes, alleinstehendes weibliches Wesen, fremd, mitten in die Großstadt hineingestellt. Die wenigsten Frauen und Mädchen, welche sich dem mühe- und verantwortungsvollen Berufe der Erziehung widmen, werden sich ja aufs Ungewisse hin in die große Stadt hineinwagen, wo der Kampf um das bißchen Dasein mit den schärfsten und rücksichtslosesten Waffen geführt wird. Die weitaus meisten werden das Weichbild der Stadt mit der Anwartschaft auf eine feste Stellung betreten. Doch was schützt sie vor Enttäuschungen? Das Erhoffte, Erträumte finden sie selten, das Erträgliche gewiß recht oft, nicht minder oft wohl auch das Unerträgliche. Und plötzlich stehen sie da, ohne Stelle, oft mittellos, mutterseelenallein, erbarmungslos verlassen, und ringsum brandet, schillert, lockt, trügt das Großstadtleben.

Ach, wenn sie eine Zufluchtsstätte, ein Asyl gefunden hätten! Ein Heim, um neue Kraft zu sammeln zu neuen Versuchen. Giebt es einen schöneren Gedanken als die Gründung eines solchen Heims, das stellenlose Erzieherinnen mit liebevollem, hilfreichen Armen aufnimmt und ihnen stille, behagliche Zuflucht gewährt, um ihnen über die schweren Tage hinwegzuhelfen? Diesen Gedanken hat vor mehr als zehn Jahren für Wien eine edle Frau, die Gemahlin des damaligen deutschen Botschafters, Prinzessin Reuß, Herzogin zu Sachsen, verwirklicht. Sie ist die Gründerin des Deutschen Erzieherinnenheims in Wien, wo deutsche Reichsangehörige, die sich der Erziehung, dem Unterricht, der Kinderpflege widmen, Aufnahme, Schutz, Beistand und moralische Stütze finden. Der gleichnamige Verein, welcher die Schaffung und Sicherung einer materiellen Grundlage für dieses Heim zum Ziele hat, feierte am 13. März 1890 seinen amtlich anerkannten Geburtstag, worauf am 10. Mai die Gründung des Heims erfolgte, welches somit bereits auf sein erstes Jubiläum zurückblickt. Ehrenprotektorin des Heims ist die Prinzessin Reuß geblieben; als Protektorin und zugleich Präsidentin des Verwaltungsausschusses, welchem der deutsche Botschafter Fürst Eulenburg und der bayrische Gesandte Freiherr von Podevils-Dürnitz angehören, fungiert heute ihre Nachfolgerin im deutschen Botschaftspalaste, die Fürstin zu Eulenburg und Hertefeld. Statutengemäß ist nämlich zum Protektorate die Gemahlin des deutschen Botschafters am Wiener Hofe und in Ermangelung einer solchen die Gemahlin des bayrischen oder sächsischen Gesandten berufen.

In erfreulicher Weise haben hohe Persönlichkeiten dem Erzieherinnenheim in Wien durch namhafte Spenden ihr Interesse bezeigt. Auf der Stifterliste finden wir das deutsche Kaiserpaar, die Königin von Württemberg, das großherzogliche Paar von Sachsen-Weimar, Prinz und Prinzessin Reuß VII. Auch die Stadt Wien und mehrere Persönlichkeiten aus der Hochfinanz haben größere Beträge gestiftet. An der Spitze der Fördererliste stehen eine Reihe von deutschen Fürstlichkeiten: die Großherzoginnen von Baden und Mecklenburg-Schwerin, die Fürstin von Hohenzollern, der Prinzregent von Bayern, der verstorbene Großherzog Ludwig von Hessen, die Herzöge von Sachsen-Altenburg und Sachsen-Meiningen, der verstorbene Prinz Gustav von Sachsen-Weimar, das fürstliche Paar von Schaumburg-Lippe, die Fürsten Fürstenberg und Hohenlohe. Ihnen folgen acht deutsche Großstädte und eine Anzahl Großindustrieller und Großbanquiers. Unter den Mitgliedern endlich steht das sächsische Königspaar obenan, und weiter folgt eine lange Reihe von fürstlichen Personen, deutschen Städten und hervorragenden Persönlichkeiten. Auffallen muß, mag auch das Heim speziell für deutsche Reichsangehörige gegründet sein, die gänzliche Abwesenheit österreichischer Städte auf den Beitragslisten eines Vereinsinstituts, das durchaus geeignet ist, dem deutschen Namen in Oesterreich zur Ehre zu gereichen.

Trotz des hilfreichen Interesses, welches dem Wiener Erzieherinnenheim von so hoher und hervorragender Seite entgegengebracht wird, ist der Verein bis jetzt leider noch nicht im stande gewesen, dem Heim eine eigne Stätte zu bauen. Das „Heim" ist immer noch eingemietet, so daß ihm noch eine der schönsten Bedingungen für einen gedeihlichen Fortbestand fehlt. Sollte dies „eigne Heim" ein unerfüllbarer Traum bleiben? Wir können es nicht glauben. Vorläufig haust das Heim im Mittel-

Digitized by Google

punkte der Stadt, Hefferstorferstraße 1. Zu so günstiger Lage ließe sich vielleicht das eigne Heim nicht bauen, aber draußen in einem der Villenvororte, welche die Millionenstadt mit grünem Kranz umgeben, dort, wo der Wald rauscht und das Gebirge sich hinzieht. Daß die Räume des Heims derzeit noch ziemlich beschränkt sein müssen, ergiebt sich aus der Lage. Obwohl somit allemal nur eine verhältnismäßig beschränkte Anzahl von Damen Unterkunft finden kann und öfter Aufnahmsgesuche abgelehnt werden müssen, haben doch im Verlauf des ersten Decenniums nicht weniger als 2367 Erzieherinnen Aufnahme gefunden, wobei die stärkste Frequenz (376) auf das Jahr 1899 fällt. Durchschnittlich bleiben die Damen 8 bis 14 Tage im Heim, manche auch nur einen Tag; andrerseits dehnen solche, denen es nicht schnell gelingt, einen Posten zu finden, ihren Aufenthalt auch bis zu zwei Monaten aus. Die Vorsteherin, Frau Katharina Raab, welcher ihre Schwester stellvertretend zur Seite ist, besorgt die Stellenvermittlung unentgeltlich, ein nicht zu unterschätzender Vorteil, welcher für die Stellensuchenden nicht allein eine Ersparnis, sondern auch eine Vermeidung mancher bei der Geschäftspraxis der gewöhnlichen Stellenvermittlungsbureaux unausbleiblicher Unannehmlichkeiten bedeutet. Für rekonvalescente, erholungsbedürftige Erzieherinnen, die keinerlei Verwandte in Wien besitzen, wo sie, ohne arbeiten zu müssen, eine Zeitlang leben könnten, ist das Heim mit einem billigen Pensionat (2 Kronen täglich, für solche mit einem Zimmer für sich allein 3 Kronen) ein wahrer Segen. Solche alleinstehende Erzieherinnen verbringen auch gern ihre Ferien im Heim. Fast alle Erzieherinnen, die im Heim Asyl gefunden, erhielten durch Vermittlung der Vorsteherin eine Stellung. Viele in Wien, die meisten in Ober- und Niederösterreich, sowie in andern deutschen Kronländern, einige in Ungarn und Rumänien. Natürlich werden insbesondere in den letzteren Fällen durch die Vorsteherin stets die genauesten Erkundigungen über die betreffende Familie eingezogen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß deutsche Reichsangehörige, welche sich entsprechend legitimieren, ohne Unterschied der Religion aufgenommen werden.

Ein Abend ist im Jahre, wo sich viele jener Erzieherinnen, die im Heim einmal Aufnahme gefunden, zu einer kleinen Feier zusammenfinden. Es ist der Weihnachtsabend. Manches Auge mag da heller glänzen und sorgenfreier in die Zukunft schauen, nachdem diese oder jene von den ehemaligen Pensionärinnen durch die werkthätige Hilfe des Vereins in eine bessere Lebensstellung gebracht worden. Die Protektorin mit den Herren des Vorstandes und ihren Damen pflegen an diesem Abend anwesend zu sein, welcher sich stets zu einer schönen und echt deutschen Feier gestaltet. Wie müßte erst diese Feier im „eignen Hause“ erfrischend, aufmunternd auf die Bestrebungen des humanen Zieles geweihten Vereins wirken! Er wachse und blühe als eine jener vielen tausend Heimstätten guter deutscher Art, welche den deutschen Namen allüberall zum schönsten Klange gebracht haben.

C. von Vincenti.

Wintervergnügen im Ampezzothal.

(Hierzu die Bilder Seite 52 und 53.)

Ein Spätherbsttag; entlaubt sind die Bäume, frostverbrannt, braungelb die Wiesen im Thal, und die Höhen schimmern silbergrau in dem über Nacht gefallenen Reif. Kleine Eisränder setzen sich an den Ufern der zahlreichen Bäche an, über der ganzen ernsten Gebirgslandschaft liegt es wie Winterahnen. Fröstelnd ziehen wir den Mantelkragen höher und schreiten den gefrorenen Bergweg entlang; über uns hängt ein grauer, bleischwerer Herbsthimmel. Bis spät am Nachmittag ändert sich nichts im Wetter, erst mit Eintritt der Abenddämmerung sinkt von oben ein weißer Schleier herab und verhüllt die höchsten Gipfel; und immer tiefer rieselt dieser Schleier ins Thal — auch bei uns fängt es an zu schneien. Zuerst nur leicht, mehr wie gefrorenes Nebelreißen, doch auf einmal empfinden wir einen warmen Lufthauch, welcher von Cadore herauskommt; es werden kleine Flocken, dann große Flocken, und wie durch Zauber liegt Ampezzo hingestreckt in den Fesseln des Winters. Einige Tage wettert es nun ununterbrochen, und 1½ bis 2 Meter hoch häuft sich der Schnee; doch unsre zwei Schneepflüge machen uns Bahn, und nur selten bleibt die von allen sehnlichst erwartete Post aus. Aber welche Mühe und Anstrengung kostet das Freihalten der Straße für Pferde und Menschen! Der Schneepflug, welcher von hier bis Gemärk und Schluderbach geht, ist oft bei großem Schneefall mit 24 Pferden drei Tage unterwegs, der Pflug zur italienischen Grenze mit 14 Pferden einen bis zwei Tage. Doch nur selten dauert das Schneetreiben lange Zeit; über Nacht kommt der Nord und weht die Wolken wieder durch Cadore nach Italien zurück, und über uns blaut ein wunderbarer Himmel. Alles leuchtet und schimmert, und nun fliegen wir auf den Skis hinaus in die unvergleichliche Winterlandschaft.

Digitized by Google

Die Hochzeit.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

I.

Endlich hatte der junge Graf Viereichen den Verlobungsring am Finger.

Seit Jahren schon lag ihm die Mutter in den Ohren, seine Wahl zu treffen:

„Wenn du noch sehr viel älter wirst, Joachim, dann verpaßt du den Moment. Das läßt sich dann nie mehr gut machen. Bei dir ist es höchste Zeit, du bist gerade auf der Grenzscheide."

So hatte sie ihm immer gesagt, und er glaubte es auch. Aber das Heiraten war nicht so leicht. Vor allen Dingen nicht für jemand wie er, der durch so viel Bande gefesselt war.

Keine unlöslichen, keine, die der Mutter hätten Kummer bereiten oder Bedenken erregen können. Das Unglück war: Graf Joachim Viereichen hatte zu viel Freunde.

Er zählte Freunde in allen Weltteilen.

Er war reich, sehr reich, vollkommen unabhängig, und das große schlesische Majorat wartete nur auf eine Herrin, denn der Graf war der Letzte und Einzige seines Namens, und wenn er sich nicht entschloß zu heiraten, so erloschen mit ihm die Viereichen.

Aber die Freunde, die Freunde! Er hatte zweimal schon eine Reise um die Erde gemacht, die nur kurz dauern sollte und sich jedesmal über zwei Jahre ausgedehnt hatte.

Schon in Kairo blieb er hängen. Im großen Palacehotel hatte er ein paar reizende junge Franzosen kennen gelernt, von denen konnte er sich nicht trennen. In Indien war er vermöge seiner Familienbeziehungen gut empfohlen gewesen, war mit dem Vizekönig auf die Jagd gegangen und hatte wiederum Freunde gefunden, — Freunde, ach, die Freunde! Sie ließen ihn ja nicht los. Diesmal ein paar junge Engländer aus großen Häusern. Mit ihnen hatte er Tennis gespielt und Golf und Polo zu Pferd; dieses wunderbare Polo, bei dem man seine Geschicklichkeit im Sattel mit dem Auge und mit der Hand zeigen konnte wie kaum bei einem andern Spiel.

Dann war er in Bengalen auf der Tigerjagd gewesen, hatte wilde Elefanten eingefangen und war im Himalaja herumgestiegen. In Hinterindien hatte ihn die Empfehlung an einen Rajah festgehalten, auf Java war er mit ein paar jungen Friesen, den Herren von Autema aus Groningen, wochenlang im Innern gewesen. Die Freunde, ach, die guten Freunde!

Und sie hatten ihn weiter empfohlen nach Japan. Da fand er sich gar nicht mehr fort. In Tokio, in Yokohama, das war ein Leben mit all den jungen Herren, mit den Diplomaten und ein paar Kaufleuten, ein Leben wie im Traum in diesen unwahrscheinlichen Gegenden mit dem köstlichen Klima, der wunderbaren Flora rundum und den Freunden, den guten Freunden, die ihn nicht wieder fortließen.

Endlich war er doch weitergekommen nach Amerika. Aber da fing es eigentlich erst an. Da wurde er empfohlen von einem Haus ins andre, von San Francisco nach Chicago, nach New York. Im Sommer in Long Island war er auf die Jagd gegangen, in Kanada hatte er Elche geschossen, in Florida Haifische gefangen und Alligatoren. Und alles mit Freunden, Sportsfreunden, Jagdfreunden, scharmanten, reizenden, wohlerzogenen jungen Leuten, die ihn sozusagen von einer Hand zur andern gehen ließen.

Auf dem Heimweg, als er meinte, nun endlich auf deutschem Boden landen zu können, schloß er sich auf dem Dampfer an ein paar junge Schottländer an, und da es gerade an der Zeit war, folgte er ihrer Gastfreundschaft und schoß Moorhühner und fand sich abermals nicht nach Haus.

Und auch als er endlich in Deutschland ankam, wurde er empfangen nach der langen Reise von seinen Freunden, seinen lieben Freunden, den guten Freunden, die ihn nicht losließen.

Es waren alles Freunde einer gewissen Art, junge Sportsleute, kräftig, gesund, wohlhabend. Leute, die ihre Glieder regten, die in allerlei Sport ihr Geld unterbrachten und darin ihre Lebensfreude sahen.

Es war eine Gesellschaft von derben jungen Menschen, zum großen Teil jünger als Graf Viereichen, aber unverdorben, nicht von denen, die Nächte, Geld, Gesundheit, Nerven verzettelten in der fortwährenden Frage: Où est la femme?

Das spielte in ihrem Leben keine wichtige Rolle. Es war Freundschaft, männliche Freundschaft. Es waren rosige oder gebräunte, blondhaarige, an der Seite gescheitelte Menschen von angelsächsischem Typus, sorglam gekleidet, ohne Geckenhaftigkeit, die unendlich viel auf Körperpflege, Reinlichkeit und frische Wäsche hielten, die aussahen wie aus dem Ei geschält: Menschen des Sports und männlichen Vergnügens.

Bei dieser Lebensweise hatte Graf Viereichen keine Damenbekanntschaften machen können. Er ging wohl ab und zu wie jeder wohlerzogene junge Mann dieser Kreise in Gesellschaft, aber er hatte eine unendliche Hochachtung vor der Frau, die ihn niemals dazu führte, einem weiblichen Wesen wirklich näher zu treten.

Sein Herz war nicht bei ihnen, noch keine hatte ihn je entflammt. Sein Herz war im Freien bei Sport und Spiel, bei der Jagd, bei männlicher Freude, männlichem Vergnügen.

Er führte ein Leben wie in den Corps die

Digitized by Google

Copyright 1906 by Franz Hanfstaengl, München.

Ismene.

Nach dem Gemälde von C. von Bodenhausen.

Digitized by Google

Studenten; nur daß er nicht mehr die zwanzig und etliche Jahre besaß wie diese jungen Leute, sondern älter geworden war, aber fast ohne sich zu verändern.

Und nun war er verlobt. Er wußte eigentlich selbst nicht, wie es gekommen. Er wußte nur eines bestimmt: es war die Richtige. Wie eine Offenbarung hatte es ihn getroffen. Noch nie hatte sich sein Herz geregt, und bei dieser schlug es.

Er hatte auch gar nicht lange gewartet, sondern war sofort zu ihrem Vater, dem Wirklichen Geheimen Rat im Auswärtigen Amt von Höllwarth gegangen, ohne das Mädchen überhaupt zu fragen, hatte ihm gesagt: „Ich bin in dem und dem Jahre geboren, ich habe so und so viel Einkommen, ich liebe Euer Excellenz Tochter. Ob sie einverstanden ist, weiß ich nicht. Die Sache muß augenblicklich erledigt werden, ich kann's nicht mehr aushalten. Ich kann nicht warten, ich muß sie haben!"

Die Werbung war sonderbar. Aber Graf Viereichen bangte nicht einen Augenblick vor der Entscheidung. Es schien ihm ganz selbstverständlich; sie waren füreinander gemacht, sie mußte ja sagen.

Sie sagte auch ja. Genau so wie er, augenblicklich, ohne Zögern, ohne Zieren, ohne Frage.

Der Gräfin wurde nach Schlesien telegraphiert. Sie kam, sie war glückselig. Die Familienverhältnisse paßten ausgezeichnet. Excellenz von Höllwarth hatte eine hervorragende Stellung, seine Frau, eine geborene Gräfin Vergenthin, war in Pommern, in der Mark, in Schlesien, der Provinz Sachsen, in Westfalen mit beinahe allen großen Familien verwandt; zwei Brüder standen bei der Garde, einer war im diplomatischen Dienst. Das Mädchen war nicht mehr ganz jung, aber gerade recht, dreiundzwanzig Jahre, so daß sie nicht als Gänslein in die Welt sah, sondern schon etwas vom Leben kannte, war einfach, wohlerzogen, nicht hübsch, aber sehr sympathisch und angenehm, groß, blond, schlank — beste deutsche Rasse.

Die alte Gräfin war glückselig. Sie umarmte ihre Schwiegertochter einmal über das andre, und wenn Agnes zuerst Furcht gehabt, ob sie der Mutter ihres Bräutigams gefallen würde, so war sie darüber schnell beruhigt. Beide liebten sich nach kurzer Zeit, und die Gräfin stand mit ihrer Schwiegertochter bald so, daß Agnes' Mutter fast eifersüchtig wurde.

Ueber seinem Glück vergaß Graf Viereichen ein wenig seine Freunde. Er that alles, was er that, mit voller Seele, er widmete sich jedem Menschen, mit dem er zusammenkam, mit all seiner Liebenswürdigkeit, die ihm die vielen Freunde eingetragen.

Jeder meinte der Bevorzugte zu sein, mit jedem hatte er bald größere oder kleinere nähere Interessen. Und jetzt begriffen seine Freunde nicht, daß das plötzlich sich geändert haben sollte.

Er verrachte die ganze Zeit bei seiner Braut. Er war verliebt zum Lachen. Schon ganz früh am Morgen schickte er den Diener nach der Sommerstraße, wo Excellenz wohnte, mit einem großen Blumenstrauß und ließ sich erkundigen, wie seine Braut geschlafen.

Zu etwas vorgerückterer Zeit erschien er selbst. Er pflegte mit der Familie zu frühstücken. Nachmittags fuhr er mit seiner Schwiegermutter und seiner Braut aus, oder sie gingen in die Stadt, um die Ausstattung zu besorgen.

Das war das Hauptvergnügen. Sie kümmerten sich um jeden kleinen Gegenstand, und wenn seine Braut sich reiflich überlegte, ob ein langer Cuirl oder ein kurzer besser wäre, eine Kartoffelschälmaschine praktisch sei, sah er sie dabei verliebt glückselig von der Seite an. Sie gab ihm den Blick zurück und fragte:

„Was hast du denn, Joachim?"

Er zuckte die Achseln und lachte nur immer:

„Ich darf dich doch ansehen."

Dann ging er mit komischer Gebärde zu seiner Schwiegermutter, mit der er gleichfalls sich vom ersten Tage ab stand, als hätte er sie immer gekannt, nahm sie beim Arm und flüsterte ihr ins Ohr, während der Küchenlieferant seine Töpfe aufbaute:

„Mama, darf ich meine Agnes nicht ansehen?"

Sie war zuerst ganz erstaunt und meinte, die beiden hätten sich gezankt. Aber als sie die lachenden Augen der glücklichen Menschen sah, antwortete sie nur mit leichtem Achselzucken, aber während es um ihre Mundwinkel sich regte:

„Kinder, macht doch keinen solchen Unsinn!"

Die beiden waren wirklich wie die Kinder. Sie liefen im Laden hin und her, frochen in die fernsten Winkel, als ob sie nach einem ganz besonderen Gegenstand für den jungen Haushalt fahndeten, während sie doch nur eine dunkle Ecke suchten, um sich zu küssen.

Kinder waren sie nicht nur, sie waren fast kindisch. In der Wohnung abends nach Tisch — es wurde spät gegessen, wenn Herr von Höllwarth aus dem Auswärtigen Amt gekommen war — hetzten sie sich herum, versteckten sich in allen Winkeln, erschreckten sich gegenseitig und trieben Allotria, bis sich beide Eltern die Hände vor die Ohren hielten.

Graf Viereichen saß den ganzen Tag bei seiner Braut. Andre Menschen bekamen ihn überhaupt nicht zu Gesicht. Und der junge Graf de Lafarque von der belgischen Gesandtschaft sagte zu Prinz Hartmannsdorff: „Ich glaube, Viereichen hat uns ganz vergessen."

Die beiden machten einen Versuch, ihn zu treffen. Aber in seiner Wohnung war er nicht, und der Diener konnte auch nichts Bestimmtes sagen, wann er heimkehren würde. Der Herr Graf wäre jetzt überhaupt nie mehr zu Haus.

Auch die andern Freunde wunderten sich, daß Viereichen sie so vernachlässigte. Aber schließlich beruhigten sie sich. Und der Prinz, ein eingefleischter Junggeselle, meinte halb ärgerlich, halb gleichgültig: „Das ist immer so, wenn einer

Digitized by Google

heiratet. Den muß man nur gleich verloren geben."

Er schien auch wirklich für sie verloren. Eine völlige Veränderung war mit ihm vorgegangen. Jetzt schon, ehe er noch verheiratet war, sprach er vom Junggesellentum beinahe mit Verachtung. Er konnte nicht begreifen, wie jemand an dem Glück, das doch das reinste sei, dem Glück der Ehe, achtlos vorüberging.

Er machte sich Redensarten seines Schwiegervaters zu eigen: Ein Junggeselle wäre nur ein halber Mensch, die ganze eine Seite des Daseins, das Familienleben, bliebe ihm verborgen.

Und Joachim Viereichen konnte den Augenblick der Hochzeit nicht mehr erwarten.

Es wurde großer Familienrat gehalten, Gräfin Viereichen kam dazu aus Schlesien nach Berlin. Und endlich, als die Hochzeit auf den 24. Mai festgesetzt worden, ging er mit seiner Braut und seiner Mutter zum Superintendenten, um wegen der Trauung Rücksprache zu nehmen. Sie sollte in der neuen Paulnskirche am Lützowplatz stattfinden.

Das Brautpaar trat mit der Mutter ein. Ein freundlicher alter Herr mit langen Silberlocken und glattrasiertem Gesicht, aus dem ein ausdrucksvoller Mund sprach, trat ihnen entgegen, reichte ihnen beide Hände, bat sie, am Sofatisch Platz zu nehmen in einer Ecke, über der der Christus von Thorwaldsen wie beschirmend stand.

Der Superintendent wollte etwas über die beiden Familien wissen. Graf Viereichen erzählte, während er immer dabei die Hand seiner Braut hielt. Seine Worte waren überschwenglich. Statt von der Familie sprach er eigentlich nur von ihr und hob sie in den Himmel, so daß ihn das Mädchen ein paarmal unterbrechen wollte, rot ward und ihm die Hand entzog.

Aber er ließ sich nicht stören und erzählte dem freundlich lächelnden alten Herrn, daß er ein Thor gewesen, so viele Jahre lang am Besten vorüberzugehen, an seinem größten Glück. Daß er das Leben ja gar nicht verstanden, indem er gemeint, in seinem Reise- und Junggesellendasein wäre die duftende Blume des Daseins zu erblicken.

Nun habe er endlich sich bekehrt:

„Herr Superintendent, wie Ihr Gotteshaus Pauluskirche heißt: ich bin ein Paulus geworden. Ich bin ganz verändert. Und das hat alles dieses kleine Mädchen hier gethan. Sehen Sie nur mal, Herr Superintendent, was sie für Augen hat."

Der alte Herr hob die beiden Hände, lächelte wieder und meinte:

„Das nenne ich aber ein junges Glück! Gottes Segen wird mit Ihnen sein. Aber nun verargen Sie es einem alten Diener am Tische des Herrn nicht, wenn er auch nach dem fragt, was doch erwähnt werden muß, nach Ihrer Familie und wie Sie selbst aufgewachsen sind."

Graf Viereichen blickte ihn ganz erschrocken an:

„Habe ich denn das alles nicht gesagt?"

Der Superintendent schüttelte den Kopf:

„Nein. Sie haben in selbstlosester Weise nie von sich gesprochen, nur von der lieben Braut."

Aber von sich reden konnte er nicht. Und während die Gräfin dem alten Geistlichen gewisse Einzelheiten zur Notiz gab, saß das Brautpaar wieder Hand in Hand, blickte sich an, lachte, ließ sich los, nahm sich wieder bei der Hand, schaute sich abermals in die Augen, und es hätte wirklich nicht viel gefehlt, so wären sie sich um den Hals gefallen.

Währenddessen hatte der Superintendent seine Agenda geholt. Es stellte sich heraus, daß gerade am 24. Mai schon um halb ein und um halb zwei Uhr Trauungen von zwei Amtsbrüdern abgehalten wurden.

So konnte die Trauung nicht vor halb vier Uhr stattfinden.

Die Gräfin mußte das junge Paar zweimal anrufen, bis ihr Sohn antwortete. Der Superintendent fragte, ob die Zeit ihm passe. Er war mit allem einverstanden. Er hätte sich auch um Mitternacht trauen lassen, wenn es nur möglichst bald war.

Und als er seine Braut die Treppe hinunterführte, ihr sorgsam den Arm reichend, als könnte sie auf den breiten, hell erleuchteten Stufen fallen und bedürfe seines männlichen Schutzes, sagte er, indem er Agnes' Hand an die Lippen zog:

„Weißt du, dann bummeln wir so früh um elf aufs Standesamt." Aber zugleich seufzte er: „Ach, die lange Zeit dann noch bis zur Trauung! Halb vier Uhr erst!"

Doch sie meinte, indem sie ein Mäulchen zog:

„Joachim, ich muß mich doch anziehen. Denke dir mal das Brautkleid mit drei Meter Schleppe!"

Er blieb auf den untersten Stufen stehen:

„Kannst du es nicht mal zur Probe anziehen? Ich möchte dich so gern mal sehen."

Doch sie wehrte ab: „Nein. Das muß eine Ueberraschung sein. Das geht nicht."

Als sie unten im Flur standen, rief er die Gräfin, und als seine Mutter herantrat, sagte er, verschmitzt lächelnd: „Mama, bleib mal stehen und sieh dich nicht um."

Und dann, ehe seine Braut ahnte, was geschah, hatte er sie beim Kopf gepackt und drückte ihr einen Kuß auf den Mund.

II.

Das junge Paar fürchtete sich ein wenig vor dem Polterabend, der in der Wohnung der Eltern auf der Sommerstraße hätte abgehalten werden sollen. Und sie kamen überein, weil ihnen die Ansprachen, Aufführungen und so weiter peinlich waren, diesen Abend ganz still in der Familie zu verleben, dagegen zur Hochzeit um so mehr Einladungen vom Stapel zu lassen.

Agnes' Eltern waren mit diesem Wunsch sehr einverstanden. Die Excellenz liebte nach den Anstrengungen des Dienstes gerade jetzt in einer Zeit, wo im Auswärtigen Amt viel zu thun war,

Digitized by Google

solche Scherze nicht, und Frau von Höllwarth neigte ebensowenig dazu. Endlich wurde auch ins Treffen geführt, daß bei der ausgebreiteten Verwandtschaft die Grenze schwer zu ziehen sein würde und, obgleich die Wohnung sehr schön war, auch für eine so große Versammlung der Platz fehlte.

Da gab ein Zufall der Sache einen Deckmantel. Im zweiten Stock des Höllwarthschen Hauses wohnte ein Generalleutnant außer Dienst, der so schwer erkrankte, daß sein Tod nur noch eine Frage von Tagen schien. So konnte unmöglich im Stock darunter ein Fest mit Gesang, Musik und Tanz abgehalten werden.

Sie verlebten also den Polterabend im engsten Familienkreis, und Joachim kam richtig nicht dazu, bis zum Tage seiner Hochzeit einen seiner Freunde wiederzusehen. Einen seiner vielen lieben, lieben Freunde, die er ganz vernachlässigt, seitdem er in seiner Braut einen besseren Ersatz gefunden.

Am Hochzeitstage gingen sie, wie verabredet, früh um elf Uhr aufs Standesamt. Joachim hatte seine beiden Schwäger von der Garde, einen Ulanen und einen Dragoner, als Trauzeugen mitgenommen. Die Excellenz war im Dienst, und Frau von Höllwarth, die sehr kirchlich gesinnt war, maß der Ziviltrauung gar keine Bedeutung bei.

Die vier machten auch die Sache eigentlich mehr wie eine notwendige Form, fast wie einen kleinen Scherz ab. In der Droschke lachten sie. Auf dem Standesamt saßen sie ungeduldig im Wartezimmer; die beiden Offiziere schimpften, daß es so lange dauerte, und das Brautpaar stand in der Fensternische und sprach von der Hochzeitsreise, die nach Wien gehen sollte.

Endlich wurden sie hereingerufen, hörten die Worte des Beamten an, erklärten ihr Einverständnis, unterschrieben, die Trauzeugen mit, und die Sache war erledigt wie ein Traum, ein kurzes Geschäft, etwas ganz Gleichgültiges, wovon sie das Gefühl hatten, daß es eigentlich noch gar nicht galt. Dann fuhren sie nach Haus, und im Grunde genommen ward sich das Paar nicht klar, daß es bereits Mann und Frau war.

Graf Viereichen und Gräfin Viereichen, geborene von Höllwarth, denn so hieß sie jetzt, faßten die Sache nicht anders auf, als wären sie spazieren gefahren und hätten die Aussteuer ausgesucht. Es war ihnen zu Mut wie an dem Tage, als sie im Küchenladen Töpfe und Kasserollen gekauft. Das gehörte so mit dazu. Aber sie hatten kein Gefühl davon, Mann und Frau zu sein.

Es war schon halb ein Uhr geworden, und um drei Uhr fünfzehn Minuten sollten sie sich im Grand-Hotel, Lützowplatz, treffen, das dicht neben der Pauluskirche lag.

In demselben Hotel war Graf Viereichen, der seinen Junggesellenhaushalt aufgelöst hatte, mit seiner Mutter abgestiegen. Das war für sie das bequemste.

Er geleitete seine Braut bis an die Entreethür ihrer väterlichen Wohnung, wobei sie vorsichtig auftraten, um den todkranken Generalleutnant im zweiten Stock nicht zu stören. Und beim Abschied an der Thürspalte, während die beiden Offiziere schon drin ihre Säbel ablegten, gab Graf Viereichen seiner jungen Frau, die ihm noch Braut dünkte, schnell noch einen Kuß. Neckisch deutete sie dabei mit dem Finger hinauf und sagte flüsternd: „Aber nur ganz leise!“ Dann ging er die Treppe hinab und fuhr ins Hotel.

Seine Mutter war ausgegangen. Er befand sich in einer gewissen Erregung, er sah fortwährend nach der Uhr. Es war noch nicht eins. Sich in den Frack zu werfen, ging schnell. Wenn er dreiviertel drei Uhr sich umzog, hatte er noch Zeit genug.

Aber was sollte er jetzt beginnen? Er langweilte sich. Er lief in seinem Zimmer auf und ab, klopfte an die Thür des Nebenzimmers, wo seine Mutter wohnte, öffnete, blickte hinein: sie war noch immer nicht zurückgekehrt.

Er wollte eine Zeitung lesen, aber dazu hatte er heute keine Geduld. Er wäre am liebsten auf die Sommerstraße gefahren. Doch Agnes hatte es ihm verboten, denn der Brautstaat erforderte Zeit, und er hätte sie doch nicht zu sehen bekommen.

Seine Ungeduld stieg. Er ging ins Lesezimmer des Hotels, sah die Blätter durch, die auf dem Riesentisch wohlgeordnet lagen. Nichts interessierte ihn. Endlich beschloß er auszugehen. Er blickte wieder nach der Uhr, er hatte noch viel, viel Zeit. So setzte er denn den Hut auf, nahm den Stock in die Hand und bummelte den Lützowplatz hinunter.

Zuerst wollte er in der Nähe des Hotels bleiben, denn seine Mutter konnte jeden Augenblick heimkehren. Dann aber ward es ihm zu heiß, denn die Sonne glühte nur so auf dem Asphalt. Er blickte abermals nach der Uhr. Um Gottes willen! er hätte ja noch Zeit gehabt, die Friedrichstraße zehnmal hin und her zu laufen, alle Wege des Tiergartens unsicher zu machen. Irgend etwas mußte er unternehmen, um seine Nervosität zu bannen, die Zeit totzuschlagen, denn er hielt es einfach nicht mehr aus.

So ging er denn die Lützowstraße hinab, bog ab über den Kanal und bummelte langsam in glücklichster Laune, im Mundwinkel eine Zigarette, die ab und zu einen Rauchstreifen hinter ihm ließ, dem Tiergarten zu.

III.

Als die Gräfin heimkehrte, war Joachim noch nicht zurück. Aber es fiel ihr nicht auf. Sie dachte: der ist sicher bei seiner Braut. Denn Frau war sie ja erst nach der kirchlichen Trauung.

Die Gräfin ließ sich von ihrer Zofe in aller Ruhe anziehen. Und sie, die mit ihrem Mann einst in glücklichster Ehe gelebt, warf immer ab und zu, wenn sie am Schreibtisch des Hotel-

Digitized by Google

zimmers vorüberkam, einen Blick auf einen kleinen Lederrahmen, der zwei Photographien enthielt: ihren Mann und ihren einzigen Sohn.

Während sie sich frisieren und ankleiden ließ, kam allmählich die Rührung über sie. Gott, wenn er das erlebt hätte. Diese Freude, dieses Glück!

Darüber verging die Zeit, und es war bald drei Uhr geworden. Sie fragte das Mädchen:

„Ist denn der Herr Graf noch nicht da?“

Die Zofe ging an die Thür und klopfte:

„Frau Gräfin läßt fragen, ob der Herr Graf bald fertig sind?“

Keine Antwort.

Nun ging die Mutter selbst hin, fragte, legte das Ohr an das Holz. Es blieb alles still. Sollte er noch nicht zurückgekehrt sein? Sie schickte die Zofe hinaus und ließ das Zimmermädchen und dann den Kellner fragen. Niemand wußte etwas. Die Gräfin schickte zum Portier. Es hieß, der Herr Graf sei vor etwa zwei Stunden ausgegangen. Aber Gräfin Viereichen fühlte sich nicht weiter beunruhigt. Er hatte sich vielleicht vorher angezogen und wollte in seiner Ungeduld, obgleich die Verabredung eigentlich anders lautete, seine Braut selbst ins Hotel begleiten.

Doch als die Zofe meinte, es wäre Zeit, daß die Frau Gräfin zum Empfang der Gäste hinunterginge, klopfte sie abermals am Zimmer ihres Sohnes, trat ein und gewahrte zu ihrem Erstaunen Frack, Beinkleid, weiße Weste, ein frisches Hemd, die Krawatte, weiße Handschuhe sorgsam aufgereiht auf dem Bett liegen.

Da durchfuhr sie ein Schreck. Um Gottes willen, wo steckte er denn?

Und sie ging hinunter in die großen Repräsentationsräume des Hotels neben dem Speisesaal, die für die Hochzeitsgesellschaft vorgerichtet waren.

Eine Anzahl Kellner stand herum. Der Geschäftsführer im Gehrock trat auf sie zu: „Wollen Frau Gräfin sich vielleicht noch einmal das Arrangement ansehen?“

Sie aber hatte dafür keinen Sinn, sondern fragte nur nervös: „Sagen Sie mal, haben Sie meinen Sohn nicht gesehen?“

„Ja, der Herr Graf wird wohl noch oben sein.“

„Nein, er ist nicht oben.“

„Vor zwei Stunden habe ich ihn gesehen, Frau Gräfin.“

„Ja, aber nicht jetzt. Um Gottes willen, das hilft mir gar nichts. Schicken Sie doch einmal, wo er sein könnte. Lassen Sie doch einmal suchen.“

Und da im selben Augenblick schon draußen ein paar Uniformen erschienen und man durch die geöffnete Thür die Damen in der Garderobe verschwinden sah, die Hochzeitsgäste also schon kamen, so ging der Geschäftsführer selbst, den Bräutigam zu suchen.

Er hatte keinen Erfolg. Und er machte ein ganzes Heer von Hotelpagen mobil, die Mädchen wurden gefragt, der Portier lief auf die Straße, blickte sich nach allen Seiten um, und der Geschäftsführer telephonierte sofort nach der Wohnung des Geheimrats von Höllwarth.

Die Antwort kam augenblicklich zurück. Sie lautete, die Herrschaften wären schon fortgefahren und müßten jeden Moment im Hotel sein.

Nach einiger Zeit wurde ein zweites Mal telephoniert, ob etwa der Herr Graf jetzt gekommen wäre. Aber der Portier des Hauses antwortete, er hätte niemand gesehen und könnte auch nichts sagen, denn die Wohnung sei abgeschlossen, da sämtliche Dienstboten in die Paulskirche gegangen wären, um die Hochzeit des gnädigen Fräuleins anzusehen.

Inzwischen war die Braut mit ihren Eltern bereits eingetroffen. Die Abwesenheit des Bräutigams wurde ihr nicht mitgeteilt, sondern die Gräfin zog Frau von Höllwarth beiseite und erzählte, daß ihr Sohn nicht da sei und sie nicht wisse, was sie eigentlich thun solle. Als nun der Geheimrat dazu trat, wurde beratschlagt, wohin man telephonieren, telegraphieren, schicken sollte, wo ihn suchen, um ihn zur Stelle zu schaffen.

Zuerst hielten alle die Sache gar nicht für möglich. Wo sollte der Bräutigam denn stecken? Und der Dragoner Höllwarth lief selbst auf seines Schwagers Zimmer, um sich zu überzeugen, daß die Hochzeitsachen auf dem Bett noch ihres Besitzers harrten.

Da jede Aufklärung fehlte, so waren alle ziemlich ratlos. Die Gräfin war verzweifelt. Immer mehr Menschen kamen, immer mehr mußten begrüßt werden. Und natürlich wurde nach dem Brautpaar gefragt.

Der einzige, der den Kopf oben behielt, war die alte Excellenz. Er beruhigte die Gräfin in liebenswürdigster Weise und ordnete an, daß Agnes vor den Gästen noch nicht erscheinen durfte. Joachim mußte ja jeden Augenblick zurückkehren. Das Brautpaar wurde eben noch nicht gezeigt.

Inzwischen begannen sich die Räume zu füllen. Es blitzte von bunten Uniformen, von Diademen, Halsschnüren, Perlen und Steinen bei den Damen; die bloßen Nacken der jungen Mädchen und Frauen leuchteten, dazwischen die Spitzen und der Schmuck der älteren Damen, die, was ihnen die Natur nicht mehr schenkte, durch Aufwand an Kleidung zu ersetzen suchten.

Die verschiedensten deutschen Klänge tönten durcheinander: der Tonfall des Westfalen mit der breiten Sprache und dem rollenden R des Ostpreußen, scharfes Berlinerisch klang und gemütlicheres Schlesisch, das manchmal schon an Oesterreichisch gemahnte.

Die Menge wogte durcheinander, machte sich bekannt, Familienglieder trafen sich bei dieser Gelegenheit wieder, die sich Jahre nicht gesehen. Es war ein Händeschütteln, Vorstellen, Verbeugen, Lachen, und alles schien im besten Geleis bis auf das fehlende Brautpaar.

Aber daß irgend etwas nicht in Ordnung war, konnte nicht lange verborgen bleiben.

Digitized by Google

Es sickerte durch, man wußte nicht, woher es kam. Irgend jemand hatte die Nachricht aufgebracht. Ob es ein Kellner mitgeteilt, ob der Geschäftsführer jemand gefragt, ob die Unruhe der Brüder der Braut aufgefallen, ob man etwas in den verstörten Mienen der beiden Mütter gelesen — kurz, es ging allmählich von Mund zu Mund: „Der Bräutigam ist nicht da."

Ein paar behaupteten, und sie hatten ja recht, da auch die Braut fehlte: „Sie sind beide nicht da."

Dann wieder schwirrte ein Gerücht, die Braut sei unwohl.

Aber längere Zeit hindurch ward die Störung nicht allzusehr empfunden. Doch endlich erschien am Eingang ein Mann im Frack, mit glattrasiertem Gesicht, und hatte eine längere Unterredung mit der Excellenz.

Jemand rekognoscierte ihn als den Kirchendiener. Das brachte Alarm in die Gesellschaft, und verschiedene blickten nach der Uhr. Es war längst halb vorbei, ja bald dreiviertel. Allmählich setzte sich der Gedanke fest, irgend etwas Außergewöhnliches müßte geschehen sein.

Eine scharfe Zunge wußte zu erzählen, die Braut habe sich im letzten Moment geweigert. Doch eine andre widerlegte: „Dann könnten sie doch gar nicht auf dem Standesamt gewesen sein."

Eine dritte wußte es schon bestimmt: „Das sind sie auch nicht."

Doch noch jemand kam hinzu, der das lächelnd für unmöglich erklärte.

Die Aufregung wuchs. Endlich ward an die Eltern geradezu die Frage gerichtet.

Ein paar nahen Verwandten der Gräfin wurde es mitgeteilt, Joachim sei nicht nach Haus gekommen. Andre wurden beruhigt, es handle sich um ein Unwohlsein, das jeden Augenblick gehoben sein könnte, wobei es nicht klar ward, lag es auf seiten der Braut oder des Bräutigams.

Endlich sagte der Ulan zu seinem Vater: „Papa, das geht unmöglich so. Was sollen wir denn jetzt machen? Soll herumgeschickt werden?"

Auch der alte Herr war etwas nervös geworden: „Ist er denn bestimmt nicht auf seinem Zimmer?"

Der Dragoner erbot sich, noch einmal hinaufzulaufen.

Währenddessen sprach der Ulan mit seinem Vater weiter, und er, der zur Dienstleistung beim Generalstab befehligt war, hatte sofort die Sache organisiert, einen Plan entworfen, den er seinem Vater wie einem Vorgesetzten, bei dem er Generalstabsoffizier oder Adjutant wäre, zur Begutachtung unterbreitete:

„Wir müßten, wir, die drei Brüder und noch ein paar Freunde von Joachim, jeder schnell eine Droschke nehmen und die Stadt absuchen."

Aber die Excellenz lief erregt in dem kleinen Vorzimmer, in dem das Gespräch stattfand, hin und her: „Um Gottes willen, mein lieber Junge, wie denkst du dir denn das ‚die Stadt absuchen'? Wo wollt ihr denn hin?"

„Ja, es könnte doch etwas geschehen sein. Einer fährt in die frühere Wohnung, einer in die künftige Wohnung, einer fährt zum Hauswirt, einer fragt dort, wo Joachim immer gegessen hat, also im Restaurant Royal unter den Linden. Botho kann vielleicht noch einmal nach der Sommerstraße fahren, und ich will gleich aufs Polizeipräsidium und mich erkundigen, was man in solchem Falle macht. Vielleicht wissen die schon etwas. Die müssen doch Verbindungen mit den Polizeiwachen haben."

Der alte Herr war so geärgert, daß er, ratlos auf und abgehend, indem er sich dabei, als hätte er Seitenstechen, links an seine beiden Großkreuze faßte und, die Achseln zuckend, rief:

„Bitte, mein Junge, mach, was du willst, mach, was du willst! Schaff mir den Joachim bloß hierher. Ich kann gar nicht verstehen, was der Mensch anfängt. Er ist doch sonst nicht so. Da zeigt er sich ja gleich am ersten Tage von einer ganz neuen Seite."

Gräfin Viereichen war eben eingetreten. Sie blickte die Excellenz mit gefalteten Händen entsetzt an: „Es wird ihm doch nicht ein Unfall zugestoßen sein? Er müßte überfahren sein oder sonst irgend ein Unglück!"

Inzwischen war der Dragoner wiedergekommen, und der Ulan organisierte nun förmlich den Aufklärungsdienst. Prinz Hartmannsdorff hatte sich angenblicklich bereit erklärt und jagte schon mit einer Droschke fort. Der Graf de Lafargue stellte sich auch zur Verfügung trotz seines mangelhaften Deutsch. Die drei Brüder entfernten sich nach drei Seiten, und ein paar Minuten lang war es am Grand-Hotel Lützowplatz ein fortwährendes Pfeifen des Portiers, Anrufen der Taxameter, Einsteigen irgend eines Herrn in Uniform oder im Frack und Fortjagen des Wagens nach irgend einer Richtung, nachdem jedesmal dem Kutscher ein unerhörtes Trinkgeld versprochen, wenn er schnell führe.

Die Kutscher hieben auf ihre Tiere ein, daß sie sofort im Galopp wegjagten, als stünde im Hoteleingang ein hoher Stab, der Adjutanten und Ordonnanzen nach allen Seiten schickte.

Die Boten waren enteilt. Auf dem Polizeipräsidium wußte man nichts von dem Verbleib des Bräutigams, die angeklingelten Polizeiwachen hatten keine Meldung bekommen. In der früheren, in der künftigen Wohnung, auf der Sommerstraße, im Restaurant Royal, nirgends hatte sich Graf Viereichen sehen lassen.

Inzwischen stieg die Nervosität des schwiegerelterlichen Paares und der Gräfin auf den Gipfel.

Bei Gräfin Viereichen war es mehr Sorge um ihren Sohn, den sie verunglückt wähnte, denn etwas andres konnte sie sich nicht vorstellen.

Frau von Höllwarth dagegen war es um den Skandal zu thun, und die Excellenz sah darin beinahe etwas wie eine Beleidigung seiner Tochter.

Inzwischen war die Sache den Gästen nicht mehr zu verbergen, die Wahrheit nicht abzu-

Digitized by Google

leugnen. Der Superintendent mußte benachrichtigt werden. Aber er fand milde Worte dafür, meinte, man würde wohl noch warten können, und hatte bloß eine Sorge, die Mutter des Bräutigams zu trösten, indem er fest behauptete, obgleich er es doch ebensowenig wußte wie die andern, alles würde sich aufklären, und Graf Joachim könne nichts geschehen sein.

Die kirchliche Handlung ging also zu verzögern, da ja der Geistliche die Sache von der liebenswürdigsten Seite auffaßte. Schlimmer war es mit dem Hochzeitsmahl. Der Küchenchef, der abends noch ein zweites Diner in einem Nebensaal für zweihundert Personen anzurichten hatte, erklärte, es würde alles verderben, und er könne für nichts mehr verantwortlich sein.

Da trat der Geschäftsführer zur Excellenz mit einem Vorschlag:

„Vielleicht könnte man vorher irgend etwas machen, Excellenz, um die Zeit hinzubringen, denn es kann sich doch nur noch um eine Viertelstunde handeln. Der Herr Graf wird ja jeden Augenblick wiederkommen, und das Anziehen ist schnell gethan. Wie wäre es, wenn etwas kalte Platte serviert würde? Schwedische Küche oder einfach Thee? Ganz wie Excellenz befehlen."

Das schien dem Geheimrat ein guter Gedanke zu sein, und er entschied sich für Thee. So wurde denn plötzlich in Riesenmengen Thee gebraut und serviert. Die Gäste waren zuerst erstaunt; aber der alte Herr von Vent, ein Höllwarthscher Verwandter, der unausgesetzt redete und bei seinem unverwüstlichen Temperament eine der wichtigsten Persönlichkeiten war, um über das Peinliche hinwegzuhelfen, lief von einem zum andern, zwinkerte mit seinen kleinen, unter Fettwulsten verborgenen Aeuglein und riet einer Dame nach der andern und jedem Herrn, den er traf:

„Trinken Sie bloß eine Tasse Thee, dann haben Sie wenigstens etwas in Sicherheit. Wer kann denn wissen, wie lange das noch dauert, ob wir überhaupt noch was bekommen!"

Nun ward in Anbetracht eines möglichen langen Fastens plötzlich der Thee zu etwas Notwendigem. Alles stürzte sich darauf, und die Leute, die sich auf das Diner gefreut, füllten sich den Magen mit mehreren Tassen.

Inzwischen trafen eine ganze Reihe von den Sendboten in ihren Eildroschken mit abgetriebenen Pferden wieder ein, und abermals schien das Hotel einen hohen Stab zu beherbergen, dem Meldungen über den Feind von allen Seiten zuliefen. Aber die Meldungen lauteten trostlos. Nirgends in ganz Berlin von dem Bräutigam etwas zu sehen.

Jedesmal, wenn ein Bote eintraf, stürzten ihm die Hauptbeteiligten, die Excellenz, Frau von Höllwarth und Gräfin Viereichen, entgegen mit erwartungsvollem Gesicht, in der Hoffnung, eine günstige Auskunft zu erhalten. Aber wenn das Achselzucken des Ankommenden dann erfolgt war, spannten sich die Züge wieder ab, Frau von Höllwarth seufzte, der Geheimrat zuckte die Achseln, begann wieder seinen Gang hin und her wie ein wildes Tier im Käfig, und die Gräfin wendete sich zum Fenster und preßte das Taschentuch an die Augen.

Herr von Vent stand drin im Saal unter einer Anzahl jüngerer Herren, die immer noch ihren Thee löffelten: „Kinder, nun sagt mal, was wird jetzt eigentlich?"

Alle schüttelten den Kopf und zuckten die Achseln. Ein paar Witze wurden gemacht. Jemand meinte: „Der Bräutigam hat die Sache ganz vergessen."

Einer sagte, er hätte am Ende im Reisebureau das Billet zur Hochzeitsreise bestellt und müßte so lange auf die Ausfertigung warten.

Ein kleiner Potsdamer Leutnant flüsterte einem Kameraden zu:

„Er hat wahrscheinlich eine frühere Bekanntschaft getroffen, und die läßt ihn nicht mehr fort."

Aber im näheren Verwandtenkreis bei den älteren Leuten, bei den Höllwarths, bei ein paar Brüdern von ihm und den Schwestern von ihr, bei Onkeln und Tanten des Bräutigams begann doch allmählich die Stimmung umzuschlagen. Der Entschuldigungsgründe und Möglichkeiten wurden immer weniger, und die Ansicht herrschte vor, irgend etwas Unglaubliches, nicht näher zu Sagendes müsse geschehen sein. Eine bestimmte Anschauung verband sich damit nicht, nur ein dunkles Gefühl der Erbitterung gegen den Störenfried, dem sie die Schuld beimaßen.

Das fand seinen schärfsten Ausdruck in ein paar Worten der Frau von Höllwarth, die in ihrer Ecke zu den Verwandten der Höllwarthschen Seite sagte:

„Das ist noch nie dagewesen! Das ist unglaublich! So einem Mann soll man seine Tochter anvertrauen. Ich wäre dafür, die Sache rückgängig zu machen, denn größer kann der Skandal doch nicht werden. Die Verlobung sollte aufgehoben werden nach solchem Affront!"

Doch ein Höllwarth, Jurist und hoher Verwaltungsbeamter, meinte nur trocken:

„Meine liebe Elise, du vergißt, daß deine Agnes bereits Gräfin Viereichen ist."

Doch Frau von Höllwarth sprang von ihrem Sitz auf, fuchtelte mit den Händen in der Luft herum und rief in erstickter Wut:

„Das ist nicht möglich! Das ist nicht möglich! Das kann nicht sein!"

„Bitte sehr. Sie sind doch auf dem Standesamt gewesen?"

„Ja. Aber das macht die Sache nicht. Sie sind noch nicht getraut. Sie sind noch nicht getraut, sage ich."

Und sie wollte schon den Superintendenten rufen, der noch immer mit Lammsgeduld und freundlichem Lächeln wartete.

Doch der Jurist beruhigte seine Verwandte: „Pardon, ihr Damen pflegt ja recht unsichere Rechtsbegriffe zu haben. Du kannst deine Agnes

Digitized by Google

wieder scheiden lassen, aber verheiratet ist sie. Ich zweifle übrigens, ob das Nichterscheinen des Bräutigams zur kirchlichen Trauung Scheidungsgrund ist. Ich glaube beinahe nein."

Aber Frau von Höllwarth, die nur immer dann vom Gesetz etwas wissen wollte, wenn es zu ihren Ideen paßte, rief noch erregter:

„So etwas kann das Gesetz nicht vorschreiben. Das bestreite ich, das ist unmöglich. Und wenn es so ist, dann müßt ihr andre Gesetze machen!"

Der Verwandte meinte nur trocken, immer bemüht, zu beruhigen:

„Weißt du was, liebe Elise, wir werden nachher beim Diner einmal einen entsprechenden Entwurf aufsetzen. Vielleicht bringt den der Vetter Theodor im Reichstag ein. Das wäre ja eine Gelegenheit, um sich bei seiner Fraktion bemerklich zu machen."

Doch wenn auch Agnes bereits Gräfin Viereichen war, so zeigten sich doch schon gewisse Veränderungen in den beiden Lagern Höllwarth und Viereichen. Die junge Welt beider Familien zwar unterhielt sich, bunt durcheinander gemischt, aber die älteren Familienmitglieder, die im Nebensalon versammelt waren, begannen sich schon leise zu trennen, als würde die zukünftige Scheidung bereits in die Wege geleitet. Es war wie: „Hie Höllwarth, hie Viereichen!"

Die Excellenz raste jetzt hin und her wie ein Eisbär unmittelbar vor der Fütterung, wenn er den Schritt des Wärters hört, der das Fleisch bringt. Gräfin Viereichen saß in einer Ecke. Mit einem Mal brachen ihr in lautem Schluchzen die Thränen aus, so daß sich verschiedene Damen um sie bemühen mußten.

Frau von Höllwarth aber blieb in der entgegengesetzten Ecke, ohne sich darum zu kümmern, und meinte nur scharf:

„Ich würde auch weinen über so einen Sohn."

Die Zeit verrann. Die Sache wurde immer tragischer, die Parteien immer erregter. Draußen im großen Saal schien man alle Hoffnung aufgegeben zu haben, und obgleich das ein paar ältere Herrschaften sehr unpassend fanden, ward bereits in einer Ecke getanzt. Ohne Musik, nur ganz wenig, ein paar Schritte, aber das Schurren und Schleifen klang doch durch den Saal.

Die Gesichter der älteren Familienmitglieder zogen sich immer mehr in die Länge. Sorgenfalten legten sich über die Stirn, verschärften Nase und Mund. Man wußte nicht mehr, was man reden sollte, und schließlich saß oder stand die Gesellschaft herum, enttäuscht, verzweifelt, als hätten die Verwandten eben bei der Testamentseröffnung erfahren, daß der Erblasser seine Millionen einer milden Stiftung vermacht.

Nur ein Mensch behielt seine Fassung: der Superintendent mit seinem freundlichen Greisengesicht und den langen weißen Locken, die er sich immer wieder hinters Ohr strich, ein Mann der Güte, der in seinem langen Leben viel gesehen hatte und zu immer größerer Milde gekommen war, kein Rächer, kein Eiferer, sondern ein gütiger, alles verstehender und verzeihender Vater, der auch in bösesten Momenten immer auf eine gute Wendung hofft und alles der ausgleichenden, gnädig gerechten Hand des Herrn und Schöpfers überläßt.

Er sagte mit dem freundlichen Lächeln und dem zuversichtlichen Blick, der jeden entwaffnete, der mit ihm sprach:

„Er wird kommen. Ueber ein Kleines wird er kommen. Sollten wir so arm sein, daß uns eine der duftendsten Blumen im Leben der Menschen fehlte: die Geduld?"

Im letzten Raum der Gesellschaftszimmer des Hotels saß mit den Brautjungfern die Braut totenbleich, weiß wie das Seidenkleid, das sie trug, mit blutleeren Lippen, farblos von oben bis unten, nur mit dem wenigen Grün des Myrthenkranzes. Ihre Freundinnen versuchten ihr zuzureden. Immer hieß es: „Agnes, es wird ihm nichts geschehen sein. Es wird sich alles aufklären. Er kommt, er kommt bestimmt."

Aber ihr Zureden wurde immer geringer, je mehr die Zeit verstrich. Und immer ängstlicher suchten die Blicke der Braut im Nebenzimmer die Gesichter ihrer Eltern, wenn ein neuer Bote eintrat, achselzuckend, wie seine Vorgänger, ihrem Vater etwas ins Ohr flüsterte, worauf er jedesmal einen neuen entsetzlichen Rundgang unternahm.

Aber endlich kam doch die Niedergeschlagenheit über die Braut. Und wie sie so in ihrem steifen, starren Staat dasaß, ohne Möglichkeit, zum Taschentuch zu gelangen, ging auf einmal ein Sturzregen über ihr Gesicht, und ohne daß sie eine Miene verzog, rollten ihr unaufgesetzt die Tropfen aus den Augenwinkeln, daß die kleinen Freundinnen mit ihren Tüchern zuspranzen, um das schöne Kleid nicht ganz verderben zu lassen.

In diesem Augenblick sah das milde Antlitz des alten Geistlichen zur Thür herein, und als er die Braut in Thränen erblickte, trat er auf sie zu, streckte ihr beide Hände entgegen und sprach:

„Aber, mein Kind, weinen? Thränen wird es im Leben noch genug geben. An Ihren Ehrenund Festtag gehören sie nicht. Und wenn wir auch warten, seien Sie doch gewiß, er kommt. Er muß kommen. Richten Sie sich auf, machen Sie einmal ein freundliches Gesicht. So — da lachen Sie schon. Haben Sie nicht Vertrauen zu ihm?"

Da wachte ihr Mut auf, und sie sagte entschieden:

„Ja, das habe ich!"

Nun hatte der alte Herr gewonnen:

„Sie sind doch die Hauptperson heute. Habe ich nicht recht? Und wenn Sie den Leuten ein freundliches Gesicht zeigen, so darf Ihrem Bräutigam niemand bös sein. Jetzt kommen Sie, wischen Sie sich die Thränen ab. Wir wollen noch ein wenig warten, daß man Ihnen nichts ansieht, und wenn dann alles vorbei ist und Sie sich gefaßt haben, dann kommen Sie mit mir hinein. Und wenn die andern sehen, daß die

Digitized by Google

Braut lächelt, so werden sie es wohl auch können."

Agnes drehte sich herum, trat an den Spiegel, um sich die letzten Thränenspuren wegzuwischen. Und in ihren hellen Kleidern standen die Brautjungfern darum, als wollten sie sie schützen. Der alte Geistliche aber wendete sich zur Seite, blieb am Eingang in den Nebensaal stehen und wartete, bis die junge Braut sich gesammelt hätte. Dann wollte er eintreten mit ihr, mit all ihrer Zuversicht und ihrem Glauben an ihren Auserwählten, und wollte sein Amt fortsetzen als Mittler und Versöhner, das er als schönsten Teil empfand in seinem geistlichen Beruf.

IV.

Graf Viereichen war dem Tiergarten zu gegangen. Wie er durch das grünende Laub schritt unter Vogelgezwitscher und nur noch wie entferntes Brausen und Summen der Lärm der Stadt, das Rollen der Wagen zu ihm drang, stand immer das Bild seiner Braut vor seiner Seele. Er fühlte sich wie in einer Feierstunde. Seine Frau — denn das war sie schon —, seine liebe, süße, kleine Frau gehörte jetzt ihm. Er hatte Ruhe und Frieden gefunden. Und mit einem Male erschien ihm alles, was er bisher gethan, sein Dasein mit den Freunden, den vielen, vielen Freunden, so arm und kläglich dagegen, daß er es nicht verstand, wie er jahrelang so hatte vegetieren können.

Die Freunde wurden älter. Dieser heiratete und jener, und dann blieb noch ein einsamer Hagestolz übrig. Und dann starben sie einmal, und man hatte nichts — keine Frau, keine Kinder, keine Familie —, nichts als den Diener: ein Fremder, der noch den Tag vorher kündigen konnte, daß einem vielleicht kein Mensch die Augen zudrückte, als etwa der mitleidsvolle Portier, der von unten zum Sterbenden heraufgekommen.

Aber das waren ja alles thörichte Phantasien. So geschah es eben nicht. Er war ja glücklich, er entging all dem. War er nur blind gewesen so lange? Unwillkürlich ging er schnell, focht mit dem Stock in der Luft herum und blickte sich erschrocken um, ob es jemand gesehen hätte. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Wie ein Blitz glitt ein Lächeln über sein Gesicht, und die zwei reichten sich die Hände:

„Joachim! Was, du bist in Berlin?"

„Ja, Max, was machst denn du hier?"

Sofort waren die Arme ineinander gehakt, sie gingen weiter. Und Rittmeister von Lindig, der bisher in Rom bei der Botschaft gewesen, mit dem Graf Viereichen die ganze Campagna und das Sabinergebirge durchschweift, erzählte, er sei abgelöst, gehe ganz zur Diplomatie über, habe das Examen gemacht und sei bereits nach London versetzt.

Sie befragten einander. Der Rittmeister war außer sich, nicht gewußt zu haben, daß Joachim sich in Berlin aufhalte. Es hätte ihm irgend jemand, er wisse nicht mehr wer, gesagt, Graf Viereichen wäre zur Jagd bei einem amerikanischen Freunde. Nun müsse er unbedingt mitkommen, denn in zwei Stunden gehe sein Zug, dann wäre er fort auf Nimmerwiedersehen. Und er erzählte und erzählte, während sie dem Brandenburger Thor zuschritten und sich bald unter den Linden befanden.

Graf Viereichen hatte ja Zeit. Er sah noch einmal nach der Uhr — er hatte wirklich noch Zeit.

Die beiden gingen nebeneinander her, Seite an Seite geschmiegt. Sie hatten sich tausenderlei zu erzählen. Zuerst der Rittmeister, der von Rom berichten mußte, so daß Graf Viereichen gar nicht zu Worte kam, während es ihn doch drängte, sein Glück mitzuteilen.

An der Ecke der Friedrichstraße trafen sie zwei andre, die mit demselben Zug abreisten: Graf Gloeß und Herrn von Roßberg. Auch sie wollten nach London, dann aber weiter: sie planten einen Jagdzug nach Westafrika.

Die Herren waren ganz voll von all dem, was ihnen bevorstand, was sie zu erbeuten und zu erlegen hofften. Sie erzählten, erzählten. Und es kam ganz von selbst, daß die vier in ein neues Restaurant am Friedrichstraßen-Bahnhof gingen, von dem Herr von Roßberg behauptete, der frühere Küchenchef vom Bristol habe es übernommen, es müsse todsicher ausgezeichnet sein, die Weine ebenso gewiß vortrefflich, und es hätte den Vorteil, da es erst vor ein paar Tagen eröffnet sei, daß man wohl niemand dort treffen würde und sie allein säßen zum Gedankenaustausch, wie es die Freunde immer gern gehabt.

Sie paßten so gut zu einander. Graf Gloeß und Herr von Roßberg waren mit in Rom gewesen; mit dem Grafen hatte Joachim monatelang in Japan verkehrt, mit Herrn von Roßberg in Schottland Wildgänse geschossen.

Er war wieder unter seinen Freunden, seinen lieben Freunden, von denen er heute Abschied nehmen wollte, wie ihm dünkte, auf ewige Zeit.

Wirklich, er sah sie nicht wieder. Diese paar Viertelstunden — denn er hatte noch völlig Zeit —, die er hier noch saß mit denen, die dann in die weite Welt hinausfuhren, während ihn sein junges Glück nach der andern Erdrichtung führte, waren die letzten Augenblicke seiner langen Freundschaft, seines Junggesellendaseins.

Und dann kam noch etwas hinzu: die andern hatten bloß von sich erzählt. Sie kamen alle von der Reise, und ein merkwürdiger Zufall war es, daß keiner von ihnen von Joachims Verlobung etwas gehört zu haben schien.

Das mußte er mitteilen. Aber er wartete seine Stunde ab. Wenn einmal eine Gesprächspause kam, dann wollte er plötzlich — darauf freute er sich wie ein Kind — sagen:

„Wißt ihr denn auch, daß ich heute Abschied nehme von euch? Nicht bloß, weil ihr nach London und nach Afrika geht und ich nicht, sondern weil ihr im Freundeskreise weiterlebt und

Digitized by Google

keine Ahnung davon habt, welch höheres und besseres Glück es ist, ein geliebtes Wesen an seine Brust zu drücken!"

Ja, er wartete seine Zeit ab. Und wie sie nun beim Frühstück saßen und er unwillkürlich den Weißwein mittrank, hob er plötzlich sein Glas:

„Ihr lieben, alten Kerls scheint von etwas keine Ahnung zu haben. Woher solltet ihr auch! Ihr seid die letzten Wochen auf der Reise gewesen. Mir ist inzwischen aber ein Glück widerfahren, und dies Glück ist erst vier Wochen alt, und heute wird es ganz mein Glück. Denn nur vier Wochen bin ich verlobt gewesen."

Die drei blickten ihn mit erschrockenen Gesichtern an. Der blonde Rittmeister ließ die Scherbe aus dem Auge fallen, der schwarze Graf Gloeß schnalzte nach alter Gewohnheit, wenn er aufmerksam ward, mit der Zunge, und Herr von Roßberg, ein großer, breiter, blauäugiger Riese, öffnete plötzlich mit abgespreizten Fingern die gewaltige Hand und stemmte sie gegen das Tischtuch.

Graf Viereichen fuhr fort:

„Ja, verlobt, Kinder! Ich bin wirklich verlobt! Wißt ihr, was das heißt, verlobt? Ihr habt ja keine Ahnung davon, was das für ein Glück ist! Und denkt einmal, für mich ist es der Abschied heute, der Abschied von meinen Freunden, von meinen guten Freunden. Und nun denkt euch mal, ist das nicht entsetzlich: er wird mir nicht schwer. Ich bin immer offen gewesen: — er wird mir wirklich nicht schwer, wird mir nur deshalb nicht schwer, weil ich ein Mädchen gefunden habe, das wunderbarste, köstlichste, süßeste, reizendste, netteste, liebenswürdigste, schönste, offenste, klarste, wahrste . . ."

Er wußte keine Ausdrücke mehr zu finden, rang nach Atem, streckte den dreien der Reihe nach die Hand entgegen und schloß:

„Ihr könnt mir wirklich Glück wünschen. Ich bin glücklich, ich sage euch, wahnsinnig glücklich! Ich fühle mich wie betrunken. Ich bin wie im Traum. Und wenn ich die Photographie nicht immer bei mir hätte, ich dächte, die ganze Geschichte wäre gar nicht möglich."

Dabei holte er seine Brieftasche heraus und zeigte ihnen ein Bild, das er, während die andern lächelten, ehe er es weitergab, an die Lippen drückte.

Die drei waren zuerst wie vom Donner gerührt. Es war zu unerwartet gekommen. Sie gratulierten auch nicht sofort. Und als sie nun das Bild sahen, das nicht einmal sehr günstig war, malte sich unwillkürlich auf aller Mienen eine leichte Enttäuschung.

Es ging sie nichts an, es war ihnen fremd. Sie wußten nichts davon, wußten nicht, wie sie hieß, ob die Verhältnisse passend waren, ob die Familie sich freute, ob man sich mitfreuen durfte. Sie hatten nur das eine Gefühl: einer, der immer zu ihrer Verfügung stand, ein guter, braver Junge, mit dem man auf die Jagd gehen konnte und ins Museum, mit dem man am Tisch saß, mit dem man ritt, männliche Spiele trieb, ein prächtiger, zuverlässiger, wunderbarer Freund, ein Mensch, der immer sich gleich blieb, dessen Laune nie wechselte, einer, der zu allem zu haben war, ein Freund, ein lieber Freund, wie ihn sie sich alle nicht anders wünschten, ging ihnen verloren. Und darüber sollten sie sich noch freuen?

Aber Graf Viereichen war so in seinem Glückstraum befangen, daß er sich nicht enttäuscht fühlte über ihre Mienen, sondern die Schleusen seiner Beredsamkeit öffnete und zu erzählen begann, wie er sie gefunden, wie sich ihm die Augen aufgethan.

Die Freunde fanden kein Wort. Es war fast peinlich. Der Rittmeister empfand das, und mit einem plötzlichen Entschluß rief er den Kellner und bestellte eine Flasche Pommery. Als der Wein schäumte, hoben die drei das Glas, wünschten ihm Glück von ganzem Herzen. Nachdem die erste Mißstimmung überwunden, wurden sie immer mehr überzeugt, daß nichts Besseres ihrem Freund hätte widerfahren können.

Sein Glück mußte gefeiert werden, wenn es auch etwas Wehmütiges für sie hatte, denn er ging verloren. Das hatten sie so oft erlebt. Aber jetzt hielten sie ihn noch, jetzt saßen sie noch, vier Freunde, beisammen, wie so oft. Später mochte geschehen, was da wollte, jetzt noch gehörte er ihnen. Und sie stießen mit den Gläsern an, daß es klirrte. Sie leerten auf sein Glück die Kelche, auf das Mädchen, das ihrer Freundschaft Feindin eigentlich war.

Doch sie fanden sich damit ab. Und wie er nun erzählte in seiner fast kindlich naiven Art, in seinem Glücksausströmen, das aus jedem Wort, aus jeder Bewegung, aus seinem lachenden Mund und seinen glückseligen Augen sprach, ging auch auf sie von seiner Stimmung etwas über, und unausgesetzt klangen die Gläser, klirrten die Kelche, unausgesetzt fand man einen neuen Grund, den goldenen, kalten, schäumenden Trank die Kehle hinunter zu schütten.

Es wurde auf ihren Abschied getrunken, es wurde früherer Stunden gedacht:

Die Zeit in Rom — Prost!

Die glücklichen Monate in Japan — Prost!

Die wunderbare Jagd in Schottland dort oben — Prost!

Ein Abend in Sorrent — Prost!

Der Ausflug nach Capri — Prost!

Korsika — Prost!

Palermo — Prost!

Tunis — Kairo — Prost!

Die Riviera zur Hochsaison — Prost!

Ein Tag im Hochgebirge auf der Gemsjagd — Prost!

Die stille Zeit auf dem vom herbstlichen Buchenwald umrauschten dänischen Edelsitz — Prost!

Da ergriff Graf Viereichen das Wort:

„Seht mal, Kinder, alles das, die schönen Zeiten, diese wunderschönen Zeiten mit euch, ihr lieben Kerls, mit all den Freunden — alles das ist nun vorbei. Und trotzdem, ich sage euch, ich

Digitized by Google

wünsche euch nur ein Glück, wie mir es widerfahren ist. Denn all das gebe ich hin um sie, all das erscheint mir heute lächerlich, albern, thöricht, klein gegen dieses Mädchen."

Die Freunde zogen zuerst ein Gesicht. Der war ja tüchtig verliebt! Der redete jetzt beinahe so, als wäre ihre Junggesellenvergangenheit, in der sie doch noch als Gegenwart steckten, etwas Schlechtes und Verwerfliches. Nein, so war es denn doch nicht. Und sie wollten schon entgegnen. Aber er entwaffnete sie, indem er, mit glückseligem Ausdruck ihr Bild immerfort in der Hand haltend, ihnen erzählte von seiner Braut, ihnen auseinandersetzte, was ihn anzog, wie sich die Anschauungen unter solchem Einfluß änderten, wie er ihnen nur wünsche, ihnen möchte Gleiches geschehen.

Er überredete sie förmlich. Es war etwas Aufrichtiges in seinen Worten, wie es dem Menschen nur überströmendes Glück in wenig Stunden des Lebens zu verleihen vermag. Seine Sprache hob sich, seine Gedanken bekamen Schwung und Flügel, und er riß die Freunde mit sich fort, so daß sie allmählich in eine ganz romantische Stimmung gerieten.

Vielleicht that der Wein etwas dazu, denn bei der ersten Flasche war es nicht geblieben, vielleicht der Gedanke, auf längere, unbestimmte Zeit das Vaterland zu verlassen, die Idee, daß binnen kurzem der Zug ging, der sie fortführte, eine Art Abschiedsstimmung, eine Weichheit, kurz, es gelang seiner Beredsamkeit, sie beinahe dahin zu führen, an ihren Junggesellengedanken irre zu werden.

Dem Rittmeister stieg mit einem Male das Bild einer schlanken, blonden Engländerin auf, die er in Rom kennen gelernt und er in London wahrscheinlich wiedersehen würde. Und während Graf Viereichen von seiner Braut erzählte, war es ihm immer, als trüge die Miß deren Züge. Auch in der andern beiden Seele ward es weich. Graf Gloeß nahm sich vor, unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit nachher, wenn Joachim geendet, den Freunden ein Geständnis zu machen, dem Gedanken an ein Mädchen Ausdruck zu geben, den er bisher im tiefsten Innern verschlossen. Er war sich ja selbst nie klar gewesen, hatte eigentlich darüber noch nicht nachgedacht. Aber in dieser Stunde fiel ihm mit einem Male die Binde von den Augen. Er war doch zu dumm. Natürlich, die wäre es gewesen! Und einen Moment kam es fast wie Reue über ihn, daß er nach Afrika gehen mußte auf den Jagdzug.

Graf Viereichen erzählte tausend kleine Züge von Niedlichkeit und Liebreiz, winzige Erlebnisse mit seiner Braut. Je weiter er sprach, desto fester hielt er die Photographie in den Händen, blickte sie immer an, und es war beinahe, als läse er daraus wie aus einem Buche den Freunden etwas vor.

Da klangen abermals die Gläser:

„Joachims Glück — Prost!"

„Die Braut — Prost! Prost! Nochmals Prost!„

„Auf Wiedersehen in deinem Hause — Prost!"

Plötzlich erhob sich Herr von Roßberg, nachdem sie neu eingeschenkt, mit dem Glas in der Hand und begann eine kleine Rede: „Ihr lieben alten Kerls! Jetzt scheidet wieder einer von uns, und ich glaube, einer unsrer liebsten. Wir müßten böse sein und können es doch nicht, denn er geht ja seinem Glück entgegen. Er wird nicht mehr einsam durchs Leben ziehen, nicht mehr täglich einen Freund suchen, der mit ihm spazieren geht, der mit ihm dies unternimmt und jenes. Es ist eine Freundschaft, eine Freundschaft fürs Leben. Er sitzt nun nicht mehr als einsamer Gast, wenn die Freunde eines Tages beschäftigt sind, im Restaurant und trinkt seinen stillen Schluck. Er braucht vor den langen Winterabenden in der stillen Klause nicht mehr Reißaus zu nehmen, er macht sich nicht mit ungeschickter Hand einen Prießnitzumschlag, wenn er erkältet ist, er streichelt nicht seinen Hund, das einzige Tier, das um ihn bleibt, wenn er allein ist. Er geht mit seiner Frau aus, er sitzt mit seiner Frau an den langen Abenden daheim, er sieht die Freunde bei sich, so oft er will. Aber wenn sie gegangen sind, streichelt er nicht einsam seinen Hund, sondern schließt sein Weib in die Arme ... Hört einmal, ich weiß nicht, hat er nicht doch das bessere Teil erwählt? Wir müssen ihm Glück wünschen. Und in unsern Glückwunsch schleicht sich — ja, ihr lieben Kerls, nehmt es mir nicht übel und seht darin keine Abtrünnigkeit —, ich glaube, es schleicht sich ganz still, ganz heimlich der Gedanke: Wer auch so etwas hätte! Und ich weiß nicht ... ich weiß nicht ..."

Der Redner setzte sein Glas, das er schon erhoben hatte, hin, wurde ganz nachdenklich und fuhr in abgerissenen Worten fort: „Ich weiß nicht, ob ich mir's nicht überlege ... Zu spät ist's nicht. Wenn man jemand wüßte ... am Ende käm's nur auf den Versuch an. Hebt einmal mit mir das Glas, wir wollen einmal jeder trinken auf ... nennen wir's: die Unbekannte!"

Die vier Freunde standen auf, ihre Gläser klirrten zusammen, sie setzten sie an den Mund und schütteten den Champagner hinunter. Dann setzten sie sich. Und die nächsten Augenblicke blieb jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Aber Joachim war beredt geworden und erhob sich nun seinerseits zu einer kleinen Rede: „Wenn ich unsern alten Roßberg recht verstanden habe, so ist ihm mein Glück nahe gegangen, und er wünscht sich und euch allen das Gleiche. Mein Wunsch aber ist, ihr möchtet mir nachfolgen. Und dann wollen wir jedesmal, wir drei andern, das junge Glück unsrer Freunde mitfeiern, so wie ihr lieben guten Kerls es heute bei mir thut. Und nun paßt auf, ich habe einen Vorschlag. Es kommt ja nicht darauf an, fahrt erst heute abend — jetzt sollt ihr mit mir kommen! Hätte ich euch hier gewußt, ihr wäret ja eingeladen. Schnell zieht euch den Frack an! Am Ende lernt auf meiner Hochzeit schon jeder von euch die kennen, die für euch gewachsen ist."

Digitized by Google

Dabei griff er in die Westentasche, um ihnen vorzurechnen, sie hätten noch vollauf Zeit; sie wollten zahlen, würden in ihr Hotel gehen, und in einer halben Stunde könnte ja jeder angezogen sein und an Joachims Ehrentag erscheinen.

Er sah auf das Zifferblatt. Plötzlich blieb ihm der Mund offen stehen, sein Gesicht ward lang, er blickte noch einmal hin, dann auf den Sekundenzeiger, ob der noch liefe. Er hielt die Uhr ans Ohr, er wurde totenbleich. Die andern sahen ihn erschrocken an, der Rittmeister erhob sich, er dachte, dem Freund wäre etwas zugestoßen, ihm wäre unwohl geworden.

Und sie begriffen nicht, was mit Joachim vor sich ging. Er warf plötzlich die Serviette beiseite, stieß seinen Stuhl zurück, nahm seinen Hut, seinen Stock, blickte sie mit groß aufgerissenen Augen an und stammelte mit entsetzter Gebärde:

„Es hat schon angefangen ... es hat schon angefangen!"

Dann lief er wie ein Wahnsinniger hinaus, die Thür schlug hinter ihm zu. Die drei blickten sich erschrocken an, sahen auf den zurückgeschobenen Stuhl, die zerknitterte Serviette, das noch halb gefüllte Glas und meinten nicht anders, als ihr armer Freund sei plötzlich vor übermenschlichem Glück wahnsinnig geworden.

Es war aber just der Augenblick, wo drüben im Grand Restaurant, Lützowplatz, die Hochzeitsgesellschaft den Verzweiflungsthee trank.

V.

Als Graf Viereichen in einer Droschke saß, sah er aus wie eine Kalkwand. Ihm war es wie Blutleere im Gehirn, es schwindelte ihm, er fürchtete, jeden Moment aus dem Wagen zu fallen. Und während nun der Kutscher, dem er zum ersten Ansporn ein Zwanzigmarkstück in die Hand gedrückt, auf sein Tier einhieb, daß es in kratzigen Bockſätzen ruckweise die Droschke anzog, fühlte Graf Viereichen, wie ihm kalter Schweiß auf die Stirn getreten.

Er tupfte sich mit dem Taschentuche das Gesicht. Um Gottes willen, das war doch gar nicht möglich, die Hochzeit hatte ja längst begonnen! Und ohne ihn. Wo waren nur seine Gedanken gewesen? Es war doch gar nicht möglich. Sie hatten doch kaum ein paar Augenblicke dagesessen, und er hatte doch so viel Zeit noch gehabt.

Aber als sie bei einem Uhrmacher vorbeistürmten, bekehrten ihn die weit vorgerückten Zeiger der Uhren im Schaufenster, daß auf seinen eignen Genfer Chronometer Verlaß sei.

Graf Viereichen war so niedergeschmettert, daß er zuerst gar keinen rechten Gedanken fassen konnte. Er rief nur immer dem Kutscher zu:

„Hauen Sie drauf! Fahren Sie los!"

Endlich bogen sie auf den Lützowplatz ein. Von weitem schon sah Graf Viereichen den Portier stehen. Während noch die Droschke fuhr, sprang er heraus, so daß er fast gefallen wäre, und rief dem Mann mit der Goldstreifenmütze zu: „Bezahlen Sie die Droschke! Er kriegt, was er will."

Dann stürmte er, einen Hotelpagen umreißend, hinein, überhörte den Ruf des Mannes am Aufzug und lief wie rasend die Treppe hinauf, daß er, an seinem Zimmer angekommen, als das Mädchen öffnete, kein Wort hervorbrachte. Drin blieb er stehen, die Hände auf das Herz gedrückt, rang nach Atem, schleuderte Stock, Cylinder, Rock in eine Ecke und begann in fieberhafter Hast sich auszuziehen.

Inzwischen hatte sich das Gerücht verbreitet: „Der Bräutigam ist da!"

Es lief durch die Hochzeitsgesellschaft von Mund zu Mund, wie der Ruf der Schiffbrüchigen: „Land! Land!" Die Schwäger, der Diplomat, der Ulan und der Dragoner stürzten sofort hinauf. Gräfin Viereichen wurde beruhigt: „Er ist da!" Excellenz von Höllwarth stellte die Eisbärenbewegung ein und stöhnte:

„Er ist da!"

Frau von Höllwarth begann sich ihres Benehmens und ihrer Wut zu schämen und suchte wieder Anschluß an die Mutter ihres Schwiegersohnes zu gewinnen.

Entsetzt über den Gedanken, sich das Diner zu verderben, stellten jetzt die Leute die Theetassen hin. Es lief durch die Versammlung ein Brausen wie Blätterrauschen in windbewegtem Walde: „Er ist da! Er ist da!"

Die beiden Lager Höllwarth und Viereichen begannen sich zu nähern. Es war wie nach einem Waffenstillstand, in dem die Vorposten Grüße austauschen, miteinander zu sprechen beginnen. Der Frieden schien gesichert. Man mischte sich wieder durcheinander. Es war ja eigentlich lächerlich gewesen, sich zu trennen; wer weiß, welche Verbindungen man sich dadurch verdorben. Und allmählich flutete alles in den Eingang des Salons, drehte sich dort in dichtem Knäuel, stand in den Thüren, denn jeder wollte den Eintritt des Bräutigams erleben.

Gräfin Viereichen fragte, als Agnes' Bruder, der Diplomat, herunterkam, ängstlich:

„Fehlt ihm auch nichts?"

Der machte ein listiges Gesicht: „Nein, ihm fehlt gar nichts."

„Wo ist er denn gewesen?"

Da übernahm die Excellenz die Antwort:

„Meine liebe Gräfin, das wollen wir doch später erörtern. Lassen wir das jetzt begraben sein. Freuen wir uns! Er ist da! Und damit ist es gut!"

Die Gräfin zog sich beruhigt zu Frau von Höllwarth zurück. Die beiden Mütter schienen wieder ganz einig. Frau von Höllwarth redete der Gräfin zu, hieß sie setzen, legte sogar den Arm um ihren Hals, schmiegte ihre Wange an die ihre und meinte zu der Mutter, der doch jetzt der Schreck in die Glieder gefahren war:

„Es ist ja alles, alles vergessen, alles ist wieder gut."

Der Geistliche aber teilte es der Braut mit:

Digitized by Google

Digitized by Google

Wintervergnügen im Ampezzo-Thal. (Text Seite 39.)

(Nach photogr. Aufnahmen von C. Terschak, Cortina.)

Digitized by Google

„Nun, was habe ich gesagt? Ueber ein Kleines. Also sehen Sie!“ Damit verließ er die Gesellschaft und ging, vom Kirchner begleitet, durch den Gartenweg des Hotels, über den ein improvisiertes Zeltdach bis zum Gotteshause gespannt war, in die Pauluskirche hinüber.

VI.

Graf Viereichen war so schwach von Schreck und Aufregung, daß er sich erst setzen mußte. Der Ulan wollte ihn fragen, was gewesen sei, aber der Dragoner war schlau und meinte:

„Fritz, laß 'n doch mal! Das werden wir alles bei Tisch erfahren. Jetzt nur, um Gottes willen, schnell machen. Joachim, hast du schon die Knöpfe im Hemd?“

„Ja!“ stammelte der Bräutigam, der noch immer wie gelähmt im Stuhl saß.

„Ist ein Stiefelknöpfer da?“

„Ja.“

„Krawatte, Handschuh — alles stimmt.“

Aber nun blickten die Brüder ihren Schwager an: „Um Gottes willen, was fehlt dir denn?“

Er saß zitternd auf seinem Stuhl, mit herabhängenden Händen, die ungleichmäßig wie das Arbeiten des Telegraphen an den Seitenlehnen klapperten. Er starrte vor sich hin und fand nur die Worte: „Meine Agnes! Meine arme Agnes!“

Aber da er sich nicht rührte, wollten die Schwäger wissen, was geschehen sei. Und er erzählte kurz, er habe ein paar Freunde getroffen und dabei die Zeit verpaßt. Sie hätten einige Flaschen Sekt getrunken, immer auf das Wohl seiner Braut, seiner lieben, süßen, einzigen, herzigen, reizenden, armen, armen, betrogenen Braut. Seiner Braut, die er vergessen über seinen Freunden, während er doch nur immerfort von ihr erzählt und sie unausgesetzt auf ihr Wohl getrunken hätten.

Dabei sahen die Brüder, wie seine Augen feucht glänzten. Da flüsterte der Ulan dem Dragoner zu: „Um Gottes willen, er scheint ein bißchen oft auf Agnes' Wohl getrunken zu haben. Was machen wir denn da?“ Der zum Generalstab Kommandierte fand sofort Rat. Auf der andern Seite des Ganges, gleich gegenüber, lag die Badestube, und sie packten ihren Schwager, der im Gefühl seiner unendlichen Schuld alles über sich ergehen ließ, dem nur die Angst in den Gliedern steckte, die große Aufregung, während die wenigen Glas Sekt ihm kaum etwas angethan hatten und der letzte Hauch von ihnen jedenfalls mit einem Male durch den Schreck verflogen war.

Er ließ alles mit sich geschehen. Die Brüder schleppten ihn richtig ins Badezimmer, in der festen Ueberzeugung, ihm einen tüchtigen Schwips austreiben zu müssen. Ehe er wußte, was mit ihm geschehen sollte, hatten sie ihn an die Badewanne gestellt, den Brausehahn geöffnet, und ein Sprühregen ging auf seinen Kopf nieder, während die Offiziere, um nicht naß zu werden, lachend zur Seite sprangen.

Joachim aber zog sich erschrocken zurück, pustete und blies und rief ärgerlich: „Seid ihr denn verrückt? Was ist denn los? Was wollt ihr denn?“

Doch die beiden blickten sich verständnisvoll an: „Wir wissen schon, was wir zu thun haben.“

Er wurde ganz böse: „Zum Donnerwetter, ich bin ja ganz naß. Mein Hemd ist ja ganz naß.“ Und er nahm ein Handtuch und tupfte sich ab. Aber er war so wütend, daß er noch einmal seine Schwäger anrief: „Macht doch keine so dummen Scherze! Was soll denn das?“

Aber wieder tauschten sie einen Augenblick: „Sei nur ruhig, das schadet dir gar nichts. Es beruhigt bei der Hitze.“

Es gab weiter keine Auseinandersetzung. Sie eilten über den Gang in sein Zimmer, zogen ihm das nasse Hemd ab, wobei ratschend ein Aermel anriß. Ganz gleich, zusammengeballt, fort in die Ecke! Und dann, während der Dragoner half, ihm die Hosenträger anzuknöpfen, kam der Ulan mit Bürste und Kamm, zog ihm einen Scheitel, und unter halbem Lachen und Wehren versuchte er, Joachim das Haar umzulegen, wie er es noch niemals getragen.

Es ging nicht. Joachim ging an den Spiegel, machte sich mit sicherer Hand in einem Augenblick den Scheitel, bürstete sich das Haar, so daß die Brüder hinter ihm sich anstießen und der Ulan dem Dragoner zuflüsterte: „Es hat schon geholfen.“ Der Dragoner aber raunte dem Ulan ins Ohr: „Es wird gehen! Er ist ganz vernünftig.“

Bald war der Bräutigam fertig, und die drei eilten die Treppe hinab.

Aber Graf Viereichen schlug das Herz. Der Skandal! Und jetzt eintreten! Alle würden ihn ansehen. Und wie sollte er seiner Mutter vor die Augen kommen und den Schwiegereltern. Herrgott nochmal! Und der armen, armen Agnes.

Aber dann sagte er sich:

Sie sind mir alle ganz gleich. Nur eine muß mir verzeihen — meine Braut. Wenn sie gut ist, wenn sie auf meiner Seite steht, dann lache ich die andern aus. Heute abend sehe ich sie doch auf vier Wochen nicht wieder, und dann ist Gras darüber gewachsen.

Darum nahm er seinen älteren Schwager beim Arm: „Du, richte es doch mal so ein, daß ich Agnes allein spreche. Ich möchte ihr nur ein Wort sagen.“

Der war ganz einverstanden:

„Siehst du, das ist vernünftig. Auf die andern kannst du pfeifen, ihr beide müßt einig sein. Das werden wir schon machen.“ Und er führte ihn hinten herum, ließ ihn draußen warten, rief seine Schwester in ein kleines Nebenzimmer und raunte ihr zu: „Joachim will dich sprechen.“

Dann schloß er die Thür zu dem großen Salon, wo die erregte Gesellschaft wartete, lief hinaus und sprach zu seinem Schwager, indem er, als müsse er Mut machen, ihm ins Ohr flüsterte: „Nur 'n Kopf oben!“

Digitized by Google

Dann stand Joachim seiner Braut gegenüber. Und wie er sie sah in ihrem weißen Kleid, mit dem grünen Zweig im Haar, wie er an ihren etwas geröteten Augen erriet, welchen Kummer er ihr bereitet, wie seine Blicke die schlanke, geliebte Gestalt umfaßten, fühlte er sich so jämmerlich, so klein und unglücklich, daß ihn aller Mut verließ und er am liebsten wieder hinausgelaufen wäre. Sie würde ihm zürnen, sie hatte ein Recht dazu. So begann nun seine junge Ehe! Er blieb an der Thür stehen, er wagte nicht, sich ihr zu nähern, er sprach kein Wort.

Sie aber ging auf ihn zu, daß die lange Seidenschleppe hinter ihr knisterte, allmählich in Schwung kam, bis auch das Ende am Gleiten teilnahm, hob langsam die Arme und sagte nur mit milder, verzeihender Stimme:

„Joachim, was hast du denn gethan?"

Er stockte, er zögerte. Er wäre ihr am liebsten um den Hals gefallen, denn er wußte, die Verzeihung stand bevor. Aber er mußte doch ein Wort der Erklärung sagen. Und er spreizte die Arme seitwärts, öffnete die Handflächen zu ihr wie ein demütiger Sünder, neigte den Kopf, beugte sich ein wenig in den Knieen und sagte kaum hörbar:

„Ich habe nur immer, immer an dich gedacht. Ich habe immerfort auf dein Wohl getrunken."

Im nächsten Augenblick lagen sie sich in den Armen, und er bedeckte sie mit Küssen, daß all ihre Verstimmung verflogen war, sie zu lächeln begann, zu lächeln, indem sie doch — sei es Freude, sei es Glück, seien es Nerven — leise aufing zu weinen.

Da zog er das Taschentuch, tupfte ihr das Gesicht. Dann standen sie beide Hand in Hand da, und er sagte: „Jetzt müssen wir hinein."

Sie aber bat: „Nur noch einen Augenblick." Ihre Brust hob sich stürmisch, ward etwas ruhiger, sie atmete gleichmäßig. Er gab ihr den Arm, und sie lehnte, Fassung zu gewinnen, den Kopf an seine Schulter. Da beugte er sich zu ihr, und ihre Lippen berührten sich. Dann richtete er sich auf und fragte: „Bist du mir böse?"

Sie schüttelte den Kopf: „Nein."

„Wirklich nicht?"

„Nein."

„Liebst du mich noch?"

Jetzt neigte sie sich ganz zu ihm, und wieder küßten sich die beiden glücklichen Menschen. Dann aber richteten sie sich auf und nahmen Haltung an, sich in die feierliche Rolle des Brautpaares zu versetzen.

In diesem Augenblick wurde die Schiebethür ein wenig geöffnet, und des Alanen Kopf erschien, ein lächelndes Gesicht, das leise fragte:

„Kann's losgehen?"

Joachim nickte. Im selben Moment rollten die Thüren zur Seite, man erblickte rechts die beiden Mütter eng nebeneinander, links die Excellenz mit lächelndem Gesicht und rundum im dichten Kreis helle Damentoiletten, schwarze Fracks, glänzende Uniformen, Orden, Perlen, Diamanten — eine blitzende, glänzende Hochzeitsgesellschaft, und aller Augen wie auf ein fabelhaftes Schauspiel gerichtet: auf das eintretende junge Paar.

Wie sie nun dastanden und er fühlte, daß er, der an allem schuld sei, eine Erklärung geben müsse, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er fast ein wenig theatralisch vortrat, indem er seine Braut nur noch an einem Finger hielt, und sagte, halb zur Hochzeitsgesellschaft, halb zu Agnes gewendet:

„Sie hat mir verziehen!"

Die tausendjährigen Eichen des Haßbrook und die Klosterruine Hude im Oldenburgischen.

Von

Dr. M. Zsittich.

Als ein Urwald mit spärlichen Lichtungen tritt Germanien ins Frühlicht der Geschichte. Das Bedürfnis der wachsenden Bevölkerung hat seitdem weit und breit auf Kosten der Wälder Ackerland geschaffen.

Und doch, wessen Herz nach hehrer, unentweihter Waldeinsamkeit dürstet, vermag sie noch fast überall in unserm schönen deutschen Vaterlande zu finden.

Uns führte solche Sehnsucht unlängst in den Urwald des Haßbroot, der von Bremen aus unter Benutzung der Eisenbahn bis Grüppenbühren unschwer zu erreichen ist, und nach dessen Durchquerung man zu der ehrwürdigen Ruine des Cistereienserklosters Hude gelangt, von wo wieder die Eisenbahn nach Bremen zurück oder nach Oldenburg weiterführt.

Der Haßbroot ist ein uralter Bannwald, dessen bereits in einer Urkunde Karls des Großen Erwähnung gethan ist, in welcher er die Grenzen des von ihm im Jahre 786 gegründeten Erzbistums Bremen bestimmte.

Er ist nicht ein Urwald in des Wortes verwegenster Bedeutung wie der Luckanwald am Kubany im Böhmerwald, wo mehrere hundert Joch herrlicher Waldungen seit Jahrhunderten völlig sich selbst und der zerstörenden Einwirkung von Sturm, Wetter und Fäulnis überlassen sind, ohne daß jemals Axt, Säge und Spaten in ordnender Menschenhand die niedergebrochene oder wiederaufwachsende Wildnis beeinflußten.

Im Haßbrook ist die ordnende Menschenhand erkennbar, aber sie ist nicht lediglich geleitet von den Grundsätzen einer rationellen, nach größtmöglichem und schnell möglichem Gewinn strebenden, die Waldpoesie zerstörenden Forstwirtschaft, vielmehr wird der Charakter des uralten Bannwaldes gewahrt, indem namentlich die tausendjährigen Baumriesen, die zahlreich in ihm zerstreut sind,

Digitized by Google

pietätvoll erhalten worden sind und andern Gelegenheit gegeben wird, ein nicht durch Axt und Säge begrenztes Dasein auszuleben.

Klosterruine Hude.

Eine taufrische Morgenwanderung führte uns auf immer schlichter werdenden Pfaden in seine erhabene Einsamkeit. Auf schwellenden Moospolstern schritten wir ekstatisch dahin, die Vögel des Waldes sangen hochzeitliche Lieder, und von fern her scholl der neckische Ruf des Kuckucks, dieses rätselhaften Gauches, der wohlgesitteten Vogelfamilien fremde Eier in ihre Nester legt und damit vielleicht manches Familienglück zerstört.

Der gemischte Waldbestand ist von großer Ueppigkeit, zumeist prachtvolle Eichen, aber auch ganze Komplexe knorrig verknoteter Hainbuchen; der feuchte Boden ist von Moos, Farnkraut und Epheu übersponnen, der auch viele Bäume bis in ihre Kronen umstrickt hat.

Da kommt die erste der Rieseneichen in Sicht, unwillkürlich ringt sich ein staunendes Wort von den Lippen, unsre Erwartungen sind nicht enttäuscht, wo möglich übertroffen.

Ein wahrhaft majestätischer Bann, wuchtig, markerfüllt, ehrwürdig. Der von zerrissener Borke bedeckte Stamm hat am Boden einen Umfang von 9—10 Metern. In einer Höhe von 10—15 Metern entsendet er seine riesigen knorrigen Aeste, die mit jungem Frühlingslaube spärlich geschmückt waren.

Wenn auch der Blitz ihn seines Wipfels beraubt, manchen Riesenast abgesplittert und tiefe Risse in seiner Rinde hinterlassen hat, wenn auch die Jahrhunderte seinen Kern faul gemacht haben, so steht der Riese doch noch trotzig und ungebeugt wie in Fechterstellung da, als ob er noch weitere Jahrhunderte überdauern wolle und könne.

Andächtig lagerten wir im Schatten des Gewaltigen, und das leise Rauschen des Waldes ließ uns wie im Traum vernehmen, was der Baumgreis alles um sich her hatte vergehen und entstehen sehen.

Noch hat er vielleicht die Geschlechter gekannt, die ringsumher ihre Gräber, Thingstätten und Opferstellen hatten, und ist Zeuge der Feste ihrer Natur- und Frühlingsreligion gewesen.

Dann sah er düstere Mönche kommen, die mit fanatischen Aexthieben die benachbarte Wodanseiche fällten, während die in ihren heiligsten Gefühlen verletzte Bevölkerung zitternd erwartete, daß Wodan selbst die Frevler mit dem Blitze zerschmettern würde.

Dann wurde es wieder still in dem düsteren, sumpfigen Wald: die Ruhe des Friedhofes, die nach dem Dreißigjährigen Kriege unser ganzes armes Vaterland überzog. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts kam erneut einiges Leben in den verwilderten Forst. Die alten Eichen wurden „entdeckt".

Der bekannte Oldenburger Maler Willers und manche der ausgezeichnetsten deutschen Landschaftsmaler, zum Beispiel Fr. Preller in Weimar, füllten ihre Skizzenbücher mit den in der wilden Natur des Haßbrook gemachten Studien.

Als Willers seine Bilder in München ausgestellt hatte, bemerkte König Ludwig, daß es weder so phantastisch gebildete, noch so mächtige Eichen in Deutschland gäbe. Willers aber entgegnete, daß seine Bilder naturgetreue Abbildungen einiger Baumriesen des Haßbrook seien. König Ludwig hat darauf eigens seinen Hofmaler dorthin geschickt, der ihm solches dann aus eigner Anschauung bestätigte.

Auch gekrönte Häupter selbst sind gekommen, die Riesenbäume zu betrachten, und haben einigen

Rieseneiche, vom Blitz zersplittert.

von ihnen ihre fürstlichen Namen beigelegt. So heißt ein Baum die Amalieneiche, der einstigen Königin von Griechenland (Gemahlin des Königs Otto) zu Ehren, einer die Friedrikeneiche, nach der oldenburgischen Prinzessin Friederike.

Digitized by Google

Amalienreiche.

Friederikenreiche.

Beim Weiterwandern lernten wir sie, sowie manche andre, die „Liedertafeleiche“ und vor allem die „große Eiche“ kennen.

Mancher der ehemals so stolz und trotzig in die Lüfte ragenden Riesen ist schließlich zusammengebrochen und läßt jetzt, zu Boden gestreckt, die gewaltigen Dimensionen insbesondere seiner Aeste deutlich erkennen, deren jeder einzelne für sich einen stattlichen Baum abgeben könnte.

Das Alter dieser Bäume genau zu bestimmen, ist unmöglich, weil bei der eingetretenen Kernfäule die innersten Jahresringe verschwunden sind, hinsichtlich dieser also nur eine annähernde Schätzung möglich ist. Bei gefällten alten Eichen vorgenommene sorgfältige Zählungen der vorhandenen Jahresringe und eine mäßige Schätzung der fehlenden läßt ein Altersminimum von 1100 Jahren gewiß erscheinen. Manche der alten, ausgehöhlten Stümpfe, die aber doch noch Knospen und Blätter treiben, überschreiten jedoch dieses Alter gewiß noch um ein Beträchtliches, und die Volksmeinung, daß diese ältesten Baumruinen bereits zu Beginn unsrer Zeitrechnung Wurzel geschlagen haben, ist sicherlich zutreffend.

An einem förmlichen Druidenhain merkwürdig gebildeter knorriger Hainbuchen vorüber gelangten wir nach mehrstündiger Wanderung, weidlich zerstochen von langbeinigen Urwaldmücken, die in Ausübung der Forstpolizei jeden Eindringling als ihren persönlichen Feind betrachten, an das westliche Ende des Baumwaldes und traten nicht ohne Wehmut aus seiner weihevollen Dämmerung hinaus in das im Sonnenbrand lechzende offene Land, um bald in seltsamem und stimmungsvollem Gegensatz zu den geschauten Säulenhallen, Kreuzgängen und Domen der allgewaltigen, sich ewig verjüngenden Natur zu der Ruine eines menschlichen Bauwerkes zu gelangen, in welchem der nach dem Höchsten strebende Menschengeist die Erhabenheit der christlichen Religion unter Anlehnung an die göttliche Naturform des Waldes künstlerisch zum Ausdruck gebracht hat.

Grosse Eiche.

Die Klosterruine des Kirchdorfs Hude ist der Rest eines mächtigen Cistercienserklosters, welches im Jahre 1236 unter dem Namen des Hafens der heiligen Maria (portus Sanctae Mariae) als Tochterkirche von Morimond im westlichen Burgund gegründet worden ist.

Urkundliche Nachweise über diese klösterliche Verwandtschaft fehlen, da sie bei der gründlichen Zerstörung des Klosters Hude vernichtet worden sind. Sie wird aber bewiesen durch die aus der

Digitized by Google

Siebertafeleiche.

Klosterzeit stammenden eisernen Totenschädel, die das Portal des jetzigen Friedhofs krönen. Sie sind das Emblem von Morimond (mors mundi).

Das Kloster war von gewaltigem, jetzt nicht mehr genau festzustellendem Umfang. Es soll 300 Mönchszellen gehabt haben, und der Chronist Shipower ruft um das Jahr 1500 aus: „Die Mutter Gottes könne sich freuen, daß ihre Diener einen so herrlichen Ort gefunden hätten."

Der wachsende Glanz und Reichtum des Klosters wurde ihm verderblich. Er erregte Neid, Mißgunst und Anfeindungen.

Papst Alexander IV. erließ daher den Bann gegen diejenigen, „welche die Besitzungen der Mönche unehrerbietig antasteten oder ihnen dasjenige vorenthielten, was ihnen testamentarisch vermacht war".

Des ferneren erwiesen sich aber auch die Mönche als unwürdige Diener des Herrn.

Die Ordensregel verlangte ein strenges, jede Versuchung zur Ueppigkeit vermeidendes Leben. Selbst die Klostergebäude sollten ohne Schmuck sein, für die einzige verstattete Glocke sollte ein Dachreiter genügen.

Die Chronisten vermelden aber, daß das Kloster fünf Türme gehabt habe, deren größter bei der Zerstörung 700 Fuß weit gefallen sei. Gewissenhafte Forscher halten dies unter Hinweis auf die Ordensregel für unglaubwürdig, verkennen aber, daß die klugen und gottesfürchtigen Mönche gewiß der Regel zufolge ihre Klosterkirche nicht mit einem Turm versahen, daß sie es aber mit ihrem Gewissen für vereinbar gehalten haben, von ihren lombardischen Baumeistern neben ihr einen Campanile aufzutürmen, wohl auch auf die für die zu Besuch kommenden Laien bestimmte Nebenkirche (die jetzige Pfarrkirche) einen Turm zu setzen. Auch sonst war der Lebenswandel der Mönche nicht einwandsfrei. Sie verstanden besser „aus Humpen zu schöpfen, als aus Büchern".

Im Jahre 1536 beschloß der Bischof von Münster, Graf Franz von Waldeck, dem Kloster Hude ein Ende zu machen. Den Grund zum Kriege bildete folgendes: Die Mönche besaßen ein paar treffliche geschulte Pferde, welche ohne Führer die den Mönchen selbst verbotenen Bettelgänge in der Umgegend besorgten und es jenen ermöglichten, ihre ganze Zeit geistlichen und weltlichen Leibesübungen zu widmen. Diese Pferde begehrte der Bischof für sich. Seine dieserhalb abgesendeten Boten verschwanden jedoch auf unerklärte Weise.

Deshalb überzog der Bischof das Kloster mit seinem von dem Trost von Delmenhorst, Wilke Steding, befehligten Heere und vollendete die völlige Zerstörung einem ausdrücklichen Verbote des mißachteten Reichskammergerichts zu Speyer zum Trotz im Jahre 1538. Dabei sollen die Mönche durch einen unterirdischen Gang wie aus einem Fuchsbau entwichen sein.

Die Altargeräte, Glocken, die Orgel und sonstigen Kostbarkeiten wurden nach Münster gebracht, um den von den Wiedertäufern ausgeräumten Dom zu schmücken. Die Klostergüter gingen in weltliche Hände über, zum Teil auf Grund einer Verleihung des dänischen Königs Christian V. an die Familie von Witzleben, welche jetzt mit sorgsam erhaltender Hand die Ruine der Kirche vor dem Untergange bewahrt.

Unzweifelhaft überragte diese dreischiffige, in Basilikenform erbaute Kirche an großartiger Schönheit alles, was Norddeutschland aus der Zeit der älteren Gotik im Backsteinbau sonst aufzuweisen hat.

Sie besteht in allen Gesimsen und gegliederten Teilen der Pfeiler, Blenden, Fenster und so weiter aus abwechselnd hellen und dunkeln Schichten glasierter geformter Ziegel, in Kapitälen, Konsolen und ornamentalen Teilen aus gebranntem Thon, der sich, obwohl er bereits seit 4½ Jahrhunderten allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt ist, wunderbar schön erhalten hat und in den noch vorhandenen Engelsköpfen, Tierlarven und dem Blätterwerk eine staunenswerte Anmut und Lieblichkeit entfaltet.

Hainbuche.

Digitized by Google

Karl Freiherr von Drais,

der Erfinder des Fahrrades.

Zu seinem fünfzigsten Todestage.

Vergraben ist in ewige Nacht der Erfinder großer Name zu oft" — einigermaßen trifft das Wort, das Klopstock auf den unbekannten Erfinder des „Wasserkothurns", des Schlittschuhes, anwendete, auch auf jenen Mann zu, der nicht minder „dem Fuß Flügel erfand" und vor fünfzig Jahren, am 10. Dezember 1851, nach einem Leben herber Enttäuschungen in Dürftigkeit und geistigem Verfall dahinschied. Noch immer ist dieser Mann, der in deutschen Landen die erste Anregung zur Gestaltung des Fahrrades gab und somit als der Urschöpfer einer der bedeutendsten Industrien geschätzt werden muß, nicht in sein volles Recht eingesetzt, denn die gebräuchlichen Handbücher nennen nur beiläufig bei Erwähnung der selbstfahrenden Traisine seinen Namen, ohne der näheren Lebensumstände zu gedenken, und zur Erhöhung der Unbill wird nicht selten das Wort französiert und „Träsine" gesprochen, während die Maschine doch auf den ehrlichen deutschen Namen des Erfinders, des Forstmeisters Freiherrn Karl von Trais, getauft ist. So seien denn ihm bei der fünfzigsten Wiederkehr des Tages, da der Tod ihm als Erlöser kam, einige Worte der Erinnerung gewidmet.

Karl Freiherr von Drais.

Karl von Drais wurde am 29. April 1785 in Karlsruhe als Sohn des damaligen markgräflichen Hof- und Regierungsrates Karl Wilhelm von Drais geboren; bei der Taufe standen mehrere Mitglieder der fürstlichen Familie, an der Spitze der regierende Markgraf Karl Friedrich (seit 1803 Kurfürst, 1805 Großherzog von Baden), Pate. Die Familie siedelte im Dezember 1810 nach Mannheim über, wohin der Vater als Oberhofrichter berufen worden war. Daß sie sich in glänzenden Verhältnissen befand, lehrt die noch vorhandene polizeiliche Meldung, wonach die Dienerschaft aus fünf Personen bestand. Karl von Drais war für das Forstfach bestimmt, in dem ein Oheim von ihm eine hervorragende Stellung bekleidete, und nachdem er anderthalb Jahre in Heidelberg Naturwissenschaften, Physik und Mechanik studiert hatte, bestand er glänzend die Prüfung, erwirkte sich jedoch, anstatt sofort in die Praxis einzutreten, einen Urlaub, um sich in den mechanischen Studien zu vervollkommnen. Während er diesen in Karlsruhe oblag, erfand er neben dem Kurbelwagen, der später nach ihm Traisine genannt wurde und heute noch vielfach in Gebrauch ist, sein „Laufrad", den Vorläufer des heutigen Zweirades. Nun ist allerdings, wenn man den alten Chroniken glaubt, das durch Trittbewegung des Menschen vorwärts getriebene Fahrrad in seinen Uranfängen viel älter. Die Nürnberger Archive von 1633 berichten von einer solchen Maschine, und ein 1703 veröffentlichtes Buch nennt einen gewissen Stephan Tartlers aus Altdorf, der auf einem dreiräderigen, durch ihn selbst ohne Anwendung von Zugkräften fortbewegten Wagen zur Kirche gefahren sei. Ferner berichtete zu Weihnachten 1887 das amtliche „Archiv für Post und Telegraphie", das gewiß aus sicheren Quellen geschöpft, im Jahre 1774 habe man in England Wagen gesehen, die durch zwei Männer mit den Beinen in Bewegung gesetzt worden seien, und ähnliche Wagen hätte sich 1779 der Hof in Versailles vorführen lassen. Alle diese Vehikel scheinen jedoch ganz unvollkommen gewesen zu sein, da sie dem Menschen zu viel Anstrengung zumuteten, und erst das von Drais erfundene Laufrad führte das Problem seiner Lösung näher. Die beiden Räder lagen hintereinander, und auf dem verbindenden Gestell ruhte der Sattel, ganz wie bei dem heutigen Zweirad, indessen war zur Fortbewegung das Aufsetzen der Füße auf den Erdboden nötig und demgemäß immer noch ein erheblicher Kraftaufwand erforderlich. Trotzdem schien zunächst dem Erfinder das Glück zu lächeln. Er durfte sein Vehikel dem badischen Hofe und im Herbst 1813 auch dem Kaiser von Rußland vorführen, der ihm zur Anerkennung einen Brillantring verehrte, und 1814, während des Wiener Kongresses, nahm auch der Kaiser von Oesterreich das neue Fortbewegungsmittel in Augenschein. Mit diesen äußeren Ehren war es aber auch genug. Zwar hatte Drais in Baden und Frankreich sein Laufrad patentieren lassen, auch in den vornehmen Kreisen Londons fand es günstige Aufnahme, aber die wertvollste Anerkennung, die Verbreitung und der klingende Lohn, blieb aus. Inzwischen war Drais, um die Ausnutzung dieser und andrer Erfindungen besser betreiben zu können, von den amtlichen Funktionen im Forstdienst ganz entbunden worden; er unternahm weite Reisen, bis nach Amerika, wechselte vielfach seinen Aufenthalt, verweilte jedoch mit Vorliebe in Mannheim, bis er sich 1841, ein gebrochener Mann, dauernd in Karlsruhe niederließ. Seine Reisen und Experimente hatten große Summen

Die erste Fahrmaschine des Freiherrn Karl von Drais.

Digitized by Google

erfordert und wenig eingetragen, und so befand er sich in bedrängten Lebensumständen. Ein Versuch, eine Aktiengesellschaft zur Ausnutzung seiner Erfindungen ins Leben zu rufen, mißglückte. Ohne die Unterstützung von Verwandten wäre er in die äußerste Not geraten, zumal er in den letzten Lebensjahren auch der geistigen Umnachtung verfiel. Die Versteigerung seines Nachlasses trug nicht ganz 53 Mark heutigen Geldes ein. Unter den Gegenständen, die zum Verkaufe kamen, fanden sich Maschinen und Modelle von Erfindungen, an die er Jahrzehnte seines Lebens gesetzt und die jetzt größtenteils nur den Erlös von Pfennigen brachten. Jene Laufmaschine, die er mit nach Amerika genommen, kam auf die verhältnismäßig hohe Summe von 5 Mark 14 Pfennig zu stehen!

Karl von Drais teilte das tragische Geschick jener Erfinder, welchen die Anerkennung der Mitwelt versagt bleibt, und die dafür Hohn und Spott ernten, die auch ihm reichlich zu teil wurden. Das Herbste ist ihm aber erspart geblieben: er erfuhr nicht den Schmerz, seine Erfindung von Glücklicheren, die vielleicht nur ein Zufall zur Ermittlung des letzten noch fehlenden Gliedes der Kette führte, ausgebeutet zu sehen. Als die Vervollkommnung seines Laufrades die Welt eroberte, lag er längst unter dem Rasen. Die deutschen Radfahrer haben dem lange verkannten Manne die Schuld ihrer Dankbarkeit abgetragen. Als vor zehn Jahren der alte Friedhof in Karlsruhe zu einer Bahnhofsanlage umgewandelt wurde und auch der Gruft von Karl von Drais die Einebnung drohte, da führten sie seine sterblichen Reste nach dem neuen Friedhofe über, dort ein würdiges Denkmal zu errichten. Bei der Feier wurden zahlreiche Kränze niedergelegt, deren einer die Widmung trug: „Selten ernten den Lohn der Künste erste Begründer."

Fr. Colberg.

Karikatur auf die Fahrmaschine, 1820.

Aus der Sternenwelt.

Schon mit bloßem Auge sieht man an einigen Stellen des Himmels Sterne eng gedrängt stehen oder Gruppen bilden. Die bekannteste ist wohl die Gruppe der Plejaden, in welcher scharfe Augen sieben und noch mehr Sterne wahrnehmen können. Mit Hilfe des Fernrohrs entdeckt man noch mehrere Gruppen dieser Art und überzeugt sich, daß die Zahl der dazu gehörigen Sterne beträchtlich ist. Wenn man endlich sehr mächtige Teleskope anwendet, so findet man am Himmel zahlreiche Sternhaufen, in denen auf schmalem Raum Hunderte glitzernder Sternpunkte zu sehen sind. Fr. Wilhelm Herschel fand mit Hilfe seiner großen Instrumente Hunderte Sternhaufen der verschiedensten Größen und schätzte die Zahl der Sterne in einigen von ihnen auf Tausende. Einer der prachtvollsten Sternhaufen steht im Sternbild des Herkules; er ist dem bloßen Auge als mattes, nebeliges Fleckchen eben noch erkennbar, aber mit einem astronomischen Fernrohr betrachtet, löst sich das Fleckchen in eine Menge von dicht gedrängten Sternen auf. Als Herschel diesen Haufen in seinem großen Teleskop betrachtete, erstaunte er über den Reichtum von Sternen, der sich hier dem Auge darbot. Auf einer kreisförmigen Fläche des Himmels, welche nur den zwanzigsten Teil der scheinbaren Größe der Mondscheibe umfaßt, zeigten sich mehr als 5000 blinkende Sterne, die in der Mitte des Haufens so dicht gedrängt standen, daß sie zu einer allgemeinen Lichtmasse zusammenflossen. Es ist eine wunderbare Welt, die sich hier dem forschenden Blicke eröffnet, und bei Betrachtung dieses leuchtenden Sterngewimmels fragt man sich unwillkürlich: was ist der Zweck dieser Tausende von Sonnen, die droben in unermeßlichen Fernen zusammengeschart sind und ein Weltsystem bilden, das dem unsrigen völlig fremd gegenübersteht? Wie ist es möglich, daß diese dicht gedrängten Sonnen, ohne aufeinander zu stürzen, dauernden Bestand haben? Tiefe und ähnliche Fragen vermag unser Verstand nicht einwurfsfrei zu beantworten, und wir müssen uns zunächst mit der Thatsache begnügen, zu wissen,

Digitized by Google

daß es solche ungeheuren Ansammlungen von leuchtenden Sonnen giebt. Der Sternhaufen im Herkules ist keineswegs der großartigste, sondern er wird an Ausdehnung und Reichtum der Sterne von andern übertroffen. Der glänzendste Sternhaufen steht am südlichen Himmel im Sternbild des Centauren. An eine Zeichnung, welche wiedergäbe, wie er sich in einem großen Fernrohr darstellt, ist nicht zu denken, dagegen ist es in den letzten Jahren möglich geworden, mit Hilfe der Photographie ein Bild davon zu gewinnen. Diese Aufnahme geschah auf der astronomischen Station, die die Harvard-Sternwarte in der Nähe von Arequipa in Peru errichtet hat, und ist hier getreu wiedergegeben. Wie man sieht, stehen die Sterne in diesem Haufen so dicht gedrängt, daß sie größtenteils einander decken und das Innere des Haufens eine einzige Lichtmasse darstellt. Bei starker Vergrößerung des Originalnegativs dieser photographischen Aufnahme kann man aber auch im Zentrum noch die einzelnen Sterne unterscheiden, zum Beweise, daß der ganze Haufen thatsächlich aus Sternen besteht. Ob daneben im Zentrum nicht auch noch feiner Nebel vorhanden ist, bleibt fraglich; dagegen ist dies durch photographische Aufnahmen des Sternhaufens im Herkules, welche in Potsdam erhalten wurden, für diesen thatsächlich erwiesen. Die meisten Sternhaufen haben eine mehr oder weniger kugelförmige Gestalt, und die Sterne stehen gegen das Zentrum hin dichter, gewissermaßen als wenn eine Zusammendrängung nach der Mitte hin stattfände. Genauere Untersuchungen haben ergeben, daß dies wirklich der Fall ist, und wir können hiernach annehmen, daß dort eine haufenbildende Kraft waltet, welche bestrebt ist, die einzelnen Sterne gegen einen gemeinsamen Mittelpunkt hinzuziehen. Wahrscheinlich ist diese Kraft keine andre als die allgemeine Anziehung oder Schwere. Obgleich nun in den Sternhaufen unaufhörlich Bewegungen der einzelnen Sterne umeinander stattfinden müssen, so haben doch unsre bisherigen Beobachtungen noch keinerlei Andeutungen von Stellungsänderungen ergeben. Der Grund liegt offenbar darin, daß die Sternhaufen so unermeßlich weit von uns entfernt stehen, daß selbst beträchtliche Bewegungen unsichtbar bleiben. Gewiß werden unsre Nachkommen in tausend Jahren, wenn sie unsre heutigen Photographien einzelner Sternhaufen mit den ihrigen vergleichen, viele Aenderungen in der Stellung der Sterne in manchen Haufen erkennen. Die Vergleichung der heutigen Photographien untereinander hat dagegen die merkwürdige Thatsache enthüllt, daß in manchen Sternhaufen zahlreiche Sterne ihre Helligkeit verändern, und zwar in Zeiträumen von 12 bis 18 Stunden. In dem oben erwähnten großen Sternhaufen des Centauren wurden über 100 Sterne gefunden, die einen Lichtwechsel zeigen. In einem andern Sternhaufen waren unter 900 auf den Photographien dargestellten Sternen nicht weniger als 85 veränderliche. Fast alle unter diesen nehmen langsam an Licht ab, aber rasch wieder an Helligkeit zu. Diese Uebereinstimmung im Verhalten des Lichtwechsels zeigt, daß es eine gemeinsame Ursache sein muß, welche die Veränderungen hervorruft, aber diese Ursache selbst ist noch völlig unbekannt. Wie befremdlich diese Erscheinung ist, kann man erkennen, wenn man sich vorstellt, unsre Sonne und alle dem bloßen Auge sichtbaren Gestirne des Himmels schwankten in ihrer Helligkeit

Grosser Sternhaufen im Sternbild des Centauren.
Nach einer photographischen Aufnahme.

regelmäßig auf und ab innerhalb einer Zeitdauer von 12 bis 18 Stunden! Niemand würde an eine solche Naturerscheinung gedacht haben, und doch ist sie wirklich und vollzieht sich unaufhörlich in jenen Sternhaufen. Man könnte die Frage aufwerfen, ob denn die einzelnen Sternpunkte in diesen Sternschwärmen auch wirklich selbstleuchtende Sonnen sind oder ob es sich nicht vielleicht um erleuchtete Weltkörper handle, wie die Planeten in unserm Sonnensystem sind. Diese Frage ist durchaus berechtigt und die Wissenschaft in der Lage, sie zu beantworten. Durch Beobachtungen mit besonderen Instrumenten läßt sich nämlich feststellen, ob ein leuchtender Körper eignes Licht ausstrahlt, wie zum Beispiel die Sonne, oder nur in erborgtem Lichte glänzt, wie der Mond und die Planeten. Die Beobachtungen haben nun ergeben, daß die Sternhaufen lediglich aus selbstleuchtenden Körpern, also aus Sonnen, bestehen, und das Spektroskop hat überdies noch gelehrt, daß die meisten dieser Sterne außerordentlich hohe Temperaturen besitzen müssen, viel höher als diejenige unsrer Sonne ist. Einige Sternhaufen bestehen aus Sternen, die ihrer Temperatur nach im Stadium unsrer Sonne sich befinden, das heißt weniger heiß sind als die übrigen; Sterne von verhältnismäßig niedriger Temperatur kommen nur sehr vereinzelt in den Sternhaufen vor. Ueber die Entfernungen der Sternhaufen von uns weiß man nichts Bestimmtes; man muß aber annehmen, daß sie außerordentlich groß sind und jedenfalls viele Billionen Meilen betragen. Wahrscheinlich ist der ganze Sternkomplex, den wir nächtlich mit bloßem Auge wahrnehmen können, auch nichts andres als ein Sternhaufe für sich, dem unsre Sonne als Teil angehört. Von jenen fernen Sternhaufen aus gesehen, würde also unser Sternhimmel sich als eine Ansammlung von Sternen darstellen, als eine aus der großen Schar der übrigen, aber von unsrer Erde würde aus jener Entfernung keine Spur zu erkennen sein, selbst in den mächtigsten Fernrohren. So unbedeutend im Weltall ist unser Erdball, von dem die Menschheit lange geglaubt hat, er bilde den Hauptteil der ganzen Welt! R.

Digitized by Google

Heuer.

Erzählung

von

Johanna Niemann.

I.

Goldkrug bei Neustadt, den 12. Juli 1900.

Hochgeehrter Herr Doktor!

Wenn ich mir erlaube, heute an den Herrn Doktor zu schreiben, so ist es, weil Sievert und ich nicht wissen, ob wir recht gethan haben bei etwas, das in des Herrn Abwesenheit hier passiert ist. Wir sind aber sehr glücklich darüber, so daß wir den Herrn Doktor bitten, unsre Eigenmächtigkeit uns nicht übelzunehmen und uns gnädigst Bescheid zu sagen, wie wir uns zu verhalten haben. Vorgestern nämlich ist Fräulein Elfriede von Enkevoers, die Großtochter unsers früheren Herrn auf Goldkrug, hier eingetroffen. Das Fräulein ist auf Reisen gewesen und hat unsern Goldkrug, wo es bei Lebzeiten des alten Herrn oft auf Ferien gekommen ist, noch mal wiedersehen wollen. Der Herr Doktor kennen ja Sievert, wie er am Vergangenen hängt. Als wir mit dem Fräulein durch den Garten und die Stuben gegangen sind und von allem geredet haben und dabei geweint und gelacht, hat Sievert gesagt: „Fräulein Elfriede, bleiben Sie doch ein Endchen hier und wohnen Sie in Ihrer blauen Stube im Giebel, wo Sie früher mit den Puppens so schön spielten. Wir können unserm Herrn Doktor davon schreiben, der ein freundlicher Herr ist.“ Fräulein von Enkevoers hat dazu genickt. „Das wäre recht schön,“ hat sie gemeint, „ich ruhe mich ein paar Tage bei euch aus und lebe wieder in der Vergangenheit.“ Also wollen der Herr Doktor uns die Erlaubnis dazu geben. Wir bitten sehr darum. Weil es doch die letzte von der alten Familie ist, die lange Jahre auf dem Goldkrug gewohnt hat. Sievert grüßt den Herrn Doktor gehorsamst, und wir danken im voraus, falls der Herr so bald nicht nach Hause kommen sollten.

Des Herrn Doktor Höpfner
sehr ergebene Haushälterin
Hanne Sievert.

Max Höpfner, der junge Rechtsanwalt, las diesen Brief seiner ergebenen Haushälterin in einem Gasthofzimmer in Berlin. Bei dem letzten Satz: „Wir danken im voraus, falls der Herr so bald nicht nach Hause kommen sollten“, lachte er herzlich auf; ohne zu zögern, griff er nach einer Postkarte und schrieb der guten Sievert den gewünschten Bescheid: sie möge unbesorgt sein, er habe nicht das geringste dagegen, wenn Fräulein von Enkevoers das ehemals großväterliche Haus während seiner Abwesenheit bewohnen wolle und lasse sich dem gnädigen Fräulein unbekannterweise höflichst empfehlen. Seine Rückkehr sei unbestimmt, er wolle noch ins Gebirge gehen.

Abgethan. — Er klingelte nach dem Zimmerkellner, daß er die Karte befördere; dann lehnte er sich, noch vor dem Schreibtisch sitzend, in den Stuhl zurück und ließ die Bilder auf sich wirken, die ungerufen vor seine Seele traten:

Zunächst der Goldkrug, das schöne, stille Landhaus mit dem alten Garten dicht am Walde, den alten miterworbenen Dienstleuten, das Haus mit dem Blick aufs Meer oben von der blauen Giebelstube aus. Vom Waldhügel streckten sich Kornfelder und Wiesen zur Ebene hinunter, in der die kleine Kreisstadt ihr eintöniges Leben dahindämmerte, diese Stadt ohne Theater, ohne Kunst und Gesellschaftsleben, ohne Weltverkehr und Weltereignisse. Höpfner wußte nur von drei bis vier Häusern, mit denen er Umgang pflog. Vom nördlichen Ausgang der Stadt führte die Landstraße zum Goldkrug. Höpfner hatte das Landhaus vor zwei Jahren gekauft, weil er zu heiraten dachte und im Städtchen keine schickliche Wohnung zu finden war. Zur Heirat kam es jedoch nicht. Die Verlobung wurde aufgelöst und zwar durch ihn selbst. Eine Ungeheuerlichkeit, wie er stets wieder fühlte, so oft er daran dachte, und doch nur ein notwendiger Akt der Selbsterhaltung. In seichten Wassern konnte er nicht schwimmen. Sein Temperament brauchte Leben, seine Seele bedurfte Tiefe. In Neustadt hatten sein Ansehen und seine Stellung unter diesem Schritt nicht gelitten. Im Gegenteil, Justizrat Stephani war nur um so freundlicher gegen den jungen Kollegen geworden, vielleicht der eignen Tochter wegen, auf die er heimlich das Wort seines Leibpoeten, des alten Horaz, anwandte: „Laß einmal von der Mutter, bist schon reif für des Gatten Arm.“

Stephanis gehörten zum eisernen Bestand der Stadt durch Generationen; er selber war ein feiner alter Fuchs von geschliffenen Formen und vorsichtig bis in die Herzgrube. Er wußte sich der Grenze nahe, wo die Wackligkeit des Alters nur von der Erfahrung in Schach gehalten wird, und hatte rechtzeitig aus seinem Amt und seiner Praxis ein Zweigespann gemacht, in dem er sich in Höpfner eine junge Kraft angliederte, der später das Erbe seines Ansehens und seiner Klientschaft zufallen mochten. Nirgend sonstwo konnte Höpfner sich seine juristischen Sporen besser verdienen als in dieser Gegend gemischter Bevölkerung, einer händelsüchtigen Bauernschaft, eben erwachender

Digitized by Google

Großindustrie und vordringenden Polentums. Nicht das Städtchen, sondern die Verhältnisse der Provinz hatten seine Niederlassung in Neustadt bestimmt. Für sich rechnete er bereits mit der Aussicht, daß der Kreis ihn zu seinem Abgeordneten in den Land- oder in den Reichstag wählen würde.

Und er war noch jung. Jung genug, um die Fernsicht in allerlei Möglichkeiten von morgen und übermorgen für das eigentliche Reizvolle im Leben des Mannes zu halten.

So oft er dem Goldkrug, Neustadt und der Provinz den Rücken kehrte, bedurfte es nur weniger Tage, um diese begrenzte Welt gleich einem Traum verblassen zu lassen. Dann wiegte er sich überraschend leicht in Vorstellungen einer Laufbahn mit weiten Zielen, sein Ehrgeiz bekam Flügel, und seine Sinne öffneten sich hungrig den feineren Genüssen großstädtischen Lebens. Doch wie beschützt von Götterhänden, fand er sich immer noch durch Strudel und Wellen ans feste Land zurück. Immer noch folgten dem Rausche Anwandlungen von Weltflucht und die Sehnsucht nach beschaulichen Tagen. Der Brief seiner Hanshälterin beschwor jene friedlichen Tage wieder herauf. ‚Ich komme schon,' rief sein Gedanke, ‚aber heute noch nicht; es muß mich stärker pressen, ich muß noch müder werden. Daß die beiden Alten inzwischen ihr Vergnügen haben, ist um so besser.'

Er sprang auf, schritt ein paarmal durch die Stube, trat wieder an den Tisch, überlas die notierten Verabredungen für die nächsten Tage und beschloß, zu den Festspielen nach Oberammergau zu fahren.

II.

Martin Sievert, der krummbeinige Alte, stand am Bahnhof und erwartete seinen Herrn. Hinter dem Stationsgebäude hielt der kleine gelbe Einspänner, und manchmal wendete der Alte den Kopf und ängte mißtranisch nach dem Pferde.

Höpfner war der erste, der dem schnaufenden Bahnzug entstieg. ‚Das haben der Herr Doktor so an sich; allemal gut bei Wege,' dachte Sievert. Seine listigen Augen funkelten auf, und in dem scharfen, kleinen Gesicht ging ein vergnügtes Lächeln über alle Runzeln wie glitzerndes Licht über die Rinnsale eines zerrissenen Weges.

Unter ruckweisem Gespräch mit Sievert fuhr Höpfner durch Markt und Gassen nach dem Goldkrug hinaus. Seine Augen gingen nach rechts und links, er hakte den Mantel auf und holte tiefer Atem, als beschwere ihm ein Druck die Brust. Sievert wandte sich nach ihm um.

„Das is hier andre Luft," meinte er, „da kriegt man Gutes in die Lungen." Dabei fing er selbst so ausbündig an zu husten, daß er sich krümmte.

„Sievert, Sie sind keine Reklame für Ihre gepriesene Luft."

Der Alte hustete noch immer.

„I, Herr Doktor, das liegt bei uns in der Familie. So nu die Sechzig 'rum gehn wir Sieverts alle ein."

Höpfner blickte zu dem Hause Stephanis hin; verschlossen und verhalten wie seine Bewohner stand es im Schatten der Gartenbäume, die es überragten. Die großen Messingknöpfe an der Haustür blitzten. Höpfner sah Fräulein Stephani die Straße heraufkommen; beim Anblick des Einspänners senkte sie den hellen Sonnenschirm gegen Höpfner. Er grüßte ausdrucksvoll.

„Etwas schneller fahren!" mahnte er. Der Wald wurde sichtbar, gleich darauf die offene Landstraße mit silbernen Weiden und die sonnigen Felder im wogenden Korn. An der Gartenpforte stand Hanne Sievert. Der Hafen war erreicht.

Höpfner stand, während Sievert und seine Frau das Gepäck ins Haus trugen, vor dem gepflegten Rasenplatz im Vorgarten, blickte noch immer die Straße hinab, die so still sommerlich, mit Ruhe gesättigt, in die Ferne wies, blickte zum Haus hinauf und fühlte wieder: ‚Der Hafen.' Mit raschen Schritten trat er sodann durch den Flur in die nach rückwärts gelegenen Zimmer; drei von gleicher Größe, kühl, mit weit offenen Zwischenthüren, lagen in einer Flucht, rechtwinkelig gegen Westen ein Schlafzimmer daneben. Dorthin schleppte Sievert die Sachen nach, schnallte Reisesack und Koffer mit Umständlichkeit auf, um nur etwas länger in der Gesellschaft des Heimgekehrten verweilen zu dürfen. Etwas später wanderte Höpfner noch einmal durch die Räume seiner Wohnung, blickte mit Wohlgefühl nach dem Garten hin und ließ sich endlich an seinem Schreibtisch nieder. Briefe und Drucksachen waren hier aufgestapelt. Die Wirtschaftsbücher der Sievert lagen aufgeschlagen.

Er musterte eins nach dem andern, unterbrach sich wieder und blickte angestrengt und ohne zu wissen, daß er es that, auf einen kleinen, glänzenden Gegenstand neben dem Schreibzeug, der ihn anäugte. Dieser Gegenstand war eine bronzene Eidechse in naturgetreuer Nachbildung, aber nicht grünbraun, sondern kornblumenblau mit goldenen Flecken. Die eingesetzten Glasaugen glitzerten wie bei lebenden Wesen. Schräg über dem Rücken des Tierchens lag ein dünner Federhalter, oder nein — kein Federhalter, sondern eine Radiernadel. Noch starrte Höpfner auf das wunderliche Ding, als Frau Sievert ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort hereinbrachte, das er schnell erledigen mußte.

„Verpaßt!" sagte er im Schreiben. „Ich wollte noch mit einem Freunde zusammentreffen, aber wir haben uns verfehlt; na, liebe Sievert, alles in allem bin ich froh, wieder zu Hause zu sein. Was machen die Erdbeeren? Schon reif?"

„Jawohl, Herr Doktor."

„Und Ihre Kopfschmerzen?"

„O, nix davon." Sie wurde rot, daß er überhaupt daran gedacht, und ging mit dem Telegramm hinaus; nach einer halben Stunde bat sie ihn zu Tisch.

Digitized by Google

Das Speisezimmer war das letzte in der Reihe. Holzmöbel im Vikingerstil standen darin, die Füllungen bunt bemalt mit Blumengezweig auf hellem Grund, und die Leisten hellgrün, Griffe und Schlösser von glänzendem Metall. Eine große Helligkeit strömte durch die breiten Fenster in den Raum, über dem Eßtisch hing eine kupferne Lampe, ihre Arme waren mit Epheu und Rosen umwunden.

Höpfner setzte sich an den Tisch und wollte eben die Serviette auseinander falten, als er bemerkte, daß dem seinen gegenüber ein zweites Gedeck aufgelegt war.

„Frau Sievert!"

Sie stand an der Anrichte und wandte ihm fragend das Gesicht zu.

„Wer soll denn hier mitessen?"

„Das Fräulein von Enkevoers, Herr Doktor. Eine Minute noch, Fräulein Elfriede werden gleich hier sein."

Er schnellte vom Stuhle auf. Wie vor den Kopf geschlagen fühlte er sich. „Ach so!!" sagte er dann gedehnt. „Die Dame ist noch hier."

„Der Herr haben uns überrascht," antwortete die Sievert, und ihre Stimme schwankte etwas.

Mit dem Rücken gegen das Zimmer, stand er am Fenster und biß sich auf die Unterlippe. Eine Stimmung, die er gar nicht beherrschen konnte, ein Widerwillen geradezu gegen dies aufgedrungene Zusammensein überkam ihn. Es verdroß ihn, daß er überrumpelt worden war. Wer war denn nun Herr im Hause? Sie, die vor Zeiten hier mit ihren Puppen gespielt, oder er, der das Haus rechtlich gekauft hatte?

Hinter seinem Rücken ging die Thür auf und wieder zu. War sie hereingekommen? Nein, die Sievert hatte sich davon gemacht. In Geschwindigkeit überdachte er seine Haltung. Die blaue Eidechse fiel ihm ein; er schüttelte sich vor Unbehagen. Dann ging die Thür abermals auf. Zögernd wendete er den Kopf und that ein paar Schritte vor. Die Erscheinung der Eintretenden befreite ihn mit einem Schlage von Unmut und Befangenheit.

Als ein schlankes Mädchen stand sie vor ihm, mit schmalen Schultern und hellbraunem Haar, klar und blaß von Gesicht, die Gestalt in ein Sommerkleid von der Farbe der Wegewarte gekleidet, um die Taille von einem Seidenband zusammengehalten, am Ausschnitt mit einem Matrosenkragen geschlossen.

Auf Höpfners stumme Verbeugung reichte sie ihm die Hand, ohne sich zu entschuldigen. Die Sievert würde ihm ja natürlich alles erklärt haben, war ihre Meinung. „Gnädiges Fräulein, ich freue mich, noch die Ehre zu haben. Bitte." Seine Handbewegung lud sie ein, Platz zu nehmen, und sie setzten sich einander gegenüber an den Tisch.

Die Sievert kam herein und wartete ihnen auf.

Von der Anrichte aus sah sie das Paar mit innerer Freude an diesem Tisch zusammensitzen, aber sie ließ nicht die geringste Neugier merken. Ihr Taktgefühl war ihre schönste Eigenschaft. So oft Höpfner sie einmal mit dem Blick streifte, fand er ihre Augen ruhig ins Weite gerichtet; ihr volles, freundliches Gesicht hatte den Ausdruck stiller Willigkeit wie an jedem andern Tage.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, sagte er zu Elfriede: „Meine beiden Alten sind wieder jung geworden durch Ihren Besuch. Sie hätten nur den Brief lesen sollen, den die gute Sievert mir schrieb."

„Ich habe ihn gelesen, sonst wäre er nicht abgesandt worden. Das ist doch selbstverständlich, daß Sieverts sich freuten."

„Es macht Ihnen Ehre, Fräulein von Enkevoers."

„Dann stehen wir in verwandten Ehren, denn die Leute hängen auch an Ihnen."

Er wurde rot.

„Was die zwei wieder jung stimmt," sagte sie, „ist, daß sie für mich einmal sehr jung wurden. Wissen Sie, von der Jugendlichkeit, die ein alter Mensch sich einem einsamen Kinde zuliebe zulegt. Wenn ich hier bei meinem Großvater war, machten Martin und Hanne sich zu meinen Spielgefährten, sie waren meine Tröster und Helfer in allen Dummheiten und kindischen Gelüsten und hielten mir immer die Stange. Das ist jetzt alles wieder etwas aufgelebt; denn wir drei wissen um Geschichten und Heimlichkeiten der Vergangenheit, die niemand sonst kennt."

Er hörte ihr schweigend zu.

„Und dann die Verehrung für meinen Großvater, nicht wahr? Die werden Sie wohl auch bemerkt haben. Die ist so lieb an Sieverts."

„Ja gewiß. Wie lange ist es her, daß Sie zuletzt hier waren, gnädiges Fräulein?"

„Zehn Jahre. Das ist ungeheuer lang, und doch versinkt diese Zeit hier manchmal, als wäre sie gar nicht gewesen."

„Zehn Jahre haben Sie im Süden zugebracht?"

„Fast immer. In Italien ist zuletzt auch mein Großvater gestorben. Wir konnten nicht mehr fort; ihm befahlen seine Aerzte und mir meine Lehrer, dort zu bleiben."

„Aber Sie essen nicht, wie ich mit Bedauern bemerke. Erlauben Sie, daß ich Ihnen einschenke?"

Sie reichte das Glas hin und nahm von den Schüsseln, die er ihr hinhielt, und aß mit dem emsigen Gehorsam eines Kindes, dem man gesagt hat: Nun laß mal alle deine Geschichten und iß erst deinen Teller leer.'

Als sie beim Nachtisch eine Birne schälte und er ihr zusah, bemerkte er, daß sie zwar gutgebaute, aber solche Hände hatte, die auf mechanische Anstrengungen deuteten.

‚Sie spielt gewiß Klavier oder Geige,' dachte er, ‚und ihre Lehrer in Italien sind Musiklehrer gewesen. Ich will sie abends bitten, mir etwas vorzuspielen, und dann wollen wir uns über Wagner unterhalten.'

Digitized by Google

Copyright 1896 by Franz Hanfstaengl, München.

Frohe Botschaft.

Nach dem Gemälde von Arthur L. Vernon.

Digitized by Google

LIBRARY
UNIV
CA

Digitized by Google

III.

Nach dem Essen wanderten sie von einer Stube in die andre, blieben hier vor einer Schrankuhr, dort bei einem Gesims stehen oder an einem der offenen Fenster mit Ausblick nach dem Walde.

Höpfner hatte das Haus mit dem größten Teil seiner Einrichtung gekauft. Die Wikingereinrichtung des Speisezimmers stammte ganz und gar von den Enkevoers her, ebenso die alten Kupferstiche der niederländischen Schule, die er in seiner Arbeitsstube an den Wänden gelassen hatte, wie er sie gefunden.

„Man konnte sie der dunkeln Stellen wegen nicht entfernen, die auf der Wand sichtbar wurden," sagte er. „Als ich mit Aendern anfing, merkte ich erst, wie viel Stimmung und Einklang in diesen Dingen steckt, und daß ich im Begriffe sei, eine Art Kunstwerk, eine Symphonie aufzulösen. Da ließ ich meine Hand davon, und meine eignen Sachen mußten sich recht und schlecht mit den Ecken und Winkeln behelfen."

Elfriede nickte.

„Ich hatte mir es so gedacht. Solch ein Respekt vor der Schönheit ist fein. Oder finden Sie nicht, daß der ganze Goldkrug ein Gefäß voll schöner Dinge ist?"

„Ich finde, daß meine Stücke die falschen Töne darin sind."

Vielleicht erwartete er, daß sie ihm höflich widersprechen würde, aber sie war zu sehr in ihrer Welt, um an Rücksichten zu denken. Mit Anmut, gelegentlich auch mit Humor, erzählte sie Geschichten, die mit den einzelnen Gegenständen des schönen Hausrats zusammenhingen, ein paarmal ließ sie sich auf einen Streit über Farben und Formen und ihre Zweckmäßigkeit ein, und dann wählte er jedesmal die Vergleiche aus der Musik und sie aus den bildenden Künsten. Endlich sagte er: „Ein solches Zusammentreffen wird nicht häufig geschehen; wir gehen hier, persönlich einander fremd, durch ein altes, fertiges Heim, jeder mit seinem besonderen, unbestreitbaren Recht der Zugehörigkeit — und —" Er brach ab und ließ den Satz unvollendet.

Sie waren zu seinem Schreibtisch gekommen. Er meinte, sie müsse doch müde sein, und rückte einen Stuhl neben die Schmalseite des Tisches, sich selber aufrecht gegen die Breitseite lehnend.

„Dies hübsche Ding gehört wohl Ihnen, Fräulein von Enkevoers?"

„Ach, meine Eidechse! Sie hat mir schon gefehlt."

„Haben Sie hier manchmal gesessen und geschrieben?"

Mit Bestürzung blickte sie auf.

„Nein, gewiß nicht, niemals."

Ihr Gedanke war, daß man einen fremden Menschen sich nur mit Mißbehagen am eignen Schreibtisch denken könne.

Er sprach gelassen weiter: „Diese königsblaue Spielart mit gelben Flecken kommt in natura auf den Faraglioni, den Felsen an der kleinen Marine bei Capri vor. Die Eidechsen sind Kinder der Sonne, ihre Varianten in Zeichnung und Farben werden durch starke oder schwache Intensität des Lichtes hervorgebracht, aber nur die Art kann sich dauernd behaupten, die nicht in Widerspruch mit ihrer Umgebung steht. Wenn die Sonne das schwarze Gestein der Faraglione beleuchtet, erscheinen die Schatten der Seitenflächen blau, in dem Schatten wächst kein Grünkraut, sondern nur eine Sorte gelber Blumen."

Elfriede hatte ernsthaft zugehört.

„Man spricht so oft vom schönen Zufall," sagte sie, „aber ist die strenge Gesetzmäßigkeit im Grunde aller Dinge nicht ungleich schöner?"

„Gewiß ist sie das, und für das freie Spiel der Kräfte läßt auch sie noch immer Raum. Die Waffenlosen der belebten Welt suchen ihr Heil in der Anpassung, die erworbene Deckfarbe vererben sie als Kraft der Behauptung... Wollen wir in den Garten gehen? Aber, bitte, das Eidechschen lassen Sie mir auf meinem Schreibtisch, bis Sie selbst mich eines Tages verlassen."

Im Garten wurden sie von Sievert angesprochen, der seinen Herrn sogleich zu einem Spalier mit Tomaten führte. Als Höpfner sich nach einer Weile umwandte, war Elfriede verschwunden. Er sah es nicht ungern. Nun konnte er in Muße seine Briefschaften durchsehen, von Frau Sievert sich Bericht über alle Vorgänge während seiner Abwesenheit geben lassen und vor allem — eine Zigarre rauchen.

Ob Fräulein von Enkevoers auch in der Stadt gewesen sei und alte Beziehungen erneuert habe? fragte er die Sievert.

„Ja, Herr Doktor. Die alte Baroneß Strachwitz aus dem Damenstift ist doch Fräulein Elfriedes Patin, und Fräulein Stephani sind ihre Kinderfreundschaft gewesen, und im Pfarrhaus, auch in dem Schnittwarenladen von Ehrke haben sie sich mächtig gefreut."

Er blies ein Wölkchen Dampf in die Luft. Eine sonderbare Sache doch, dachte er, und die Eidechse blinzelte ihn listig an: Merkst du nichts, du Kindskopf? Wir von der Auslese überdauern die abgelebten Daseinsformen und schaffen uns neue Lebensbedingungen, die uns gemäß sind. Du hast nur eben das Uebergangsglied zwischen den Sprüngen nicht wahrgenommen.

Zum Thee ließ sich Elfriede entschuldigen, und erst später, als Höpfner allein mit der Zeitung am abgedeckten Tisch unter der Hängelampe saß, klopfte sie an die Thür und kam, um ihm gute Nacht zu wünschen, wie sie sagte.

Er sprang auf und brachte ein paar Artigkeiten vor, die sie überhörte. Ihr Gesicht war heiß, und die Augen sahen müde und angestrengt aus. Hat gewiß oben geschmökert und wo möglich im Dunkeln, war sein Gedanke.

„Gute Nacht denn, gnädiges Fräulein!"

„Gute Nacht!" Sie bot ihm die Hand und nickte leicht mit dem Kopfe. Ihr blaues Kleid,

Digitized by Google

ihre Haltung und ihren Wuchs hatte er noch im Auge, als sie schon wieder über die Schwelle war. In ungewisser Erwartung, ob sie noch kommen würde, hatte er, obschon todmüde, hier noch auf gelessen. Nun gab er dem Ruhebedürfnis augenblicklich nach, löschte die Lampe, schloß in der Arbeitsstube den Schreibtisch und ging zu Bett. Ein paarmal in der Nacht und zuletzt noch gegen Morgen vor dem Aufstehen wachte er aus immer denselben Traumbildern auf: er war nicht nach Hause gekommen, sondern erst im Begriff, seine Reise zu machen, und ein Gefühl der Erwartung von neuen, unbekannten Reizen und fremden Scenen beherrschte ihm Sinn und Nerven.—

Im Bureau begrüßte ihn der Justizrat mit dem gewohnten Lächeln; etwas hinterhaltiger als sonst blickte er aus den Augen, etwas lebhafter noch rieb er seine Hände, während er sich nach Höpfners Gesundheit, seiner Reise und dem Verlauf der Festspiele erkundigte.

Ja, es sei alles glänzend gegangen, unvergeßlich interessant.

„Und hier war unterdes die kleine Enkevoers und hat den Goldkrug wieder sehen wollen."

Höpfner verbeugte sich, schwieg aber. Sollten Stephanis etwa glauben, Elfriede sei längst abgereist, so fand er keinen Grund, diesen Glauben zu zerstören.

Gegen vier Uhr wanderte er zum Essen nach Hause. Der Kopf brummte ihm von den arbeitsreichen Stunden. Eine Menge Material hatte der Alte liegen lassen, die Sprechstube war gedrängt von Leuten gewesen, und ein Fall hatte den andern abgelöst. Jetzt überraschte sich Höpfner bei der ungeduldigen Sehnsucht nach dem Goldkrug und dem sorglich gedeckten Tisch, an dem Elfriede ihm gegenübersitzen würde. Das könnte noch gut so eine Weile fortgehen, war sein Gedanke.

„Die kleine Enkevoers," hatte Stephani gesagt. Höpfner überlegte, wie alt sie sein könne. Kornelie Stephani war ihre Kinderfreundschaft gewesen, also doch wohl ihre Altersgenossin. Kornelie war vierundzwanzig Jahre alt. Um Elfriede Enkevoers wehte eine Jugendlichkeit, die sich schwer bezeichnen ließ.

IV.

Am Sonnabend bat er sie, Klavier zu spielen. Es war am Tage sehr heiß gewesen, jetzt fiel ein sanfter Regen. Die Thüren zum Garten standen offen, und mit dem Rauschen der Bäume und dem Tönen des fallenden Regens drang auch die erste Kühlung erfrischend in das erhellte Zimmer.

Elfriede saß an einem kleinen, runden Eichentisch, um den niedrige Stühle standen. Max Höpfner ging, weil er rauchte, vor der offenen Thür auf und nieder. Sie hatten sich abwechselnd unterhalten und auch wieder geschwiegen.

Jetzt bat er sie, Klavier zu spielen.

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Warum wollen Sie mir nicht die Freude machen?"

„Weil ich gar nicht dazu im stande bin."

„Das sagt jede junge Dame."

Er trat zu ihr und fuhr ungeduldig fort: „Also, bitte, keine Umstände."

Jetzt lachte sie ihn aus.

„Ich kenne nicht einmal die Noten."

„Wahr?"

„Ganz wahr. Ich kann nicht das einfachste Zeug spielen."

„Auch keine Musik hören?"

„O doch, sehr gern."

Schweigend legte er die Zigarre fort, seufzte ein wenig, sagte etwas davon, wie er sich nun auf alle Plackerei, die der Tag schon gebracht, noch abends anstrengen müsse, öffnete das Klavier und spielte. Erst Chopin, dann Beethoven.

Elfriede störte ihn nicht. Daß sie ihn nicht gleich mit Ausrufen unterbrechen würde, war zu erwarten. Sehr lebhaft in Aeußerungen war sie überhaupt nicht, und Phrasengeräusch schien sie ein- für allemal nicht zu kennen.

Er konnte sie von seinem Platz nicht sehen, sie aber sah ihn im Spiegel.

„Finale!" rief er. „Ende gut, alles gut. Ich glaube, es hat aufgehört zu regnen." Mit diesen lebhaft ausgerufenen Worten begleitete er ein paar Schlußaccorde und stand auf.

„Danke!" rief sie vom Tische her. „Das war schön!"

„Wirklich? Was treiben Sie denn da? Was kritzeln Sie so eifrig?"

Sie hatte ein Blatt grobkörnigen, rauhen Zeichenpapiers vor sich, auf dem sie mit spitzem Rötelstift hin und her fuhr; ihr Kopf war gebückt, der blaue Kleidärmel zurückgestreift. Mit ein paar raschen Schritten war Max neben ihr; sie hob sogleich den Kopf, schob den Stift zwischen die Zähne und sah angelegentlich und prüfend auf, hob sich ein wenig vom Stuhl und tastete mit der Hand über Höpfners Stirn, von der einen Schläfe bis zur andern über die Jochbogen, als wollte sie sich des anatomischen Baues dieser Stirn versichern.

Er war so verblüfft, daß er eine Sekunde lang still hielt, dann aber, kaum daß ihre Hände von ihm gewichen waren, sich in den Schultern hoch reckte, einen Schritt zurücktrat und sie ansah, als erwarte er eine Erklärung. Wie er sie fordern sollte, war ihm nicht deutlich.

Elfriede beschäftigte sich wieder mit ihrem Zeichenblatt, zog ein paarmal mit dem Stift, verstärkend und nachbessernd, hin und her, betrachtete es seitwärts und dann aus einiger Entfernung und reichte es ihm zuletzt hinüber.

Eine männliche Stirn war darauf gezeichnet, in der leicht zurückgebogenen Haltung des Kopfes, wie sie Höpfner eigen war, wenn er am Flügel saß und spielte. Die Brauen waren kaum ausgeführt, auch die Augen und die untere Gesichtshälfte nur in Umrißlinien angedeutet. Die Stirn aber war mit einer Bestimmtheit und Kraft

Digitized by Google

wiedergegeben, daß sie zur Sprache alles übrigen wurde und Gehirn und Seele verriet, die hinter ihrer Wand die Werkstatt hatten.

Höpfner war Kenner genug, um die Künstlerschaft zu merken, die sich hier bezeugte. Seltsam, daß seine Regung doch Mißbehagen und Schrecken war. Die unerwartete Berührung mit einer Begabung, die weit über Mittelmaß, regte ihn peinlich auf, und es geschah in unbewußter Notwehr, daß er ironisch fragte: „Soll dies etwa mein Schädelbrett vorstellen? Ex ungue leonem?“

Es verbesserte seine Stimmung nicht, daß er die Ungezogenheit seiner Bemerkung und mehr noch des Tones selbst empfand. Viel Dümmeres, Brutaleres hätte er im unbewachten Augenblick noch sagen mögen, denn er sah plötzlich einen Raum und eine Fremdheit zwischen sich und diesem Mädchen, einen Abstand, der ihn ganz unerträglich dünkte, weil nicht einzusehen war, wie er jemals aufgehoben werden sollte.

Elfriede aber sagte unbefangen: „Ja, das ist Ihre Stirn. Ich bin froh, sie noch entdeckt zu haben, denn sie ist so wundervoll charakteristisch, solch eine prächtige Menschenstirn!“

Er warf sich auf einen Stuhl neben dem ihren. Eine Weile sah er zu, denn sie arbeitete aufs neue an der Zeichnung.

Er versuchte im Geist ihre Stirn zu zeichnen, wie sie sich im Schein der Lampe gegen das Blatt senkte, aber er konnte nichts bei sich feststellen als weiße Haut, blaue Adern, zarte Form und einen Schleier flockigen Haargespinstes, den die um die Lampe erwärmte aufsteigende Luft zitternd bewegte. Also Bewegung, Farben. Davon hatte ihre Zeichnung keinen Gebrauch machen können, nur der Linien hatte sie bedurft und in ihnen alles gegeben.

Er verstand, daß er, abgesehen von der ihm fehlenden Technik, nicht annähernd wie sie würde zeichnen können, weil er nicht wie sie zu sehen vermochte: mit Künstleraugen.

„Und nun, bitte, Fräulein von Enkevoers,“ sagte er kurz, „das Blatt ist mein.“

Sie hielt es eben mit gestrecktem Arm von sich ab. Er sah nun seine Stirn aus der Entfernung, in dem Lichte ungefähr, in dem sie von Elfriede selbst gesehen worden war. Seine Hand streckte sich nach dem Blatt aus.

„Ach nein, bitte, Herr Doktor, ich habe sie doch gezeichnet, es ist ein so guter Wurf!“

„Es ist aber Raub, unbefugte, widerrechtliche Aneignung, juristisch und faktisch.“

„Unsinn!“

Das Wort „Unsinn“ kann ein Mann in gereizter Stimmung nicht hören, wenn eine Frau es auf Behauptungen anwendet, die er selbst aufgestellt hat.

Höpfner sprang auf und kam um den Tisch herum. Vielleicht hätte eine kleine scherzhafte Balgerei jetzt folgen sollen. Wer jedoch seine Stirn so zeichnen konnte, wie Elfriede es gethan hatte, mußte sie vorher gelesen haben und in ihr den Menschen, zu dem sie gehörte.

Mit sanfter Nachgiebigkeit reichte sie ihm das Blatt.

„Wenn Sie es denn nicht anders wollen, hier.“

Er erwartete den Nachsatz: „mir liegt gar nichts daran.“ Dazu hätte er lächeln können, als über eine Schauspielerei, die echt mädchenhaft gewesen wäre. Statt dessen blickte Elfriede ihm mit einem gewissen freundlichen Ernst ins Gesicht und sagte ehrlich:

„Wir sind ja noch nicht zum letztenmal zusammen, und morgen kann ich Sie, wenn ich Glück habe, aus dem Gedächtnis treffen.“

Als Antwort zerriß er das Blatt und warf die Stücke gegen die Zimmerecke.

Ihr stieg das Blut zu den Schläfen, und eine Sekunde blieb es totenstill im Zimmer. Höpfner fühlte eine würgende Scham in sich emporsteigen und sagte sich: ‚Hiernach ist es unvermeidlich, daß sie morgen abreist.‘

Vorläufig stand sie nur auf und wünschte ihm „gute Nacht“, fast wie gewöhnlich, nur etwas leiser. Er blieb in unbehaglichster Stimmung zurück, und die Luft im Zimmer erschien ihm drückend zum Ersticken.

V.

Da der nächste Tag ein Sonntag war, an dem es keine Bureauſtunden gab, hätte Höpfner auf seinem Goldkrug bleiben können. Eine dringende Prozeßſache hatte er ohnehin mit herausgebracht, um sie nach Gewohnheit in frühen Morgenſtunden zu bearbeiten. Als die Sievert mit dem Kaffeezeug in seine Stube kam, fand sie ihn auch in Schreibarbeit vertieft; er hob nicht mal den Kopf, als er ihren „guten Morgen“ zurückgab, und erſt, da sie ſchon in der Thür war, rief er ihr den kurzen Befehl nach: „Sievert soll aufspannen, ich muß sogleich fort.“

Die Vorgänge des gestrigen Abends wirkten noch in ihm nach, sie hatten ihm eine ſchlechte Nacht bereitet und ihn morgens früh aus dem Bett getrieben. Einerlei, ob der Sonntagmorgen jetzt strahlend über dem Walde ſtand, eine dumme Verwirrung hatte alles verkehrt.

Mit Elfriede Enkevoers ſich durch Worte ins Einvernehmen ſetzen, dünkte Höpfner eine unleidliche, ſehr unbequeme Notwendigkeit, denn ſtillſchweigend über ſeine Eſelei von gestern hinweggleiten, wäre doch nicht gegangen. Das Feld zu räumen, war nun zwar auch keine Heldenthat, aber man hat doch Wichtiges zu thun, vor allem iſt man doch frei, zu bleiben und zu gehen nach eignem Belieben. Oder etwa nicht? Noch beſſer! Ohne Elfriede geſehen zu haben, ſtieg er auf den Wagen und fuhr zur Stadt hinunter. Eine Stunde brachte er im Bureau mit Durchſicht von Akten zu, eine zweite in der Leſehalle über Zeitungen, noch eine beim Wein mit Geſellen, die ihm wie umgekehrte Taſchen bis in die letzte Falte ſchon lange kein Geheimnis mehr waren.

Digitized by Google

Der erste

Nach dem Gemälde von

Digitized by Google

eburtstag.

6. Sheridan Knowles.

Digitized by Google

Dann verließ er auch diese ganz zwecklose Erbauung und ließ sich von seinem lebhaften kleinen Hengst, dessen Zügel er nun selbst ergriff, zum nächsten Strandort fahren. Dort gab es Promenadekonzert im Kurpark mit mehr falschen als richtigen Noten. Um ein paar steife Beete herum kreiste die Gesellschaft bis zum Schwindeligwerden an Höpfners Augen vorüber, das Meer rauschte zur Seite in zahmen, eintönigen Wellen.

Rote Hüte, blaue Hüte, weiße Hüte, obendrauf ein Blumengarten oder Nelkenstock; grüne Kleider, gelbe Kleider, lila Kleider mit blanken Gürteln, von großen Metallschlössern geschlossen. Ihm wurden die Augen schwer und starr, je länger er darauf hinsah. Ein paar Menschen, die er kannte, setzten sich zu ihm und erzählten ihm die Lebens- und Familiengeschichten der Nelkenstock- und Gürtelträgerinnen, und er dachte, daß er doch nie in so kurzer Zeit so viel Nichtswürdigkeiten angehört habe.

Buße, Buße! Schon recht, aber nun war es genug. Er gab den Redseligen die Hand und suchte nach seinem Wagen.

„Sievert, nach Hause!"

Der Alte zog die Backen ein, so daß zwei tiefe Löcher zwischen Backenknochen und Kinnladen entstanden, seine Augen blickten stechend.

„Sie werden auch im Goldkrug schon warten, Herr Doktor, von wegen, daß noch allens gut auf den Tisch kommt und nichts angebrannt ist."

Fast eine Stunde über die sonstige Zeit kamen sie im Goldkrug an. Höpfner sah mißtrauisch zum Fenster der blauen Giebelstube empor. Elfriede war nicht zu sehen. Abgereist konnte sie indessen nicht sein, er hatte ihr ja den Wagen entführt, der sie zur Station hätte bringen müssen.

Als er ins Eßzimmer trat, kam sie vom Garten herein. Nachdem die ersten Löffel Suppe gegessen waren, sagte Höpfner:

„Ich bin gestern ein rabiater Bursche gewesen, gnädiges Fräulein, wie Sie vielleicht noch keinem so nahe begegnet sind. Hoffentlich packen Sie nun nicht gleich Ihre Koffer und lassen mich zur Strafe hier sitzen."

Die Verlegenheit und Reue, deren Dolmetscher sein Gesicht und seine Augen waren, wirkten bestechend. Elfriede sah auf ihren Teller.

„Ich bin heilfroh, wenn Sie mich nicht fortjagen dafür, daß ich Sie geärgert habe. Ließen sich nicht hundert Gründe finden?"

„Wenn hundert Rüpel in mir steckten, vielleicht. Aber an dem einen haben wir wohl genug, an dem von gestern."

„Ach," meinte sie heiter, „Sie sollten nur unter Künstlern verkehrt haben; die leisten sich ganz andre Stücke von Empfindlichkeit."

„Nun, also Verzeihung?"

Er hielt ihr die Hand hin, daß sie dreinschlage.

„Fortjagen! Dieser Gedanke!" sagte er.

Sie zuckte mit den Schultern.

„Ich kann nämlich jetzt nicht weg," gestand sie mit leisem Lachen. „Das ist das Schlimme, das furchtbar Dumme."

Er sah sehr fröhlich aus. „Dunkel ist mir freilich, warum Sie nicht können sollten!"

Er wußte, sie war nicht mittellos, und hätte, wenn nicht im Goldkrug, überall wohnen können.

„Hat Ihnen Hanne das nicht erklärt?"

„Nichts." Die gute Hanne! Ihm etwas erklären, wenn sie nicht im voraus sicher war, wie er es aufnehmen würde.

„Aber das ist ja unglaublich. Als wir Ihnen schrieben, wollte ich nur ein paar Tage hier bleiben, auch das Städtchen wiedersehen, der paar Menschen wegen, die noch von früher her von mir wissen. Dann kam Ihre Antwort. Sie ließen uns Zeit, die wundervolle Stille hier, der Zauber mannigfacher Art, ich kann ihn wirklich im einzelnen nicht deutlich machen, bestrickten mich und beschenkten meine Phantasie mit drängender Fülle; ich konnte nicht widerstehen, es wäre auch schade gewesen. So entstanden Entwürfe, ich ließ mir ein paar Platten kommen und begann mit meinen Radierungen. Wenn ich sie nun hier nicht fertig bringe, würde ich sie verderben. Außerdem — es geht weg."

„Was geht weg?"

„Das innen Geschaute und seine Gegenständlichkeit. Das Erfüllt sein davon natürlich auch, die Stimmung, die über einem hängt wie eine befehlende Macht, von der beherrscht, die Hand nur das ausführende Werkzeug ist, das Auge nur die Lampe, bestimmt, eine Welt zu erhellen, die vorher im Dunkel lag und wieder dahin zurücksänke, wenn sie nicht fixiert würde. Nur noch ein paar Tage, dann ist mir schon geholfen, dann bin ich fertig."

Sie sprach fast atemlos.

Er strich mit der Hand über seine Stirn und verdeckte für eine Sekunde seine Augen, deren Brauen sich zusammenzogen.

„Wenn ich mir nur einen Begriff von diesem Vorgang machen könnte, den Sie da wie etwas Natürliches schildern. Man ist rein wie ausgeschlossen."

Sie sah ihn besorgt an. „Nur ein paar Tage noch," wiederholte sie beschwörend.

Er ließ die Hand sinken.

„Ich will weggehen, wenn ich Sie störe und ängstige," sagte er. „Sie haben nur zu befehlen."

Ihr stiegen die Thränen zu den Wimpern.

„Nein, nein, warum fassen Sie es denn so auf? Warum quälen wir uns, es ist doch alles ganz einfach."

„Sie sind also eine Künstlerin, daß wir es kurz bezeichnen," sagte er.

„Ich denke, ja, ich hoffe es."

„Entschieden ist die Frage also nicht?"

„Wer soll sie denn entscheiden, als mein inneres Ja und Amen und die Proben, die ich davon liefere."

Er ließ die Frage fallen und sagte:

Digitized by Google

„Sie sind vermutlich während der Stunden, in denen ich heute fort war, fleißig gewesen."

„Ja, angestrengt."

Er sah, daß er nicht hätte zu fragen brauchen; ihr Gesicht war von durchsichtiger Blässe, ihre Haltung die einer Erschöpften; wenn sie die Schüsseln aufnahm, um sie ihm zu reichen, oder mit den schweren silbernen Messern und Gabeln hantierte, zitterten ihre Hände. Mit Schrecken bemerkte er dies alles plötzlich, als wenn ein Blitz ihm die Wahrheit enthüllte. Sein Mitgefühl und die Freundlichkeit und Feinheit seines Gemütes erwachten. Er sprang auf, holte ein Kissen aus der Nebenstube und schob es ihr in den Rücken, legte ihr selber von den Speisen auf den Teller, nahm ihr Messer und fing an, das Geflügel für sie zu zerlegen. Ihn still gewähren lassend, sah sie seinem Bemühen zu; es belustigte sie.

Er machte ihr Vorwürfe und nannte sie unvernünftig. Dem widersprach sie.

„Wenn die Glut einmal im Brennen ist, muß man sich daran halten," sagte sie lebhaft.

„Und nun?"

„Nun habe ich etwas Kopfweh, was macht das?"

„So? Kind, Sie sind thöricht. Wollen Sie sich ruinieren? Hier unter meinen Augen? Soll ich das vor dem Geiste Ihres Großvaters und der Vergangenheit dieses Hauses etwa verantworten? Die Sievert muß mir doch heran und besser acht geben."

Elfriede fing an zu lachen. Solche Umstände und Bedenken sei sie nicht gewöhnt. Kein Mensch bekümmere sich so um sie.

„Na, na, wer das glaubt!"

Er krenzte die Arme, lehnte sich in den Stuhl zurück und sagte pathetisch: „Versprechen Sie, sich zu bessern? Bei diesem Glase Wein, bei jener alten Enkevoersuhr, bei dem heutigen Sonntag?"

„Bei nichts und niemand!"

„Warum nicht?"

„Würden Sie versprechen, nie eine Flasche Wein zu viel zu trinken? Zimmer der Lust zu gebieten, still zu stehen, wenn sie zu Rande steigt und überschäumen will? Der Glut zu wehren, die in Flammen —"

„Aber!" fiel er ihr ins Wort, „Radieren und Wein trinken, sich im Rausch vergessen oder über Zeichnungen sitzen, bis alle Knochen weh thun, ist doch wohl etwas sehr Verschiedenes."

„Gar nicht. Es ist sehr verwandt, es ist gesteigertes Leben, Verbrennungsprozeß, der den Atem beschleunigt und Wärme erzeugt — im — im geistigen Sinn."

„Dixi — wir wollen in den Garten gehen und die Sonne untergehen sehen."

Sie folgte seiner Führung.

Ihm war es aber nicht um den Sonnenuntergang zu thun, er führte sie in einen Baumgang, zwischen hohen Buchenwänden mit einem perspektivischen Ausblick auf ein Stückchen Bläue. Himmel und Wasser flossen da zusammen. Durch die hohe Laubwand glühte die Sonne wie wilder Brand.

„Und morgen möchte ich von Ihren Zeichnungen und Malereien sehen, so viel Sie zur Hand haben," sagte er nach längerem Gespräch. „Falls ich das Anrecht darauf nicht gestern schon verscherzt habe."

Nein, das habe er nicht.

Wie oft sah er sie insgeheim an diesem Abend an und stellte Betrachtungen an über ihre Augen und über vieles, sehr vieles, das ihn mit jeder Minute stärker anzog.

Was er bisher für Phlegma und Unkälte oder Hochmut gehalten hatte, sah er jetzt in einem andern Lichte, und je tiefer er sah und zu begreifen anfing, desto deutlicher wurde ihm, daß er nur erst die Schwelle betrat zu der Welt, in der Elfriede lebte.

Heute fing er an, sie um ihrer Augen willen zu lieben und in diesen Augen zu forschen. Augen mit einem so tief beschäftigten Blick wie die ihren hatte er bisher noch an keinem jungen Mädchen gesehen. Ein Schauen sprach aus ihnen, das sich kaum von einer Welt voll Herrlichkeit und Entzücken gelöst hatte, deren Wiederschein noch auf ihrem Grunde ruhte. Augen voll Unschuld, ohne Neugier auf die banalen Interessen der Alltäglichkeit und ohne Selbstsucht und Eitelkeit. Augen, die nicht das Blut des Mannes reizen wollten und den Zweifel weckten, ob sie von sich selber wüßten.

VI.

Seit einer halben Stunde hörte Max durch den Halbschlaf vor dem Erwachen leichte Schritte hin und her gehen. Das mußte in der Giebelstube gerade über seinem Schlafzimmer geschehen, in der blauen Giebelstube, die Elfriede bewohnte. So früh war sie schon auf? Er sah nach seiner Uhr. Halb sechs. Wahrscheinlich hatte er dies Hinundhergehen jeden Morgen gehört und nicht beachtet. Sie wird einen Menschen mit neuen Organen aus mir machen, dachte er, lauschte noch ein Weilchen und besann sich dann darauf, daß sie ihm heute zeigen wollte, was sie zu stande gebracht hatte.

Er stand auf und klingelte zeitig nach seinem Frühstück. „Wissen Sie, Frau Sievert, heute werde ich Fräulein von Enkevoers oben einen Besuch machen und die Arbeiten anstaunen, die da entstanden sein sollen."

„O, da werden Herr Doktor sich auch wundern und freuen."

Er hob den Kopf, und seine Augen wurden glänzend.

„So? Auch Sie machen mich neugierig?"

Die Sievert wiegte den Kopf.

„Wie einer das so fertig bringen kann, mein Verstand steht still dabei. Und eine Mühe, mein Gott, mein Gott! Die spiegelglatten Platten aus Aluminium, und dann zugerichtet mit Aetzgrund,

Digitized by Google

und der verteilt, und die allerlei Nadeln, jede für einen andern Strich, und nacheinander zugedeckt —" Sie hielt inne, suchte in ihrem Gedächtnis und setzte hinzu: „Auf dem Abreißkalender des Herrn hieß es gestern: Kurz ist das Leben und heiter ist die Kunst!" schwieg dann wieder und sah ihren Herrn zweifelnd an.

„Sie meinen, es ist dabei mehr Anstrengung als Heiterkeit? Ja, das verstehen wir nicht, die wir unserm geringeren Tagewerk nachgehen. Uebrigens ist die Wirkung, nicht die Herstellung mit dem Wort gemeint."

Sie lächelte. „Der Herr haben ja studiert und beraten viele Leute, die aus sich selber keinen Ausweg wissen. Aber mit dem Fleiß von Fräulein Elfriede —"

„Können wir uns nicht messen? Ihre Natur will es so."

„Muß wohl sein; sie ist nicht wie andre."

Eine halbe Stunde vor seinem Weggang ließ er bei Elfriede anfragen, ob es erlaubt sei, heraufzukommen. Sie hatte vorbereitet. Aller störende Kram war entfernt. Das Resultat der Arbeitswochen im Goldkrug stand und lag zur Ansicht offen. Eine Mappe älterer Radierungen, die schon veröffentlicht und im Handel waren, lehnte auf dem Arbeitstisch gegen die Wand. Die beiden Platten, an denen sie noch arbeitete, waren verdeckt.

„Alles nur Versuche und Vorstudien auf dem Wege," sagte sie. „Aber schauen Sie nur immer an."

Ohne Kenntnis jener Rötelzeichnung würde er mit sehr mäßigen Erwartungen gekommen sein. Nun aber überraschte es ihn nicht mehr, in allem, was er sah, die Spuren einer Begabung zu finden, die ihren eignen Weg ging und ein großes Ziel mit Ernst verfolgte. Auch die Vielseitigkeit war überraschend. Er sah Altstücke, zarte Landschaften, Tierstudien und stilisierte Pflanzen. Eine Fülle der Motive, und in ihnen eine verblüffende Sicherheit.

Elfriede war sacht hinter ihm hergegangen, ohne ein Wort zu sagen, stillverhaltene Freude im lichten Antlitz. Endlich wandte er sich und zog ihren Arm in den seinen.

„Wenn ich mich nun für gewonnen erkläre, ist dann alles wieder gut zwischen uns? Wenn ich noch dazu erkläre, daß ich ein Mensch bin, langsam im Bewundern und unter Umständen widerwillig, etwas gelten zu lassen — aber, lassen wir das — bin ich erst mal gewonnen, so weiß ich, warum ich es bin."

Sie hörte kaum darauf.

„Sagen Sie mir nur," bat sie, „wie gefällt Ihnen dies zum Beispiel, mein Lieblstück?"

„Am besten gefällt mir, da Sie nun doch mal sind, was Sie sind, daß Sie solch eine Portion Mut haben, derartiges nur anzugreifen."

Sie sah ihn groß an. „Mit solchen Sachen ersiehe ich mich zum einfachen und strengen Stil. Es hat mich am meisten gefördert. Mut? Vielleicht weil ich eine Malerin bin und kein Maler? Wer die Natur mit unreinen Augen ansieht, dem ist überhaupt nicht zu helfen; er mag auch von der Kunst fern bleiben."

Er nickte stumm und fing seine Wanderung von neuem an, riß sich dann plötzlich los und rief:

„Ich muß ja fort, adieu, adieu, auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!" sagte sie mit glücklichem Blick.

*

Es kam von nun an öfter vor, daß Höpfner sich widerstrebend und erst im letzten Augenblick vom Goldkrug und von Gesprächen mit Elfriede trennte. Wenn er dann im rasenden Tempo auf seinem gelben Wägelchen über das Pflaster des Städtchens fuhr und die Leute erschreckt zur Seite sprangen, blickten sie in ein frisches Gesicht mit leuchtenden Augen, das von Lebensmut und Freude strahlte. Und er? Weit entfernt, das alte kleine Nest jetzt zu verachten, schaute mit einer Art nachsichtiger Verliebtheit die engen Gassen und philisterhaften Häuser an, als wenn sie ihm wunder wie nah ans Herz gerückt wären, und die eigensinnigen Bauern, die Bürger in ihren Hausthüren, die Frauen mit ihren kleinstädtischen Anzügen schienen sämtlich seine guten Freunde zu sein. Er erwiderte jeden Gruß mit Verbindlichkeit.

Die Arbeit ging ihm wie leichtes Spiel von statten. Seine Geduld verließ ihn fast nie, und seine glückliche Stimmung löste manche Verwirrung noch zu rechter Zeit mit guten Worten.

„Ihr Urlaub hat Ihnen diesmal besonders gut gethan," sagte der alte Stephani, dem nichts entging. „Ja, was ein Luftwechsel nicht machen kann! Mal aus den vier Pfählen 'raus, ich sage es immer." Er selber aber handelte nicht nach seinen Worten, die Eifersucht auf Höpfner hielt ihn angstvoll zurück.

Kornelie Stephani suchte dem jungen Rechtsanwalt bisweilen zu begegnen. In der Hausthür, wenn er zu den Bureauräumen wollte, oder nahe der Einfahrt, wo er seinen Wagen einstellte, fing sie ihn ab. Dann bat sie ihn, und oft sehr dringlich, die Geschäfte eine Weile allein zu führen und ihren Vater zu überreden, eine Badereise nach Ems oder sonst wohin zu machen.

„Ich bin zu Ihrer Verfügung mit allen meinen Kräften," sagte er so freudig, daß Kornelie sich wunderte und verlegen wurde.

„Er hat ganz andre Augen bekommen," dachte sie.

Die Sache war, er ging durch jeden neuen Tag wie jemand, dem der Star gestochen ist.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Für das Heidelberger Schloß!

Von

Adolf Rosenberg.

(Nach photogr. Aufnahmen von Edm. von Könitz.)

Was will dieser Mahnruf? Droht dieser herrlichsten Burgruine in deutschen Landen, die alljährlich Tausende und Abertausende aus der ganzen Welt zur Bewunderung zwingt, die selbst in dem trockensten Alltagsmenschen eine poetische Stimmung und Empfindung aufkeimen läßt, eine Gefahr? Haben die elementaren Gewalten von Wind und Wetter im Verein mit dem immer üppiger wuchernden, den architektonischen Kern umschlingenden und erstickenden Pflanzen- und Baumwuchs die ehrwürdigen Reste so zerstört, daß ein gänzlicher Zusammenbruch zu befürchten ist?

Nichts von alledem. Wohl hat die in unerschöpflicher Güte spendende Natur aus dem Schoß der Erde ihre Arme immer höher gehoben und das alte Gemäuer mehr und mehr den Blicken entzogen. Aber die Natur läßt sich im Ueberschwang ihres Spendens von kundiger Hand, von geschmackvollem Sinn einschränken, lenken und regeln. Nein, die Gefahr, die über dem Heidelberger Schlosse schwebt, droht von Menschenhand, kommt uns von höchst sachverständigen Architekten, die die überschüssige Kraft ihres Schaffens, die sie an Neubauten nicht aufwenden können oder wollen, auf die Wiederherstellung alter Bauten überfließen lassen.

Es hat eine Zeit in Deutschland gegeben, wo eine Kirchen- oder Burgruine den Machthabern, fürstlichen Herren wie geistlichen und bürgerlichen Körperschaften, ein Dorn im Auge war. Entweder wollten sie nicht immer die demütigende Erinnerung an eine Zeit der Schwäche vor sich sehen, oder sie brauchten in ihrem Egoismus, dem das Geschichtliche nichts, das Nützlichkeitsprinzip ihrer Zeit alles war, den Bauplatz oder die Baumaterialien. Was die feindlichen Zerstörer übrig gelassen hatten, wurde aus praktischen Gründen weiter zerstört, bis endlich alles dem Erdboden gleich gemacht war. Es hat sogar Tyrannen gegeben, die die Stammburgen ihrer Familien niederreißen ließen, um sie durch prunkvolle Schlösser oder durch Begräbnisstätten ersetzen zu lassen.

Das geschah noch selbst in den Zeiten, als die romantische Strömung in Deutschland das Uebergewicht hatte, als die malerische Erscheinung der alten Burgruinen von Dichtern und Altertumsforschern mit gleicher Begeisterung gepriesen wurde. Kein Stein, so forderten diese, und sie setzten ihre Forderung auch schließlich durch, sollte an diesen ehrwürdigen Zeugen deutscher Geschichte gerührt werden; nur das Wacklige und Bröckige sollte durch die bindende Kraft von Mörtel und Eisen vor gänzlichem Zusammensturz geschützt werden. Diese Anschauung faßte zuletzt so tief Wurzeln in der Gedankenwelt unsres Volkes, daß die Freude an den malerischen Burgruinen, die noch viele Höhen in den mittel- und süddeutschen Bergländern und an den Ufern unsrer Flüsse, besonders an denen des deutschesten aller Ströme, schmücken, zu einer unerschöpflichen Quelle des ästhetischen Genusses, der künstlerischen Anregung wurde. In den Burgruinen, die das grüne Uferland des Rheines zu beiden Seiten seines mittleren Laufes begleiten, lernte man erst die Krönung, das höchste Glanzlicht des landschaftlichen Bildes schätzen, und die Frage nach dem Warum und von wem diese stolzen Mauern gebrochen, wer ihre alte Herrlichkeit zerstört hat, trat allmählich in den Hintergrund. Man vergaß der traurigen Zeiten, wo hier Brüder gegen Brüder in blinder Vernichtungswut gekämpft, wo die Uneinigkeit und Zerrissenheit deutscher Stämme dem Feinde den Einbruch in die Gaue des Rheins leicht gemacht — man sah nur noch das gewordene geschichtliche Bild, den harmonischen, immer gleich rhythmischen Zusammenschluß der von Epheu und Baumwuchs anspomenen Ruinen mit den ewigen Linien der Landschaft.

An Sonn- und Festtagen pilgerte man in Scharen hinauf zu den Hügeln, auf denen die Burgruinen thronen, und in den Höfen, die sich noch von Schutt und Trümmern säubern ließen, wurden Bänke und Tische aufgestellt, an denen sich die durstigen Wanderer niederließen, um sich an Speise und Trank zu erquicken, die von einem Wirt dargeboten wurden der in den am besten erhaltenen Räumen der Ruine ein notdürftiges Unterkommen gefunden hatte. Daß diese alten Burgen jemals wieder auf- und ausgebaut werden sollten, kam niemand in den Sinn, weil das Bedürfnis und die Notwendigkeit, auf einsamen Höhen zu wohnen, längst geschwunden waren, nachdem sich das gewerbliche Leben, Handel und Wandel in den Städten und auf dem flachen Lande gesammelt hatten. Wenn einmal in neuerer Zeit eine solche

Digitized by Google

Ruine in den Besitz eines reichen Privatmannes geriet, der sich darin gefiel, einen alten Herrensitz in neuer, gleißender Pracht aus den Trümmern erstehen zu lassen, so empfand man wohl ein vorübergehendes Mißbehagen an der Ausführung solcher Baulaune wie an der Veränderung und Verunstaltung des landschaftlichen Bildes; aber man mußte sich's schließlich gefallen lassen, weil die öffentliche Meinung keine Macht über Privateigentum hat.

Allmählich ist nun aber mit den scheinbaren Erfolgen die Lust an stilgerechten Erneuerungen und Wiederherstellungen gewachsen. Dieselben Eiferer, die sich nicht genug über den Unverstand früherer Zeiten entrüsten konnten, in denen ehrwürdige Baudenkmäler durch allerhand moderne Zuthaten und durch Beseitigung ganzer Bauteile zeitgemäß verbessert wurden, dieselben Eiferer trauen sich jetzt das Wissen und die Kraft zu, in Trümmer gesunkene Burgen ganz im Geiste ihrer Zeit und in ihrer alten Herrlichkeit aufzurichten, und die Möglichkeit und die Fähigkeit dazu soll den Urhebern solcher Pläne nicht bestritten werden, solange sie sich mit Versuchsobjekten begnügen, die nicht im Mittelpunkt des Interesses der gesamten gebildeten Welt stehen. Nachdem einmal die Kostenfrage erledigt ist, wird zum Beispiel kein verständiger Mensch gegen den Ausbau der Hohkönigsburg etwas einwenden können, zumal wenn, wie es hier der Fall ist, die Ausführung der Aufgabe in die richtigen Hände gelegt ist. An der Hohkönigsburg haften wohl auch geschichtliche Erinnerungen, aber sie sind nicht so eng mit dem Fühlen und Denken des deutschen Volks verwachsen, wie die Perle aller Burgruinen — das Heidelberger Schloß!

Und um dieses handelt es sich, ihm droht die Gefahr, daß aus der herrlichsten Ruine der ganzen Welt, die mit ihrer nicht minder herrlichen Umgebung zu einem landschaftlichen Bilde von unvergleichlicher Schönheit zusammengewachsen ist, ein moderner Schloßbau gemacht werden soll, der mit einem Schlage den ganzen poetischen Zauber, der diese durch künstlerische Thaten und durch geschichtliche Erinnerungen geweihte Stätte umweht, für immer zerstören wird. Jetzt ist es an der Zeit, daß die öffentliche Meinung, die sich bei ähnlichen Vorgängen immer sehr bald hat beschwichtigen lassen, ihre Stimme erhebt und so lange und so deutlich vernehmen läßt, bis sie zu den Ohren derer gedrungen ist, in deren Händen die oberste Entscheidung liegt. Man entrüstet sich oft und gern in unsrer Zeit. Wenn aber irgendwo der Ausbruch einer allgemeinen Entrüstung am Platze ist, so jetzt, wo es sich nicht um eine beliebige Ruine, sondern um ein Nationalheiligtum des deutschen Volkes, um eine Wallfahrtsstätte der gesamten Kulturwelt handelt.

Bis in das Jahr 1883 datieren die Bemühungen der badischen Regierung zurück, über den baulichen Zustand des Heidelberger Schlosses und über die zu seiner Sicherung notwendigen Maßregeln Gewißheit zu erlangen. Mit der Errichtung eines Baubureaus wurde begonnen, und aus dessen Arbeiten erwuchs zunächst die Frage: Unterhalten oder Wiederaufbauen? Die Antwort auf diese Frage zu gewinnen, berief das großherzogliche Ministerium im September v. J. ein große Kommission, in der die hervorragendsten Sachverständigen, Architekten, Kunstgelehrte und Historiker, die besten Namen Deutschlands, vertreten waren. Diese Kommission sprach sich einstimmig für die Erhaltung des Bestehenden bis in die kleinsten Teile und gegen die vollständige oder teilweise Wiederherstellung des Schlosses aus. Sie gab auch wertvolle Winke für die Ausführung der Wiederherstellungsarbeiten im einzelnen und für die Grundsätze, nach denen bei Entfernung der die Bauten überwuchernden Vegetation verfahren werden müßte. Wo künstlerisch ausgebildete Bauteile durch den Baum- und Pflanzenwuchs verdeckt werden oder dadurch der Bestand des Bauwerkes sichtlich gefährdet wird, sollte die Vegetation beseitigt, diese aber an allen Stellen belassen werden, wo es aus landschaftlichen Rücksichten geboten erscheint. Dieses letztere bezieht sich besonders auf den die Festungswerke umziehenden Epheu.

Jahre verstrichen mit der Wiederherstellung und Erneuerung der allzustark beschädigten Bauteile und Bildwerke zunächst des Friedrichsbaues, und diese Arbeiten wurden auch zur vollen Zufriedenheit der mit ihrer Ueberwachung betrauten Sachverständigenkommission ausgeführt, die nur noch einmal betonte, daß der Bau auch nach den Wiederherstellungsarbeiten den Charakter des Alten nicht verlassen, daß nicht alle kleinen Beschädigungen ausgebessert werden sollten. Ferner beantragte die Kommission auch die würdige, stilgerechte Herstellung des Innern des Friedrichsbaues und die Herstellung seines Daches in der alten Form bei feuersicherer Bauart. Dieser Schritt konnte um so eher gewagt werden, als der Friedrichsbau niemals bis zu dem Grade Ruine gewesen war wie der anstoßende Otto Heinrichsbau. Auch war das Innere des Friedrichsbaues, die neue Kapelle und ein großer Teil des Obergeschosses, im Laufe der Jahre zu einem Museum von Altertümern geworden, in dem nicht nur auf das Schloß bezügliche Gegenstände, sondern auch die in der Gegend von Heidelberg gefundenen Bildwerke und Steindenkmäler und die Kunst- und Altertumssammlung der Stadt aufbewahrt wurden.

Daraufhin wurde der Auftrag zur planmäßigen Wiederherstellung des Friedrichsbaues im Jahre 1895 von der badischen Regierung gegeben, und zwei Jahre später wurde Oberbaurat Karl Scharfer in Karlsruhe mit der obersten Leitung der Arbeiten betraut. Diese sind jetzt so weit gediehen, daß die Wiederherstellung des Aeußeren vollendet ist und der Ausbau des Inneren unmittelbar vor der Vollendung steht. Ueber die Wirkung des Inneren läßt sich noch kein Urteil fällen, da die Räume dem Publikum noch nicht geöffnet sind. Nur aus einzelnen für die Ausstattung bestimmten Teilen, Thüren u. dergl., die öffentlich ausgestellt waren, läßt sich schließen, daß reiche Mittel aufgewendet worden sind und daß demnach etwas Bedeutendes zu erwarten sein muß. Das Aeußere kann aber bereits dem öffentlichen Urteil unterworfen werden, und es ist anzuerkennen, daß der Architekt sich in den Grenzen seiner Aufgabe gehalten hat. Ein großer Aufwand künstlerischer Kraft wurde nicht von ihm verlangt. Er brauchte nur Schadhaftes in der alten Form zu ersetzen und das Dach auf die ursprüngliche Höhe zu bringen. Das hat er gethan. Neu am Aeußeren hinzugetreten sind allein der Gaupenschmuck der Dachflächen, der weiß getünchte Brandgiebel nach dem Neckarthal und die Kamine. Aber schon diese verhältnismäßig bescheidenen Zuthaten haben, wie sich aus unsern Abbildungen erkennen läßt, genügt, fremde Züge in das vertraute Bild hineinzubringen.

Digitized by Google

Der Friedrichsbau vor der Restauration.

Der Friedrichsbau nach der Restauration.

Digitized by Google

Diese Warnung sollte eigentlich hinreichen. Aber sie scheint nicht ihre Schuldigkeit gethan zu haben. Vielmehr hat das Wiederherstellungswerk des Friedrichsbaues zu einem zweiten Unternehmen gereizt, das sich den Otto Heinrichsbau auserkoren hat, den herrlichsten Teil des Heidelberger Schlosses, dessen Schönheit gerade in seinem ruinenhaften Zustand liegt. Diese edlen Kunstformen sind unter der Sonne Italiens gereift und gereift. Sie vertragen kein hochragendes, schwerlastendes Giebeldach, sondern sie verlangen ein flaches italienisches Dach, wie es auch von Otto Heinrich geplant worden war. Wenn seine Nachfolger sich nordischer Baugewohnheit anbequemt haben, so geschah es, wie wir aus alten Abbildungen ersehen, zum Nachteil der Gesamtwirkung, und wenigstens in dieser Richtung haben die Mordbrenner Melacs ein verdienstliches Werk gethan. Der Otto Heinrichsbau verträgt kein Dach, widerstrebt auch einer Erneuerung, wenn er nicht um seine einzig dastehende Schönheit gebracht werden soll. In diesem Sinne hat sich auch ein gewichtiger Teil der Mitglieder einer neuen Kommission ausgesprochen, die in diesem Jahre zur Beratung über die Wiederherstellung des Otto Heinrichsbaues zusammenberufen wurde. Sowohl die Architekten Oberbaurat Kircher und Oberbaurat Gabriel Seidl in München, einer der besten Kenner deutscher Renaissancekunst, wie die Kunstgelehrten der Heidelberger Universität, die Professoren von Oechelhäuser und Thode, haben sich mit Entschiedenheit für die Erhaltung des Bestehenden, das nach bautechnischen Untersuchungen vollkommen standfest ist, und gegen den Wiederaufbau ausgesprochen. Es scheint aber, daß so gewichtige Stimmen kein Gehör finden werden, und es scheint auch, daß die badischen Baubehörden bei dieser bedeutsamen Frage nicht mitgewirkt haben.

Es bleibt also nur, um ein der nationalen Empfindung drohendes Unheil abzuwenden, der Anruf an die öffentliche Meinung, an die Volksstimme übrig. Schon ist eine Bewegung unter den deutschen Künstlern, Kunstgelehrten und Kunstfreunden im Gange, die mit einer Massenerklärung gegen dieses Unternehmen auftreten will. Selbst viele Architekten, die die Hauptaufgabe ihrer Kunst im Neuschaffen, nicht im Nachahmen alter Bauformen sehen, haben sich dieser Bewegung angeschlossen. Das genügt aber nicht. Dem ganzen deutschen Volke muß zum Bewußtsein gebracht werden, daß es sich um eines seiner heiligsten Wahrzeichen handelt, an dem nichts gerättelt werden darf, und dazu wollen diese Zeilen helfen. Diese durch den Uebermut gallischer Eroberer zerstörte Brandruine soll in alle Zeiten als Mahnung an die kommenden Geschlechter hinausleuchten! Ein neuer, zierlich sauberer Bau würde die Erinnerung an die Greuelthaten der Mordbrennerhorden Ludwigs XIV. allmählich aus dem Gedächtnis unsrer Nachkommen auslöschen. Dieses Mene Tekel soll und muß aber in alle Zukunft hineinragen und immer von neuem Geschlechter, wenn sie der Erschlaffung anheimzufallen drohen, aus ihrer Lethargie aufrütteln.

Jeder deutsche Mann, jeder deutsche Jüngling, der von der Terrasse des Heidelberger Schlosses an der Seite seiner Frau oder Braut in das blühende Land hinabblickt, sollte sich angesichts dieser epheuumsponnenen Trümmer immer wieder das Gelübde thun, daß solche Zeiten, wie sie die unglückliche Pfalz in den achtziger und neunziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts gesehen, niemals wiederkehren dürfen, solange noch ein deutscher Mannesarm eine Waffe heben kann! Dieses Gelübde haben schon vor einem halben Jahrhundert zwei edle deutsche Fürstensöhne gethan, denen die Vorsehung über alles Hoffen und Erwarten hinaus beschied, die Träume ihrer Jugend verwirklicht zu sehen. Alle, denen das Glück beschieden war, der fünfhundertjährigen Jubelfeier der Heidelberger Universität in den ersten Augusttagen von 1886 beiwohnen zu dürfen, werden sich des erhebenden Augenblicks erinnern, wo bei dem Festmahl der Universität der deutsche Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, das Wort ergriff und, von der Macht des feierlichen Moments überwältigt, unbekümmert um die anwesenden französischen Gäste, jener Zeiten gedachte, wo er mit seinem Schwager, dem an der Tafel neben ihm sitzenden Großherzog Friedrich von Baden, oft auf jener Terrasse gestanden, wie die beiden Jünglinge dann hinüber zu den Vogesen geblickt und wie sie sich dann gelobt, die vor Jahrhunderten erlittene Schmach zu rächen, von der die Ruinen des Schlosses künden, wenn ihnen Gott Zeit und Gelegenheit dazu geben würde. Mit tiefer Bewegung hat die Festversammlung diese Worte des damals noch in ungebrochener Kraft stehenden Volkshelden angehört, dem zwar der Krieg ein Greuel war, der aber auch keinen Flecken auf dem blanken Schild der deutschen Ehre leiden wollte. Auch das ist eine geschichtliche Erinnerung, die sich an diese Trümmer knüpft, und die verblassen würde, wenn ein Restaurator aus der Schloßruine einen blankgeputzten Neubau machen würde, wie man ihn jetzt in den Hauptverkehrsstraßen jeder Großstadt findet, wo geschickt nachempfindende Architekten längst Warenhäuser und Bierpaläste im Stile des Heidelberger Schlosses gebaut haben.

Was jene beiden Jünglinge geträumt, hat die Zeit unter ihrer thatkräftigen Mitwirkung herrlich erfüllt. So schließen sich künstlerische und patriotische Erwägungen zu der Forderung zusammen, daß jeder Versuch, die Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses in der begonnenen Weise fortzuführen, entschieden zurückgewiesen werden muß. Daß auch schwere praktische Bedenken hinzukommen, sei hier nur beiläufig erwähnt. Für die Wiederherstellung des Otto Heinrichbaues sind 3 Millionen Mark veranschlagt worden. Damit wird aber nur ein Schritt gethan, der andre nach sich ziehen muß; denn auf neue Bauteil würde so sehr aus der Gesamtstimmung herausfallen, daß auch nach und nach die andern Teile erneuert, daß namentlich die Türme auf ihre alte Höhe gebracht werden müßten. Aus drei Millionen können leicht ihrer zehn werden, und das Großherzogtum Baden hat wohl dringendere Bauaufgaben, die den Bedürfnissen der Gegenwart entgegenkommen, zu lösen, als den Ausbau eines Schlosses, dessen innere Räume nur bei äußerst seltenen Gelegenheiten benutzt werden könnten, so daß dieses unzlos angelegte Kapital nur am Nationalvermögen zehren würde. Auch daß die jetzige wirtschaftliche Lage solchen Unternehmungen so ungünstig wie nur irgend möglich ist, kann vielleicht noch denen, die den Plan der Erneuerung vertreten, zur Berücksichtigung empfohlen werden. Die Hauptgründe aber, die den Ausschlag geben, sind in erster Linie immer ästhetische. Es ist wahr, daß das Heidelberger Schloß nicht das unübertroffene Meisterwerk

Digitized by Google

der deutschen Renaissancekunst überhaupt, daß es vielmehr nur einer unter vielen gleich hoch und höher stehenden Bauten ist. Es ist aber der Vertreter einer ganz neuen Gattung der Architektur, die wir die „malerische“ nennen dürfen. Einer der geistvollsten Kenner der Baukunst, Heinrich von Geymüller, hat darauf hingewiesen, daß hier „Architektur und Natur einen ganz neuen Bund, einen Bund von unvergleichlicher Schönheit“, eingegangen sind, und in gleichem Sinne hat sich im ganzen oder auch nur in seinen Hauptteilen den Charakter als Ruine, so vermindert man jenes allgemeine Interesse, auf welchem sein Weltruf beruht!“

Also fort mit den Händen, die am Heidelberger Schloß rühren wollen. Unsre Technik ist vorgeschritten genug, um die Schäden des Otto-Heinrich-Baues, dessen Fundamente sicher genug gegründet sind, um noch Jahrhunderten zu widerstehen, ohne gewaltsame Eingriffe auszubessern. Das Heidel-

Der Otto Heinrichsbau.

Professor Schmidt in Heidelberg ausgesprochen. „Als Ruine steht das Schloß durch das Zusammenwirken seiner Schönheit, Großartigkeit, Lage und Geschichte einzig da! Nimmt man dem Schlosse berger Schloß geht nicht bloß Baden allein an. Es ist ein Heiligtum der Nation, und unser Volk hat sich ein Recht darauf erworben, zu fordern, daß seine Heiligtümer unverletzt bleiben!

Christian Dietrich Grabbe.

Ein Gedenkblatt zum 11. Dezember 1901.

Dem genial veranlagten Dichter, der vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, mangelte nicht die Berechtigung, nach dem höchsten Lorbeer des Poeten zu trachten, aber die Ungunst der Verhältnisse und nicht zum wenigsten eignes Verschulden ließen die reichen Gaben nicht zur vollen Entfaltung gelangen, und ein Leben voll bitteren Elends ward das Los des bedeutenden Mannes. Geboren als Sohn des Detmolder Zuchthausvorstehers, der zugleich Verwalter der Leihbank war, wuchs der Knabe in düsterster Umgebung auf, und aus den peinlichen Eindrücken der

Digitized by Google

Kindheit stammt ohne Frage die Lust am Grausamen, Wilden, Dämonischen, das Gefallen am Außergewöhnlichen, Seltsamen, die sich später geltend machten. Die poetische Begabung offenbarte sich schon bei dem Schüler, leider aber auch bei dem heranwachsenden Jüngling der Hang zu wüster Gesellschaft, der dem Manne verhängnisvoll werden sollte. Ursprünglich weichen Gemütes, suchte Grabbe diese Charakteranlage, die er für Schwäche hielt, zu verbergen und gefiel sich in erkünstelter Rauheit und Härte. Mit Unterstützung eines Gönners, des Archivars Klostermeyer, bezog er 1820 die Universität Leipzig, um Rechtswissenschaft zu studieren, aber er kümmerte sich wenig um das Jus und vergeudete die Zeit im Umgang mit andern „Kraftgenies“, die im Grunde nichts als verbummelte Menschen waren. Nach zwei Jahren suchte er sich diesem wüsten Treiben durch die Uebersiedlung nach Berlin zu entziehen, bald aber geriet er dort auf dieselbe abschüssige Bahn. Indessen glaubte er, der schon in Leipzig hatte zur Bühne gehen wollen, nun seinen wahren Beruf entdeckt zu haben, den des dramatischen Dichters. Es entstanden die Dramen, „Theodor, Herzog von Gothland“, „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, „Nanette und Marie“, „Marius und Sulla“, letzteres unvollendet geblieben. Das bedeutendste dieser Werke ist das erstgenannte. Wider Willen zum Brudermörder geworden, sucht der Held die Gewissensqualen durch immer erneute Häufung von Gewalthaten zu übertäuben. Obwohl das Drama den Anforderungen der Aufführungsmöglichkeit ins Gesicht schlägt und von abstoßenden Greueln wimmelt, hat man doch wegen der bedeutenden Gestaltungskraft, die sich darin ausprägt, wiederholt versucht, den „Herzog von Gothland“ für die Bühne zu retten, und eine dieser Bearbeitungen, von dem Schauspieler Konrad Löwe unternommen, ist vor geraumer Zeit auch auf die Bretter des Deutschen Volkstheaters in Wien gekommen. Aber der Versuch endete mit einem vollen Fiasko — das Publikum brach gerade bei den Scenen, die am tiefsten erschüttern sollten, in Gelächter aus — und ist unsers Wissens seitdem nicht wiederholt worden.

Christian Dietrich Grabbe.

Die genannten Dramen führte Grabbe mit sich, als er nach Dresden ging, wo er auf Tiecks Fürsprache eine Anstellung am Theater zu finden hoffte. Hierin getäuscht, kehrte er nach seiner Vaterstadt Detmold zurück, bestand 1821 glücklich das juridische Staatsexamen und wurde, nachdem er einige Jahre als Anwalt thätig gewesen, 1827 zum Auditeur beim Bataillon seines Heimatländchens ernannt. Nun erlebte er auch die Freude, daß seine dramatischen Dichtungen einen Verleger und bei der Kritik günstige Aufnahme fanden. Er wagte es darauf, um die Hand der Tochter seines Gönners, Lucie Klostermeyer, anzuhalten, die als ein schönes und kluges, aber auch herzenskaltes Mädchen geschildert wird. Sie war dem Dichter nicht abgeneigt, gab ihm aber auf Einspruch ihrer Mutter auf. Sehr tief scheint seine Neigung nicht gewesen zu sein, denn er knüpfte alsbald ein Verhältnis mit einem hübschen Bürgermädchen an, ohne jedoch zunächst an Heirat zu denken. Als er sich endlich zu einer solchen entschloß, hatte die Schöne, des excentrischen Mannes und des jahrelangen Wartens müde, sich mit einem andern verlobt. Auf Reisen suchte der Dichter seinen Kummer zu vergessen, und als er heimkehrte, erfuhr er, daß die Mutter seiner Ersterliebten gestorben sei. Aufs neue näherte er sich Lucie und wurde nun von ihr, die wohl ins alte Register zu kommen fürchtete, erhört. Die fünf Jahre zwischen beiden Werbungen waren für Grabbes poetisches Schaffen von Bedeutung; sie zeitigten die Dramen „Don Juan und Faust“, „Die Hohenstaufen“ (Friedrich Barbarossa und Heinrich VI.), womit Grabbe im Gegensatz zu den seichten Machwerken Raupachs zeigen wollte, wie ein Hohenstaufendrama anzufassen sei, und „Napoleon oder die hundert Tage“. Diese Werke bekundeten gegenüber den früheren einen bedeutenden Fortschritt; zwar verstieß Grabbe auch hier gröblich gegen die Bühnentechnik, entwickelte aber in der Führung von Massenscenen, wie auch bei den noch später zu nennenden Dramen, ein wahrhaft verblüffendes Geschick. Einen „Blücher der Poesie“ nannte ihn Eduard Duller, indem er dabei auf ein Bonmot über den Marschall Vorwärts zurückgriff, von dem es hieß, er habe mit dem schlesischen Heere manövriert wie mit einer Husarenschwadron. „Grabbe“, sagt Duller, „hat es verstanden, die Taktik und Strategie selbst zu poetisieren; er belebt die trockensten Märsche, Manövers, Evolutionen, Chargen zu drastischen Momenten.“ Als man einst Grabbe in diesem Sinne ein Kompliment sagte, ward er Feuer und Flamme, meinte, er sei zum Feldherrn geboren und müsse Soldat werden, und that, obwohl schon den Todeskeim in der Brust, Schritte, diese Idee zu verwirklichen.

Doch wir sind den Ereignissen vorausgeeilt und müssen auf Grabbes Ehe zurückkommen, die so unglücklich wie nur möglich wurde. Gewiß trug er hieran eine Hauptschuld, aber auch Lucie war nicht schuldlos, denn auftatt mit Liebe und Güte ihn im Kampfe gegen den unseligen Hang zum Trunke zu unterstützen, behandelte sie ihn von vornherein mit schnöder Verachtung und Brutalität, ja ließ sich zu Mißhandlungen hinreißen. Das häusliche Elend stieg auf das höchste, nachdem Grabbe, mit dem

Digitized by Google

man lange Nachsicht geübt hatte, seines Amtes entsetzt worden, und dieses Tages, im Herbst 1834, entwich er von Detmold. Den Anfang seines Dramas „Hannibal“ in der Tasche, wandte er sich zunächst nach Frankfurt a. M., wo er bei dem oben erwähnten Eduard Duller, Herausgeber der Zeitschrift „Phönix“, freundliche Aufnahme fand. Den Eindruck, den der Dichter auf ihn machte, schilderte Duller später mit beweglichen Worten: „Eine ursprünglich edle, aber nicht selten von den Dünsten krankhafter Gelüste verdunkelte Natur, deren Erscheinung zuweilen einen wahrhaft unheimlichen Eindruck hervorbrachte, deren Wesen kindlich rührend war. Grabbe war eine Shakespearesche Figur, etwas von Hamlet; er erinnerte aber dabei an Ludwig Devrients Lorenz Kindlein. Aus dieser Devrient-Kindleinschen Demut und Krankhaftigkeit schimmerte stets das angeborene Königliche durch, nicht bloß als Hoheit, sondern oft auch als Uebermut und meistens als Ironie. Wenn er dran war, ein Werk für Götter zu schaffen, übermannte ihn oft der Erdgeist, den Kehricht zum Fenster hinaus auf die Menge zu schütten, die eine Himmelsgabe von ihm erwartete. Der größte Teil seines ‚Hannibal‘ wuchs während eines fast täglichen Zusammenseins zwischen ihm und mir; ich hörte stets das frisch Entstandene und sagte ihm unumwunden, was ich davon hielt. Und manchmal brachte er die abenteuerlichsten Gedanken zum Vorschein. Als Hannibal gezwungen wird, Italien zu verlassen, wollte Grabbe ihm zwei Zeilen in den Mund legen und ihn eine Handlung begehen lassen, die an Ungezogenheit die bekannten Worte des Götz übertroffen hätte. Er war lange davon nicht abzubringen; in dem gedruckten Exemplar fehlt, Gott sei Dank, die anstößige Stelle.“

Die Beseitigung dieser üblen Stelle war vermutlich Immermann zu danken, der eben die Leitung des Düsseldorfer Theaters übernommen hatte und den Grabbe um eine Stellung, sei sie auch noch so bescheiden, angegangen war. In dem betreffenden, vom 18. November 1834 datierten Briefe heißt es rührend: „Ich habe Zutrauen zu Ihnen und hoffe auf Sie. Ich glaube nämlich, ich und meine alte Mutter sind verloren, wenn Sie mir nicht zu helfen suchen. An Buchhändler wende ich mich nicht, denn ich verstehe den Schacher zu schlecht. Helfen Sie also mir, und könnten Sie mir auch nur ein Stübchen schaffen und etwa (was Ihnen nicht schwer fallen kann) juristische oder nicht juristische Abschreibereien gegen ein Billiges. Auch hätte ich etwas für einen Buchhändler, wovon so recht noch niemand weiß: mein ‚Hannibal‘ ist vollendet. Wenn Sie mir zu so einem auch hülfen, hätt' ich wohl was Winterkost für meine unglückliche Mutter beizu. Daß mich die Zeit drängt und ich umgehends Antwort wünsche, bitte und erwarte, brauch' ich wohl nicht zu sagen.“

Immermann antwortete dem bedrängten Dichter nicht nur freundlich, sondern verschaffte ihm auch einen Verleger für den „Hannibal“, und Grabbe dankte unter dem 28. November:

„Hochgeehrter Freund!

„Ich komme. Binnen wenigen Tagen bin ich da. Meine Menschenkenntnis betrog mich nicht. Ich hielt Sie für ernst, fest und treu, nach Ihren Werken, nach Ihrem Gesicht. Hinter solchen Mauern wohnt grade der Edelsinn. Mit dem Stübchen und 6—7 Thalern monatlich bin ich zufrieden. Nein, ich bin mehr als das, ich bin erfreut, und da entstehen jedesmal neue Ideen bei mir, fast Blumen unterm Maischauer. Nämlich: Sie, Uechtritz*) und ich, sollten wir nicht nach Art der alten Engländer und der neuen Franzosen (Shakespeare und Johnson, Fletcher und Beaumont, Scribe und Konsorten) gemeinschaftlich eine Komödie oder gar Tragödie bilden können, worin jeder seine Partien und Charaktere ausmalte, jedoch unter der Bedingung, aus wechselseitig zu kritisieren und auszubessern? Dieses Triumvirat würde gefallen, auch von Verlegern und vom Theater belohnt werden. Dem Ernsten, was jeder für sich behalten will, oder ebenso dem Komischen (was auch oft eine Maske, wohinter ein trauriges Gesicht steckt, ist) schadet's nicht. Es wird in der Stille desto besser ausgearbeitet, um zum Wetteifer mit dem Gemeinschaftlichen verglichen zu werden.“

Mit der gemeinsamen Arbeit der drei Dichter wurde es indessen nichts, wie denn überhaupt Grabbe auch in Düsseldorf herbe Enttäuschungen erfuhr. Er hatte gehofft, daß durch Immermann seine Dramen auf die Bühne gelangen würden, aber jener wagte sich nicht an die Aufführung. Dagegen erscheint der Vorwurf, als habe Immermann den Dichter zum Rollenabschreiben mißbraucht, unbegründet. Immermann selbst sagt darüber: „Grabbe fühlte sich ein paar Tage hindurch unlustig und unaufgelegt zu freier Thätigkeit und sagte mir, daß ihn aus solchen Verfassungen eine ganz mechanische Arbeit am ehesten herstelle. Er bat mich, ihm etwas zum Abschreiben zu geben. Da er nicht abließ, so gab ich ihm Töpfers ‚Hermann und Dorothea‘, wovon er denn auch binnen kurzem eine saubere und getreue Kopie gefertigt hatte. Ich erwähne dieser Schreiberei, einmal, weil der Töpferschen Herrmann, von Grabbes Hand kopiert, unleugbar eine Kuriosität ist, und dann, weil jener Umstand Gelegenheit gegeben hat, das Märchen selbst durch öffentliche Blätter zu verbreiten: ich habe Grabben zum Rollenschreiben gebraucht. Er hat nie etwas andres für die Bühne abgeschrieben als das genannte Buch, und das auf die erzählte Veranlassung.“ Diese Angaben sind auch durch Grabbe bestätigt worden, der in einem Briefe vom 1. Januar 1835 schrieb: „Endlich auch mir etwas zum Abschreiben, aber mit acht Tagen Frist, und wenn ich keinem dadurch seinen Verdienst nehme.“

Daß Grabbe in der Düsseldorfer Gesellschaft keinen Boden zu finden vermochte, war wiederum seine Schuld, denn er vermochte seiner Leidenschaft nicht zu entsagen und zog den Verkehr mit gleichgestimmten Genossen dem Umgang mit ernsten Männern vor. Aber zwischen wüsten Zechgelagen gelang ihm die Vollendung seines „Hannibal“, eines Märchendramas „Aschenbrödel“ und der „Hermannschlacht“, jenes erst nach seinem Tod erschienenen Werkes, in welchem sich seine Kunst in der Führung von Massen am glänzendsten offenbarte. Daneben arbeitete er an einem „Eulenspiegel“ und trug sich mit Entwürfen zu einem „Alexander der Große“ und einem „Jesus“. Schließlich unterlag der längst zerrüttete Körper, und der Dichter verlangte wieder nach der Heimat, nach der alten Mutter. Mit erborgtem Gelde reiste er nach Detmold und stieg in

*) Friedrich von Uechtritz, ein seinerzeit geschätzter Roman- und Tramendichter, damals am Appellationsgericht in Düsseldorf.

Digitized by Google

einem Gasthofe ab; erst als er das Ende nahen fühlte, suchte er die Wohnung seiner Frau auf, und diese duldete notgedrungen, daß die greise Mutter die Pflege des Sterbenden übernahm. Am 12. September 1836 schloß er die Augen.

Die Nachrufe, welche die Zeitgenossen dem Dichter widmeten, verschwiegen nicht seine unselige Schwäche, aber in der Beurteilung des genialen Mannes überwog den Vorwurf das Bedauern: „Welch edler Geist ist hier zerstört!“ Theodor Heil

Pariser Wintermoden.

(Mit 7 Abbildungen nach Aufnahmen von Reutlinger in Paris.)

Die diesjährige Wintermode ahmt die verschiedensten Trachtenstile des 18. und 19. Jahrhunderts nach; am häufigsten wird noch die Grazie des zweiten Kaiserreichs als Muster bevorzugt. Im übrigen bleibt es den Damen anheimgestellt, sich selbst auszuwählen, was ihre Erscheinung am vorteilhaftesten zur Geltung bringt. Unsre Modebilder sollen dabei einigermaßen an die Hand gehen und wertvolle Anregungen bieten.

Als allgemeine Bemerkung sei vorausgeschickt, daß die Losung des Winters für alle Arten eleganter Kostüme „Sammet“ heißt. Schwarzer Sammet bildet auch das Material der auf unsrer ersten Abbildung dargestellten Toilette. Der oben, um die Hüften eng anliegend gearbeitete Rock fällt unten zu weiter Schleppe aus und hat einen köstlichen Schmuck durch eine Auflage aus gelblicher Guipurespitze, die reich mit Stahl und Türkisen besetzt ist. Die Passe sowie ein 15 Centimeter breites Entredeux an den Aermeln bestehen aus der gleichen kostbaren Spitze und sind dem Sammet durch Stahlstickerei aufgesetzt, die sich auch vorn an dem Bolero herabzieht, der sich über ein faltiges türkisblaues Jabot aus Mousseline de soie öffnet. Ein Sammetgürtel mit Stahlschnalle schließt rückwärts das Kostüm. Aus den weiten, mit türkisfarbenem Musselinvorstoß endenden Aermeln fallen gezogene Puffen aus dem duftigen Stoff des Jabots und umkräuseln zierlich die Hand. Der ganz schwarz gehaltene Sammethut hat nur Federn und Tüll in gleicher Farbe als Putz.

Toilette aus schwarzem Sammet.

Für kalte Wintertage mutet schon im Bilde das Modell aus hellgrauem, schwerem und in zwei Doppelvolants übereinander fallendem Tuch warm und behaglich an. Durch diese wohlthuende Unterbrechung der langen Fläche, sowie durch die abgerundeten Ecken gewinnt das Cape an Eleganz und Grazie, die noch erhöht wird durch die geschmackvolle Einfassung mit zwei Centimeter breiten Streifen aus schwarz-weißem Atlas. Das gleiche Material dient als Futter des Capuchon, der, gleich dem hohen Stuartkragen mit Zobel verbrämt, in anmutiger Weise sich um die Schultern legt. Mit dem Umhang korrespondiert eine ebenso reiche wie schöne Toilette aus silbergrauem Tuch mit einem von Kniehöhe breit nach unten ausfallenden Volant aus Zobel, den zwei schmale, weiße Atlas-Biais unterbrechen. Auch der Hut ist aus diesem edlen, momentan modernsten Pelz hergestellt in der bizarren Form eines flach gelegten Zobeltierchens.

Vornehm, elegant und dabei doch diskret wirkend ist das Kostüm der Maison Laferrière. Das dunkel-taubengraue Tuch ist sehr distinguiert, besonders aber durch gestickte, königsblaue Sammetornamente, die in graziöser Anordnung den Rock zieren und geschickt den Ansatz des Serpentinevolants verdecken. Auch an dem offenen Bolero findet sich die gleiche Garnitur wieder. Ganz hellgrane Seide, mit echten alten Points besetzt, bildet eine kleine Passe und einen schmalen Einsatz, der zwischen den Boleroründern hindurchschimmert. Die Aermel sind seitlich bis fast zum Ellbogen hinauf durch den blauen Sammet belebt, der sich als faltenreicher Gürtel um die Taille schlingt. Aus Lapislazuli und altem Silber besteht auch der Griff des königsblauen Taffet-Entoutcas. Chic nimmt sich zu diesem geschmackvollen Ganzen die große Toque aus grauem Tuch aus, die innen, da wo sie dem Haar anliegt, mit königsblauem Sammet gefüttert ist. Ein grauer Möwenflügel wird durch eine Straß-Agraffe gehalten.

Digitized by Google

Der duftige Abendmantel aus dem Atelier Wallis besteht aus eisenbeinfarbener, schwerer Taffetseide mit großen, verstreuten Blumenbouquets nach einem Muster aus der Zeit der Pompadour. Gelbliche Chiffonrüschen umranden den Saum. Ueber dieses kostspielige Futter fällt ein Hauch von irischer Spitze in sattgelbem Ton, bildet rückwärts eine Kapuze und formt weite, bis zum Handgelenk fallende Aermel. Chiffonrüschen begrenzen auch hier wieder den Abschluß. Eine pikante Note bringen zwei große Maiblumenstuffs hinein, die am Halsausschnitt befestigt sind. Von ganz besonderem Reiz ist auch die Robe aus seegrüner Liberty-Seide, deren gebrannte Chiffonvolants mit dem zierlichen Rüschenabschluß unter dem Mantel hervorquellen. Sehr chic ist die Seide an der Corsage gefaßt durch drei verschieden breite, wellenförmig gesetzte Tüllbänder, die mit grünen Pailletten und weißen Perlen besät sind. Ueber dem obersten Band zieht sich ein raffiniert wirkendes Gitter aus schmalen grünen Atlasbändern, durch ein Schulterstück aus grün-weißer Perlen- und Pailettenstickerei gehalten. Von ihm aus löst sich ein Teil blattförmig ab und teilt die Puffe des Aermels.

Bei der überhandnehmenden Vorliebe auch der Damenwelt für den Automobilsport muß die Mode natürlich darauf bedacht sein, für sie ebenfalls praktische Stoffe und hübsche, einfache, aber geschmackvolle Kostüme zu erfinden. So hat man denn für diesen Zweck Kleider mit grünen, blauen und bräunlichen

Straßentoilette aus silbergrauem Tuch mit Cape und Capuchon.

Kleid für den Automobilsport, auch als Straßenkleid verwendbar.

Kostüm der Maison Laferrière aus dunkel-taubengrauem Tuch.

Digitized by Google

Nuancen in kariert, gestreift und getupft; eines von letzteren geben wir im Bilde wieder.

Nicht viel Aufputz, nur schmale Tressenborte weist das hübsche Modell auf, das auch als einfaches Straßenkleid getragen werden kann. Der Fond ist ein tiefes Graublau, von dem sich etwas hellere Flöckchen in unregelmäßiger Anordnung abheben. Die drei Volants des Rockes, der vorn in der Mitte eine schmale Tresse als Verzierung hat, sind mit blau-schwarz durchwebter Silbertresse begrenzt. Blaugrauer Sammet hebt Kragen und Aermel des Jacketts. Der Hut, eine flache Bolerofasson, bekommt ein allerliebst kokettes Gepräge durch die „Sturmfeder", die kühn aus einer Menge schmaler hellerer und dunklerer Sammetbänder in blauer Schattierung hervorragt, die sie als Tuff an ihrem Beginn umschließen. Die Einfassung des Hutes besteht aus dem helleren Sammetband.

Tüllkleid mit Abendmantel.

Entzückend steht jungen Mädchen auf dem Ball oder als Brautjungfern und bei ähnlichen Gelegenheiten das apart wirkende weiße Tüllkleid. Der fein getupfte Valenciennetüll, über weißem Atlas verarbeitet, bekommt ein gewisses Gepräge der Kostbarkeit durch fünf übereinandergesetzte, verschieden breite weiße Atlasbänder. Auch hier zeigt sich bei der Garnierung der Taille wieder die durchgängig herrschende Vorliebe für den Bolero, für den dicke, weiße Spachtelspitzen gewählt sind, leicht verschleiert durch weiße Tüllwollen, wodurch der Effekt nur noch erhöht wird. Ein weißer Atlasgürtel umspannt die Taille. Für eine junge Frau ist dieselbe Toilette, nur mit farbigem Unterkleid und Bandschmuck, ebenfalls sehr geeignet, gleichwie in der Zusammenstellung von schwarzem Tüll mit weißem Aufputz. Einen sehr distinguierten Eindruck in seiner Einfachheit tut der Abendmantel aus olivfarbenem Tuch mit hellgrünem Taffetfeidenfutter hervor, der nicht nur des Nachts, sondern auch am Tage bei kühlem Wetter und im Wagen zu verwenden ist.

Empfangskleid mit Bolerojäckchen.

Hübsch und behaglich wirkt das Empfangskleid. Trotzdem es fast schmucklos ist und durchaus nicht beengend in der Machart, sieht es doch wohlthuend „angezogen" aus. An die glatte Vorderbahn des aus hellrubinfarbenem Tuch hergestellten Kostüms schließt sich ein breiter, angesteppter Serpentinvolant. Das lose Bolerojäckchen hat breit gezogenen Spiegelsammet in Shawlkragenform als einzigen Aufputz und wird durch einen großen Knopf aus imitierten Rubinen geschlossen. Der Gürtel ist ebenfalls aus Sammet und reicht niederformig hoch hinauf. Er umspannt eine sehr subtile Bluse aus weißen, silberbestickten Seidenstreifen und Spitzeneinsätzen, die als Puffen auch aus den weiten Aermeln des Bolero hervorquellen. Den einzig dunkeln Ton in dieser Farbensymphonie in „rubis" bringen die schmalen schwarzen Sammetbändchen hervor, die fünffach den Bund des Handgelenks umgeben und sich kokett durch die Spitzen am hohen Stehkragen hindurchwinden.

Elly P.-K.

Abendmantel. Robe aus seegrüner Cliberry-Seide.

Digitized by Google

Modeblumen des Winters

Von Max Hesdorffer.

Dem Leben vieler Blumenarten sind durch die Jahreszeiten feststehende Grenzen gezogen. Dem entsprechend unterscheidet man Frühlings-, Sommer-, Herbst und Winterblumen. Die Grenzen aber, welche die Natur dem Leben der oft nur zu vergänglichen Blumen gezogen hat, haben die Gärtner lange schon völlig zu verschieben verstanden. Von den Gartenblumen, deren Leben sich an ihren Kulturstätten, in unsern Gärten und Treibhäusern, auch heute noch innerhalb der ihnen von der Natur gesteckten Grenzen bewegt, kann man ruhig behaupten, daß sie uns anspruchsvolle Menschen, Ausnahmen natürlich abgerechnet, nicht sonderlich interessieren: denn allen jenen Blumenarten, speziell aus der Gruppe der Frühlings- und Sommerblumen, denen wir bevorzugte Beachtung schenken, begegnen wir auch im Herbst und Winter. Erinnert sei hier nur an das Veilchen, an die Nelke, an die duftende Reseda und nicht zum mindesten auch an die Rose. Sie alle sind längst Blumen der vier Jahreszeiten geworden, ohne daß wir uns über das Wie oder Wodurch den Kopf zerbrechen. Viele unserer beliebten Blumen versteht der Gärtner seinen Geschäftsinteressen dienstbar zu machen, indem er sie, meist nach entsprechender Vorkultur, einem Treibverfahren unterzieht, durch das diesen Gewächsen der Winterschlaf in oft recht erheblicher Weise gekürzt wird. Wo sich aber einzelne Blumenarten diesem Treibverfahren nicht zugänglich zeigten, hat man es verstanden, neue Sorten zu züchten, die sich willfähriger erweisen.

Das ist z. B. bei dem allgemein beliebten Vergißmeinnicht der Fall, das in den bekannten Gartensorten eine ausgesprochene Frühlingsblume blieb, aber in neu entstandenen Sorten, die meist zur Stammutter unser heimisches Sumpfvergißmeinnicht haben, auch als Sommer-, Herbst und Winterblüherin auftritt.

Eine andre Frühlingsblume, das Schneeglöckchen, hat stets allen Züchtungskünsten gespottet, es wollte absolut im Winter nicht erblühen. Da gelang es vor einigen Jahren einem in Cilicien sammelnden deutschen Gärtner, in dem dort heimischen Schneeglöckchen eine Art zu entdecken, die auf ganz natürliche Weise bei uns in den Monaten November und Dezember ihre Blüte zur Entfaltung bringt. Aber unsre Gärtner haben noch andre Auswege gefunden. Sie haben die Pflanzen, die sich ihren Winterschlaf nicht oder nicht genügend kürzen lassen wollten, oder die sonst nicht zu einer Zeit, die man ihnen vorschrieb, zum Blühen zu bringen waren, sich in der Weise dienstbar gemacht, daß sie sie vor Beginn der Vegetation in Eiskeller verbannten, wo sie notgedrungenerweise bis zur Stunde der Befreiung aus eisiger Umarmung weiter in der Winterruhe verharren müssen.

Dieses Eisverfahren bringt man gegenwärtig vorzugsweise bei unserm Maiglöckchen zur Anwendung, das ja schon seit langem zu den dankbarsten **Treibblumen des Winters gehört, aber die nicht erwünschte Eigentümlichkeit besitzt, bei frühem Treiben zu erblühen, ohne gleichzeitig auch Blätter zu entfalten. Alle die hübsch beblätterten Maiblumen, die wir vom Hochsommer ab bis zum Januar in den Schaufenstern der Blumenhandlungen erblicken, sind sogenannte Eismaiblumen, deren Keime in Kühlräumen künstlich zurückgehalten wurden. Sobald die Pflanzen aus der eisig kalten Luft in mäßig warme Glashäuser oder Zimmer gebracht werden, beginnt das so lange künstlich in ihnen zurückgehaltene Leben mächtig zu pulsieren,**

Digitized by Google

und schon nach wenigen Wochen erfreuen sie uns durch reichen Flor.

Mit großem Erfolg wird dieses Eisverfahren auch bei unsrer modernen Lilie angewendet. Die edle Gartenlilie, das Sinnbild der Reinheit und Unschuld, ist heute, wo die Blumenmode die Riesenblüte so sehr bevorzugt, eine der beliebtesten Winterblüten. Früher kannte man sie lediglich als Blüte des Vorsommers, nur eine besonders frühe Art, die trompetenförmige Osterlilie, auch als Frühlingsblume, zu der sie allerdings im Treibhause erzogen werden mußte. Die Heimat unsrer schönen Gartenlilien ist bekanntlich Asien; speziell in Japan wird die schönste Art gefunden, aber auch im Himalajagebiet, auf Formosa und in China giebt es wundervolle Arten. Als Winterblumen werden bei uns nur zwei Arten gezogen: die „Goldbandlilie“ und die „prächtige Lilie“.

Die Blüte der Goldbandlilie gehört zu den größten Blumen der Erde. Diese Art kam 1860 zum erstenmal nach Amerika, zwei Jahre danach nach Europa. Seitdem werden ihre enorm großen Zwiebeln jährlich zu Hunderttausenden aus dem Mutterlande importiert, da sie bei uns nur von geringer Lebensdauer sind. Die starke Zwiebel entwickelt auf kräftigem, hohem Schaft eine stattliche Blütenpyramide, die bis dreißig und mehr der hübschen, wohlduftenden, flachgeöffneten Blumen trägt. Diese zeigen eine weiße Grundfarbe, jedes Blumenblatt trägt einen goldigen Mittelstreifen, dem die Blume ihren Namen verdankt, und zu beiden Seiten dieser streifenartigen Zeichnung gelbgrüne Tupfen. Von dieser Lilie giebt es eine große Anzahl mehr oder weniger geschätzter Varietäten. Die „prächtige Lilie“ (Lilium speciosum), in den Gärten aber meist fälschlich lancifolium genannt, stammt gleichfalls aus Japan und gehört dort zu den Lieblingsblumen, die man, gleich andern Blumenarten, in vielen Varietäten gezüchtet hat. Bei uns wird aber neben der rosenfarbig blühenden Stammart nur noch eine weißblühende Form besonders geschätzt. Die prächtige Lilie ist lange bekannt, denn sie blühte schon 1832 zum erstenmal in Europa, im botanischen Garten zu Genf. In der modernen Bindekunst und auch als Zimmerblume läßt sich die kleinere prächtige Lilie entschieden besser als die riesige Goldbandlilie verwenden; sie erblüht auch leichter im Winter, und deshalb ist sie vorherrschend in den Blumenhandlungen zu finden.

Unter unsern Winterblumen spielen überhaupt zahlreiche Blüten eine gewichtige Rolle, deren natürlicher Flor in eine ganz andre Jahreszeit fällt. Wie aber bekanntlich der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, so gelten auch diese Blumen nichts oder nur wenig in der Zeit, zu der sie ohne unser Dazuthun zu erblühen pflegen. Erst wenn sie im Freien schon verblüht sind, erst wenn sie rar werden, oder wenn man sie bereits lange entbehrt hat, beginnt man sie zu schätzen, ähnlich wie man große Männer erst zu würdigen pflegt, wenn sie nicht mehr unter den Lebenden weilen.

Zu den Modeblumen, die nur außerhalb der ihnen von der Natur vorgeschriebenen Blütezeit gesucht sind, gehört unser allbekannter Gartenflieder. Im Frühling blühen Tausende von Sträuchern in unsern Gärten, ohne besonders beachtet zu werden. Erst im Herbst sehnt man sich nach ihnen. Dann muß der Gärtner all seine Kunst zusammennehmen, um die im Winter an und für sich leicht treibbaren Sträucher zum Blühen zu bringen. Im Frühtreiben des Flieders waren die Pariser Gärtner jahrzehntelang Meister. Eine raffinierte Vorkultur setzte sie in den Stand, schon im Oktober und November den schönsten Flor zu erzielen, und trotzdem die so gezüchteten Blüten recht hinfällig waren, bildeten sie doch einen wichtigen Handelsartikel, mit dem auch der deutsche Blumenmarkt lange versorgt wurde. Der erste deutsche Treibflieder erschien selten vor Weihnachten. Erst in neuester Zeit ist es dem Professor W. Johannsen in Kopenhagen gelungen, eine Methode zu finden, die den Flieder schon im September und Oktober ganz der Willkür des Gärtners ausliefert. Der im Freien ausgegrabene oder auch in Töpfen gezogene Flieder wird, mit Blütenknospen bedeckt, die bekanntlich bei unsern meisten Blütensträuchern schon im Herbst vorgebildet sind, in einen luftdicht abschließbaren Raum gebracht und hier Aetherdämpfen ausgesetzt. Dies Verfahren erfordert wegen der Feuergefährlichkeit des Aethers große Vorsicht.

Die Aetherdämpfe betäuben den Flieder, was seine sofortige Treibbarkeit zur Folge hat. Nach 48 Stunden kommen die Pflanzen aus dem Aetherraum in das warme Treibhaus und lassen sich hier mühelos zum Blühen bringen. Diese Betäubung, die ein würdiges Gegenstück zur Eisbehandlung bildet, wird jetzt auch von deutschen Gärtnern vielfach angewendet, und es ist dieser Methode zu danken, daß wir in diesem Jahre schon in den ersten Oktobertagen die schönsten Fliedertrauben in den Blumenhandlungen zu sehen bekamen. Neuerdings hat Professor Johannsen Betäubungsversuche mit Chloroform gemacht, die sich gleich wirksam erwiesen. Chloroform wirkt vier- bis fünfmal so stark als Aether, wenn die Dosen nach Gewicht berechnet werden, und dem Aether gegenüber hat es den Vorzug, nicht feuergefährlich zu sein. Der getriebene Winterflieder zeichnet sich durch besondere Zartfarbigkeit aus. Die von Natur aus weißblühenden Sorten lassen sich nicht treiben, aber die Lilafarbe wird, wenn die Pflanzen sehr früh oder im Dunkeln getrieben sind, weiß. Langsam und hell getrieben, behält der Flieder seine natürliche Farbe, wenn auch nicht mit dem Schmelz, den wir bei ihm im Freien bewundern können. Neben den einfachen giebt es auch gefüllte Sorten; ob sie schöner sind, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls aber sind sie interessant. Wir verdanken ihre Züchtung dem Franzosen Lemoine in Nancy, der unsre Gärten mit vielen neuen Pflanzen bereichert hat.

Während Maiblume und Flieder in den letzten Jahren nur in Bezug auf ihre Blütezeit durch die Mode beeinflußt wurden, sind andre Blumen durch sie völlig verdrängt worden. Ein typisches Beispiel für die wechselnde Laune der Blumenmode bietet die Kamelie. Noch vor zwanzig Jahren war sie ein bevorzugter Liebling der Damenwelt. Sind auch ihre Blüten duftlos und deshalb kalt, so zeichnen sie sich doch durch edle Formen, schöne Füllung, überaus zarte Farbe und große Haltbarkeit aus. Speziell als Haarschmuck war die Kamelie vor fünfzehn bis zwanzig Jahren noch außerordentlich beliebt, denn sie überstand in der schwülen Atmosphäre des Ballsaales die Strapazen der langen Nächte oft besser als ihre schöne Trägerin. Heute ist die Kamelie, die übrigens zu den nächsten Verwandten des Theestrauches gehört und ein prachtvolles immergrünes Laub hat, fast ganz vom

Digitized by Google

Blumenmarkt verschwunden, während sich andre Blumen länger in Gunst zu behaupten verstanden. Solche scheinbar außerhalb der Mode stehenden Pflanzen sind Rose, Veilchen und Nelke. Aber sie stehen, wie gesagt, nur scheinbar außerhalb der Mode, in Wahrheit werden sie wesentlich durch sie beeinflußt.

Veilchen und Nelke sind stetig größer geworden, weil man für das Zierliche kein rechtes Verständnis mehr hat. Die modernen Veilchenzüchtungen, die französische Sorte „Princesse de Galles“ und die ihr sehr nahestehende deutsche Züchtung „Kaiser Wilhelm II.“, haben Blüten, die infolge ihrer Größe schon an Stiefmütterchen erinnern und groß genug sind, um ein Thalerstück zu bedecken. Ebenso sind unsre Winternelken immer größer geworden, die größte und beliebteste Sorte ist heute die Riesennelke von Nizza.

Auch von den Rosen werden ganz besondere Züchtungen bevorzugt und kommen deshalb hauptsächlich als Winterblumen in Betracht. Die schöne „Kaiserin Auguste Viktoria“, „Madame Caroline Testout“ und „La France“ sind zurzeit auf den deutschen Blumenmärkten die beliebtesten Sorten, die zu Tausenden in Glashäusern gezogen werden.

Die Vorliebe für die schönen indischen Chrysanthemen, die fast zwei Jahrzehnte lang zu den geschätztesten Winterblumen gehörten, ist scheinbar etwas in Abnahme begriffen. Durch viele Jahre hindurch wurden dieser Blume zu Ehren in Deutschland, Frankreich, England und namentlich auch in Amerika in allen großen Städten Spezialausstellungen veranstaltet. Auf vielen dieser Ausstellungen herrschten strengste Grundsätze, die jeder andern Blütenart den Zutritt verwehrten. Von solchen Spezialausstellungen hört man jetzt weniger; in Deutschland fanden im November d. J. nur zwei größere statt, in Hamburg und Köln, und es ist bezeichnend, daß sie ihre Thore auch andern Winterblumen öffneten. Immerhin muß auch heute noch mit Chrysanthemen als Modeblumen gerechnet werden, zumal die Züchter noch ständig an ihrer Vervollkommnung arbeiten und immer herrlichere Sorten erzielen.

Eine der bevorzugtesten Riesenblüten des Winters ist zurzeit die Amaryllis. Sie ist ein Zwiebelgewächs, das man, um die Pracht der Blüte auszudrücken, nach der schönen gleichnamigen mythischen Hirtin benannt hat. Die Sorten, die jetzt im Winter so große Bevorzugung genießen, gehören eigentlich der Gattung Hippeastrum, d. h. Rittersternen, an. Die Stammart dieser Sorten ist in Südamerika heimisch, hat trichterförmige Blüten, die in der Form an die oben erwähnte Osterlilie erinnern, und in der Farbe bildet sie dazu einen wirkungsvollen Kontrast, da sie fast durchweg eine rote Grundfarbe hat, oft unterbrochen von streifenförmiger, weißlicher Zeichnung. Die geschätztesten und modernsten Sorten zeichnen sich durch ganz enorme Blumen aus, die nicht selten einen Durchmesser von 18 bis 20 Centimetern haben. Die Blütenfarbe wechselt vom hellen Rot bis zum tiefen Purpur. Man bemüht sich auch, die ursprüngliche Grundfarbe zu verdrängen und rein weiß blühende Sorten zu züchten, ein Versuch, der schon hin und wieder von Erfolg gekrönt wurde, doch sind die weißen Sorten noch äußerst selten. Sie werden in England, wo man die Vervollkommnung dieser Blumenart zuerst erfolgreich in die Hand nahm, förmlich mit Gold aufgewogen, trotzdem eigentlich an weißen Winterblumen kein Mangel herrscht.

Eine ganz eigenartige Gruppe unsrer modernen Winterblüher gehört, mit dem kritischen Auge des Botanikers betrachtet, zu den ganz unscheinbaren Blühern, während der Laie in ihnen stattliche Riesenblumen zu sehen glaubt, weil er das für Blüten hält, was in Wirklichkeit sogenannte Hüllblätter oder Brakteen sind. Eine typische, hierher gehörige Pflanze ist die allbekannte Calla, die in einer Art, der bescheidenen Sumpfcalla, bei uns heimisch ist und von der andre Arten über die ganze Erde verbreitet sind. Nahe Verwandte, aber andern Gattungen angehörige Vertreter der Calla haben leuchtend rote oder rosenfarbige Blüten; in den Mittelmeerländern sind die Calla düster olivenfarben, braun, purpur und selbst schwarz, während sie sich im dunkelsten Erdteil, in Afrika, meist durch weiße Farbe auszeichnen. Wunderbare Arten sind in Südafrika heimisch. In Natal wachsen Riesenarten, im Kapland Zwerge und im Zululand Arten mit silberschimmernden Blättern. Interessant sind rosenfarbene und gelbblühende Arten aus Südafrika, die erst in den letzten Jahren bei uns eingeführt wurden. Weitere Einführungen bemerkenswerter Arten hat nur der Ausbruch des unseligen, zurzeit in Südafrika wütenden Krieges verhindert. Denn nach den Mitteilungen, die mir ein in Natal ansässiger Pflanzenfreund machte, sind dort noch prächtige, in Europa unbekannte Arten zu finden. Die zwei weißen, tütenförmigen Blüten in unsrer Titelvignette gehören der Calla an.

Aber die weiße, tütenförmige Blüte ist in Wirklichkeit nur das Hüllblatt, das die eigentliche Blüte anfänglich umschließt, um sich später, wie auf dem Bilde dargestellt, tütenförmig auseinanderzulegen. Im Innern des Blattes befindet sich der Blütenkolben, der mit zahlreichen unscheinbaren Blumen bedeckt ist. Die Calla ist von Natur eine Sommerblüherin. Durch Kreuzung verschiedener Arten sind aber hübsche, im Winter blühende Sorten gezüchtet worden. Bei der größten Sorte zeigt die Blütentüte einen Durchmesser von 35 Centimetern, während die pfeilförmigen Blätter bei ihr fast meterlang werden. Andre Sorten sind wieder kleinblumiger, dafür aber sehr reich blühend. Hiervon ist besonders die „Perle von Stuttgart“ erwähnenswert. Eine andre, mehr durch ihre Brakteen als durch ihre Blüten selbst wirkende Blume ist auch der sogenannte Weihnachtsstern, die sternförmige untere Blume unsrer Titelvignette.

Es ist eine Pflanze aus der Familie der Wolfsmilchgewächse, deren Blütezeit in den Dezember fällt. Die eigentlichen Blüten sind die auf unserm Bilde deutlich sichtbaren, knopfförmigen Gebilde von gelbgrüner Farbe, die keinerlei Zierwert haben. Aber um diese Knöpfe ordnen sich sternförmige, leuchtend rot gefärbte, stattliche Hochblätter, die der Pflanze einen hohen Schmuckwert als Blütengewächs verleihen.

Eine dritte, lediglich durch ihre Hüllblätter wirkende Modeblume ist die Bougainvillea, ein Schlingstrauch, den man in Italien häufig an Landhäusern sieht, die er mit üppigem Grün und leuchtenden Blumen umgiebt. An den dornigen, grün beblätterten Trieben entwickeln sich aus den Blattachseln die röhrenförmigen, unscheinbar gelb-

Digitized by Google

grün gefärbten Blüten. Vor zwei Jahren tauchte in den deutschen Großstädten eine im Frühling blühende hübsche neue Sorte der Bongainvillea auf, und die Pflanzen wurden enorm hoch bezahlt. In diesem Jahre erschien sie zum erstenmal als Winterblume, da man herausgefunden hat, daß sie ebenso wie im Süden auch bei uns zur Winterszeit reich erblüht, wenn auch die Hüllblätter nicht ganz den Farbenschmelz der im Freien erblühenden Pflanzen zeigen.

Im Zeichen der Gans.

Im November tritt die Küche in das Zeichen der Gans, und Martinstag und Martinsgans gehören bereits seit Jahrhunderten zusammen. Ludwig Uhland hat in seinen „Volksliedern" den Vers aufgezeichnet:

„Was haben doch die Gänse gethan,
Daß so viele müssen 's Leben lan?
Die Gans mit ihrem Tadern
Sankt Martin hat verraten,
Darumb thut man sie braten!"

Es soll nicht weiter auf die frommen Legenden eingegangen werden, welche die Retterinnen des Kapitols in Verbindung mit dem heiligen Martinus bringen, zumal nach einer wahrscheinlicheren Lesart das Schlachten dieser Bratvögel um Martini vielmehr als ein Rest altgermanischer Opferbräuche anzusehen sein dürfte. Jedenfalls ist zu jener Zeit die dann etwa sechs Monate zählende Gans am schmackhaftesten, und deswegen heißt es:

„Ein Narr, wer im Novembermond
Das Lebenslicht der Gans verschont."

Als Weihnachts- und Neujahrsbraten ist sie in der bürgerlichen Küche noch ebenso beliebt wie als Martinsgans. Dann freilich geht es mit ihrem Wohlgeschmack zu Ende, und die Epoche des Gänsebratens schließt, bis das Pfingstfest etwa uns wiederum die ersten jungen Gänse als „Saison-Delikatessen" bringt. Während jenes Zeitraumes aber sieht man immerzu und überall die sauber gerupften Körper, die schlanken Hälse und die gelben Füße unsers Vogels in den Auslagen der Geflügelhändler und in den Markthallen. Riesige

Die Weihnachtsgans.

Mengen werden alljährlich verzehrt; nach Berlin allein, wo übrigens die ersten jungen Gänse Hamburger Zucht schon im Februar in den Delikatessen- und Geflügelhandlungen auftauchen, kommen in einem Jahre nahezu eine Million Gänse, und in Warschau besteht ein Gänsemarkt, der gewöhnlich nur von Mitte September bis zu den ersten Tagen des November währt und über den in dieser Zeit etwa drei Millionen gehen.

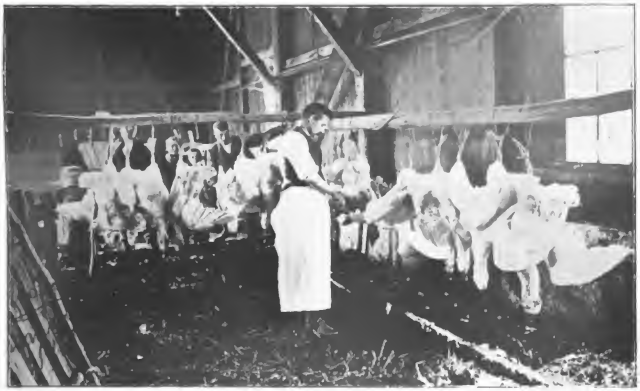
Im Norden wie im Süden sind diese nützlichen Vögel gleich beliebt; sie spielen vielfach, wie z. B. in Pommern und im Elsaß, auf dem Lande und in den kleinen Städten eine große Rolle, wodurch das dortige Leben und Treiben in manchen Teilen eine ganz eigenartige Physiognomie erhält. Es sind dabei drei Perioden zu unterscheiden: zunächst die Aufzucht der Gössel oder Gänseküchlein, die dann von den kleinen Züchtern meist lebend an die Händler und Spekulanten verkauft werden. Die zweite Periode ist die Zeit der Mast, die dritte die Schlacht- und Verwertungsperiode. Zu einem sehr bedeutenden Industriezweige hat sich die Gänsemästerei und Gänseschlächterei entwickelt, die ihren Ursprung sehr weit zurück verfolgen kann, da schon die alten Römer auf ihren Meierhöfen eigne Gänsehäuser hatten. Die leckersten Gänse bezogen die römischen Feinschmecker aus dem Norden: wie uns Plinius überliefert hat, wurden während der Kaiserzeit alljährlich gewaltige Gänseherden aus Germanien und Gallien über die Alpen nach dem Süden getrieben. Diesen guten Ruf hat sich die deutsche Gänsezucht bis heute zu erhalten gewußt.

Unsre Abbildungen führen uns eine große holsteinische Gänsezüchterei vor, wohin die jungen Tiere kommen, um durch zweckentsprechende Fütterung gemästet und schließlich geschlachtet und versandt zu werden. Der Besitzer kauft im August jeden Jahres die jungen, sogenannten Stoppelgänse auf, besonders in Ost- und Westpreußen, Pommern und Mecklenburg, so daß bis Mitte Oktober gegen 25 000 Stück dort vereinigt sind. Schon auf sehr weite Entfernung hin ist das Geschrei und Geschnatter der Tiere vernehmbar, und kommt man in die Nähe, so kann man sein eignes Wort kaum verstehen.

Hinter dem stattlichen Hauptgebäude erstreckt sich die eigentliche Mästerei, rings durch einen Bretterzaun abgeschlossen. Auf beiden Seiten der sich der Länge nach hindurchziehenden Wege für das mit der Pflege der Tiere beauftragte Personal liegen die Verschläge aus Latten, die durch runde Querbalken verbunden sind; jeder Verschlag umfaßt eine bestimmte Anzahl Gänse.

Im allgemeinen unterscheidet man Futter- und Nudel- oder Stopfgänse. Es ist zu beachten, daß hier nur die erstere Art gezüchtet wird, also keine Fettmästung durch Nudeln oder Stopfen stattfindet, wobei die Tiere fast an jeglicher Bewegung gehindert werden, während man durch gewaltsames Einführen von Kohle-

Digitized by Google



Die Schlächterei.

hydraten und fettreichen Stoffen möglichst starke und große Lebern und möglichst viel Fettansatz zu erzielen sucht. Es ist das immer etwas Unnatürliches und Krankhaftes und zugleich eine Tierquälerei, zumal wenn man die Gänse dabei in ganz enge Lattenverschläge sperrt oder sie in grobe Leinwand einnäht, wobei nur Kopf, Hals und das Hinterteil frei bleiben. Noch grausamer ist es, die zu mästenden Vögel in einen irdenen Topf zu zwängen, den das zunehmende Fett endlich zum Zerspringen bringt. Als Bratgänse sind die Futtergänse entschieden vorzuziehen, da bei ihnen das Fett geruchlos ist und das saftige, zarte Fleisch einen angenehmen Geschmack hat, was bei der Stopfgans nicht der Fall ist.

Es ist ein sehr zeitraubendes Geschäft, die vielen Tausende von Gänsen in einer solchen großen Mastanstalt auf die genau vorgeschriebene Weise mit Futter zu versehen. Zu der hier beschriebenen Anstalt besteht das eigentliche Mastfutter aus Hafer, Mais, Gerste und Erbsen; die verschiedenen Bestandteile werden gehörig gemengt und in kaltem,

Das Kupfen der Gänse.

Digitized by Google

gequollenem Zustande verabfolgt. Auch frisches, reines Wasser muß mehrere Male täglich gegeben werden. Anderwärts verwendet man für die Mast nur ein Gemisch von Hafer und geschnittenen roten Mohrrüben; überhaupt verfährt man in fast jeder Mästerei nach eigner Methode. Große

Hauptgebäude der Gänsemästerei in Gross-Barnitz (Holstein).

Unterschiede läßt das Gewicht der fertig gemästeten Tiere gewahren, wobei wohl am meisten ihre Herkunft mitspricht. So wird beispielsweise eine west- oder ostpreußische Gans bei der sorgfältigsten Pflege durchweg nicht schwerer als 5½ Kilogramm, während solche aus Pommern oder Mecklenburg gewöhnlich ein Gewicht von 7½ bis 8 Kilogramm erreichen.

Beim Schlachten kommen die zuerst eingetroffenen, also am längsten gemästeten Gänse zuerst an die Reihe, und so wird diese Arbeit bis Neujahr fortgesetzt. Im Schlachthaus hängen die Opfer menschlicher Feinschmeckerei mit den Köpfen nach unten nebeneinander an langen Rundhölzern, an denen die Füße mittels Draht befestigt sind. Nachdem die Tiere getötet sind, müssen aber noch viele fleißige Hände zusammenwirken, bevor die Gänse zum Versand fertig sind. Zunächst erfolgt das Rupfen, da rationelle Züchter von dem vielfach noch üblichen Rupfen der lebenden Tiere längst abgekommen sind, weil es keinen Nutzen, sondern nur Schaden bringt. Es wirkt nämlich, abgesehen davon, daß es den Vögeln Schmerz bereitet, störend auf ihre Ernährung ein. Zudem braucht die Gans nach dem Rupfen auch mehr Futter, um die Federn wieder zu ersetzen, ohne daß dieses Futter dem Fleisch- und Fettansatz zu gute kommt. Das Rupfen der geschlachteten Gänse besorgen nebeneinandersitzende Frauen, welche die Federn und die Daunen in große Körbe werfen.

Hierauf folgt das sorgfältige Absengen der Gänse, die zu diesem Behufe über eine Spiritusflamme gehalten und entsprechend hin und her gedreht werden. Im Hintergrunde der Abbildung blicken wir in den Waschraum, wo die Körper der Tiere nun sauber abgewaschen werden, so daß sie sich dem prüfenden Betrachter in einem durchaus appetitlichen Zustande darstellen. Den Schluß bildet das Abwiegen der Gänse und das Verpacken in Körbe zum Versand, wobei jedes fertiggestellte Stück gebucht wird.

Auf ähnliche Art erfolgt das Mästen und das Schlachten der Gänse in allen solchen Anstalten, denen es nie an Nachfrage fehlt. Freilich wollen manche die Gans nur als Braten der „bürgerlichen Küche“ gelten lassen, der von den feinen Tafeln, wo allein die Gansleberpastete Zulaß finden könne, auszuschließen sei. Es giebt allerdings zahlreiche Geflügelarten von feinerem Geschmack; trotzdem ist es aber eine gute Sache um eine recht schön knusperig gebratene Gans, und durchaus zutreffend erklärt der alte Gastronom K. F. v. Rumohr in seinem „Geist der Kochkunst“: „Sie ist eine pikante Brünette, mit der man — namentlich bei Abwesenheit der imposanten Blondine, des Masthuhns — sehr gerne fürlieb nimmt.“ e. m.

Das Absengen, im Hintergrund die Wascherei.

Die kunstgewerbliche Krankheit.

Ich bin weder bildender Künstler noch Kunstgewerbemensch. Ich verstehe vom Kunstgewerbe oder vom Kunsthandwerk nur so viel, vielleicht sogar noch etwas weniger als die meisten Menschen meiner Lebenshaltung und meiner Bildungsstufe. Ich glaube ungefähr zu wissen, was schön und was häßlich, was geschmackvoll und was abgeschmackt ist, und bilde mir allenfalls noch ein, das nicht nur trieb-

Digitized by Google

Zu dem Artikel: „Im Zeichen der Gans“: Die Wasserei.

Digitized by Google

mäßig zu fühlen, sondern mir auch halbwegs Rechenschaft von den Gründen meiner Empfindungen zu geben. Das Buch von Henry van de Velde: „Die Renaissance im modernen Kunstgewerbe“, das vor kurzem in Berlin erschien, ist doch wohl nicht bloß für Künstler und Kunstgewerbler, sondern auch für mich, den Laien, geschrieben. Es predigt den Laien Besserung ihrer nach Herrn van de Velde ganz stumpfsinnigen Anschauungen von dem, was uns in künstlerischen Dingen not thut, und darum darf jeder gebildete Laie mit einigem Kunstverständnis — mit Verlaub, Herr van de Velde! — ruhig sagen, was diese merkwürdige Fanfare der auf die Spitze getriebenen kunstgewerblichen Weltanschauung auf ihn für einen Eindruck Gemälde. Und nun wird mit einer wahrhaft prophetischen Wichtigthuerei von dem alleinseligmachenden Ornament gesprochen, als handle es sich um die ewigen und höchsten Güter des Lebens, in einer geschwollenen Sprache, wie sie etwa ein großer Seelenumgestalter der Menschheit, ein neuer Johannes der Täufer führen würde, um die in Sünden versunkene Menschheit aus ihrem Pfuhl emporzurufen. Auf jeder Seite ist von „Schlachten“ und „Kämpfen“, von „Feldzügen“ und „Schlachtfeldern“ die Rede, und nicht jeder Leser hat den guten Humor, sich gegenüber diesem Bombast gemütlich zu erinnern, daß es sich bei solcher Cäsar- und Napoleon-Sprache um nichts andres handelt als um Bandwurmornament, Lilienornament, Spitzbogen- oder Hellasornament.

Zu dem Artikel: „Im Zeichen der Gans“: Das Verpacken.

gemacht hat. Das Buch enthält ein vollständiges Bild der kunstgewerblichen Krankheit, die uns seit bald einem Menschenalter mit immer noch wachsender Kraft überfallen hat; ich meine damit die auf die Länge wirklich nicht mehr zu ertragende Uebertreibung: das Kunstgewerbe ist der Mittelpunkt und das Ziel des ganzen Kulturlebens; die Hauptsache für den sich entwickelnden modernen Kulturmenschen sind die Formen, in denen er Holz und Eisen, Papier und Wolle und was sonst für Stoffe in seiner häuslichen Umgebung wählt: —

Höchstes Glück der Menschenkinder
Ist und bleibt der Möbelstil!

Dies ist in zwei kurzen Versen frei nach Goethe ungefähr der Inhalt des van de Veldeschen Buches. Die Kunst selbst, das einzelne Kunstwerk, die Statue, das Gemälde sind nichts, — das Ornament ist alles, und alles soll Ornament sein, auch die Statue und das

Hat man aber einmal den wahren Gegenstand und das höchste Ziel dieser Kämpfe, Schlachten, Feldzüge und Schlachtfelder, von denen der Prophet des Kunstgewerbes spricht, sich unverrückbar klar gemacht, so gewährt das Lesen in diesem Buche ein großes Vergnügen und ist die Quelle wohlthuender Heiterkeit. Da heißt es z. B.: „Der Art nouveau erschien als der erste auf dem Platze, und die Lage des Schlachtfeldes war unvorteilhaft für sie (?), da ihre Truppen schlecht vorbereitet waren und des Zusammenhangs ermangelten.“ — ganz als ob etwa von den Kämpfen der Buren die Rede wäre. Und um was handelt es sich: „Ich erfand damals auf einmal alle Möbel für drei Zimmer ganz verschiedenen Charakters einschließlich der Tapeten und der Glasscheiben. Diesen Möbeln sollte ein wahrhaft ruhmreiches Schicksal beschieden sein, das sie, nachdem sie den Erfolg des Unternehmens des

Digitized by Google

Herrn Bing gesichert hatten, nach Deutschland begleitete." Es ist sehr beruhigend, daß es sich doch nicht um drei zu erobernde Weltreiche, sondern nur um drei Zimmer mit Möbeln einschließlich der Tapeten und Glasscheiben handelt. — „Von Paris gingen meine Werke nach Deutschland, um auch dort zu kämpfen und die Fahne der neuen Kunst aufzupflanzen, — aber in Wirklichkeit kämpften sie dort einen besseren Kampf von großer und, wie ich glaube, geschichtlicher Tragweite. — Der Hergang verdient erzählt zu werden, ist es doch die zweite Schlacht, die von Dresden im Jahre 1897." — Beim ersten Lesen dieses Satzes hatte ich wahrhaftig gedacht, van de Velde meinte die zweite Schlacht bei Dresden im Gegensatz oder als Ergänzung zu jener ersten napoleonischen Schlacht, die auch bei Dresden geschlagen wurde, die sich aber natürlich an Bedeutung mit der Dresdener Schlacht von 1897 unter van de Veldes Oberbefehl nicht vergleichen läßt. Ich finde dies alles ungeheuer spaßhaft, gebe aber zu, daß andre Temperamente es bitter ernst nehmen mögen, und bitte nur, mich für meine abweichende Stimmung nicht zu steinigen.

Schon vor Jahren, bevor noch von Herrn van de Velde die Rede war, schrieb ich in meiner Englischen Litteraturgeschichte über seinen Vorgänger Morris und die durch ihn angeregte Bewegung, der ich im übrigen anerkennende Gerechtigkeit widerfahren ließ: „Diese Richtung hat es beinahe dahin gebracht, daß die Tapeten, die Fensterscheiben, die Gehänge und die Geräte zur Hauptsache im Hause wurden, wichtiger als die Menschen, die darin leben sollten." Das ist es, und dadurch wird diese kunstgewerbliche Krankheit geheilt werden, hoffentlich bald. Es ist ja kein Wort davon wahr, daß in einem unverbildeten Menschen dieser krankhafte Trang schlummert, um jeden Preis alles Gerät und Zubehör in seiner Umgebung, etwa bis zum Federhalter, mit dem man schreibt, bis zum Blatt Papier, auf dem man schreibt, nach den ewigen Gesetzen der Kunst gestaltet zu sehen. Es ist nicht wahr, daß der Mensch nichts Höheres und Besseres auf Erden zu thun hat, als vom Morgen bis tief in die Nacht darüber nachzudenken, womit er die Wände des Zimmers bekleiden soll, in dem er lebt. Leben heißt doch nicht bloß mit Holz, Eisen, Papier und Wolle leben. Man sehe sich die leidlich erhaltenen Wohnräume der großen Menschen des 18. Jahrhunderts an, man denke an die uns ja allen bekannten Wohnräume Goethes und Schillers, an ihren Hausrat und ihre Tapeten, und mag auch Herrn van de Velde und den übrigen erhitzten oder erhitzt thuenden, auf Schlachtfeldern kämpfenden Kunstgewerblern ein Schauer über den Leib laufen, wenn sie an die Dürftigkeit und Geschmacklosigkeit der Wohnungseinrichtungen im 18. Jahrhundert denken, — wir gesunden Menschen wollen uns doch stets erinnern, daß an jenen elenden, ja ruppigen Tischen, gegenüber den erbärmlichsten Tapeten, hinter Fenstergehängen aus mißfarbigem Kattun die Wahlverwandtschaften und der Wallenstein geschrieben wurden. Von dem Menschen, der inmitten all der van de Veldeschen Herrlichkeit doch sozusagen leben soll, von seinen übrigen Obliegenheiten im Leben, von seinem geistigen Thun ist keine Rede; die Hauptsache bleibt, daß der Mensch an einem van de Velde-Bingschen Schreibtisch sitzt, seinen hochästhetischen Schreibstilus in ein Tintenfaß nach Modellen von Bigot oder Massier oder Telaherche stippt und auf einem forgsam zu den Tapeten, zum Schreibtisch und zur Farbe der natürlich auch möglichst malerischen Gewänder abgestimmten Papier schreibt. Was schreibt? Darauf kommt es nicht an, wenn nur alles übrige so ästhetisch, so ornamental, kurz so kunstgewerblich wie möglich ist. Uebrigens wird auch unsre Schrift selbst sich den van de Veldeschen Kunstgesetzen anpassen müssen. Man lese folgenden Hymnus auf die alleinseligmachende Ornamentendekoration, bleibe seiner Sinne Meister und namentlich seines Ernstes Herr: „Die meisten Menschen bilden sich ein, gelebt zu haben, während sie in Wahrheit jeden Augenblick mit vollen Händen dem Tode opfern. Sie halten für Leben, was Tod ist, und vermeinen, besser zu leben, wenn sie freiwillig auf etwas verzichten, das einen wesentlichen Bestandteil des Lebens bildet. Sie beschränken sich auf das Allernotwendigste. Sie weisen den Vorteil eines verfeinerten Dekors zurück (fürchterlich!) und sehen geringschätzig herab auf die stille Hilfe, die sie aus solchen Dingen in ihrer Umgebung gewinnen würden. Man kann am Ende leben, ohne sein Haus in diesem Sinne zu schmücken, aber wer so lebt, giebt den besten Teil seines Lebens preis, und er ist verantwortlich für das heilige Pfand, das einem jeden von uns anvertraut ist, um damit zu wuchern. Ein Leben ohne Schmuck ist ebensowenig wahres Leben wie das in den Klöstern, wo Männer und Frauen in steter Negation ihrer natürlichen Bestimmung dahinleben. Es liegt hierin eine Verwirrung des sittlichen Gefühls, die sich nur notdürftig hinter dem Namen eines sittlichen Ideals verbirgt."

So erfahre ich denn endlich, daß, wer sich mit einfachen, herkömmlichen, bequemen Möbeln, mit gleichgültigen, nur nicht geschmacklosen Tapeten und mit ganz gemeinen, durchsichtigen, wasserhellen Fensterscheiben begnügt, „jeden Augenblick mit vollen Händen dem Tode opfert", ja daß hierin „eine Verwirrung des sittlichen Gefühls" liegt. Ist dies zum Lachen oder ist es nicht zum Lachen? Und da sagt man noch, unsre Zeit sei so grimmig ernst und erzeuge keine rechtschaffenen Narren mehr.

Eine ganz einfache Betrachtung zum Schluß. England hat also durch den von van de Velde in den Himmel gehobenen Morris vor zwanzig Jahren und mehr die große ästhetische Bewegung begonnen, und eine Zeitlang ist es in gewissen verschnörkelten Kreisen, immer unter der Führung nichtsthuerischer Frauen, ungefähr so zugegangen, wie van de Velde es für den Gipfel der Sittlichkeit hält: Mittelpunkt alles geistigen Lebens jener Kreise bildete die Beschäftigung mit dem „verfeinerten Dekor". Ich frage: wäre es nicht für England, ja für die Kulturwelt unendlich wertvoller gewesen, man wäre drüben bei dem augeblichen Ungeschmack des Dekors, bei den alten Möbeln, Tapeten und Fensterscheiben geblieben, hätte sich um Herrn William Morris keinen Pfifferling gekümmert, hätte aber inmitten geschmackloserer Zimmereinrichtungen bei gröberem „Dekor" einen einzigen großen Roman, ein einziges gutes Drama, einen einzigen Band großer Lyrik hervorgebracht? Herr van de Velde und seine Bewunderer werden natürlich sagen: nein! — So steht vor wie nach diesem neuesten Buche des Großmeisters der Möbelferei der Streit.

Eduard Engel.

Digitized by Google

Litteratur.

Ein neues Werk von Ossip Schubin darf immer auf volle Teilnahme in den weitesten Leserkreisen rechnen, und so wird auch ihre Erzählung „Marosa", die Engelhorns Verlag zu Stuttgart in vornehmer Ausstattung darbietet, ein großes und dankbares Publikum finden. Bald sind zwanzig Jahre verflossen, daß die Dichterin ihren ersten Roman veröffentlichte, der sie sofort in die vordere Reihe der deutschen Schriftstellerinnen rückte, zahlreiche weitere Werke rasch sie nachfolgen, aber ungeschwächt erscheint heute ihre Erfindungs- und Darstellungsgabe. In ihrem neuesten Buche bewegt sie sich wieder auf ihrem heimatlichen Boden, mit dem sie so innig vertraut ist, in dem die Wurzeln ihrer Kraft ruhen, aber diesmal ist es nicht die vornehme österreichische Gesellschaft, in die wir geführt werden, sondern vor unsern Augen entwickeln sich packende Scenen aus dem böhmischen Landleben. Die Heldin ist eine arme Waise, die hart herumgestoßen wird und, fast noch ein Kind, einem Buchleben zum Opfer fällt. Ohne Bewußtsein davon, welche Schuld sie auf sich ladet, wird sie zur Verbrecherin und entflieht alsbann in die Ferne. Unter fremden Leuten wächst sie zum reifen Weibe heran, gewinnt die Achtung aller und die Liebe eines jungen Burschen aus begüterter Familie. Auch ihr Herz schlägt ihm entgegen, aber anstatt ihm den früheren Fehl zu beichten, der ihr erst jetzt zur vollen Erkenntnis kommt, schweigt sie, denn sie will den Teil des Glückes, den nach ihrer Meinung das Geschick ihr schuldet, nicht missen. Die Gefahr der Entdeckung, die ihr durch einen abgewiesenen Freier droht, wird zwar durch den Tod des Elenden abgewendet, aber noch von andrer Seite ist Verrat zu befürchten. Zwar ist es nur eine arme Wahnsinnige, die um die dunkle That weiß, aber ihre irren Reden wecken doch in Marosa das schlummernde Gewissen, verleyen sie in erneute Angst, die auch ihren Verstand verwirrt, und so folgt sie, während schon alles zur Hochzeit gerüstet ist, dem Rufe, der sie auf den Pfad des Todes weist. Die Dichterin hat es verstanden, viele Sympathie für ihre Heldin zu erwecken. Wohl hat diese eine schwere Sünde auf sich geladen, aber sie hat es in hilfloser Angst und hat schwer gebüßt, und gerade, da ihr nach Jahren der Qual ein Sonnenstrahl des Glückes lächelt, tritt das düstere Verhängnis ein. Wie in allen ihren Werken, zeichnet sich Ossip Schubin auch hier durch sichere Charakteristik der Personen aus, und mit der ungemeinen Spannung packender Handlung verbindet sich eine treffliche Schilderung der bäuerlichen Verhältnisse.

— „Unter der Geißel" ist der Titel einer neuen, im Verlag der G. Grotesschen Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienenen Erzählung Ernst von Wildenbruchs, in der der Dichter eine seltsame seelische Entwicklung mit der sicheren Hand eines tiefgründigen Seelenkenners schildert. Ein flotter Reiteroffizier ist nach den furchtbaren Eindrücken, die er inmitten von Verwundeten und Sterbenden nach der Schlacht bei Königgrätz empfing, Geistlicher geworden, und in den neuen Beruf hat ihn die unbeugsame Festigkeit und Schneidigkeit begleitet, mit der einst der Reiter sein Roß zügelte. Unter seiner Geißel beht seine Gemeinde, die mit scheuer Bewunderung zu ihm aufblickt, beben seine beiden Töchter, hat seine Gattin gebebt, bis der Irrsinn sie gepackt und in ewige Geistesnacht versenkt. Ihr nachgeartet ist ihre älteste Tochter, der immer vor etwas Unsichtbarem, Unfaßbarem, Unentrinnbarem graut, das bald die Gestalt des Satans, bald die eines wilden Reiters annimmt. Mit hinreißender Kraft schildert der Dichter, wie das Reiterblut des Vaters in ihr lebendig wird, wie sie ihrem Schicksal, von Leidenschaft getrieben, haftig entgegenschreitet, bis auch sie dem Wahnsinn verfällt. Hie und da schwebt etwas von der mystischen Symbolik Ibsens über der Darstellung; aber im großen und ganzen ist diese Erzählung doch ein echter Wildenbruch, einer vom Schlage des „edlen Bluts" und der „Kinderthränen". Wenn Wildenbruchs Dramen, die seine Zeitgenossen bewegt und erschüttert haben, vergessen sein werden, werden diese epischen Meisterwerke seinen Namen lebendig erhalten.

— Im Vordergrunde unsrer kolonialen Interessen steht jetzt wieder Samoa, dessen vom Deutschen Reich 1900 übernommene Hauptinseln unstreitig den wertvollsten und hoffnungsreichsten Teil unsres gesamten Kolonialbesitzes darstellen. Ihre Bedeutung, ihren Wert und ihre Zukunft kennen zu lernen, ist nicht nur für den Kaufmann, den Pflanzer, den Kapitalisten, den Weltreisenden, sondern auch für jeden Deutschen von Wichtigkeit, der an der Entwicklung und Stärkung der Machtstellung seines Vaterlandes Anteil nimmt. Auf alle diese Fragen hat Ernst von Hesse-Wartegg in einem umfangreichen Werke: „Samoa, Bismarck-Archipel und Neuguinea, drei deutsche Kolonien in der Südsee" (Leipzig, J. J. Weber) eine ebenso lehrreiche wie erschöpfende Auskunft gegeben. In seiner bekannten anregenden Art, die auch dem trockensten Gegenstand einen Reiz abzugewinnen weiß, schildert er uns seine Reisen, die ihn nicht bloß an die bevölkerten Küstenplätze, sondern auch tief in das Innere der Inseln geführt haben. Ueberall zeigt er sich als scharfen Beobachter von Land und Leuten, und die Weise, wie er Pflanzern und Kapitalisten giebt, sind sicherlich ernster Beachtung wert. Das Interesse an seinen Schilderungen wird wesentlich erhöht durch die prächtigen Abbildungen nach Naturaufnahmen (etwa 150) und die beiden Karten, die die Verlagshandlung dem schön ausgestatteten Werk mitgegeben hat, das sich auch als ein wertvoller Beitrag zur Länder- und Völkerkunde darstellt.

— „Alfée, Prinzessin von Tripolis", von Robert de Fiers, deutsch von Regine Ader, mit 132 Lithographien, Umschlag, Vignetten und Zierleisten von A. Mucha (Kunstverlag B. Koči, Prag). In glänzender Gewandung taucht die ganze Liebesgeschichte des provenzalischen Troubadours Jaufre Rudel, Prinzen von Blaya (1140—1170), des Zeitgenossen des großen Bertran de Born, in diesem Werke wieder vor uns auf. Johannes Scherr sagt von Bertran de Borns Liedern, daß sie klingen wie Schwertschlag auf Helmen und Zinken fielen, wie aus Panzerringen gebauen. Wie ein weihmütigschwärmerisches, heilig-übersinnliches Gedicht klingt dagegen die Geschichte von dem minniglichen Leben und Leiden Jaufre Rudels, der sich in die Gräfin von Tripolis verliebt, ohne ihrer je ansichtig geworden zu sein, der dem süßen Gebilde seiner Träume seine sehnsuchtsvollen Lieder weiht, und der endlich das Kreuz nimmt und, todkrank von seinen Gefährten nach Tripolis gebracht, in den Armen der Geliebten, die er sein Leben lang anbetet und erst im Tode schaut, stirbt. Kaum eine Geschichte ist so kennzeichnend für die Zeit der ritterlichen Troubadours; Jaufre Rudels ganzes Wesen ging in der art de trobar auf, seine Liebe und sein Leben waren eins. — Diese Geschichte, die Robert de Fiers erzählt, hat Alphonse Marie Mucha, der treffliche Maler und Zeichner, mit Illustrationen geschmückt, und er hat damit ein Werk geschaffen, das an den eigenartigsten und charakteristischen Erzeugnissen des modernen französischen Buchschmucks gehört. Die französische Erstausgabe des Werkes aber mußte selbst den deutschen Liebhaberkreisen der Buchillustration fremd bleiben, denn sie erschien in nur 250 Exemplaren, die heute schon vollständig vergriffen sind und von denen das einzeine Exemplar den Preis von 1000 Franken überstieg. Die deutsche Ausgabe des Werkes, die der Kunstverlag B. Koči in Prag — wohl aus landsmannschaftlicher Begeisterung für Mucha, der ein geborener Mähre (aus Ivancia) ist — veranstaltete, ist eine vollständige Nachbildung der französischen, hat aber vor dieser den Vorzug verhältnismäßiger Wohlfeilheit voraus, denn sie kostet nur 125 Mark. Mucha ist heute einer der beliebtesten Plakatzeichner von Paris, wo er, nachdem er Schüler der Münchener Akademie war, sich an der Akademie Julian unter Lefebvre, Boulanger und J. P. Laurens weiterbildete. Seine Plakate für die Sarah Bernhardt (la Dame aux Camelias, Gismonda) und ein halbes Hundert andrer Plakate lassen ihn als einen der interessantesten und originellsten Vertreter der „Kunst auf der Straße" erscheinen, die in Paris in den Cabaret, Steinlen, Cazals ihre höchsten Triumphe feiert. Als Werkillustrator nimmt Mucha mit der „Princesse Alfée" in dem modernen französischen Buchschmuck eine hervorragende Stellung ein. Der geistige wie künstlerische Gehalt seiner Illustration ist zwar nicht zu vergleichen mit dem des viel höher stehenden englischen Buchschmucks; die verblüffende Fülle seiner Illustration verrath keineswegs die Einseitigkeit, um nicht zu sagen Monotonie des japanisierenden Stilistik zu verbergen; trotz alledem verdient der Buchschmuck Muchas in „Princesse Alfée" auch bei und die Beachtung der Künstler und Liebhaber. Und darum muß die deutsche Ausgabe dieses Werkes der Prager Verlagshandlung als Verdienst angerechnet werden, um so mehr, als sie alles gethan hat, eine Musterleistung neuzeitlichen Buchdrucks zu schaffen. Die Lithographien sind ausgezeichnet, die Ausgabe — auf Velinpapier — in jeder Hinsicht tadellos. Das Werk erscheint in einer Auflage von nur 800 numerierten Exemplaren auf dem Markte, ein genügender Grund mehr für Liebhaber und Bibliophilen, sich den Besitz dieses kostbaren Werkes zu sichern.

— Mit einem seßhaften, die „Blüteder Malerei in Holland" schildernden Bande hat Adolf Philippi die Reihe seiner „Kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen", die durch ihre eigenartige Auffassung und die Frische der künstlerischen Anschauung schon beim Erscheinen der ersten Bände die Kunst der Renaissance in Italien) lebhaftes Interesse erregt haben, fortgesetzt (Leipzig und Berlin, E. A. Seemann). Es ist eines

Digitized by Google

Aus L. Purtscheller, „Ueber Fels und Firn".

Alpinist.

der dankbarsten Kapitel der Kunstgeschichte und hat darum auch häufige Darstellungen gefunden, die aber alle veraltet sind, weil die holländischen Kunstforscher gerade in den letzten Jahren aus dem Dunkel der Archive eine Fülle von urkundlichen Nachrichten geschöpft haben, die helles Licht auf viele bis dahin in ihren Lebensverhältnissen unbekannt gebliebene Künstler werfen. Philippi hat natürlich dieses reiche Material in vollem Umfange verwertet; aber das Beste an seinem Buche ist doch das, was er aus seinem Eigenen dazugethan hat: die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Urteils, die Gabe, sein Urteil dem Leser einleuchtend zu machen, und das große Geschick, Unwesentliches zum Wesentlichen zu unterscheiden und dieses desto plastischer herauszuarbeiten. Dabei blickt niemals die Absicht hindurch, als ob der Verfasser den Leser belehren wollte. Er gefällt sich ihm wie ein unterhaltender Plauderer, wie ein Cicerone, der ihn durch die Schätze der holländischen Malerei führt und ihn dabei mit einer Reihe höchst anziehender Persönlichkeiten bekannt macht, die dann jede nach ihrem Verdienst abgeschätzt und aktenmäßig werden. Das Buch ist außerordentlich reich illustriert (mit etwa 300 Abbildungen). Mit Recht hat der Verfasser alle populären Bilder aufgenommen, die niemand, der sich von neuem in die holländische Malerei vertieft, missen will. Zudem treffen wir aber auch auf eine stattliche Zahl neuer Bilder, die erst in den letzten Jahren aus der Verborgenheit des Privatbesitzes in die Oeffentlichkeit getreten sind. Ein siebenter Band, der das 17. und 18. Jahrhundert behandeln soll, wird diese Reihe von Einzeldarstellungen zum Abschluß bringen.

— Seit Jakob Burckhardts klassischen Werken über die italienische Renaissance hat kein Buch über diese unvergleichliche Blütezeit künstlerischen Schaffens das Interesse der gebildeten Laien und der Kunstkenner selbst in so hohem Maße in Anspruch genommen wie die einsinnige, inhaltreiche Schrift „Die klassische Kunst, eine Einführung in die italienische Renaissance" von Heinrich Wölfflin, einem Schüler Burckhardts, der seit kurzem als Lehrer der Kunstgeschichte an der Berliner Universität wirkt. Schon drei Jahre nach seinem Erscheinen (1898) hat das Buch eine zweite Auflage erlebt, die nur wenig Berichtigungen und Zusätze erfahren hat, weil der Verfasser von vornherein eine wohldurchdachte und ausgereifte Arbeit geboten (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, mit 112 Abbildungen). Wodurch sich dieses Buch von allen früheren Darstellungen der vollendeten italienischen Kunst unterscheidet, das ist die Schätzung des Künstlerischen nach ästhetischen Gesichtspunkten. Zum ersten Male ist hier die italienische Renaissance an den Werken ihrer Hauptmeister auf ihren ästhetischen Gehalt geprüft worden, und die durchaus selbständige, originelle Art, in der Wölfflin die Ergebnisse seiner Beobachtungen dem Leser vermittelt, macht die Lektüre seines Buches zu einem höchst anregenden Genuß.

— Im hohen skandinavischen Norden spielt der Roman „Svante Ohlsen" von Frans Rosen (Dresden, C. Pierson). In der Kindheit gelangt der Held zu dem verhängnisvollen Irrglauben, daß seine Liebe denjenigen, welchen er sie zuwendet, zum Verderben gereicht, und so sucht er sein Herz zu verhärten und giebt sich abstoßend gegen alle, die ihm mit freundlicher Zuneigung nahen, bis er schließlich den Wahn erkennt und die wirkliche, echte Liebe, die alles überwindet, den Sieg erhält. In der Anlage wohl etwas breit, fesselt der Roman doch durch die folgerichtige Durchführung des Grundmotivs, die sichere Charakteristik der Personen und die treffliche Lokalfarbe. Es ist ein Buch, das sich weit über die landläufige Unterhaltungslektüre erhebt.

— „Ueber Fels und Firn", Bergwanderungen von Ludwig Purtscheller, herausgegeben von H. Heß (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann). Keinem deutschen Bergsteiger ist der Name Ludwig Purtscheller unbekannt geblieben. Gilt er doch unbestritten als der bedeutendste deutsche Alpinist, als der kühne Recke der Alpen; es giebt wohl keinen Namen, der in der alpinen Litteratur häufiger genannt wird als der seine. Ludwig Purtscheller, der im vorigen Jahre so jäh vom Leben scheiden mußte, war ein eifriger Mitarbeiter alpiner Zeitschriften, in denen er zahlreiche Berichte veröffentlichte über Touren, die ihn nicht nur in die Ost- und Westalpen, sondern auch auf den Elbrus im Kaukasus, ja als ersten Besteiger in Begleitung des Forschungsreisenden Dr. Hans Meyer auf den Kilimandscharo geführt haben. Die schlichte Naturtüchtigkeit seiner Schilderungen und die edle Begeisterung, die er der gewaltigen Bergnatur entgegenbrachte, haben ihm die Anerkennung der Meisterschaft auch auf diesem Gebiete gebracht. Aus den zerstreuten Berichten, die sich über eine 25 Jahre umfassende alpine Thätigkeit erstrecken, hat Heinrich Heß, der wohlbekannte Schriftleiter der Publikationen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, die besten ausgewählt, die, mit zahlreichen Illustrationen geschmückt, in einem stattlichen Band vorliegen.

— In eleganten Bänden veröffentlicht Bruns' Verlag zu Minden in Westfalen eine Reihe von Werken moderner Erzähler, die freilich zum Teil nicht nach jedermanns Geschmack sein werden, denn es lauunen darin einige Jünger der „Allerneuesten" zu Worte. Zu Johannes Schlaf, der in einem Bande die Erzählungen „Jesus und Mirjam" und „Der Tod des Antichrist" vereinigt, und Paul Scheerbart mit seinem phantastischen Roman „Die Seeschlange", der bei denen, die nicht blind auf diese Richtung schwören, nur Kopfschütteln hervorrufen dürfte. Eher kann man sich befremden mit den „Prüfungen der Baptisten zu Littleville", worin Heinrich Pleßner nicht übel den grotesken Humor Marc Twains nachahmt. Starke Würze bietet Gustav Gagik mit seiner Wiener Geschichte „Leben!", in deren Vordergrunde ein Mädchen steht, das die vergnügte Ungebundenheit der ehrbaren Enge vorzieht; aber hier kann man noch von einem gesunden Realismus sprechen, während das „Tagebuch eines Siegers" von Erich Liliencthal direkt krankhaft anmutet: Aufzeichnungen eines Tecadenten, der schon mit achtzehn Jahren unter dem Verdacht perverser Neigungen vor Gericht kommt! Das Buch gehört zu denen, vor welchen im Interesse des guten Geschmacks zu warnen ist. Eine erfreuliche Lektüre gewähren dagegen die sechs Novellen, die Adele Hindermann unter dem Titel „Des Lebens Bürde" vereinigt hat. Der Hauptinhalt ist keineswegs so melancholisch, wie man nach dem Titel — einer der Geschichten entlehnt — vermuten könnte, vielmehr finden sich neben den ernst gehaltenen oder tragisch endenden Erzählungen auch einige in heiterer Stimmung. Eine von ihnen, „Schonzeit", kann sogar als sehr glückliche Probe sein humoristischer Darstellung bezeichnet werden.

— „Am Lebenswege" betitelt Ida Schneider eine stattliche Sammlung von Sentenzen in Versen wie in Prosa (Wiesbaden, R. Bechtold & Comp.). Es spricht sich darin eine gesunde, Lebens- und Weltanschauung aus.

Aus L. Purtscheller, „Ueber Fels und Firn".

Hochkalter, vom Wimbachthal aus

Digitized by Google

AUS ALLER WELT

FRITZ-HEGENBART.

Der mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf für das Richard Wagner-Denkmal in Berlin. Von Gustav Eberlein.

Digitized by Google

Tagesgeschichte.

Graf Paul Wolff-Metternich, der neu ernannte deutsche Botschafter in London, ist am 5. Dezember 1853 geboren. Er schlug die diplomatische Laufbahn ein und wurde 1882 Attaché bei der Botschaft in Wien, von wo er 1885 als zweiter Botschaftssekretär nach London kam. Nachdem er 1888 nach Brüssel versetzt worden, kehrte er 1890 als erster Botschaftssekretär nach London zurück und blieb daselbst bis Ende 1895. Alsdann ging er als Generalkonsul nach Kairo, wo er 1897 seine Berufung als Gesandter an den mecklenburgischen Höfen und den Hansastädten erhielt. Seinen Wohnort hatte er in Hamburg. Jetzt nun kehrt er abermals nach England zurück, mit dessen Verhältnissen er von seiner früheren Wirksamkeit her innig vertraut ist. Wiederholt hat Graf Wolff-Metternich als Vertreter des Auswärtigen Amtes den Deutschen Kaiser auf seinen Reisen begleitet.

Phot. T. H. Voigt, Homburg v. d. H.

Graf Paul Wolff-Metternich.

Otto Lohse.

Tonkunst.

Welch reiche Lorbeeren deutsche Dirigenten im Auslande ernten, davon geben die jüngsten Erfolge Otto Lohses aufs neue ein beredtes Zeugnis. Nachdem er die diesjährigen Elite-Operndarstellungen im Coventgarden in London mit so glänzendem Erfolge geleitet, daß er sofort auf weitere drei Jahre verpflichtet wurde, ist neuerdings ein Ruf aus Madrid an ihn ergangen, wo er im Februar mehrere Konzerte und Opernvorführungen dirigieren wird. Lohse (in Dresden geboren) begann seine Kapellmeisterlaufbahn 1889 in Riga und kam von dort an das Hamburger Stadttheater, das damals unter Pollinis Direktion stand. Im Jahre 1895 unternahm er mit seiner damaligen Gattin, der inzwischen verstorbenen Sängerin Katharina Klafsky, eine Tournée durch Nordamerika und folgte nach seiner Rückkehr, 1897, einem Rufe an das Straßburger Stadttheater, dessen Opernensemble unter seiner Leitung bald einen mächtigen Aufschwung nahm. Dort lernte er auch die anmutige Sängerin Josephine Kratz kennen, seine jetzige Gattin, die als Vertreterin des jugendlich-dramatischen Faches ein Liebling des Straßburger Publikums ist.

Bildende Kunst.

Eine eigne Fügung ist es, daß der hundertste Geburtstag Johann Nestroys, dem im vorliegenden Hefte ein ausführlicher Artikel gewidmet ist, fast unmittelbar zusammenfällt mit dem hundertsten Geburtstag desjenigen Künstlers, der den humorvollen Dichter und Schauspieler in einem der von uns wiedergegebenen Bilder dargestellt hat. Eine Woche später als Nestroy, am 14. Dezember 1801, und zwar ebenfalls in Wien, wurde Josef Kniehuber geboren, der als Maler und Lithograph, als Porträtist und Landschafter Hervorragendes leistete. Durch ein halbes Jahrhundert war er der beliebteste Bildnislithograph in der österreichischen Kaiserstadt, und während der Jahre 1838 bis 1858 gab es dort wohl keine bedeutende oder gesellschaftlich hervorragende Persönlichkeit, die er nicht porträtiert hätte. Seine auf Stein gezeichneten Bildnisse belaufen sich auf mehr als 3000 Blatt und sind unschätzbare Beiträge zur österreichischen Kultur- und Sittengeschichte. In der Landschaft leistete Kniehuber sein Bestes in Scenerien aus dem Wiener Prater, aus Oberösterreich und dem Salzkammergut. Am 30. Mai 1876 schloß er die Augen.

Phot. J. W. Hornung, Tübingen.

Prof. Dr. Karl von Liebermeister †.

— Das neue Reichsbankgebäude in München, das am 22. November seiner Bestimmung übergeben wurde, ist nach den Plänen des Geheimen Baurats Emmerich und des Baurates Hasak in Berlin vom Direktor des bayrischen Landbauamtes, Baurat Adelung, im Stile der italienischen Hochrenaissance ausgeführt worden. Die Hauptfassade, die wir im Bilde wiedergeben, ist der Ludwigstraße,

Phot. G. Stuffler, München.

Das neue Reichsbankgebäude in München.

Digitized by Google

Das Schifferhaus in Lübeck.

— Der Kunstmaler W. Klose in Karlsruhe hat neuerdings die Liebe zu seiner Vaterstadt durch die Stiftung zweier Monumentalfiguren bekundet, dazu bestimmt, das Hauptportal des Rathauses zu flankieren. Mit der Ausführung der beiden Kolossalfiguren, „Badenia“ und „Fidelitas“ versinnbildlichend, wurde vom Stifter der Bildhauer Johannes Hirt betraut. Der junge Künstler hat seine Aufgabe mit glücklichem Griff gelöst. Die beiden kraftvollen Gestalten, nahezu 3 Meter hoch und in Bronze gegossen, fügen sich vortrefflich dem Gesamtbilde des schönen Marktplatzes an, beleben die Weinbrennersche Architektur der renovierten Fassade des Rathauses und bilden eine Zierde der an monumental wirkenden Kunstwerken nicht sonderlich reichen badischen Residenz. Klose, der in Anerkennung seiner vielen Stiftungen und Schenkungen von seiner dankbaren Vaterstadt zum Ehrenbürger ernannt wurde, hat auch die Ausschmückung der drei Giebelfelder des Rathauses durch plastischen Schmuck auf seine Kosten übernommen und mit dieser Aufgabe ebenfalls den Bildhauer Hirt betraut.

— Der Bildhauer Harro Magnussen in Berlin ist auf den Gedanken gekommen, eine Büste des Großmeisters der italienischen Kunst, Leonardos da Vinci, auf Grund des einzigen authentischen Bildnisses, das auf uns gekommen ist, auszuführen. Es ist das berühmte Selbstbildnis des Meisters in hohem Alter, eine Rotelzeichnung, die sich in der Königlichen Bibliothek zu Turin befindet. Mit welch glücklichem Erfolge diese Nachschöpfung dem Berliner Künstler gelungen ist, zeigt unsre Abbildung. Zur Kontrolle für unsre Leser stellen wir der Marmorbüste, die durch einen in Holz geschnitzten Renaissancerahmen in ihrer Wirkung noch gesteigert wird, eine Nachbildung der Originalzeichnung Leonardos in Turin gegenüber. Der Büste Magnussens hat bei ihrer kürzlich erfolgten Ausstellung in Berlin großen Beifall gefunden.

Jubiläen.

Die Feier ihres fünfhundertjährigen Bestehens begeht am 26. Dezember die Lübecker Schiffergesellschaft, deren

die andre der von der Tannstraße zugekehrt. Auf einem niedrigen fundamentalen Unterbau von Granit aus der Pfaffauer Gegend erhebt sich der derbkräftig profilierte Sockel in dem weißgrauen Sandstein von Kudowa in Schlesien. Auf ihm bauen sich die Fronten aus dem warmtönigen rötlichgelben Burgpreppacher Sandstein. Das Erdgeschoß mit seinen hohen, breiten Rundbogenfenstern für den Schalterſaal iſt an der Hauptfront reich mit plastischem Schmuck bedacht und von den Obergeschossen durch ein ziemlich weit ausspringendes, von Konsolen gestütztes Gesims abgegliedert. An den Flächen der kräftigen Pfeiler sieht man im Relief die mythologisch-allegorischen Gestalten der sechs Arbeitstage der Woche, und zwar, vom Haupteingang beginnend, Artemis, Ares, Hermes, Zeus, Aphrodite und Kronos. Es sind von Professor C. Besing gut erfundene und wirkungsvoll durchgeführte Gestalten. Alle inneren Einrichtungen sind selbstverständlich nach den neuesten Erfahrungen gestaltet. Die durch Tuchermauern und Stahlpanzer geschützten Tresors liegen nicht, wie bei den meisten Bankgebäuden, im Souterrain, sondern in gleicher Höhe mit dem im Erdgeschoß befindlichen Schalterraum.

Aus dem Schifferhause in Lübeck.

Digitized by Google

Haus zu den größten Sehenswürdigkeiten der alten Hansestadt gehört. Wir haben erst vor einigen Jahren die ehrwürdige Gesellschaft und ihr Heim in Wort und Bild eingehend geschildert und dürfen uns darum begnügen, mit einigen Zeilen auf das Jubiläum hinzuweisen. Die Schiffergesellschaft ist eine Korporation, die einst mit besonderen Rechten ausgestattet war, seit 1580 aber als freie Genossenschaft lübeckischer Seeschiffer und Segelmacher fortbesteht. Sie hat den Zweck, die allgemeinen gewerblichen Interessen ihrer Mitglieder zu fördern und zu vertreten und den hilfsbedürftigen Mitgliedern der Gesellschaft wie den Witwen verstorbener Mitglieder Unterstützung zu gewähren. Im Neuseren wohlerhalten, wie aus einem unserer Bilder ersichtlich, birgt das Schifferhaus im Inneren viele Merkwürdigkeiten, welche an die große Zeit der deutschen Hansa erinnern.

Denkmäler.

In dem engeren Wettbewerb um das in Berlin zu errichtende Richard Wagner-Denkmal wurde der erste Preis dem Professor Gustav Eberlein zuerkannt, während die andern beiden Preise auf die Bildhauer Ernst Freese und Hermann Hosäus entfielen. Nachdem Kaiser Wilhelm, vorbehaltlich einiger Abänderungen, dem Entwurfe zugestimmt, ist der erfolgreiche Künstler mit der Ausführung des Denkmals betraut worden. Der Entwurf Eberleins, den wir im Bilde wiedergeben, zeigt die Figur der Kunst auf einem Postament, vor dem die Gestalt des Tondichters sitzend dargestellt ist.

— Am 24. November ist auf dem Montmartrefriedhof in Paris das von dem Bildhauer Professor Hasselriis ausgeführte Heinrich Heine-Denkmal enthüllt worden. Es hat eine seltsame Vorgeschichte. Die Anregung zum Schaffen des Denkmals war ursprünglich von der verewigten Kaiserin Elisabeth von Oesterreich ausgegangen, aber nach dem Tode der hohen Frau ließ sich kein Platz für das Monument finden, ja die Frage der Aufstellung gab Anlaß zu erhitzten Debatten. Jetzt nun ist der leidige Streit in würdiger Weise dadurch beendet worden, daß das Denkmal sich auf jener Stätte erhebt, wo der Dichter schläft, wo kein Raum ist für die Kämpfe des Tagesgetriebes.

Das Heinrich Heine-Denkmal auf dem Montmartrefriedhof in Paris.

— In Schierstein a. Rh. wurde am 17. November das Denkmal für Christian Tewet, den tapferen Burenführer, enthüllt. Wie bekannt, wurden die Sammlungen für das Monument durch einen Aufruf angeregt, der an alle „Christiane" des Teutschen Reiches erging, aber auch zahlreiche Beiträge aus andern Ländern eintrug. Das von Professor Norbert Pfretzschner-Berlin modellierte Denkmal zeigt auf einer Herme die Büste des wackeren Burengenerals, dem ein deutscher Jüngling in der Tracht eines hessischen Bauern huldigt: am Boden kauert, die Kriegsfurie verstinnbildlichend, ein mitgekalktes Ungeheuer. Am Fuße des Postaments liest man die Worte: „Ihrem tapferen Blutsbruder Christian Tewet in Stolz und Verehrung 500 deutsche Christiane."

Erziehung und Unterricht.

Das Waisenheim Borromäum in Graz feierte am 22. Dezember das Jubiläum seiner vor 50 Jahren erfolgten

Die Badenia vor dem Rathause in Karlsruhe.

Die Fidelitas vor dem Rathause in Karlsruhe.

Digitized by Google

Aufn. v. J. Hube, k. k. Hofphot., Graz. Die Zöglinge des Waisenheims Borromäum in Graz.

Begründung. Karl Borromäus Graf von Inzaghi schenkte im Jahre 1851 dem damaligen Vereine zur Unterstützung von Waisenknaben ein Haus mit Garten, und zur Erinnerung an den hochherzigen Spender wurde die Anstalt „Borromäum" genannt. Es war damals das einzige Institut in Graz, welches Waisenkinder unentgeltlich aufnahm. Die Kinder bleiben bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres in der Anstalt und werden dann nach eigner Wahl zu tüchtigen Handwerkern oder Landwirten in die Lehre gegeben. Auf diese Weise sind bisher gegen 1500 rechtschaffene Staatsbürger der menschlichen Gesellschaft zugeführt worden. Die Anstalt erhält sich durch Spenden. Protektorin ist die Stadt Graz, welche 2000 Kronen jährlich beiträgt. Unser Bild zeigt die Zöglinge des Waisenheims in der steiermärkischen Landestracht, die für sie aus Anlaß des Jubiläums eingeführt worden ist.

Prof. Dr. Gustav Vogt †.

— Für den Neubau der Berliner Universität ist mit Genehmigung des Kaisers endgültig das ganze umfangreiche Geviert bestimmt worden, das von der Dorotheenstraße, dem Hegelplatz, der Georgen- und Universitätsstraße begrenzt wird. An der Bewilligung der Mittel durch den preußischen Landtag wird nicht gezweifelt, und sicherlich wird der Neubau bereits fertiggestellt sein, wenn die Universität im Jahre 1910 die Feier ihres hundertjährigen Bestehens begeht. Die ersten Vorarbeiten für diese Feier haben schon mit der Einsetzung einer Kommission begonnen, in welche die vier Fakultäten ihre Vertreter entsenden. Die Hauptarbeit wird die Abfassung einer Geschichte der Universität sein.

— Die Ausgestaltung der Akademie zu Münster zu einer Universität wird bereits am 1. Oktober dieses Jahres ihren Anfang nehmen. Die erforderlichen Positionen werden in dem nächsten preußischen Etat erscheinen. Die Ausgestaltung wird jedoch nicht, wie es ursprünglich hieß, zunächst durch Angliederung einer nur juristischen Fakultät, sondern einer juristisch-staatswissenschaftlichen Fakultät erfolgen. Es ist dies eine Einrichtung, die an süddeutschen Universitäten schon längere Zeit besteht, für Preußen jedoch hier zum erstenmal eingeführt wird.

— Die Stadt Moskau wird demnächst eine Frauenuniversität erhalten, da der russische Unterrichtsminister die vom Bürger Astraknoff für diesen Zweck bestimmte Stiftung von sechs Millionen Rubel angenommen hat. Die neue Universität wird zunächst mit drei Fakultäten, einer medizinischen, einer mathematischen und einer naturwissenschaftlichen, eröffnet werden.

Stiftungen.

Der Zoologische Garten in Basel ist von dem unlängst verstorbenen Rentner Beck-Gamper mit einem Vermächtnis von 750000 Franken bedacht worden.

René Sully-Prudhomme, der mit dem Litteraturpreise der Nobel-Stiftung gekrönte französische Dichter, beabsichtigt den größten Teil des ihm zugedachten Betrages zur

Das Christian Dewet-Denkmal in Schierstein.

Digitized by Google

Förderung junger Poeten zu verwenden. Seine Stiftung soll den Namen „Oeuvre des jeunes poètes“ tragen und hauptsächlich dazu bestimmt sein, die Erstlingswerke begabter junger Dichter zu veröffentlichen.

— Der „Stahlkönig“ Carnegie beabsichtigte, der nordamerikanischen Regierung zehn Millionen Dollars zur Förderung des Unterrichtswesens zu überweisen, die Annahme wurde jedoch abgelehnt. Die Summe sollte nämlich in Obligationen des Stahltrusts entrichtet werden und die Regierung sich verpflichten, diese Obligationen während einer bestimmten Zeit in ihrem Besitz zu behalten. Hierauf glaubte die Regierung nicht eingehen zu können.

— Mrs. Stamford, eine durch ihre philanthropischen Bestrebungen wohlbekannte Kalifornierin, hat der von ihr begründeten Leland-Stamford-Universität zu Palo Alto in Kalifornien Wertpapiere und Grundbesitz in Höhe von 30 Millionen Dollars überwiesen — die größte Dotation, die jemals einer Lehranstalt zugewendet worden ist.

— Die zu Neuenburg in der Schweiz verstorbene Frau Bovet-Wolff hat dem Hospital Pourtalès dortselbst die Summe von 400000 Franken zugewendet, deren Zinsen sie der Anstalt schon während der letzten Jahre hatte zukommen lassen. Die wertvolle Liegenschaft der Verstorbenen soll verkauft und der Erlös zur einen Hälfte der Mission der Herrnhuter, zur andern Hälfte den Armen übermittelt werden.

Kultur und Wissenschaft.

Bei Zafil Caduti in der Nähe von Civitacastellana, im alten Falisterlande, sind wichtige Reste eines alten etruskischen Tempels aufgedeckt worden, die über die Art der Anschauung etruskischer Heiligtümer neue Aufschlüsse geben. Insbesondere ist eine Terrakottastatue des Merkur, die auf

Phot. Chm. vom. König, Heidelberg.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Heidelberg, enthüllt am 5. Dezember 1901. Von Adolf Donndorf.

dem Tempeldiadel stand, zu bemerken. Die Stelle des Opferaltars ließ sich inmitten der Trümmerstätte genau erkennen. Von großer Wichtigkeit sind zahlreiche etruskische und faliskische Inschriften; aus ihnen geht deutlich hervor, daß der Tempel dem Merkur geweiht war.

— Nachdem schon das Schlachtfeld von Marathon erfolgreich durchforscht worden ist, wird nun auch eine Grabung geplant, die auf die Seeschlacht von Salamis mehr Licht werfen soll. Auf dem Vorgebirge Magula von Salamis, einer nach Osten ins Meer hinausragenden Landzunge, errichteten die Griechen nach der Schlacht ein prunkvolles Waffengrab (Polyandreion) für ihre gefallenen Landsleute und nicht weit davon das Siegeszeichen. Noch heute ist das Polyandreion, ein hoher, weithin sichtbarer Tumulus, erhalten,

Digitized by Google

Selbstbildnis von Leonardo da Vinci.

Nach einer Zeichnung

und wenn auch das Tropaion vielleicht nicht mehr aufgefunden wird, so steht doch sicher zu erwarten, daß in dem großen Griechengrab sich noch eine reiche Ausbeute finden wird. Demnächst sollen die Arbeiten unter Aufsicht der griechischen Regierung beginnen.

— Bei den Ausgrabungen in Karthago sind eine Anzahl Statuen aus Zisternen hervorgeholt worden. Unter diesen sind besonders zu erwähnen die Kolossalstatue eines sitzenden Jupiter und die Kolossalstatue einer aufrechtstehenden Kaiserin, ferner ein Kaiser Hadrian in heroischem Kostüm und mehrere Köpfe von Kaiserinnen, darunter ein solcher der Faustina.

— Ueber den Stand der Bibliotheken in Belgien liegt folgende Statistik vor. Von 25 Städten mit mehr als 25000 Einwohnern besitzen alle außer einer eine Bibliothek, von den 2614 Gemeindebezirken des Königreichs aber sind im ganzen 494 mit einer öffentlichen Bibliothek ausgestattet. Die Gesamtzahl der Bibliotheken beträgt 606; diese besitzen einen Bestand von 1442932 Bänden. Was die Benutzer betrifft, so ist es sehr auffällig, daß die auswärtigen Entleiher an erster Stelle stehen. Es haben nämlich 142367 Entleihungen nach auswärts stattgefunden, während man nur 112277 Benutzungen an Ort und Stelle zählte. Die Gesamtzahl der in Anspruch genommenen Bände ist 1229240.

Totenschau.

Im Alter von 72 Jahren verschied am 12. November Professor Dr. Gustav Vogt, der ausgezeichnete Staatsrechtslehrer in Zürich. Er war der jüngste von vier Brüdern, die sich alle als Professoren an Schweizer Hochschulen einen bedeutenden Ruf erworben haben, und wurde am 21. Juli 1829 in Gießen geboren, wo sein Vater als Professor der Medizin wirkte, bis er dem Rufe an die neubegründete Universität Bern folgte. Nachdem Gustav Vogt dort die Rechtswissenschaften studiert, vergingen ihm die ersten Mannesjahre in mannigfachen Stellungen: er war zuerst Rechtsanwalt, wurde hierauf Bezirksanwalt, dann Chef des eidgenössischen statistischen Bureaus; dazwischen war er Vertreter der Schweiz auf der Londoner Weltausstellung 1862, und schließlich wurde er zum Professor des Staatsrechts an der Universität Bern ernannt, von wo er bald nach Zürich berufen wurde. Ueber dreißig Jahre ist er dort thätig gewesen und hat mit ausgezeichnetem Erfolge gewirkt. Wie sehr er von seinen Hörern verehrt wurde, zeigte der Kommers, der im Sommer 1899 zur Feier seines siebzigsten Geburtstages stattfand.

Einer der bedeutendsten Aerzte der Neuzeit ist mit dem Professor Dr. Karl von Liebermeister dahingeschieden, der am 24. November in Tübingen verstarb. Am 2. Februar 1833 zu Ronsdorf bei Elberfeld geboren, studierte er in Bonn, Würzburg, Greifswald und Berlin, wurde 1858 unter Niemeyer Assistenzarzt an der medizinischen Klinik zu Greifswald, ging 1860 mit Niemeyer nach Tübingen und erhielt dort 1864 die außerordentliche Professur für pathologische Anatomie. Ein Jahr darauf wurde er als Professor der Pathologie und Therapie wie als Direktor der medizinischen Klinik nach Basel berufen. Nach dem Tode Niemeyers, 1871, wurde er dessen Nachfolger in Tübingen. Hier hat er seitdem als Universitätslehrer und Vorstand der medizinischen Klinik außerordentlich segensreich gewirkt. Den Schwerpunkt seines klinischen Unterrichts legte er darauf, seine Schüler für die Ausübung der ärztlichen Praxis in allen ihren Einzelheiten auszubilden. Von seinen zahlreichen Fachschriften gilt als die bedeutendste das „Handbuch der Pathologie und Therapie des Fiebers". Noch im vorigen Jahre gab Liebermeister zum Vorteil seiner Schüler einen „Grundriß der inneren Medizin" heraus, der schnell zwei Auflagen erlebte. An den Bestrebungen zur Vervollkommnung der medizinischen Wissenschaft nahm er regen Anteil; so gehörte er zu den Begründern der für die Heilkunde hochwichtigen Kongresse für innere Medizin.

Leonardo da Vinci. Marmorbüste von Harro Magnussen.

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung.

E. v. H., Bayern. Ihre Schrift läßt auf einen widerstandsfähigen, resoluten Charakter schließen. Ihr Wille ist sehr lebhaft, und in häuslichen Angelegenheiten wollen Sie dominieren. Besonders affimilationsfähig sind Sie nicht, gern gehen Sie Ihre eignen Wege und verlegen manchmal etwas durch Schärfe. Sie haben Scharfblick und einen klaren Verstand, mitunter auch eigne Ideen, aber wirklich selbständig produktiv sind Sie nicht. Mit Ihren Gedanken liegen Sie oft in höhere Regionen, überhaupt sehen gefällige Interessen konzessionsgeb, und doch trappieren Sie manchmal durch große Sachlichkeit und Nüchternheit. Im Umgang können Sie heiter und lustig sein, auch schlagfertig, aber Sie sind reflexiv. Im Auftreten sicher und gewandt, etwas selbstbewußt, doch nicht in unangenehmer Art.

J. K., Frankreich. Ein energischer, fleißiger, thätiger Mann. Kein energischer Himmelstürmer, aber gleichmäßig hoher Intellekt, das einmal Begonnene gut zu Ende zu führen. Sie überstürzen sich in nichts, überlegen vielmehr im voraus und suchen sich über eine Sache Klarheit zu verschaffen. Die Quantität in weniger entwickelt als der Verstand und der Sinn für das Praktische. Sie haben Erwerbssinn, und ohne große Prätentionen zu machen und Wert auf Eleganz und Komfort zu legen, lieben und schätzen Sie einen bescheidenen Komfort. Sie haben Einteilungsgeist und verstehen es, mit wenig verhältnismäßig viel zu erreichen.

Tornröschen. Ihre Schrift zeigt Feinfühligkeit und Zartgefühl (dünne, feine Schrift); nicht rücksichtslos, aber immerhin festes Wollen (Keulenendungen und gerade Unterschleifung bei unteren Rundungen der Mittelzone). Von Natur aus zum Helfen geben und Konsessionsmachen bereit, sind Sie doch genügend widerstandsfähig geworden, um nicht in Schwäche und Willenslosigkeit zu verfallen. Sie erkennen und verabscheuen instinktiv Roheit und Gemeinheit und haben einen vor allem auf das Ideale gerichteten Sinn (leichter Druck, hochstehende, feichte Punkte u. s. w.). Sie sind eine sehr offene und sonnige Natur und gehen keine krummen Wege (offene o, a u. s. w., Vorbindungen oft anwachsend). Ihre persönlichen Bedürfnisse sind nicht groß: Sie sind überhaupt partout schmale Schrift). Ihr Verkand ist klar (klare Schrift). Im Auftreten sind Sie einfach, natürlich und bescheiden.

C. Br. in Wandsbeck. Sie haben viel warmes Empfinden, aber die Phantasie ist dabei mehr beteiligt als das Gefühl. Dabei sind Sie liebenswürdig, umgänglich und, solange es ohne persönliche Opfer geht, recht gefällig und zuvorkommend. Den Kampf scheuen Sie nicht, und wo sich Ihnen Hindernisse in den Weg stellen, wollen Sie „erst recht" auf einer Sache bestehen.

Conf. G. in J., Tirol. Sie sind ein rechter, tüchtiger Charakter, geneigt, alles — so auch den Genuß, bei dem es Ihnen mehr auf Quantität als Qualität ankommt — ernst zu nehmen. Ihr wissen irdische Freuden zu schätzen und sind kein Kostverächter. Ihr Wille ist lebhaft, aber auch energisch, allerdings keineswegs mehr momentan; denn wenn sich eine Sache in die Länge zieht, verlieren Sie leicht die Ausdauer und die Geduld. Unterhaupt ist Ihre Gefahr für Sie, in der ersten Begeisterung mehr zu unternehmen, als Sie schließlich gut zu Ende führen. Sie sind lebhaft und rücksichtslos offen, stehen aber auch durchaus zuverlässig. Den Kampf scheuen Sie nicht, und wo sich Ihnen Hindernisse in den Weg stellen, wollen Sie „erst recht" auf einer Sache bestehen.

Conf. G. in J., Tirol. Sie sind ein rechter, tüchtiger Charakter, geneigt, alles — so auch den Genuß, bei dem es Ihnen mehr auf Quantität als Qualität ankommt — ernst zu nehmen. Ihr wissen irdische Freuden zu schätzen und sind kein Kostverächter. Ihr Wille ist lebhaft, aber auch energisch, allerdings keineswegs mehr momentan; denn wenn sich eine Sache in die Länge zieht, verlieren Sie leicht die Ausdauer und die Geduld. Unterhaupt ist Ihre Gefahr für Sie, in der ersten Begeisterung mehr zu unternehmen, als Sie schließlich gut zu Ende führen. Sie sind lebhaft und rücksichtslos offen, stehen aber auch durchaus zuverlässig. Den Kampf scheuen Sie nicht, und wo sich Ihnen Hindernisse in den Weg stellen, wollen Sie „erst recht" auf einer Sache bestehen.

Conf. G. in J., Tirol. Sie sind ein rechter, tüchtiger Charakter, geneigt, alles — so auch den Genuß, bei dem es Ihnen mehr auf Quantität als Qualität ankommt — ernst zu nehmen. Ihr wissen irdische Freuden zu schätzen und sind kein Kostverächter. Ihr Wille ist lebhaft, aber auch energisch, allerdings keineswegs mehr momentan; denn wenn sich eine Sache in die Länge zieht, verlieren Sie leicht die Ausdauer und die Geduld. Unterhaupt ist Ihre Gefahr für Sie, in der ersten Begeisterung mehr zu unternehmen, als Sie schließlich gut zu Ende führen. Sie sind lebhaft und rücksichtslos offen, stehen aber auch durchaus zuverlässig. Den Kampf scheuen Sie nicht, und wo sich Ihnen Hindernisse in den Weg stellen, wollen Sie „erst recht" auf einer Sache bestehen.

C. H. in B. Wird Ihnen gemütlich gut reich und groß durch Strenge der Sitten" scheint wirklich Ihr Wahlspruch zu sein; so paßt er zu Ihrem Charakter, dem ein Zug ins Große zu Grunde liegt und in dem sich große Festigkeit und Willenskraft zeigen. Die schwere Schrift mit ihren markierten Druckstellen und Grundstrichen neben Haarstrichen verrät Willenskraft, die keineswegs verdickten Endungen rasche Entschlossenheit. Sie sind also unbedingt energisch, haben Initiative und führen das Begonnene gut zu Ende. Die gleichmäßige Höhe der Buchstaben eines Wortes bedeuten: Konsequenz; spitze Hübe der Minuskeln: Ausdauer; gute Verteilung von Licht und Schatten: Verständigkeit; niedere, feste i-Punkte: Nüchternheit; ankeigende Linie: Selbstvertrauen und Strebsamkeit, verstärken die Zeichen von Energie. Die Kombination von den bereits Gelagten mit der sehr liegenden Schrift ergiebt: lieles, leidenschaftliches Empfinden und die Fähigkeit, zu genießen. Die gezogene, weite Schrift, der gut verteilte Raum bei ziemlich großer Schrift beweisen Vielseitigkeit, aber nicht in gedankenloser Weise gebende und verbrauchende Freigebigkeit: dazu sind Sie zu verständig. Alles in allem: ein sehr feiner, reeller und zuverlässiger Charakter, aber unter Umständen schwierig.

Tora Hefter. Eine feine, rein weiblich veranlagte Frauennatur, die Auge und Sinn für Detail hat und gern alles um sich und an sich nett gestaltet, die es verstehl, die Dinge traut und nett zu schmücken und, ohne pedantisch zu sein, alles in guter Ordnung zu halten. In häuslichen Angelegenheiten wollen Sie gern dominieren, und momentan können Sie auch sehr bestimmt auftreten, ohne deshalb unbedingt energisch zu sein. Wo Sie auf Widerstand stoßen, verstehen Sie sich eigenständig auf Ihre Ideen und Einfichten. Sie haben ein klares, nicht gerade immer mildes Urteil, wie Sie denn überhaupt keine Philanthropin sind und bei allem den Verstand mitsprechen lassen.

Anne Schildhaus. Sie wollen energisch und bestimmt sein, sind es aber nicht wirklich und erlahmen oft vorzeitig. Voll Eifer und Freude greifen Sie eine Aufgabe an, ohne sie dann auch gut zu Ende zu führen. Sie sind ereghaft und unsicher veranlagt. Wenn man Sie zu nehmen weiß, kann man ziemlichen Einfluß auf Sie gewinnen und Sie leiten. In der Stimmung sind Sie leicht entmutigt, ängstlich oder zu Zornesausbrüchen geneigt. Etwas egoistisch und schwer aus sich herauszutreiben. Im Benehmen und Sichgeben einfach und natürlich.

Oscar G. in G. Gern würden Sie mehr und reichlicher brauchen, als es so schon der Fall ist, aber aus Notwendigkeit, entgegen der Veranlagung und Neigung, wollen oder müssen Sie sparen. Sie sind sensibel, nervös, erregbar, weich gestimmt und halten sich unburchdringlich. Geistig lebhaft und gewandt.

Philomena. Die Graphologie kennt keine Feichen, die das Alter eines Menschen bestimmen lassen; dennoch glaube ich, es Ihnen unter den jungen Leuten und umgekehrt geistig Frische und Junge unter den Alten. Aber der ganze Tuktus und Habitus Ihrer Schrift läßt mich mit Sicherheit bestimmen, daß ich Sie nicht erst an Jahren nicht mehr jungen Mann handelt. Ebenso kann ich nicht genau feststellen, was für einen Beruf Sie haben, jedenfalls nicht den eines Geschäftsmannes, sondern denjenigen eines wissenschaftlich gebildeten Menschen, der über das gewöhnliche Durchschnittsmaß hinausragt. Sie sind eine ausgesprochene Individualität, geistig sehr selbständig, können sich überzeugen, in neuen Situationen anpassen und dieselben auch rasch ausnutzen. Dabei sind Sie ein sehr feinfühliger Mensch, der leukenartig verdickten Endungen rasche Entschlossenheit. Sie sind also unbedingt energisch, haben Initiative und führen das Begonnene gut zu Ende. Die gleichmäßige Höhe der Buchstaben eines Wortes bedeuten: Konsequenz; spitze Hübe der Minuskeln: Ausdauer; gute Verteilung von Licht und Schatten: Verständigkeit; niedere, feste i-Punkte: Nüchternheit; ankeigende Linie: Selbstvertrauen und Strebsamkeit, verstärken die Zeichen von Energie. Die Kombination von den bereits Gelagten mit der sehr liegenden Schrift ergiebt: lieles, leidenschaftliches Empfinden und die Fähigkeit, zu genießen. Die gezogene, weite Schrift, der gut verteilte Raum bei ziemlich großer Schrift beweisen Vielseitigkeit, aber nicht in gedankenloser Weise gebende und verbrauchende Freigebigkeit: dazu sind Sie zu verständig. Alles in allem: ein sehr feiner, reeller und zuverlässiger Charakter, aber unter Umständen schwierig.

Tora Hefter. Eine feine, rein weiblich veranlagte Frauennatur, die Auge und Sinn für Detail hat und gern alles um sich und an sich nett gestaltet, die es verstehl, die Dinge traut und nett zu schmücken und, ohne pedantisch zu sein, alles in guter Ordnung zu halten. In häuslichen Angelegenheiten wollen Sie gern dominieren, und momentan können Sie auch sehr bestimmt auftreten, ohne deshalb unbedingt energisch zu sein. Wo Sie auf Widerstand stoßen, verstehen Sie sich eigenständig auf Ihre Ideen und Einfichten. Sie haben ein klares, nicht gerade immer mildes Urteil, wie Sie denn überhaupt keine Philanthropin sind und bei allem den Verstand mitsprechen lassen.

Anne Schildhaus. Sie wollen energisch und bestimmt sein, sind es aber nicht wirklich und erlahmen oft vorzeitig. Voll Eifer und Freude greifen Sie eine Aufgabe an, ohne sie dann auch gut zu Ende zu führen. Sie sind ereghaft und unsicher veranlagt. Wenn man Sie zu nehmen weiß, kann man ziemlichen Einfluß auf Sie gewinnen und Sie leiten. In der Stimmung sind Sie leicht entmutigt, ängstlich oder zu Zornesausbrüchen geneigt. Etwas egoistisch und schwer aus sich herauszutreiben. Im Benehmen und Sichgeben einfach und natürlich.

Oscar G. in G. Gern würden Sie mehr und reichlicher brauchen, als es so schon der Fall ist, aber aus Notwendigkeit, entgegen der Veranlagung und Neigung, wollen oder müssen Sie sparen. Sie sind sensibel, nervös, erregbar, weich gestimmt und halten sich unburchdringlich. Geistig lebhaft und gewandt.

Philomena. Die Graphologie kennt keine Feichen, die das Alter eines Menschen bestimmen lassen; dennoch glaube ich, es Ihnen unter den jungen Leuten und umgekehrt geistig Frische und Junge unter den Alten. Aber der ganze Tuktus und Habitus Ihrer Schrift läßt mich mit Sicherheit bestimmen, daß ich Sie nicht erst an Jahren nicht mehr jungen Mann handelt. Ebenso kann ich nicht genau feststellen, was für einen Beruf Sie haben, jedenfalls nicht den eines Geschäftsmannes, sondern denjenigen eines wissenschaftlich gebildeten Menschen, der über das gewöhnliche Durchschnittsmaß hinausragt. Sie sind eine ausgesprochene Individualität, geistig sehr selbständig, können sich überzeugen, in neuen Situationen anpassen und dieselben auch rasch ausnutzen. Dabei sind Sie ein sehr feinfühliger Mensch, der leukenartig

gegen fehlt es Ihnen an Feinheit der Empfindung, sowie an harmonischer Abrundung (siehe ganzer Tuktus der Schrift, eigne, individuelle Formen, gewandte Verbindungen und Vereinfachungen, siehe „der", „der", „dir" u. s. w., Schleifen- und Spatiumschrift). Sie sind nervös, erregbar und heftig (ungleiche Höhe und Lage der Buchstaben), werden leicht unangenehm scharf (spitze Endungen häufig, siehe Endstrich in „dich", im „verdient"). Ihre schöne Redensarten verschwenden Sie keine Worte, was Sie zu sagen haben, sagen Sie kurz und bündig, sich einer knappen, meist treffenden Ausdrucksweise befleißend (oft knappe oder gar keine Endstriche). Auch gehen Sie Ihre eignen, selbstgewählten und gebahnten Wege, ohne sich um andre viel zu kümmern, dabei verleiten Sie leicht durch Rücksichtslosigkeit und Spottsucht, eine andre ein Widerspruchs- und Kampfesgeist (steil abfallende Anstriche). Thätig, fleißig, voll Initiative (unsteigende Linienrichtung, feste, bewegte Schrift), Energie und Willenskraft (keulenartig verdickte Endungen). Freilich können Sie sich auch eigensinnig auf etwas versteifen. Von Ihren Ideen und Plänen verraten Sie nicht mehr, als Ihnen klug scheint, denn Sie sind schlau und undurchdringlich (Wellenlinie in Verbindung mit oft abnehmenden Wortendungen). Ihre Stimmung ist wechselnd (ungleiche Lage und Höhe der Buchstaben), Ihre Empfindungsweise tief und leidenschaftlich, aber nicht vornehm; Sie sind sinnlich veranlagt (schwere, liegende Schrift, unschöne, gewöhnliche Formen, oft verschmierte Schrift).

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Digitized by Google

Für müssige Stunden.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe X.

Von Gotthard Heinrich in Fraustow bei Greifswald.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XI.

Von C. Behting in Riga. („Düna-Zeitung".)

Schwarz.

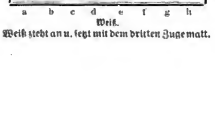
Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XII.

Von Isidor Gross in Karlstadt.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe VII:

W. 1. Sf4—h5
S. 1. La7—b8
W. 2. Le3—d4
S. 2. c5×d4, Lh6—f4 od. bel. and.
W. 3. Dg1—e1, Sh5—f6, Dg1—e3 matt.

A.

S. 1. h3×g2
W. 2. Dg1—g2†
S. 2. Ke4×e3,—e5
W. 3. Se7 - f5, Dg2—d5 matt.

B.

S. 1. h3—h2
W. 2. Dg1—e1
S. 2. h2—h1D
W. 3. Le3 - g1 matt.

Auflösung der Aufgabe VIII:

W. 1. Sa6—b4
S. 1. c6—c5
W. 2. Sb4—d5
S. 2. Kd4—d3, e5
W. 3. Dc1—d1, e3 matt.

A.

S. 1. Kd4—e5
W. 2. Sb4×c6†
S. 2. Ke5—e6, f6
W. 3. De1—b6 matt.

B.

S. 1. Kd4—c5
W. 2. Dc1—a3
S. 2. Ke5—d4
W. 3. Sb4×c6 matt.

Auflösung der Aufgabe IX:

W. 1. Kd3—e2
S. 1. Ke5—d4
W. 2. Se5×d7 und
W. 3. Da6—d3 matt.

A.

S. 1. Ke5—b4
W. 2. Da6—b6†
S. 2. Kb4—a4 (a3)
W. 3. Db6—b3 (event. auch)Ca5)matt.

B.

S. 1. d7—d6
W. 2. Da6)Ca5†
S. 2. Ke5—d4
W. 3. Da5—b4 matt.

C.

S. 1. a5—a4, d5—d4
W. 2. Se5—d3†
S. 2. Ke5—d4, d5
W. 3. Da6)Ca4, Sg4—f6 matt.

Partie Nr. VII.

Vor einiger Zeit in New York gespielt.

Damenbauernspiel.

Weiß: C. Telmar. — Schwarz: Dr. E. Lasker.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	19. Kg1—h1[1])	Ld7—b5
2. f2—f4	e7—e5	20. Sa3×b5	Se7×b5
3. e2—e3	Sb8—c6	21. Le2—a4[2])	Sbb—c7
4. c2—c4	e7—c6	22. La4—d7[3])	Ke8—b8
5. Sg1—f3	Lf8—d6	23. Ld7—a4[4])	f7—f6
6. Lf1—d3	Sg8—f6[1])	24. Df3—e2[5])	Tg8—g7
7. 0—0	Le8—d7	25. Dc2—b2	f6×e5
8. Sf3—e5	Dd8—e7	26. f4×e5	Tg7—f7
9. a2—a3	0—0—0	27. Tf1—g1	Ld6×e5
10. b2—b4[2])	c6—c4	28. d4—e5	Se7—a6
11. Ld3—c2	Th8—g8	29. Db2—b5	Sa6—c5[6])
12. a3—a4	h7—h5	30. Le1—e3	Se5—e4
13. a4—a5	g7—g5	31. Db5—b2	De7—b4[7])
14. b4—b5[3])	Se6—d8	32. Te1—b1	Tb8—g8
15. a5—a6	b7—b6	33. Ta1—a3	Te4—g3[8])
16. Sh5—a3	g5×f4	34. Kh1—g1	Dh1—e4
17. e3×f4	Sf6—e4	35. Td1—e1[9])	De4×e3+[9])
18. Dd1—f3[4])	Se8—e7	Weiß giebt die Partie auf.	

[1]) Auch f7—f5 kommt in Betracht. Es wäre dann „Steinwall" von beiden Seiten. Schwarz spielt aber auf scheinmäßige Entwicklung und baldigen Königsangriff.

[2]) Mit 10. Se5×d7 Td8×d7 11. d4×e5 Ld6×e5 12. b2—b4 Le5—d6 13. Dd1—a4 konnte Weiß ein ganz gutes Spiel erlangen.

[3]) Weiß will einen Gegenangriff machen; der b-Bauer wird aber schwach.

[4]) Auf 18. Le2—a4 kann f7—f6 19. Se5—f3 Se8—c7 nebst De7—e8 die Folge sein.

[5]) Jetzt hat die Deckung 19. Le2—a4 wegen Se7×a6 keinen Erfolg.

[6]) Ein ganz unnützes Manöver: 21. Le1—b2 (weniger gut nach d3 wegen Sb5—a3) nebst eventuell 22. Tf1—b1 sollte geschehen. Auf 21. Se5×c4 folgt d5×c4 22. Df3—d3 Ld6—b8 23. Le2—a4 f7—f5 24. Le4—f3 Ta8—g7 und Weiß ist im Nachteil.

[7]) Der Läufer fühlt sich mitten im feindlichen Lager doch nicht recht wohl. Den Vorzug verdiente aber wohl 23. Se5—c6†.

[8]) Falls 34. Se5—d7†, so Kd8—e8 mit der Drohung h6—l5.

[9]) Schwarz hat nun zwei Bauern mehr und die bessere Stellung und muß gewinnen.

[10]) Trotzt Matt durch Se4—g3.

[11]) Führt zu sofortigem Verlust, der allerdings auch durch bessere Züge nicht lange mehr abzuwenden war.

Partie Nr. VIII.

Turnierpartie, gespielt zu Riga im Oktober 1898.

(Aus Heft 8 der von F. Ameling herausgegebenen „Baltischen Schachblätter".)

Französische Partie.

Weiß: Rob. Behting. — Schwarz: Th. Müller.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e6**	22. Le3×d4	Ld7—e6
2. d2—d4	d7—d5	23. Lf1—h3	Le6—h3+
3. Sb1—d2	Sg8—f6	24. Kg2—h2	Dh6—d6[1])
4. e4—e5	Sf6—d7	25. b2—b4	Se5—d7
5. f2—f4	e7—c5	26. Lh3—e6[2])	Kg8—h8
6. c2—c3	Sb8—c6	27. Se3)c5	a6—b5
7. Sd2—f3[1])	Dd8—b6	28. h2—h4[3])	Sd7—b6
8. Sg1—e2	Lf8—e7	29. Dd2—c2	Sb6—c4+
9. Dd1—c2[2])	0—0	30. Ke2—d3	Tc8—c6
10. g2—g3	c5)d4	31. f4—f5	Le7)h4
11. c3)d4	f7—f6	32. Ta1—b1	Dd6—a3[4])
12. Lf1—g2[3])	f6)e5	33. Le6)c4	Da3—d6
13. d4 - e5[4])	Se6—b4	34. Ld5×e6[5])	b7)e6
14. De2—d1	Sd7—e5	35. Kd3—e4[6])	Se4—d2+
15. Le1—e3	Se5—d3+[5])	36. Ke4—e3	Td8—d4[7])
16. Ke1—d2	Sd3—c5	37. Ke3)d4	Da5—d5+
17. Sf3—d4	Le7—d7	38. Kd3—e3	Lh4—e7+
18. Se2—e3	Ta8—c8	39. Ke3—f4	Dd5—d4+
19. Lg2—f1	a7—a6	40. Kf4—g5	Sd2—e4+
20. Kd2—c2	Sb4—c6	41. De2×e4	Dd4×e4
21. Dd1—d2	Se6×d4+	42. Th1—f1[8])	Le6—c4+
		Weiß giebt die Partie auf.	

[1]) Besser war 7. Sg1—f3 Dd8—b6 8. Sd2—b3.

[2]) Um den Le1 zu entwickeln.

[3]) Auf 12. Lf1—h3 folgt f6)e5 13. Lh3×e6+ Kg8—h8 14. Le6×d7 (oder 14. d4×e5 Sd7—e5 15.) Le3×d7 15. d4×e5 Ta8—e8 mit vorzüglichem Spiel.

[4]) Auf 13. Le3×c5 folgt Tf8×f3 14. Lg2×f3 Se6×d4 15. Se2×d4 Db6×d4 und demnächst Sd7×c5 nebst Vorteil für Schwarz.

[5]) Hier wäre wohl Sb4—d3+ 16. Ke1—f1 Sd3—b2 (oder unter Ansicht nach Dh6—b2) stärker gewesen.

Digitized by Google

[2]) Hier mußte a6—a5 zur Verhinderung des folgenden Zuges von Weiß geschehen.

[3]) Beide Spieler befanden sich in diesem Stadium der Partie in Zeitbedrängnis und machten nicht die kärglichen Züge. 28. Le6 × d5! 29. Sd7 — Se6 29. Ld5 — b3 oder auch falsch 28. Le6 — d7 mußte geschehen.

[4]) Vom 24. Zuge ab spielt Schwarz sehr konsequent und gleichzeitig glänzend.

[5]) Falls der Läufer nach e4 oder f3 ging, so folgte Lh4 — e6, und auf 34. Ld5 × e4 Te6 × e4 ꝛc.

[6]) Weiß hat nichts Besseres, da e6 — e5 droht.

[7]) Ein direktes völlig korrektes Qualitätsopfer, worauf es keine Rettung mehr giebt.

[8]) Wenn 42. Th1—f1, so Matt in drei Zügen durch Le5—c7† 43. f5—f6 h7—h6† 44. Kg4—h5 De4 × f6.

Partie Nr. IX.

Gespielt in einem telegraphischen Wettkampf zwischen den Schachklubs zu Goteborg und Stockholm am 12. 13. Januar 1901.

Spanische Partie.

Weiß: H. Stjöberg (Göteborg). Schwarz: H. Carlfon (Stockholm).

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	10. d2—d4	e5 : d4 †[2])
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	11. Sf3 × d4	c7—c5
3. Lf1—b5	a7—a6	12. Le1—d2!!	c5 × d4 [3])
4. Lb5—a4	Sg8—f6	13. Ld2 × a5	Db3 × a5
5. e—o	Lf8—e7	14. Sb5 × c7†	Ke8—b8
6. Sb1—c3	b7—b5	15. Ld1 × d4	Le7—b7
7. La4—b3	d7—d6	16. Se7—f5	Sf6—e8 [4])
8. Tf1—e1 [1])	o—o	17. e4—e5	d6—d5
9. Se3—d5 [2])	Se8—a5 †	18. Te1 × e8	Ta8—d8 † [5])
		19. Te1 × e8	Aufgegeben.

[1]) Bis dahin hat Schwarz die besten Züge in dieser schwer zu behandelnden Spieleröffnung gemacht. Der Zug von Weiß gehört zu den besten Fortsetzungen.

[2]) „Mionblader" erklärt dies für vorteilig und zieht 9. d3—d3 vor. Auf den Tertung könne Schwarz mit Vorteil Le7—g4 spielen.

[3]) Schwarz überschätzt den 12. Zug von Weiß; sonst hätte er mit Sa5 × b3 11. a2 × b3 Le6—b7 gleiches Spiel herbeigeführt.

[4]) Sa5—b3 geht nun nicht mehr wegen 13. Sd4—e6 Ld6—e6 (d7) 14. Se6 : e7† Ke8—h8 15. a2 × b3. Schwarz könnte aber vielleicht noch 12. . . . . Sf6—d5 13. Lb2 × d5 Ba5—b7 versuchen.

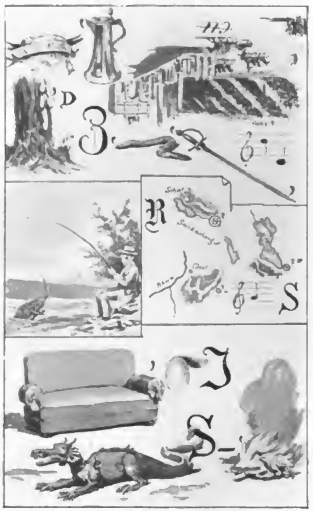
[5]) Das schwarze Spiel ist nunmehr rettungslos verloren. Etwas besser als der Tertung war noch Db3—e7 und eventuell Ta8—d8.

[6]) Damit ist die Partie rasch zu Ende. Etwas länger hätte sie gedauert bei f7—f6 (falls Se8—f6?, so 19. Sd5 : g7!) 19. Te8—e7 Ld7—e6 20. Dd4—g7—g8 21. Dg4—h5 b7—b5 22. Dh5—f7 g6—g5 23. Sd5—b4! Td8—g8! (od. Td8—f8? 24. Te7 × f7 g5 × f6 25. Sb4—g6† Kh8—g8 26. Tf7—e7 Le6—d5 27. Lb2 × d5 matt) 24. Df4—f6 Tg8—g7 25. Sb4—g6† Kh8—h7 26. Sg6—f4† Kh7—h6, bo 27. Df5—h7† Tg7 × h7 28. Te7 × h7 matt.

Rätselhafte Inschrift.

Auf der Ausstellung von Altertümern in Herborn (Nassau) erregt eine Steinplatte, die in der Nähe des Städtchens in einer Sandgrube gefunden wurde, die Aufmerksamkeit der Altertumsfreunde. Wie obenstehende Abbildung zeigt, stellt das Bild eine römische Schule vor. Auf zwei an der Wand hängenden Tabellen stehen Additions-, beziehungsweise Multiplikationsexempel. Die Ueberfetzung der darunter stehenden lateinischen Inschrift ist übrigens eine derart musteriöse, daß es bis jetzt keinem Gelehrten gelungen ist, dieselbe zu deuten. Unter dem Wort „vestem", dessen beide letzte Buchstaben verwischt sind, ist offenbar das zwischen den beiden Tabellen hängende Handtuch zu verstehen. Vielleicht gelingt einem unserer verehrten Leser die vollständige Ueberfetzung der Inschrift.

Litterarischer Rebus.



Rätsel.

Sie mußten der Ritter Gebot sich fügen.
Gefolgschaft zu leisten auf ihren Zügen,
Und wird ihnen furchtlos ein Fuß geraubt,
Die Armut noch heut sich ihr Sammeln erlaubt.

Worträtsel.

Bei Farben und sogar beim Gold
Wird es nicht selten schön gefunden,
Wer aber ist dem Worte hold,
Wenn seinem Körper es verbunden?
Weil besser noch bringt es im Spiel
Tich an ein unerwünschtes Ziel. M. Sch.

Scherzrätsel.

Willst genau du raten,
Nimm aus fremden Staaten
Eine Seestadt, deren Ende
Trehe um behende. H. H.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 5:

Des Einfachrätsels: Agero, Glied, Sünde, Acker, Stint, Rubin, Insit, Edith, August, Kleid, Halle, Ibuba, Zweck, Niere, Weise, Bierd, Recht, Hilwa, Oeter, Chrie, Stoge, Odjell, Krone, Wilin, Rehle, Thorth, Siege, Idiom, Falte, Ufedom.

„Glück und Glas, wie leicht bricht das."
„Reden ist Silber, Schweigen ist Gold."

Des Umstellrätsels: Präsident — Spare Tinte.

Des Scherzrätsels: Kuppelpelz.

Des Worträtsels: Nonne.

Des Silbenrätsels: Diobopost.

Der Techifrier-Aufgabe: Verbindet man zuerst die Buchstaben derjenigen Felder, die vier, sodann diejenigen, die drei, zwei, eine, beziehungsweise keine schwarzen Ecken aufweisen, und zwar immer einen des anderen und einen des inneren Kreisringes und stets rechts herum, so erhält man:

Solang die Beutel klingen,
Herzu die Freunde dringen;
Verlieren sie das Klingen,
So läßt sich das Trinken.

Freifrau Wilhelmine Heydebrand, L. v.

Digitized by Google

Briefmappe.

Freunde unſers Blattes in allen Welttheilen, die ſich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunſt widmen, ſind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereigniſſe der Redaktion von **„Ueber Land und Meer“ in Stuttgart** einzuſenden. Nur ſchleunige Ablendung umfangreicher Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nützen. Auf Wunſch erfolgt Honorierung und Angabe des Einſenders.

Burenfreundin. Der Gedichtcyklus „Das Los der Burenfrau“ iſt von der Zürcher Dichterin **Klara Forrer** verfaßt und, ſoweit wir wiſſen, zuerſt in der Zeitſchrift „Am häuslichen Herd“ erſchienen. Das ergreifende Gedicht, das Sie wohl meinen, trägt den Titel „Nach Jahresfriſt“ und lautet:

Verwüſtet ſind die Farmen,
In Flammen liegt das Haus;
Der Feind rief ohn' Erbarmen
Ins Elend uns hinaus.

Fort trieb er unſre Herden.
Statt Saaten rings Verödung.
Was ſoll aus euch nun werden,
Ihr armen Kinder mein?

Der Schützer eures Lebens
Zog in den blut'gen Strauß,
Kehrt er zurück — vergebens
Sucht er ſein ſchmuckes Haus.

Und geht er bangend fragen:
Wo weilen Weib und Kind?
Weiß niemand es zu ſagen,
Wo ſie geblieben ſind.

G. H. v. M. in F. Sie ſtellen eine ganze Reihe von Fragen, deren Antwort uns viel Zeit und Mühe koſten würde, während Sie doch beim Buchhändler ſofort die entſprechende Auskunft erhalten konnten und in Ihrem Wohnort eine ganze Reihe angeſehener Buchhandlungen vorhanden iſt. Bei jeder derſelben dürfen Sie das genaueſten und freundlichſten Beſcheides ſicher ſein.

W. E. in Sch. Die myſtiſche Tragödie „Thanatos“ von **Hugo Aiyboniſe Revel**, die in Berlin vor einiger Zeit zur Aufführung kam, liegt jetzt auch als Buch vor („Recken, Perſon. 2,50).

A. W. in Ulm. Eine hübſche farbige Anſichtspoſtkarte vom Stuttgarter Rathausneubau iſt im Verlage von **G. Hauſſer** in Stuttgart erſchienen.

Wilhelm B. in New York. Ihre „Kraftworte“ gegen das Argument eines „Jagen“ ſind gut gemeint, aber poetiſch klingt es nicht, wenn Sie ſagen:

Stürs' ich und ſtuf' ich, ein Verwunder Aar,
Ih mir der Beſte in jedem Jagen!
Hab ich mich doch ad der ſchlaffmatten Schar!

Hab' ich den Sieg doch errungen!

Jage ich ſtutend ſich treiben
Schaum laß dem Hohlen und Wolluſt dem Schwein,

Lieber entbehrend, einſam und allein,
Turſtend ein Wanderer zu bleiben.

Thalia in W. Die Marie Sebach-Stiftung iſt dank der Schenkung, welche die Schweſter der verewigten Tragödin, Wilhelmine Sebach, jüngſt angewendet hat, in der Lage, neue Freiſtellen für arme Schauſpielerkinder zu ſchaffen. Die Zinſen des Kapitals ſollen zur Erziehung und Verpflegung von Kindern mittelloſer Bühnenangehöriger Verwendung finden und Waiſen beſonders berückſichtigt werden. Die Kinder genießen vom achten Lebensjahre an freien Schulunterricht und werden in den vom Kuratorium ausgewählten Erziehungsanſtalten in ſchlichter bürgerlicher Weiſe ſo lange erzogen, bis ihr ſelbſtändiges Fortkommen geſichert iſt, jedoch nicht über das achtzehnte Lebensjahr hinaus. Geſuche ſind mit Angabe der näheren Umſtände an die Verwaltungsdirection der Genoſſenſchaft Deutſcher Bühnenangehöriger in Berlin zu richten.

M. K. in O. Ihre Anfrage iſt inzwiſchen von kompetenter Stelle erſtellt worden. Die deutſche Burenzentrale (München, Wilhelmſtr. 2, II) erbittet eine Beiſteuerung von 100 Mark für jeden aus, der im Deutſchen Reiche engliſche Werber ſo zur Anzeige bringt, daß ſie ſofort verhaftet und beſtraft werden.

E. S. Ulm. Wir haben leider die Adreſſe nicht erfahren können.

„Land und Leute“ in K. Der vom Contreadmiral **W. Pluddemann** herausgegebene „Illuſtrierte Deutſche Flottenkalender“ iſt im zweiten Jahrgang bei Wilhelm Köhler (Minden i. W. und Leipzig) erſchienen. Unter Beigabe zahlreicher Abbildungen enthält er auch für „Landratten“ eine Fülle des Unterhaltenden und Belehrenden.

M. M. in W. Eine Anzahl derühmter Hedyſpäſſe veranſchaulichen die neueſten Liebigbilder. An der Hand der farbenprächtigen Bildchen kann man im Fluge durch einen großen Teil der Welt gelangen. Das Anſtändige mit dem Angenehmen verbindend, giebt jedes Blatt auf der Rückſeite ein Kochrezept.

„Es iſt ein Reis- entſprungen.“ Sie haben vollkommen recht: es iſt eine gröbliche Verunſtaltung des alten herrlichen Weihnachtsliedes, wenn die Anfangsworte gedreht und gedeutet werden: „Es iſt ein Ros' entſprungen.“ Das Lied ſtützt ſich, wie in der zweiten Strophe ausdrücklich geſagt wird, auf den Prophoten Jeſaias, der im Kapitel 11 auf die Geburt des Heilandes hinweiſt. Luther hat den erſten Vers dieſes Kapitels überſetzt: „Und es wird eine Rute aufgehen von dem Stamm Iſai (der Name iſt gleichbedeutend mit Jeſſe oder Jeſſe) und ein Zweig aus ſeiner Wurzel Frucht bringen.“ In der Aktualiſchen Ueberſetzung der Vulgata aber, welcher der unbekannte Dichter des Liedes gefolgt iſt, heißt es: „Und ein Reis wird hervorkommen aus der Wurzel Jeſſe (und eine Blume aufgehen aus ſeiner Wurzel.“ Die hier geſperrt hervorgehobenen Worte finden ſich genau in unſerm Liede wieder, wie Sie ſich durch den Vergleich überzeugen mögen:

Es iſt ein Reis entſprungen
Aus einer Wurzel zart,
Als uns die Alten ſungen.
Von Jeſſe kam die Art
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.

Das Reislein, das ich meine,
Davon Jeſaias ſagt,
Hat uns gebracht alleine
Maria, die reine Magd.
Aus Gottes ewigem Rat
Hat ſie ein Kind geboren
Wohl zu der halben Nacht.

E. M. in F. Mögen Sie ſich an das Bureau des Reichstags, zu Händen des Herrn Geh. Regierungsrats Knack, wenden.

Wilhelmine T. in N., Rußland. Mit der Ermittlung von Verſchollenen können wir uns nicht befaſſen. Der einzig richtige Weg der Erkundigung iſt der, daß Sie ſich unter genauer Tarlegung der Verhältniſſe an die Deutſche Botſchaft in Petersburg wenden. In der Hoffnung, daß weitere bei den deutſchen Behörden veranlaſſen wird.

E. Z. in L. „Die Photographie im Hauſe.“ Leitfaden für Amateure von **Ottomar Anſchütz**, iſt im Verlage des Verfaſſers zu Berlin erſchienen. Das von vielen Abbildungen begleitete Buch iſt deshalb von beſonderem Werte, weil es in kurzer und anſchaulicher Form angiebt, was der Amateur zur Herſtellung eines Bildes wiſſen muß.

R. M. in B. Allerdings lebt in Genua ein deutſcher proteſtantiſcher Geiſtlicher; er heißt, ſoviel wir wiſſen, Leonhardt. Seine Adreſſe iſt uns jedoch unbekannt. Vielleicht erhalten wir ſie auf dieſem Wege und werden ſie Ihnen dann mitteilen.

R. Z. in P. Nur ein Fachmann wird Ihnen Auskunft erteilen können, und auch erſt, nachdem er die Sache geſehen.

G. R. in L. Rudolf Falbe Wetterleuchter hat das erſte Halbjahr 1902 ſich bei Hugo Steinitz in Berlin erſchienen.

L. in T., W. B. in New York. Mit Dank abgelehnt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen ſenden wir nur zurück, wenn das entſprechende Porto beigefügt iſt. Wir bitten um Einſendung dat ſeinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Einsänge ohne Porto verſallen ſofort dem Papierkorb.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernſt Schubert in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift wird ſtrafrechtlich verfolgt.

Hoher Verdienst!

Personen, die ſich als befähigt erachten und geneigt ſind, als Nebenverdienſt oder berufsmäßig gegen gute Proviſion Beſtellungen auf gangbare Werke zu ſammeln, wollen ſich ſchriftlich unter **M. K. 459** an die Expedition von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart, Neckarſtraße 121/23, wenden.

Jede Dame erhält von mir gutbezahlten
Nebenverdienst
durch Handarbeiten; die Arbeit wird nach jedem Orte vergeben. Prospekt mit fertigem Muſter geg. 30 Pfg. bei **Albert Geyssmüller, Nürabecg**, Heilerſtraße 7.

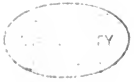
Hall-Seiden

reizende Neuheiten, als auch das Neueſte in weißen, ſchwarzen und farbigen Seidenſtoffen jeder Art für Straßen-, Geſellſchafts- und Braut-Toiletten. An Private porto- und zollfrei direkt zu Engros-Preiſen. Tauſende von Anerkennungsſchreiben. Von welchen Farben wünſchen Sie Muſter? Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).
Kgl. Hoflieferanten.

Druck und Papier der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die **Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart** — ohne Perſonenangabe — zu richten.

Digitized by Google



Digitized by Google

Schwerer Anfang. Nach dem Gemälde von Fedor Poppe.

Digitized by Google

Die Wacht am Rhein.

Roman von **C. Viebig.**

(Fortſetzung.)

Vier Wochen, lange vier Wochen, — waren ſie wirklich ſchon vorbei ?!

Viktor von Clermonts Urlaub neigte ſich ſeinem Ende zu; das Weihnachtsfeſt würde er nicht mehr zu Hauſe verleben, nur noch den Nikolaustag. Der war heute.

Betrübt ſchlenderte er über die Kaſernenſtraße. Er zerbrach ſich den Kopf, wie ſollte er's ermöglichen, ihr einen Weckmann zu ſchenken? Da war wohl keiner in ganz Düſſeldorf, der heut, an Sankt Nikola, ſeiner Angebeteten nicht einen Weckmann verehrte.

In allen Konditor- und Bäckerläden prangten die Weckmänner, große und kleine, von Kuchenteig und Weckteig, einfacher und leckerer, mit Schokoladenknöpfen und ohne Knöpfe, mit Mandeln und Zitronat geſpickt und ohne ſolche, aber alle mit Korinthenaugen und der Pfeife im Maul.

Sinnend blieb er an einem Bäckerfenſter ſtehen. Zweimal hatte er ihr was ſpendiert; das erſte Mal eine Crèmeſchnitte bei Konditor Geisler, das andre Mal freilich nur eine Düte geröſteter Keſten beim „Appel-Len", zu einer „Blaſe Leckers" hatte es nie gelangt. Ach, wenn das Taſchengeld doch nicht ſo knapp wäre! Es reichte nicht immer zu den notwendigſten ſtandesgemäßen Ausgaben, und der Vater konnte beim beſten Willen nicht mehr geben; wenn der jetzt auch Major war, er war doch immer knapp. Na, hoffentlich würde es anders werden, wenn man erſt Seiner Majeſtät Leutnant war bei der Garde! Bald würde es wohl Krieg geben — Viktor hoffte doch ſtark — und da wollte er ſich nebſt den Epauletten auch noch das Eiſerne Kreuz verdienen, auf der linken Bruſt zu tragen.

Zögernd klimperte er mit ſeinen letzten paar Groſchen in der Hoſentaſche — da, im Fenſter, lag ſo ein ganz kleiner Weckmann, der würde gewiß nicht mehr koſten als ein Kaſtemännchen![*]) Wie würde ſie ſich drüber freuen! Morgen mußte er ja ohnehin fort, und dem Mädel blieb nichts wie dieſe Erinnerung. „Ha, wie lecker," würde ſie ſagen und lachend ihre weißen Zähne in den braunen Weckmann vergraben. Und ſeine Hand würde ſie faſſen wie letzthin, als er mit ihr im Hofgarten promenierte und es anfing ſchaurig dunkel zu werden unter den hohen Bäumen der Senfzerallee. Na, da mußte er ſich eben das Taſchenbürſtchen oder den Nägelpolierer verkneifen.

Entſchloſſen betrat er den Laden. Nach wenigen Augenblicken kam er wieder heraus, den kleinen Weckmann, in ein gelbes Papier eingeſchlagen, ſorgfältig in der Hand. Und nun ging er die Straße, auf der der Kaſerne gegenüberliegenden Seite, immer auf und ab.

Ob ſie noch nicht kam? Sie hatte heute doch ſchulfreien Nachmittag. Ein Glück, daß Cäcilie den Schnupfen hatte und ſich nicht ausſchlängeln konnte! Er wollte mit Joſefine an den Rhein gehen, da gab's was zu ſehen: Hochwaſſer. Die Brücke war heute nacht abgefahren worden, man hatte die Kanonenſchüſſe gehört, und am Morgen ging die Schreckenskunde: ein Joch ſei abgetrieben und ein Brückenwärter darauf.

Wenn ſie doch käme! Es war froſtig heute; wenn's auch nicht goß, wie eigentlich ſeit ein paar Wochen ohne Unterlaß, ſo war es doch feuchtkalt, die ganze Luft von Waſſerdunſt erfüllt. Halt, knarrte jetzt nicht das Kaſementhor? So öffnete ſie's immer, ein wenig mühſam, ſich ſtemmend gegen die ſchwere Wucht des Thürflügels.

Sie war's! Schon lief ſie über die Straße auf ihn zu, aber ſie war nicht allein, ihr jüngſtes Brüderchen führte ſie an der Hand. „Tag, Viktor! Das Karlchen will auch den Rhein kucken gehen. Und dann muß ich nach der Ratingerſtraß'. Han, der ganze Keller is da voll Waſſer!"

Viktor fühlte ſich gekränkt. Wie läſtig, daß ſie das kleine Kind mitbrachte! Und dann wollte ſie gleich nach der Ratingerſtraße laufen, um das Waſſer im Keller zu ſehen. Alſo das war ihr die Hauptſache am letzten Tag?! Beleidigt ſteckte er den Weckmann in ſeine Rocktaſche — wenn ſie ſo war, nun, dann kriegte ſie den auch nicht!

Sie merkte nichts von ſeiner Verſtimmung, luſtig ſchwatzte ſie. Nun hatte ſie ſchon alle Frühjahr, wenn das Eis trieb und der Schnee ſchmolz, das Grundwaſſer in die Keller ſteigen, ſämtliche Goſſen und Kanäle der Stadt übertreten und auf den Wieſen der andern Seite die Weidenbüſche wie vereinzelte Haarſchöpfe herausſtehen ſehen; aber ſo hoch wie jetzt und ſo früh im Winter war's noch nie gekommen. Jetzt ſtanden ganze Straßen unter Waſſer, und — jubelnd klatſchte ſie in die Hände — am Zollthor und in der Rheinſtraße und Gott weiß wo noch ſollten ſie mit Kähnen fahren.

*) 2½ Silbergroſchen.

Digitized by Google

„Lassen wer kucken jehn, lassen wer kucken jehn!“ Rasch riß sie ihn mit fort.

Und Menschen, Menschen hasteten dem Rhein zu. Alles lief. Immer schlüpfriger wurde das Pflaster, beschmutzt von unzähligen nassen Tappen. Selbst aus den Steinen schien schlammige Feuchtigkeit zu quellen; es roch nach Moder. An der Ecke der Marktstraße, wo sonst die Obstfrau sitzt, war die Gosse ein See; Krämer standen auf ihren niedrigen Ladenschwellen, filzbeschuht, mit blauer Schürze, und schanten, ihr Pfeifchen paffend, nach dem Wasser aus.

Und halt, nun — die Menge staute sich, Josefine stieß einen hellen Schrei aus —, nun geht's nicht weiter, das Wasser, das Wasser! Es plätschert dem alten Jan Willem um die Füße!

Noch sind Bretter über Blöcke gelegt, schwankende Stege, die nur mit kühnem Balancieren zu überschreiten sind, aber dann breitet sich die Flut, die tiefe, stille, lautlose, dunkle Flut, die nichts mit dem schönen Grün des Rheins gemein hat. Die Rathaustreppen sind überspült, die Säulen des Theaters ragen wie Stümpfe aus dem Wasser, hinunter nach dem Zollthor fahren Kähne. Aus den Häusern der Zollstraße schauen vom Oberstock Weiber mit blassen Gesichtern; sie haben die Nacht wenig Schlaf bekommen, flüchten haben sie müssen, von unten nach oben, mit Kind und Wiege und Mann und Maus. Aber sie lachen. Und die Männer, denen aus den Kähnen Feuerung und Wasser und Brot und Kartoffeln an Stangen in Eimern zugereicht werden, lachen auch. Und die Rheinschiffer, die in ihren hohen Stiefeln und den geteerten Jacken geschäftig sind, lachen auch. Und die vorwitzigen Jungen, die, die Hosen aufgekrempelt, barfuß ins Nasse plantschen, bis ihnen das plötzlich bis unter die Achseln steigt, lachen auch. Es klatscht und spritzt, es plätschert und sprüht — Neugierige werden bis aufs Hemd naß, kein Mensch hat einen trockenen Fuß, aber alles lacht, lacht, lacht.

Josefine war außer sich vor Entzücken, auch Viktor vergaß seinen Mißmut, er fühlte sich ganz als Beschützer — das war ja wie „die Ueberschwemmung im Thal' des Mississippi“, deren Lektüre ihn einst als Knabe mit grausender Wonne erfüllt. Hier zwei Hilflose, und er der Ritter und Retter. Sorgsam bot er dem Mädchen die Hand, an schwierigen Stellen nahm er Karlchen Huckepack.

Vom Rhein wehte es stark — ach, wer den jetzt nur ganz übersehen könnte! Vom Kohlenthor erhaschten sie endlich den Blick.

O, wie das floß und floß und sich dehnte, grau, grau, bis ins Unendliche, ein weites, unabsehbares, ein in alle Ewigkeit flutendes Meer. Drüben die grünen Wiesen von Niederkassel bis gen Heerdt verschwunden, nur Pappelkronen ragen noch auf und die Dächer der Bauernhöfe. Kein Gras mehr, keine Büsche, kein weidendes Vieh, der Rhein hat sich breit gemacht und alles verschluckt. Hinauf nach Köln und hinunter nach Holland ist alles sein. Selbst der Himmel ist sein; er hält den umarmt im grauen Dunst — wo sind Wolken, wo Wasser, man weiß es nicht — alles eins im Duft, im schwimmenden Nebel. Gravend und brauend wogt es und wallt es, zieht und flieht, naht und drängt sich, weht und winkt — Schleier, Netze wirft der Rhein aus, die alles umstricken.

Es war den beiden heiß, glühend heiß, als sie am „Bunten Vogel“ anlangten. An jedem Haar hing ihnen ein Tröpfchen; das waren Perlen vom Rhein, der hatte sie in den Armen gehalten und auf die Stirnen geküßt. Sie hatten angekämpft gegen den sausenden Wind, der ihre Kleider gelüftet und ihnen Lust in die Herzen geblasen. Ihre Augen strahlten. Im Hausflur holte Viktor rasch seinen Weckmann hervor und drückte ihn Josefine in die Hand. Wie selbstverständlich trat er mit ihr in die Stube.

Draußen spülte das Wasser schon bis an die Schwelle des „Bunten Vogels“, aber innen saß sich's gemütlich, doppelt warm. Die Großmutter holte in gastlicher Freude Kaffee und Blatz. Der Großvater grämelte, das sei ja gar kein richtiges Hochwasser. „Ke Wunder, auch de Rhein könnt mit aus der Reih'. De sind't sich auch nit meh zurecht in Düsseldorf — all de neue Straßen un de Plätz, de Eisebahn, de Fabriken — Teufelswerk! Un wat se nit alles noch am Plane sind! Ich les' et als in der Zeitung: en einig Deutschland! Dumm' Zeug! Wat jeht uns dat an? Dat de Bürjer zufrieden es, dat es de Hauptsach' —“

„Peter,“ unterbrach ihn die alte Frau, „weißte noch dazumal, da lief et Wasser langs de janze Volkerstraß'?“

Da vergaß der Alte sein Grämeln. „E ja, dat war noch Hochwasser, um vierundachtzig, als ich noch ene junge Kerl war! Da lief de Rhein über im Hornung wie en Pott voll gärig Bier!“

„Un weißte noch,“ fiel sie wieder ein, „wie de Rhein beim von Cornelius im ‚Feigenbaum‘ de Trepp' eruf stieg? Ich war noch e klein Mädche, aber ich weiß et wie heut. De mußt sein klein Peterken durch't Fenster im Nachen tragen, mitten in der Nacht. Ja, e ja“ — sie stieß einen behaglichen Seufzer aus —, „de es nu auch als ene alte Mann, de Cornelius Pitter — wat de Zeit verjeht!“

„Komm,“ flüsterte Josefine und stieß unter dem Tisch an Viktors Knie, „lassen wir uns im Keller jehn! Da is en Bütt', da können wir uns in fahren!“

Die beiden Alten, in ihre Vergangenheit vertieft, merkten es nicht, daß die beiden Jungen zur Stube hinausschlüpften.

Im Keller des „Bunten Vogel“ war alles auf Stellagen gerettet, die Flaschen und Krüge, die Fässer und die Kappestonne. Eine weiße Katze lauerte oben an der Treppe auf die Mäuse, die sich etwa ins Trockene flüchten mochten.

Sorgsam zog Josefine die Kellerthür hinter sich zu — nun waren sie ganz im Dunkeln. Eine feuchtwarme, schwere, moderdurchschwängerte Luft

Digitized by Google

hüllte sie ein. Viktor verging der Atem, tastend griff er um sich.

„Bis still," flüsterte Josefine. Und nun flammte es auf; sie hatte ein Streichhölzchen angerieben, ein Kerzenstümpfchen holte sie aus der Tasche und steckte es an.

Jetzt sahen sie — wenige glitschige Stufen hinunter, da war schon das Wasser. Schwarz wie Tinte, regungslos stand's unter dem Gewölbe. Eine große ovale Waschbütte schaukelte wie ein Nachen am Treppenpfosten.

Hand in Hand blieben sie auf der untersten, schon bespülten Stufe stehen; Josefine hatte das Lichtstümpfchen niedergestellt, nun warf es flackernden Schein auf die fahle Kellerwand gegenüber und zeigte ihnen ihre Schatten wunderlich groß. Sonst schien alles versunken in der dunkel gähnenden, geheimnisvollen Höhle.

„Fahr mich," hauchte sie bittend.

Und so fuhren sie in der Bütte, sie mit den Händen im schwarzen Wasser plätschernd, er ein paar aufgefischte Holzscheite als Ruder benutzend. Langsam paddelten sie umher. Sie sprachen kein Wort — alles still — auch von außen kein Laut. Da war eine versunkene Stadt, und sie beide schwammen allein miteinander, mutterseelenallein, auf einem weiten, weiten Meer.

Ein immerwährendes, glückliches Lächeln lag auf Josefines Gesicht. „Fahr mich noch mehr, fahr, fahr!" Mit auf die Seite geneigtem Kopf sah sie den Jüngling selig an. Viktor machte eine ungeschickte Bewegung — da — die Bütte drehte sich, schwankte, heftig puffte sie gegen die unterste Treppenstufe, das Lichtstümpfchen erlosch.

Josefine stieß einen leisen Schrei aus, der Nachen legte sich auf die Seite, aber schon hatte Viktor sie umfaßt; mit kräftigem Arm hob er sie auf die Stufe.

„Fina," flüsterte er, sie noch umschlungen haltend, „Fuchen, morgen muß ich ja fort!"

„Och, wie schad'!"

„Wirst du mich auch nicht vergessen?"

„Ne, och ne!"

Da küßte er sie, und sie küßte ihn wieder. Ganz im Dunkeln. Er fühlte nicht, daß seine Füße im Wasser standen. Sie fühlte nicht, daß ihr halblanger Rock durchnäßt war, sie fühlte nur den heimlichen Schauer, der ihr leise, in mädchenhafter Scham, über den jungen Körper rann.

VII.

Es rührte sich allerorten, als wollte es lenzen. Ein Gären steckte tief innen im Schoß aller Dinge, ein geheimnisvolles Sichregen, ein Pochen und Drängen — was will das werden?!

Ein Wehen geht durch die Lande, leis noch, kaum fühlbar, aber ein Wehen so eigner Art, daß die einen begeistert rufen: „Frühling, Frühling!" und die andern: „Sturm, Sturm!"

Frühling?! Noch war es nicht an der Zeit. Schnee flockte noch vom Himmel und begrub die grünen Hoffnungen.

Es war das Jahr 1847.

Der weite Düsseldorfer Exerzierplatz lag noch einmal, nachdem die Februarsonne schon schmelzend geschienen, in tiefem Winter: am Kanalrand waren die vorwitzig knospenden Veilchen erfroren.

An dem Fensterchen der Feldwebelwohnung stand Josefine Rinke am Sonntagnachmittag und hauchte ihren warmen Atem gegen die bereifte Scheibe. Ihre Wangen waren heiß, ihre volle Brust hob und senkte sich rasch; nun zeigte ein verstohlenes Lächeln ihre gesund weißen Zähne. Ihr Blick wurde glänzend — was hatten die Offiziere auf dem Kasernenhof heut doch hinter ihr drein geflüstert? „Schönes Mädchen" — ah, schönes Mädchen! War sie denn schön?! Sie schloß halb die Augen und legte den Kopf in den Nacken, mit einer unwillkürlichen Bewegung hob sie beide Arme und drückte sie an ihre Brust. Da innen klopfte es so stark, so voll. Das war ihr Herz. Poch, poch, wie ein Hammer. Und jeder Hammerschlag trieb ihr das Blut rascher durch die Adern.

„Nanu," sagte der Vater vom Tisch her und schlug so kräftig auf seine Zeitung, daß die Tochter sich nach ihm umwendete, „was wollen sie nu schon wieder? Immerzu stänkern!"

Der Feldwebel ärgerte sich jetzt stets, wenn er die Zeitung las. Mit ein paar Kameraden zusammen hielt er sich das Düsseldorfer Kreisblatt. Man erfuhr ja sonst gar nichts von der Welt, und das that doch jetzt not, es verlangte einen zu wissen, wo's zuerst losgehen würde, ob in Frankreich oder Spanien, ob in Bayern oder Baden, in Nassau, Württemberg oder Hessen, ob in Portugal oder Dänemark und wie die Länder alle heißen. Ueberall war's nicht recht geheuer.

„Was" — er regte sich ordentlich auf — „Verfassungsreform?! Was wollen die Schreier denn? Unser Herr und König regiert, wie seine Vorfahren regiert haben, und die haben Preußen groß gemacht. Bande! Verfassungsreform — was heißt das?!"

„Vater," sagte Josefine, trat an den Tisch und guckte ihm über die Schulter ins Zeitungsblatt, „kuckte, da steht es ja: Ausgleichung, Versöhnung zwischen Thron und Volk! Die Krone muß freiwillig eine wirkliche, den Zeitforderungen entsprechende Verfassung verleihen.' Die Krone, damit is der König gemeint, jelt Vater? Aber dat andre versteh' ich nit!"

„Na, das ist so, wenn — hm — als ob" — der Feldwebel kratzte sich hinter dem Ohr — „ä, hol sie alle der Teufel! 'reinquatschen wollen sie eben, wenn unser König was befiehlt. Er ist unser Herr, er allein hat zu kommandieren und wir zu gehorchen — was, was sagst du?"

Josefine hatte etwas in sich hinein gemurmelt, nun kreuzte sie die Arme über der Brust und warf den Kopf in den Nacken. „Beim Metzger in der Bastionsstraß' haben sie heut gesagt, dat Volk hätt' auch sein' Forderungen. Da haben se

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Germanenweib verkündet dem Druſus das Ziel ſeiner Eroberungen.
Nach dem Gemälde von Hugo Vogel. (Text Seite 134.)

doch ganz recht in, Vater, man will doch auch ein Wort sagen dürfen."

„Dumme Gans!" So heftig hatte sie der Vater fast noch nie angeschrieen. „Was verstehst du davon? Von morgen ab holst du 's Fleisch wo anders — nicht bei dem Kerl, verstanden?!" Mit gerunzelter Stirn vertiefte er sich wieder in die Zeitung.

Stumm war Josefine ans Fenster zurückgetreten, aber sie konnte es nicht unterlassen, die Achseln zu zucken — der Vater hörte eben nicht alles, was die Leute sagten — was die schimpften! — beim Bäcker, beim Metzger, auf dem Gemüsemarkt. Es müsse anders werden! Was anders werden müsse, sagten sie freilich nicht.

Auch der Großvater schimpfte. Er mochte gar nicht mehr ausgehen, saß immer auf der Ofenbank oder in seinem Lehnstuhl im Comptörchen und drehte die Daumen umeinander. Auch durchs Fenster guckte er nicht, denn die Leute, mit denen er alt geworden, gingen nicht mehr vorüber, und die jungen interessierten ihn nicht.

Der arme Großvater! Tief atmend drückte Josefine die Hand aufs Herz — nur nicht alt sein! Immer jung, immer frisch, sich freuen! Die Welt war ja so schön, und brachte mal ein Tag Verdruß, gleich machte es der andre doppelt gut. Wie die Offiziere sie angelächelt hatten! Sie war das gewohnt, aber es machte ihr doch jedesmal wieder Spaß. Und die Sergeanten, die Unteroffiziere und Gefreiten waren doch auch nette Leute! Manch einer unter ihnen fast ebenso schneidig, mit ebenso schlanker Taille wie ein Herr Leutnant. Alle Soldaten waren nett. Ach, nur keinen Bürger heiraten! Einer müßte es sein, mit roten Streifen längs der Hosennaht, mit blanken Knöpfen am Rock, mit einem gebräunten Soldatengesicht, dessen Stirn einzig da, wo der Helm geschützt, einen Streifen helleres Weiß zeigte.

Der Feldwebel wußte gar nicht, warum seine Tochter plötzlich zu ihm an den Tisch gesprungen kam, den Arm um seinen Hals schlang und die weiche Wange auf seinen Scheitel drückte.

„Na, na," machte er unwirsch und rührte sich doch nicht; die weiche Wange that ihm wohl, wie ein warmer Strom floß es von ihr durch seinen Körper. Und in der Stube war's kalt, man konnte im Februar nicht mehr sehr heizen, so reichlich waren die drei Klafter geliefertes Holz nicht.

„Na," sagte er noch einmal und lächelte, „was ist denn los?"

Aber sie antwortete nur mit einem festeren Druck und einem leichten Lachen und hüpfte dann auf ihren früheren Platz zurück. Die Stirn gegen die Scheibe gelehnt, starrte sie hinaus auf den weißen Schnee des Exerzierplatzes. Es wollte schon dämmern, jenseits überm Kanal versanken die schönen neuen Häuser der Königsallee allmählich hinter einem feinen Schleier.

So wie heute hatte Josefine, während die Mutter noch in der Kammer ihr Mittagsschläfchen hielt, in mancher Sonntagsdämmerstunde hier gestanden; wochentags hatte sie keine Zeit zum Träumen, da gab's zu waschen und zu kochen, zu kehren und zu scheuern, den Brüdern Kittel und Strümpfe zu flicken. Die Mutter schonte sich jetzt, da sie eine erwachsene Tochter hatte, es that ihr auch not, nach den vielen Wochenbetten! Und eine Kleinigkeit war's auch gerade nicht, mit 12 Thalern 17 Silbergroschen 6 Pfennigen monatlicher Löhnung, alle Zulagen eingerechnet, auszukommen, wenn auch die Großeltern heimlich wacker zustreckten und, war der Feldwebel nicht zu Hause, Mettwurst, Schinken, Blatz, Schmierchen, Kappes, Bier, alles mögliche Eß- und Trinkbare vom „Bunten Vogel" her in die Küche wanderte. Es wollten viele Mäuler gestopft sein.

Seit die Fina mit vierzehn Jahren aus der Schule gekommen, besuchte Frau Trina ihre alten Eltern tagtäglich. Der Feldwebel hatte nichts dagegen; wenn er auch selber nicht in den „Bunten Vogel" ging — seine Frau hatte die Verpflichtung — ehre Vater und Mutter!" Freilich, daß sie stets den Umweg über die Marxfarre oder die Lambertuskirche machte, auch bei so und so viel Bekannten in der Altestadt vorsprach, das wußte er nicht.

Auch die Kinder besuchten die Großeltern. Seitdem die Josefine von den Ursulinerinnen fort und seitdem gar der Wilhelm in der Lehre war, sah Minke keinen Grund mehr, den Alten die Enkelkinder zu entziehen. Er war der Stärkere, was sollte er den schwachen Greisen zuwider sein? Hoffte er, sich doch auch dermaleinst an Josefinens Kindern zu erlaben.

Der Feldwebel betrachtete seine Tochter oft mit demselben Blick, mit dem er die Neueingezogenen musterte. Er hatte ja auch über sie Bericht zu erstatten; wenn auch nicht bei dem Herrn Hauptmann, so doch bei dem Herrgott da oben. Gesund, wohlgemut und ehrlich, so stand die Siebzehnjährige vor des Vaters Augen. Das Herz pochte ihm vor Freuden, wenn er sie schaffen sah mit starken Armen. Oft schlich er heimlich hinter die Küchenthür und belauschte sie am Waschfaß. Hochgeschürzt stand sie, ihre Kleidertaille hatte sie ausgezogen und wusch in Hemdärmeln. Unermüdlich tauchten ihre runden Arme in die Lauge, die Seifenflocken spritzten ihr bis aufs blonde Haar, und immer sang sie mit schallender Stimme, so voll, so lustig — kein Wunder, daß die ganze Compagnie in sie verschossen war.

Wenn er nur erst den rechten Mann für sie wüßte! Mit scharfem Blick ließ der Feldwebel alle Revue passieren; da war nur einer, der ihm gut genug dünkte, der Conradi. Der stammte auch aus Preußen, wenn auch nicht aus der Mark; bei Königsberg war er zu Hause, ein Bauernsohn, dessen älterer Bruder den Hof geerbt, ihm aber ein hübsches Sümmchen ausgezahlt hatte. Und sparsam war er und nüchtern. Für sich selbst hatte der Feldwebel nie

Digitized by Google

des Geldes geachtet, aber nun er an der Zukunft seiner Tochter baute, war ihm das doch ein angenehmer Gedanke. Zwölf Jahre diente der Conradi nun schon als Unteroffizier, ein wackerer Kerl, der sich nie etwas hatte zu schulden kommen lassen. Und groß war er, noch einen starken Kopf größer als Josefine, und breit in den Schultern, breit wie sie in den Hüften — das gab was fürs erste Garderegiment zu Fuß! Freilich abgehen wollte jetzt der Conradi, schon bereitete er sich zum Gendarmerie-Examen vor, sechs Monate Urlaub wurden ihm demnächst bewilligt zur Probedienstleistung. Aber war die Gendarmerie denn nicht dem Militär nahe verwandt? So wollte sich Rinke nicht daran stoßen.

Daß er selber einmal abgehen könne, war ihm bisher nie in den Sinn gekommen, aber vor kurzem hatte ihn sein Hauptmann darauf gebracht.

„Ich begreife nicht, Rinke," hatte der vertraulich gesagt, als sie zusammen auf dem Kasernenhof hin und her pendelten, „warum Sie sich noch im Kommiß schinden. Sie dienen doch wohl schon an die zwanzig Jahr'?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, fast vierundzwanzig!"

„Um Gottes willen!"

Der Feldwebel hatte sich bei diesem Ausruf seines Hauptmanns auf die Lippen gebissen — warum echauffierte sich der Hauptmann denn so? Vierundzwanzig — war das etwa zu lang? War er nun schon abständig, knackschälig, konnte er seiner Pflicht nicht mehr genügen? Mit unsicherem Blick sah er nach der vergoldeten, mit dem Namenszug des Königs verzierten Schnalle auf seiner Brust — die hatte er doch bekommen als Dienstauszeichnung!

Als erriete der Hauptmann seine Gedanken, sagte der jetzt: „Es sei ferne von mir, Ihre Dienste unterschätzen zu wollen, Rinke! Mir persönlich würde es höchst fatal sein, mich an einen andern Feldwebel gewöhnen zu müssen, aber ich meine, wenn man so lange im gleichen Trott gestrampelt hat wie Sie, möchte man auch einmal seinen eignen Gang gehen. Eine gute Zivilversorgung ist Ihnen doch sicher, ein Plätzchen bei der Steuer, ein Zollaufseherposten oder dergleichen!"

Dem Feldwebel war's trocken im Munde geworden, stumm hatte er den Kopf gesenkt.

„Also nicht Ihr Fall? Na, dann melden Sie sich doch mal bei der Lazarettverwaltung — Lazarettinspektor, gar nicht übel!"

Ja, das wäre schon eher etwas, da hörte man doch noch den rauhen Fall der Kommandos heraufschallen, das Klirren der Waffen, das Stampfen der Mannschaft — altgewohnte Klänge, einem in Fleisch und Blut übergegangen. Eine begehrte Versorgung, und doch —! Der Feldwebel verstand sich selber nicht: da hatte er sich oft herausgesehnt aus dem täglichen Einerlei des Dienstes, er hatte gelechzt nach einem Sturmwind, der alle Riegel aufstößt, und jetzt, wo sich ihm vielleicht eine Thür aufthun wollte, konnte er nicht herausfinden. So nicht, so nicht! Wenn er herausträte aus den Mauern der Kaserne, aus des Dienstes ewigem Einerlei, so mußte es zu einem andern Dienst sein, einem noch höheren, heiligeren: denn auf dem Feld der Ehre. Mochte ihm seine Frau nun auch in den Ohren liegen: — „Dank doch ab, mach, dat du 'rauskömmst; mein' Eltern sind alt, wir könnten das Geschäft übernehmen" — er hörte gar nicht, was sie schwatzte. Er wollte Soldat bleiben.

Und trotz dieses Entschlusses lag er oft Nächte lang und zergrübelte sich, einen Argwohn hatte die Frage des Hauptmanns in ihm erweckt, den Argwohn, nicht mehr zu genügen. Wenn er einmal mit seinem alten Hauptmann, dem Herrn von Clermont, darüber spräche? Der war kein so Neugebackener, hatte gleich ihm lange gedient, der würde wissen, wie man's halten soll, ob gehen, ob bleiben.

Rinke zog sich die zweite Garnitur an, zwängte die frischgewaschenen Wildlederhandschuhe über die Finger, stülpte den Helm erster Garnitur auf und wanderte nach der Bilkerstraße; der Major wohnte noch im selben Haus. Schon unten sagte der Bursche, der Herr Major seien unpäßlich, er wurde aber doch vorgelassen.

Herr von Clermont saß in einem Lehnstuhl beim Ofen; das verstuchte Reißen hatte er sich, wie er stöhnend sagte, vom letzten Manöver aus den nassen Wiesen an der holländischen Grenze mitgebracht. Uff, er konnte auf kein Pferd! Das hatte man nun davon! Er war überhaupt auf den ganzen Krempel nicht gut zu sprechen. Als ihm der Feldwebel seine Zweifel wegen Abschiednehmens vortrug, nickte er zustimmend. „Ja, man avanciert nicht, es ist zum Rabiatwerden! Man ist eingerostet. Schlechte Zeiten für uns, schlechte Zeiten für alle!"

Rinke sah den Vorgesetzten mit großen Augen an — ein preußischer Major und unzufrieden?! Ganz verdutzt stand er. Ein neuer Geist, ein Geist, den er nicht verstand, wehte durch die Stube des Herrn Major.

Da öffnete sich die Thür, eine junge Dame in weißem Kleid, mit einem rosenfarbenen Band um die langen dunkeln Locken, kam herein. „Papa," sagte sie, nahm seine Hand und küßte sie, „wie geht es dir heut?"

Er strich ihr über die Locken: „Gleich, Cäcilie, gleich, habe nur mit dem Rinke noch ein paar Worte zu reden."

Die junge Dame sah flüchtig nach Rinke hin. „Rinke?" fragte sie lächelnd, „Feldwebel Rinke?"

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein."

„Was macht denn Ihre Tochter, die Josefine? Geht's ihr gut?"

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein, sehr gut!"

„So, das freut mich!"

Das war wahrhaftig nett von dem Fräulein Major, daß sie sich der Schulgefährtin noch erinnerte! Der Feldwebel fand es ganz

Digitized by Google

begreiflich, daß man das Fräulein von Clermont die erste Schönheit der Stadt nannte — so was Vornehmes und doch so was Freundliches!

„Grüßen Sie Ihre Tochter von mir!“ Sie neigte leicht den Kopf mit einer großen Anmut und schwebte wieder zur Thür.

Donnerwetter, war die hübsch geworden! Aber seine Josefine war auch nicht zu verachten! Im Geist hielt der Feldwebel deren blonde Flechten neben jene dunkeln Locken, die frischroten Backen neben das zartweiße Gesicht.

Der Major sprach in seine Betrachtungen hinein — das Herz mußte ihm übervoll sein, er vergaß ganz den Untergebenen: „Ja, wenn ich die Tochter nicht hätte, keine Stunde bliebe ich mehr! Nichts los, gar nichts mehr los! Aber so viel weiß ich, sowie meine Tochter 'ne Partie gemacht hat, nehme ich den Abschied; so lange muß ich schon noch aushalten.“ Er seufzte. „Na, und dann ziehen meine Frau und ich uns in irgend einen netten Winkel zurück, ich halte mir Hühner und okuliere Rosen. Mein Sohn muß schon alleine sehn, wie er fertig wird. Ich bin's müde. Aber daß Sie, Rinke, nicht längst um eine Zivilversorgung eingekommen sind, begreife ich nicht! Meiner besonderen Fürsprache sind Sie sicher!“

Also auch der redete ihm zu, zu gehen?! Nein, nein, Rinke konnte sich doch nicht entschließen, wie mit Klammern hielt es ihn am Dienst fest. Wenn's nun Krieg wrde und er kam nicht mit?! Solange er aktiv war, konnten sie ihn nicht daheim lassen. Und er mußte mit, er mußte mit, solange er noch einen Fuß rühren konnte!

Frau Trina hatte kein Glück mit ihren Anbohrungen, fest wie Eisen blieb ihr Mann. Da gab sie die fruchtlosen Bemühungen auf; — was sollte sie auch ihren Rinke und sich selber ärgern?! Vielleicht daß der Wilhelm mal den „Bunten Vogel“ übernehmen konnte! Der Großvater war schon sehr alt, und allein würde die Großmutter nie und nimmer fertig werden. Das war doch etwas andres für den Wilhelm als das „Schneider“ lernen!

Gegen das Handwerk an sich hatte Frau Trina nichts einzuwenden, wohl aber, daß es gerade ein Militärschneider war, zu dem Rinke den Jungen in die Lehre gebracht! Wenn's noch ein richtiger bästiger Bürgerslentschneider wäre! Sonst ließ sich der Wilhelm ganz gut in der Lehre anbesonders der Meisterin hatte er es verstanden sich angenehm zu machen. Er war eben kein solches Rauhbein wie die meisten Düsseldorfer Rabauen; die sanfte Hand der Großmutter merkte man ihm noch immer an. Und daß er ein wenig versteckt war — versteckt konnte man eigentlich nicht sagen, ein bischen für sich — dafür machte Frau Trina ihren Mann verantwortlich, der hatte den Jungen eingeschüchtert.

Der junge Mensch zeigte nach wie vor eine große Abneigung vor der Kaserne, darum ging die Feldwebelin öfters zu ihm hin — eine gesprächige Freundschaft verband sie mit seiner Meisterin — oder sie führte ihn auch Feierabends spazieren und kehrte mit ihm im „Bunten Vogel“ ein.

Aber alle Sonntagnachmittag mußte der Sohn in der Kaserne antreten — unwiderruflich — der Vater verlangte es.

Auch heute erwarteten sie ihn. Der Feldwebel hatte schon zum zweitenmal seine Zeitung von A bis Z durchstudiert, nun horchte er auf das Schlagen der Uhr. Konnte der Bursche denn nie pünktlich sein? Auf seiner Stirn zog sich die Falte zusammen.

Josefine schlüpfte aus dem Zimmer in die Küche, um von dort auf den Hof zu spähen. Sie kannte dies Gesicht des Vaters. Wo blieb der Wilhelm denn nur? Statt pünktlich zu kommen, eine Stunde später noch nicht da! Wie dumm! Nun war der Vater gleich von vornherein schlechter Stimmung.

Die Mutter lag noch in der Schlafkammer auf dem Bett in friedlichem, lang andauerndem Mittagsschlaf, ohne Ahnung, daß sich ein Ungewitter zusammenzog.

Endlich knarrte die Stiege. Gott sei Dank! Wie der Wind flog Josefine an die Treppe und zog den Bruder erst noch einen Augenblick in die Küche. Hier sah sie ihm besorgt in das blasse Gesicht: „Is dich jett?“ Ihre Nasenflügel hoben sich, sie beschnupperte seinen Rock: „Willem, wie riechste dann? Du has ja jeraucht!“

Rasch zog sie ihm den Rock herunter und schlenkerte ihn zum Küchenfenster aus in die scharfkalte Luft. „Dat der Vater et nur nit zu riechen kriegt, du — Jeses, Willem, wat siehste schlecht aus!“

Der blasse junge Mensch vermied ihren Blick; mit gesenkten Lidern stand er und nestelte an seinen Hemdärmeln, schauderend in der frisch hereinwehenden Kühle. „Bis still,“ sagte er dann, „schrei doch nit so! Ich hab' jeraucht — wat is da weiter bei?!“

„Aber du sollst doch nit!“

Er zuckte die Achseln. „Ich kann nix dafor, se lachen einem ja aus, wenn mer nit raucht. Der Jesell hat mich en Piep Toback jejeben, eine einzige, wahrhaftigens Jott! Aber da is mich e so jotjämmerlich nach jeworden — ba!“ Er schüttelte sich noch in der Erinnerung und spie aus.

„Un jetrunken hajte auch,“ sagte Josefine vorwurfsvoll.

„Et war mich zu schlecht, da hat mich de Frotzmutter 'ne Bittre jejeben un de Frotzvater auch eine, un in der Wirtsstub' saß de Schnakebergs Hendrich un dem seine Schwiegervater, un ich mußt' mich bei se setzen, un se traktierten mich mit Bier — da würd' et mich jleich wieder jut — och Jott, och Jott, Finken!“ Er hielt sich den Leib.

„Josefine!“ rief von drinnen des Vaters Stimme.

Wilhelm schreckte zusammen.

„Josefine! Ist der Bengel noch nicht da? Josefine!“

Digitized by Google

Man hörte im Zimmer einen Stuhl rücken und einen schweren Tritt.

„'schwind!" Josefine half dem Bruder in den Rock und drängte: „'schwind, mach dat de erein kömmst! Halt dich jrad', Willem! 'schwind, 'schwind!"

„Na," sagte der Vater, als sie in die Stube traten, und richtete seinen scharfen Blick auf sie; einen bösen Blick, so ersichien es wenigstens Wilhelm. Er suchte sich hinter der Schwester zu halten.

„Du kommst spät! Warum?" Es klang wie ein Verhör.

„Er war erst noch in der Ratingerstraß'," beeilte sich Josefine zu sagen. „Bei den Großeltern kömmt mer immer so rasch nit fort!"

„So — hm!" brummte der Feldwebel. „Na" — er streckte Wilhelm die Hand hin — „na, dann setz dich, Junge!"

Scheu ergriff der Sohn die Hand des Vaters; seine schlanken Finger verschwanden ganz in der sehnigen Faust. Das war ein eiserner Griff — er unterdrückte ein Zusammenzucken.

„Pimpliger pampliger Schlingel!" Mit einem halb gutmütigen, halb ärgerlichen Lachen gab der Feldwebel die schmächtige Hand frei. Würde der Junge denn nie Mark kriegen? Den nahmen sie nicht beim Militär! Es gab ihm einen Stich — ein Sohn von ihm nicht wenigstens seine paar Jahre dienen?! Verstimmt setzte er sich nieder, nahm wieder die Zeitung vor und sagte kein Wort mehr.

Auch Wilhelm wagte nicht zu sprechen; schlapp vornüber gebeugt, hing er auf einer Ecke seines Stuhls, mit trüben Augen ins Licht blinzelnd. Josefine hatte die Talgkerze auf dem Messingleuchter angezündet, in dem fahlen Flackerlicht sah das Knabengesicht noch fahler aus, die Schatten unter den Augen erschienen noch tiefer. Wilhelm kämpfte mit dem Uebelsein, aber als ihm die Schwester jetzt einen Kaffee und eine Kommißbrotschnitte, zur Feier des Sonntags mit Apfelkraut bestrichen, vorsetzte, wagte er nicht, dies auszuschlagen. Zögernd nahm er Schluck für Schluck. Der Kaffee würgte ihn förmlich im Halse, verzweifelnd stierte er auf das Brot — wie sollte er das herunterkriegen? Schon der Gedanke an Essen trieb ihm den Schweiß auf die Stirn; schwindlig wurde ihm auch, und gähnen mußte er, gähnen, als wäre er drei Nächte in kein Bett gekommen. Josefine blinkerte ihm warnend zu — ja, er wußte es auch, der Vater konnte das Gähnen für den Tod nicht ausstehen, aber was sollte er machen, so sehr er auch die Lippen aufeinanderpreßte und die Luft durch die Nase zog, es zwang ihm gewaltsam den Mund auf, er mußte gähnen, gähnen aus den Tiefen seiner Seele.

Ein verwunderter Blick des Vaters traf ihn. „Hast wohl die ganze Nacht gewacht? Gearbeitet, he?"

Etwas undeutlich Gestottertes war die Antwort; eine glühende Röte stieg dem Jungen dabei in die bleichen Backen.

Argwöhnisch betrachtete der Feldwebel ihn — was, trieb sich der Bengel etwa gar herum?! Haltung und Gesichtsfarbe gefielen ihm gar nicht; immer finsterer wurde die Falte auf seiner Stirn. Er that, als ob er läse, stützte den Kopf in die Hand, aber von unten herauf betrachtete er unausgesetzt den Sohn. Dieser merkte das, und unterm Tisch die Hände zusammenpressend, mühte er sich gewaltsam, das krampfhafte Gähnen zu unterdrücken und sich ein möglichst harmloses Aussehen zu geben. Er versuchte sogar ein leises Pfeifen, aber der Vater untersagte ihm das sofort.

Wenn doch die Josefine wenigstens drin geblieben wäre, aber die war gegangen, die Mutter zu wecken, der Mond schien ja schon bleich, und der Schnee leuchtete in gespenstischer Helle. Ein Schweigen lastete draußen auf dem Platz, ein Schweigen auch in der Stube, so drückend, daß des Jungen Herz pochte.

Gott sei Dank, endlich kam die Mutter! Mit Herzlichkeit begrüßte sie den Sohn. Josefine mußte ihr von Wilhelms Uebelbefinden berichtet haben, denn sie fragte mehrmals in einem Atem: „Wie jeht et dich, wie is dich jetzt, is et dich jett besser?"

„Wickel ihn doch lieber in Watte," sagte der Feldwebel plötzlich und stieß ein kurzes Lachen aus.

Aber Frau Trina ließ sich jetzt so leicht nicht mehr einschüchtern, war sie doch die Besitzende in der Ehe, guter Bürgerslente Kind; wenn sie sich dieser Empfindung vielleicht auch nicht klar war, mit der Zeit hatte ihr dies doch zu einem gewissen Selbstgefühl verholfen. „Laß doch," sagte sie; „meine arme Jung'! De hat et auch schwer jenug. Morgens als so früh erans, de Baas,*) de läßt sich de Stieweln von ihm wichsen, un sie, de Meisterin, all dat Wasser un Holz schleppen! Un dat Rennen der janze Tag — de Preußen machen ja en Wirtichaft um eine armselige Knopp! Un dann nit emal sechs Penning Trinkjeld!"

„Ist auch kein Unglück," brummte der Feldwebel. „Geld — wozu braucht der Bengel Geld? Daß er's verraucht —" er hob rasch den Kopf, ein voller Blick traf den Sohn, der unter diesem Blick zusammenknickte — „oder mit Frauenzimmern verpofamentiert!"

„Rinke!" Frau Trina sprach es vorwurfsvoll und legte den Arm um die Schultern ihres Sohnes. „Ne, de thut doch so jett nit, dat Jüngesken!"

„Na" — eine unheilverkündende Röte stieg langsam dem Feldwebel in die Stirn —, „der Jüngste der Beste! Da sollte man doch hierzulande die Frauenzimmer nicht kennen! Machen sich hier immer so groß mit ihren rheinischen Mädels — haha! Die Weibsbilder, die halbnackt den Malern Modell stehn, die sind auch rheinische Mädels — nette Sorte — na, ich danke!"

„Et Fina is doch auch en rheinisch Mädchen,"

*) Meister.

Digitized by Google

platzte Frau Trina heraus; sie ärgerte sich mächtig über den geringschätzigen Ton ihres Mannes.

„Die Josefine — meine Tochter?! Du bist ja verrückt!"

„No, wat dann?" Jetzt fing Frau Trina an, hell zu lachen. „Et Fina is doch in Düsseldorf jeboren, un hie is doch de Rhein, un et is so, wie die Mädches hie all sind, accurat so, un nun soll et auf einmal kein rheinisch Mädche sein?!"

„Halt 's Maul!" Der Feldwebel schrie sie grob an, und dann faßte er den Jungen vorn an den Rockklappen, berach ihn, schüttelte ihn hin und her und schob ihn dann mit einem unsanften Stoß der Mutter zu. „Da — wie stinkt der Bengel?! Nach Knaster und Kneipe! — Ich will dich lehren. Wo hast du dich 'rumgetrieben, he?"

Schreckensbleich starrte Wilhelm drein, in einem nervösen Zucken bewegten sich seine Lippen, aber keinen Laut brachte er heraus.

„Wo hast du dich 'rumgedreht, wie siehst du aus? Antwort! Wird's bald?"

Josefine mengte sich ein. „Vater, wat is dann, sei doch nit bös!"

Er stieß sie von sich. „Kümmer dich um deine Sachen! — Wo hast du dich 'rumgetrieben, Bengel?!" Er stampfte auf. „Lüge nicht! Du weißt, vormachen lass' ich mir nichts — na?!"

Der Knabe erstarrte förmlich unter des Vaters Blick.

„Vater," rief Josefine, „er hat sich nit erumjetrieben! Willem, nu sag et doch, sei doch kein Bangbür! Der Jesell hat ihm en —"

„Er hat ja jar nix gethan," schrie die Mutter dazwischen, „de arme Jung'! Rinke, wat fällt dich ein?!"

„'raus! Frauenzimmer 'raus!" Mit unwiderstehlicher Gewalt schob Rinke die beiden Frauen ins Nebenzimmer. Nun verriegelte er die Thür; mit starken Schritten kam er zurück, direkt auf Wilhelm zu. Der war ganz in eine Ecke gewichen.

„So" — unheimlich ruhig klang's —, „so, mein Sohn, nun sage mir mal, wo du dich 'rumgetrieben hast, ich möcht' das gerne wissen." Und nun aufbrausend: „Ich muß es wissen!"

„Ich hab' — mich — nit — erum—je—trieben!"

Ein Schlucken stieß den Knaben.

„Lüge nicht!"

„Ich lü—lüge — ja — nit!"

„Jawoht, du lügst!" Immer drohender wurde das Auge des Vaters, es blitzte unter den düsteren Brauen.

„Wahrhaftigens Jott —"

„Junge!" — des Feldwebels Stimme verlor plötzlich an Rauheit, sie wurde fast bittend — „Junge, sag mir die Wahrheit, thu's mir nicht an, daß du lügst!"

„Ich — hab' mich nit — erumjetrieben! Der Jesell jab mich ene Pfeif' — et wurd' mich so schlecht — de Jroßmutter jab mich ene Bittre, de Jroßvater auch — se jaben mich Bier — ich kann nix dafor — Vater, Vater!" Aufschreiend hielt er sich schützend beide Arme über den Kopf, — der Feldwebel hatte die Hand gehoben.

Feig?! Ein verächtliches Zucken ging über des Feldwebels Gesicht, und dann kam ein Ausdruck von Scham. Feig — sein Sohn war feig! Wer feig ist, lügt auch.

„Ich glaube dir nicht," sagte er hart. „Sieh mich an!" Und als Wilhelm den Blick nicht hob, noch einmal: „Ansehen!"

Die gesenkten Lider öffneten sich zwinkernd, das matte Auge des Sohnes versuchte dem Blick des Vaters standzuhalten, aber es füllte sich jäh mit Thränen. Geblendet, verwirrt senkte es sich wieder zu Boden.

„Laß mich eraus," stöhnte Wilhelm; alles drehte sich mit ihm, eine peinvolle Uebelkeit kam ihn an.

„Gleich kannst du gehen — aber vorerst — vorerst wer' ich dich lehren — du Bengel — wie man 's Lügen austreibt!" In Schmerz und Empörung sah der Feldwebel wild um sich: da lag hinterm Ofen der Stecken zum Ausklopfen der Montur.

„Vater, Vater!"

„Schockschwerenot — willst du die Wahrheit sagen?!"

„Ich sag' je ja — ich sag' se ja!"

Draußen raschelte es vor der Thür, Mutter und Schwester horchten am Schlüsselloch. „Jesses, Rinke!" Das war Frau Trinas Stimme. „Mach ens auf, Rinke!" Sie pochte an.

„Wirst du's jetzt sagen?" Rinke streckte den Arm nach dem immer mehr und mehr Zurückweichenden aus. „Wo warst du?"

Wilhelm wimmerte: „Vater, Vater!"

„Vater, thu ihm doch nix! Vater, hör doch!" Josefine warf sich mit der ganzen Wucht ihrer jungen Kraft gegen die Thür, sie rüttelte am Schloß. „Mach ens auf, Vater!"

Er ließ sie rufen und klopfen. „Rumtreiber, Lügner!" stöhnte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen. Und dann machte er einen großen Schritt und langte den Stecken hinter dem Ofen vor und stand wieder vor dem ganz in eine Ecke Gedrückten. Weiter ging das Zurückweichen nicht.

„Komm 'raus!" Eine unbarmherzige Strenge lag um des Feldwebels Mund, nichts regte sich in seinem Gesicht. „Hose 'runter! Eins, zwei —"

Der junge Bursche starrte ihn an, als verstände er nicht. Seine Augen waren schreckhaft weit geöffnet, er wurde totenblaß, und dann schoß ihm auf einmal eine glühende Röte bis unter die Haarwurzeln.

„Hörst du nicht? Hose 'runter — eins — zwei — drei!"

„Laß mich!" Das war ein Schrei der Empörung. Beide Hände vorgestreckt, stierte der junge Mensch den Vater an. „Ich lass' mich nit hauen — ich lass' mich nit mehr hauen! Ich will mich nit mehr —"

Digitized by Google

„Du — du läßt dich nicht mehr hauen? Du willst nicht mehr?! Was?!“ Schon hatte der starke Arm des Feldwebels den sich verzweifelt Sträubenden aus der Ecke gezerrt. Kein Widerstand half. Wie ein unmündiges Kind wurde der Sohn übers Knie gezogen — Hose herunter — eins, zwei, drei — sausend fiel die Gerte nieder. Und wieder und wieder.

Weiter kein Laut hörbar. Auch die draußen waren verstummt.

„So,“ sagte jetzt der Vater kurz und schleuderte die Gerte weg, „so. Nu kannst du gehen!“

Der Sohn richtete sich auf. Mit zitternden Händen seinen Anzug ordnend, stand er einen Augenblick, dann wankte er zur Thür. Als er den Riegel fortschob, warf er einen Blick in die Stube zurück, einen einzigen kurzen Blick, scheu und von unten herauf; aber neben der Furcht, stärker als diese, glimmte noch etwas andres darin.

„Adjüs!“ sagte er heiser. Dann riß er die Thür auf.

An Mutter und Schwester vorbei stürzend, flüchtete er die Treppe hinunter. Vergebens riefen sie ihm nach.

Als sie bestürzt in die Stube traten, saß der Feldwebel wieder vor seiner Zeitung, anscheinend ganz vertieft. Aber Josefine fand, der Vater hatte eine seltsam gramvolle Miene.

VIII.

Schnee, Schnee, überall Schnee. An die Mauern war er angeweht worden und klebte in allen Ritzen; in den Fensterecken hatte er Polster aufgeschichtet, vor die Hausthüren hatte er sich gelagert, über die abschüssigen Dächer war er heruntergerutscht und hing nun drohend in den Rinnen. Die Bäume der Königsallee, die schon dicke, zum Aufplatzen geschwellte Knospen gezeigt, hatten alle Frühlingsträume vergessen; sie standen in Sterbehemden. Der weite Exerzierplatz war von einem Leichentuch überdeckt, kein Tritt schallte, kein Kommando ertönte.

Frau Trina seufzte fröstelnd, als sie am sonnenlosen Spätnachmittag beim Fenster saß. Auf ihrem Schoß lag eine alte Hose ihres Mannes — das war eine mühselige Arbeit, den roten Vorstoß herauszutrennen, wie mit Pechdraht genäht; aber man konnte doch die Jungens nicht herumlaufen lassen wie gezeichnet. Immer wieder ließ sie die Hände sinken, zuletzt lehnte sie den Rücken an und schloß die Augen.

Aber sie nickte nicht ein wie sonst wohl gern, eine bange Unruhe hatte sie heut zu keinem Schläfchen kommen lassen. Den ganzen Tag schon lag es ihr in den Gliedern, ein garstiger Rabe hatte heut morgen unterm Fenster gekrächzt — was wohl der Wilhelm machen mochte? Der arme Junge, hatte der gestern einen Sonntag gehabt! Das würde wohl kein Unglück sein, wenn der sich mal ein kleines Pläsier gemacht hatte, statt den ganzen Sonntagnachmittag in der muffigen Kaserne zu sitzen! Prügel hatte er dafür bekommen — Prügel!

Ein wahrer Zorn erhob sich in Frau Trinas Seele: mußte denn gleich zugehauen werden? Und immer geschnauzt?! Ach, was war sie doch so dumm gewesen! Hätte sie lieber dazumal den Schnakenbergs Hendrich aus der Windmühl' geheiratet, wie gut hätte sie's jetzt! Ein Kanapee und Hörtchens vorm Fenster und keine Sorgen. Dem seine Frau ließ es sich wohl sein. Ach, und es war doch auch etwas ganz andres, in einer Straße zu wohnen — sie warf einen mißbilligenden Blick hinaus auf den Platz — mal Menschen zu sehen, nicht bloß Soldaten!

Seufzend stand sie auf und ging nebenan in die Schlafkammer. Da holte sie aus der Lade ihr Gebetbuch vor; wahrhaftig, ein Trost that ihr not!

Sie schlug es auf. Wie das paßte:

„Ich muß leiden und durch geduldige Ertragung der Leiden mich für den Himmel befähigen.“

„Ach ja!“ Sie sank in die Kniee vor der alten tannenen Lade und las, die Hände gefaltet, das Gebet an Maria um Geduld.

„Ich bedarf in meinen Leiden des Trostes zur Erleichterung, der Stärke zur geduldigen Ertragung derselben — beide suche ich bei dir, o schmerzvolle Mutter!“

Schmerzvolle Mutter! Die Thränen, die schon lange lose gesessen, fingen Frau Trina an zu rinnen, sie dachte an ihren Wilhelm.

Aber sie las weiter:

„Du tröstest mich in den Bedrängnissen mit der lebendigen Hoffnung auf den herrlichen Lohn, der auf die Leiden dieser Zeit folgt.“

Und eine große Erleichterung kam über sie. Sie las noch viele Gebete, auch solche, die nicht auf ihre jetzige Kümmernis paßten, aber alle verschafften ihr Ruhe. —

Draußen, jenseits des Flurs, trällerte Josefine in der Küche. Sie schrubbte die Dielen, daß Holzsplitterchen und schmutziges Wasser spritzten.

„Als de Frosvatter die Froßmutter nahm.
Da war de Frosvatter 'ne Bräutigam —“

sang sie mit schallender Stimme, gerade als die Mutter ihr Büchlein wieder in der Lade verschloß. Frau Trina horchte auf — die war ja so lustig?! Nun ging sie auch nach der Küche.

„Mit dir, mit dir in't Federbett.
Mit dir, mit dir in't Stroh —“

klang es übermütig weiter; den Schrubber wie einen Tänzer vor sich haltend, drehte sich Josefine in der Küche, ihre Holzklumpen klappten, aber geschickt galoppierte sie auf dem feuchtglitschigen Boden.

„Tann stickt mich auch kein Federchen.
Tann beißt mich auch kein Floh!
Mit dir — mit dir —“

Schon fing sie wieder von vorn an, aber der ungeschlachte Tänzer kam ihr zwischen die

Digitized by Google

Digitized by Google

Die siegreiche Germania.

Nach dem Gemälde von Hugo Vogel. (Text Seite 134.)

Digitized by Google

Füße, er polterte hin, lachend flog sie auf die Mutter zu und faßte die um die Taille. Und dann fangen Mutter und Tochter, beide sich umeinander wirbelnd, das alte Tanzlied und lachten dabei, daß sie weinten.

„Mit dir, mit dir in'l —"

„Pst!" Josefine legte plötzlich den Finger an die Lippen — der Vater kam die Treppe herauf!

Frau Trina errötete — wenn ihr Mann sie jetzt gesehen hätte! Der würde schön schimpfen! Der Thür abgewandt, machte sie sich am Herd zu schaffen, um ihr erhitztes Gesicht zu verbergen.

Aber der Feldwebel schante heute nicht wie sonst zuerst zur Tochter herein, er ging gleich in die Stube. Krachend flog die Thür hinter ihm zu. „Och Jott, och Jott," seufzte Frau Trina; all ihre Kümmernisse fielen ihr auf einmal wieder ein. —

Rinke hatte die vergangene Nacht schlecht zugebracht; seine Frau atmete schon seit Stunden tief und gleichmäßig, da saß er noch wach im Bett. Die Nacht war finster, schweres Gewölk hielt den Mond verdeckt, nur als ein um weniges hellerer Fleck hob sich das Kammerfenster aus der Schwärze. Graute der Morgen denn noch nicht? Es war ihm eine Erlösung gewesen, als der erste Frühschein überm Platz dämmerte; längst ehe die Reveille ertönte, stand er auf, schlich aus der Kammer und wanderte mit großen Schritten rastlos in der eiskalten Stube auf und ab, bis Josefine erschien und noch ganz verschlafen fragte, ob es denn schon so spät sei. Der Hornist lockte gerade.

Die Mehlsuppe schmeckte nicht, mit einem förmlichen Widerwillen hatte der Feldwebel den Napf von sich geschoben — der Junge, der Junge, der lag ihm auf dem Magen! War er nicht doch zu streng gegen den gewesen? Ah was, Strenge muß sein! Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es.

Feldwebel Rinke war heut unwirsch im Dienst gewesen, die Kerle wurden angeschnauzt; als er die zehntägige Löhnungsberechnung ins Löhnungsbuch eintrug, verschrieb er sich. Beim Mittagessen wußte er nicht, was er aß; gleich danach ging er wieder fort, es litt ihn nicht in der Stube.

Als er mit dem Hauptmann auf dem Kasernenhof hin und her pendelte und den täglichen Rapport abstattete, hatte er sich auf sonderbaren Zerstreutheiten ertappt; seine Gedanken waren immer abgeschweift, hin zu dem schweren Thor, das auf die Straße führte, hin zur Kapuzinergasse, hin zum Haus, wo Wilhelms Meister wohnte. Er hatte sich geärgert, daß er das Denken an den Jungen nicht lassen konnte.

Nun war der Dienst so weit zu Ende, nur das Rapportbuch brauchte er am Abend noch dem Herrn Bataillonsadjutanten zu überbringen. Er hätte sich ruhig hinsetzen können zu seiner Zeitung, aber sie hatte heut kein Interesse für ihn. Aus der Küche hörte er das unterdrückte Kichern Josefinens und seiner Frau — warum lachten die nicht laut heraus? Warum war plötzlich das Singen verstummt, als er die Treppe heraufgekommen? War er denn so fürchterlich, daß alle ihn scheuten?!

Verdrießlich lief er auf und ab wie am Morgen, unruhig, mit knarrenden Stiefeln.

„Au weh," sagte Frau Trina draußen, „er is noch schlechter Laun'!" Die Knaben, die lärmend nach Hause kamen, wurden rasch beschwichtigt; keiner traute sich in die Stube.

Der Feldwebel blieb allein; und wie das Licht des Tages immer mehr und mehr verlosch, fing er an, sich einsam zu fühlen. Gähnend stand er am Fenster und trommelte einen Marsch auf die Scheibe. Vom Bataillonsadjutanten, der unten in der Kasernenstraße wohnte, war's nicht weit zur Kapuzinergasse — ob er mal hinging und nach dem Jungen fragte? Er nahm seine Mütze vom Nagel und gürtete das Seitengewehr um.

Josephine, die den Vater fortgehen hörte, wollte ihm nacheilen, aber die Mutter hielt sie zurück: „Fina, bleib, du kriegst nur Brummes!"

Der Mond stand überm Hof, ein rundes, bleiches Riesengesicht, als der Feldwebel aus der Thür trat. Die Straße war von Mondschein überzittert, die Lämpchen der Laternen glimmten dunkelrötlich gegen dies blauweiße Licht. Die Luft so klar; der über Tag geschmolzene Schnee glitzerte wie ein eisiger Spiegel. Wenige Menschen unterwegs, nur ein paar Dienstmädchen trippelten vorsichtig vor ihren Haustüren und streuten Sand und Asche. Bei Kühling in ersten Stock, wo der Herr Bataillonsadjutant wohnte, waren die Fenster dunkel; Rinke guckte hinauf: der war noch nicht zu Hause, desto besser, so ging er auf dem Rückweg vor. Erst zur Kapuzinergasse.

Bei Meister Pickardt hatten die Gesellen bereits Feierabend gemacht, nur er selber saß noch auf dem Tisch unter der qualmenden Oellampe und stülpte einen Waffenrockkragen. „Eja, dat is en Leid mit de Jesellen," klagte er, „heutzutag' will keiner meh en Stund überarbeiten. Dat lernen se von Pariß, dat kömmt mit der neuen Mod'! Eja, en schlimme Zeit!"

„Thu dich nit so," rief die Meisterin aus der offenen Kücheuthür, „als ob du selber nit jenug schimpfen thätst, wenn de Offiziers e so pressieren: die verdammte Kurranzerei! Die Junges haben wohl recht: wenn mer sei janz Leben arbeit, muß mer auch uf de Minut Feierabend machen. Hör uf, mach dich ens parat, wir wollen auch noch e bißche erausjehen!"

„Meister," sagte der Feldwebel, „ist mein Junge da?"

„E ne." Der Schneider packte schon die Arbeit zusammen.

„Wo ist er denn? Können Sie mir's sagen?"

„Wer — de Willem? No, de is ja bei Ihnen!"

Digitized by Google

„Bei — mir?!“

Meister Pickardt hatte fertig zusammengepackt, nun hob er den Kopf, der Feldwebel hatte so etwas Eignes im Ton, etwas Aengstliches. Ueber die Brille weg sah er den an: „No, wat is dann?! Diesen Morgen früh kam de Jung mit seim Bündel un sagt, er thät' sich krank fühlen, er wollt' en paar Tag no Huus jehn.“

„Krank — nach Haus?! — Warum in drei Teufels Namen hat Er den Bengel laufen lassen?“ Wütend brüllte der Feldwebel auf. „Hab' ich Ihm nicht den Bengel in die Lehre gegeben?! Wie kommt Er dazu?“

„No, no —“ der Meister fing an sich zu ärgern; seine Soldatenzeit lag längst hinter ihm, er brauchte sich doch nicht mehr von dem Preußen anschnauzen zu lassen.

„Warum hat Er mir nicht sofort Meldung gemacht?“

„Wat jeht mich dat an?! Wenn de Jung' nit in der Lehr' bleiben will, laß en laufen. Heutzutag' hält mer keine meh.“ Der Meister pfiff durch die Zähne. „Krank“ — er kratzte sich —, „freilich, dat sagen se immer, dat is so en Stücksen. Eja! ‚Adjüs,‘ sagt hä for mich un jab mich de Hand, ‚Adjüs so lang!‘“

Adjüs —! In des Vaters Ohren begann es zu sausen, und dazwischen hörte er eine heisere Stimme. An der Thür — auf der Schwelle hatte der Bengel gestanden: „Adjüs!“ — Durchgebrannt war der!

„Marijoseph!“ rief die Meisterin, die aus der Küche nähergekommen war, und bekreuzte sich, „wat schimpft Ihr! De arme junge Mensch, wat sah de schlecht aus! Wie en Leich'! ‚Willem, wat is Ihnen?‘ sagt ich jestern abend. ‚Nix,‘ sät hä, aber ich hört em schluckse, als en de Trepp' eruf jing nach Bett.“

„Er ist nicht nach Hause gekommen,“ murmelte der Feldwebel und starrte vor sich hin. Das kam ihm alles so rasch, das stürzte über ihn her — der Junge fort! — und die da, der Meister und seine Frau, die schienen noch seine Partei zu nehmen, heimlich Front zu machen gegen ihn, den Vater!

„Also de es nit no Huus jekommen,“ sagte die Meisterin wieder, „o Jemmich! Wundern thut mich dat weiter nit. Dat war immer 'ne Anjang für em, nach der Kasern' zu jehn. Wat hat Ihr dann mit em vorjehatt? Weiß Jott, wo de jetzt erumläuft, de arme Jung'! Un die Kält' noch bei der Nacht!“ Mit großem Behagen malte sie ein Umherirren bei Nacht und Schnee aus. „Letzte Winter haben se auch 'ne junge Mensch jefunden, de auf en Bank in der Hofjarten eingeschlafen war — erfroren!“ Sie schlug die Hände überm Kopf zusammen: „Wat wird Euer Frau sagen?! Lauft 'schwind nach der Polizei, dat se 'n suchen!“

„Unsinn!“ Der Feldwebel nahm sich zusammen, das geschwätzige Weib sollte ihm nicht seine Unruhe anmerken. „Wird sich schon wieder anfinden. Wird bei seiner Großmutter hocken.“ Und wie sich selbst beruhigend, wiederholte er noch einmal: „Bei seiner Großmutter — ich wer' ihn lehren! Morgen tritt er hier wieder an. 'n Abend!“ Damit ging er.

Die Meisterin schimpfte hinter ihm drein: „De Preuß'! De hochmütige Kerl! Wat de wohl de arme Jung' kuranzt hat! De Eisenfresser, de —“

„Bis still,“ flüsterte ihr Mann und legte ihr rasch die Hand auf den Mund, „mach nit, dat ich Verdruß drum krieg!“

„Ne, wat Verdruß oder nit, ich werd' mich doch wegen dem Preuß nit scheniere! Wann et ihnen nit jefällt, laß se machen, dat se aus Düsseldorf erauskommen, wir sind se als lang leid!“ —

Rinke eilte durch die Gassen. Gleich neckenden Fingern streckte der Mond seine Strahlen nach ihm aus; als langer, fliehender Schatten zeichnete sich seine dunkle Gestalt von den weißen Hauswänden ab. Er lief, daß ihm der Atem ausging und die zum Wirtshaus wandelnden friedlichen Bürger verwundert mit ihren langen Pfeifen nach ihm zeigten: „Wat hätt' de?!“ Warum lief der Preuße so? Sie brachten eine aufregende Frage mit an ihren Stammtisch.

Im „Bunten Vogel“ saßen die beiden Alten still beim Ofen, als der Feldwebel hereinstürmte. Es dauerte eine Weile, bis sie seine hastigen Fragen begriffen — das Erstaunen, den Schwiegersohn bei sich zu sehen, hatte sie ganz übermannt — aber dann brachen der Großmutter fast die Kniee vor Schrecken: der Wilhelm vom Meister fort, nicht in der Kaserne, davongelaufen?! Nein, hier war er nicht! Mit zitternden Händen hakte sie ihren altmodischen Spenzer zu und knüpfte die Haubenbänder fester, sie wollte durchaus hinaus auf die Straße, den Wilhelm suchen. Wo war er hin? Ein angstvolles Zittern überlief sie, wenn sie an ihren armen Jungen dachte.

„Jesus Maria, dat Jüngesken!“ Bitterlich weinend umschlang sie ihren Alten und barg das Gesicht an seiner Schulter.

Unwirsch, verstört enteilte der Feldwebel, diese Thränen jagten ihn fort, sie waren lauter Anklagen, brennende Anklagen — war er nicht doch zu streng gegen den Wilhelm gewesen? Die hochgegiebelten Häuser der Ratingerstraße reckten sich wie drohend vor seinen Blicken, von ihren Dächern flutete das Mondlicht und schoß blinkende Pfeile nach ihm. Er war wie ins Herz getroffen. Stöhnend faßte er sich nach der Brust — ha, das Rapportbuch, gerade hatte er's gefaßt! Und horch, acht schlug's von der Rathausuhr, höchste Zeit, es abzuliefern, der Herr Adjutant wartete wohl schon.

Er biß sich auf die Lippen — war's so weit mit ihm gekommen, daß er der Pflicht vergaß?! Seine Gestalt richtete sich energisch auf, seine erregten Züge glätteten sich. Rasch, aber doch mit gemessen soldatischem Schritt marschierte er zu Kühling zurück. Der Bataillonsadjutant war, wie immer, angenehm berührt von der famosen Haltung des

Digitized by Google

Mannes und verwickelte ihn in ein längeres Verhör über Gesundheitszustand und Urlaubsbewilligungen der Mannschaft.

Von der nahen Kaserne tutete der Zapfenstreich, als Rinke wieder auf der Straße stand. Es gellte ihm durchdringend in die Ohren:

„Zu Bett, zu Bett, ihr Lumpenhund',
Es schlägt die letzte Viertelstund' —
Zu Bett — zu Bett — zu Bett!"

Der Hornist schloß mit einem verunglückten Trötrö. Der Feldwebel war an diesen Mißton gewöhnt, aber heut zuckte er zusammen. Sonst pflegte er um diese Zeit auch stets in der Kaserne zu sein, aber heut, was sollte er im Bett?! Er konnte ja doch nicht schlafen. Der Junge, der Junge! Suchend, mit Unruhe glitt sein Blick umher. Und dann — was sollte er der Mutter sagen?!

Ein paar verfrühte Fastnachtsgecken, die in spitzen Papiermützen zu einer Vor-Karnevalssitzung eilten, streiften an ihm vorbei. „Wat sühste schlach uhs!" gröhlte der eine und streckte ihm seine lange Nase von Papiermaché ins Gesicht.

Erschrocken fuhr der Versunkene zusammen, unwillkürlich legte er die Hand ans Seitengewehr. Mit lautem „Helau!" entsprangen die fröhlichen Gesellen. Er fluchte hinter ihnen drein — verdammte Zucht!

Jetzt war die Straße nächtlich still. Wie ausgeschnittene Silhouetten, scharf umrissen, hoben sich die Häuser in langer Reihe vom mondhellen Himmel. Und Sterne glitzerten und flimmerten wie in einer bitter kalten Winternacht, und auf dem Pflaster blinkte es von lauter Diamanten.

Donnerwetter, wie kalt! Der Einsame rüttelte sich in einem Frostschauer; und dann machte er plötzlich Kehrt, war mit wenigen Sätzen um die Kasernenstraßeneucke und eilte weit ausholenden Schrittes die Mittelallee zum Hofgarten hinauf. Zum Hofgarten!

Wie hatte doch das geschwätzige Weib gesagt? — „Da haben sie 'nen jungen Menschen gefunden, auf 'ner Bank eingeschlafen — erfroren!" Unsinn! Der Junge saß irgendwo warm; der wußte ja Bescheid, der war kein fremd zugewanderter Handwerksbursche! Und doch mußte der Vater immerfort an diese Worte denken, sie peinigten ihn.

Der Atem ging ihm wie Rauch aus dem Mund — es war kalt — und doch stand ihm der Schweiß auf der Stirn, als er den Hofgarten erreichte. An dessen Rand, in der Nähe des Eiskellerbergs, stöberte er noch ein paar Rheinkadetten mit ihren Frauenzimmern auf, am Napoleonsberg traf er schon keinen Menschen mehr. Ganz allein stand er auf dem Hügel und starrte hinunter zum Rhein, ein eisiger Hauch stieg von dort empor. Die Wellen im Sicherheitshafen rührten sich nicht, sie glänzten wie starres Metall. Doch jetzt, ein Knirschen, ein Plätschern, ein Glucksen — horch, klang da nicht ein dumpfer Ruf?!

„Wilhelm! Wilhelm!"

Es preßte dem Vater einen Schrei aus; laut hallte der weit über den Rhein.

Noch einmal: „Wilhelm, Wilhelm!"

Und dann hinein, quer über die verlassenen Schießstände weg, hinein in den großen Park, der stumm und geheimnisvoll seine Waldbäume ins kalte Mondlicht reckte.

Hier knirschte noch der Schnee. Es war nicht geschüppt, der Sucheude irrte bald vom Pfad, aufs Geratewohl tappte er zwischen Stämmen und Gebüsch. Endlich erreichte er die einsamen, durch keinen Lampenschein mehr erhellten Häuser der Kaiserstraße. Im Nonnenklösterchen wimmerte ein Glöckchen, feindselig richtete sich sein Blick dorthin. Was, steckten da noch immer welche drin, waren die noch nicht ausgestorben? Er ballte die Faust — all das Leid kam von denen! Die hatten einen Graben gezogen zwischen ihm und seinem Weib, über den sich keine Brücke schlagen ließ, die hatten ihm seine Kinder abwendig machen wollen — Viktoria, bei der Josefine war's ihnen nicht gelungen, die hatte er ihnen abgejagt — aber beim Wilhelm, beim Wilhelm! Der hatte immer bei den Großeltern gehockt. Mochten sie nun auch die Verantwortung für ihn tragen! Was ging ihn der Bengel noch an?! Und doch rannte er weiter; er schrie nicht mehr, aber seine Augen suchten und suchten.

Hinter jeden Busch spähte er. Am Hofgartenhaus, um die Landskrone, in den Anlagen längs der Jägerhofstraße standen viele Bänke, er suchte sie alle ab — auf keiner einzigen Bank saß er!

Immer weiter suchte er in steigender Hast; es trieb, es jagte ihn etwas, sein Herz schlug gegen die Rippen, so hart, daß er das Pochen durch die Stille zu hören vermeinte. Einzelne Statuen tauchten auf zwischen bereiften Büschen, er entsetzte sich jedesmal beim Anblick der bleichen Gestalten. Eine Maus schlüpfte durchs dürre Laub, ein Nachtvogel schlug die Flügel; kamm Geräusche, und doch fing sein geschärftes Ohr sie auf — wo irrte sein Sohn?!

Der Mond ging allmählich nieder auf seiner Bahn; längst war es nicht mehr so hell gewesen, nun wurde es dunkel. Der Vater machte sich nicht die Unmöglichkeit klar, jetzt, in der Nacht, in dem weiten Hofgarten den Knaben zu finden, der Gedanke, wie unwahrscheinlich es sei, daß dieser sich gerade hierher geflüchtet, kam ihm gar nicht — er suchte, suchte. Suchte mit angstbeflügelten Schritten, alle Sinne fieberhaft erregt.

„Halt, wer da?!"

Ein militärischer Ruf belebte plötzlich die einsame Finsternis, Gewehrläufe blinkten auf, harte Tritte hallten auf gefrorenem Boden. — „Wer da?!"

Der Doppelposten vor dem Jägerhof! Ah —!

Rinke stand, die Hand am leis klirrenden Seitengewehr: „Feldwebel Rinke, sechzehntes Infanterieregiment, neunte Compagnie!"

Digitized by Google

In der Pfarrkirche zu Innsbruck.

Nach dem Gemälde von Karl Seiler.

Digitized by Google

Die Wachen sahen ihn; jetzt machten sie Kehrt und nahmen, Gewehr über, ihr unterbrochenes Hin- und Herwandeln wieder auf.

Ah, sehr gut, Kerle hatten nicht geschlafen! Rinke war wieder ganz bei sich. Blödsinn, hier herumzulaufen bei Nacht! Da war ja das Schloß, dunkel lag es auch schon, nur oben im breiten Mittelfenster des ersten Stockwerks war noch Licht. Man sah den Kryställüster blitzen. Ihre Königlichen Hoheiten, der Prinz Friedrich und seine erlauchte Gemahlin, waren noch auf! Unwillkürlich stand der Feldwebel stramm, wie ein großes, strahlendes Auge grüßte ihn das hell erleuchtete Fenster, Sternen gleich funkelten die Kerzen des Schlosses durch die Nacht.

Ruhiger ging er fort. Wie eine sanfte Tröstung nahm er noch einen Lichtschimmer von da oben mit auf den Weg.

Treue, Tapferkeit und Gehorsam — diese drei — Pflichtgefühl und Ehre — aber die Ehre ist die größte unter ihnen!

Und war sein Wilhelm auch kein Soldat, als Soldatensohn mußte er wissen, was „Ehre haben" heißt; er mußte es lernen. Nein — der Feldwebel schüttelte den Kopf — zu streng war er nicht gewesen! Er hatte nur seine Pflicht erfüllt gegen sein Kind. Nun hatte er Frieden mit sich selber gemacht, wie er wähnte. Er ging heim, sehr müde, ruhig zu schlafen gedachte er, aber jäh fuhr er auf nach kurzem, wildem Träumen, mit dem Schlafen war's nichts. Er beneidete seiner Frau den friedlichen Schlummer. Die lag mit gefalteten Händen, ein behagliches Lächeln um den Mund.

Noch vor dem Reveilleblasen weckte er sie. Länger konnte er's nicht mehr verschweigen, er mußte ihr Mitteilung machen von Wilhelms Verschwinden. Seine Stimme klang gepreßt, von neuem fühlte er sein Herz pochen in peinvoller Unruhe. Und sie, was würde sie erst sagen?!

Aber gelassener, als er gedacht, nahm sie es auf; nur daß sie aufstand und sich zum Ausgehen anschickte. In den „Bunten Vogel" wollte sie, da würde der Wilhelm schon sein. Nein, nein, da war er ja nicht! Aber sie blieb dabei: jetzt würde er schon da sein.

Frau Trina war ihrer Sache sicher, hatte sie nicht am gestrigen Nachmittag all ihre Sorgen und Kümmernisse im Gebet an die schmerzvolle Mutter niedergelegt und dann noch am Abend vorm Einschlafen ihren Sohn den Schutzengeln empfohlen? Auch jetzt nahm sie sich noch die Zeit, bei der zur Frühmesse geöffneten Laubertuskirche vorzugehen und vorm uralten Gnadenbild auf dem Pfarraltar den englischen Gruß zu flüstern.

Den Feldwebel litt es nicht zu Hause. Die qualvolle Ungewißheit ertrug er kaum mehr. Hatte die Käthe recht, war der Junge inzwischen bei den Großeltern angekommen? Und wenn er nun nicht da war, was dann? Er fühlte, wie ihm das Blut vom Herzen wich.

Noch war kaum eine Stunde seit dem Fortgehen Frau Trinas verstrichen, so machte er sich auch auf. Ueber die morgendlich stillen Gassen eilte er wie gestern durch die abendlich stillen. Hin zum „Bunten Vogel", rasch, rasch! Und wenn der Junge nun nicht da war?! Verdammt, wie weit der Weg war!

Endlich klingelte er an, leise, fast zaghaft. Die Großmutter öffnete ihm. Ihre Haube war zerdrückt, ihr weißes Haar, noch nicht sauber geglättet, erschien weißer im Morgengrau, ihr Gesicht so runzelig, so überwacht, und doch sah er auf den ersten Blick — der Junge war da! Gott sei Dank! Mit einem tiefen Aufatmen trat er ein.

Als wäre die alte Frau dem Schwiegersohn nie böse gewesen, so faßte sie jetzt seine Hand und leitete ihn zur Treppe, die dunkel und steil ins Obergeschoß führte. Flüsternd berichtete sie: Mitternacht war's gewesen, sie und der Peter hatten in aller Angst noch wach in der Wirtsstube gesessen, da hatte es leise ans Fenster gepocht. Da hatte er draußen gestanden, furchtsam, totenblaß und ganz verfroren. Die Zähne hatten ihm geklappert, und verhungert war er gewesen, halb ohnmächtig vor Leere im Magen. Er hatte ja keinen Pfennig Geld gehabt, und zu jemand Bekanntem hatte er sich nicht hingetraut. Umhergeirrt war er wie ein gescheuchtes Tier. „De arme Jung'!" sagte die Großmutter mit einem gerührten Lächeln und wischte sich die Thränen aus den Augen. „Un dann hab' ich em in unser Bett jelegt, in seim kleine Kinderbettche kann de lange Mensch doch nit meh schlafen, un da" — ganz behutsam öffnete sie die Kammerthür —, „da schläft hä noch!"

Den Atem anhaltend, trat der Feldwebel ein. Da war das alte Ehebett mit dem Kattunhimmel und der Muttergottes darüber; durch das ausgebaute Fensterchen schaute das fahle Morgenlicht und fiel gerade auf den Schläfer. Er hatte eine hohe Röte auf den Wangen und einen unruhigen, pfeifenden Atem. Seine eine Hand lag geballt an der Wange, die andre wurde von der Mutter gehalten.

Frau Trina saß am Bett mit glücklichem Gesicht, jetzt winkte sie lächelnd ihrem Mann zu — hatte sie nicht recht gehabt, hier war der Ausreißer?! Hinter dem Kopfende döste der Großvater, er sah ganz verwittert aus, zum Verlöschen müde; er und Frau Cordula hatten ja kein Bett gehabt, hier hatten sie gesessen die ganze Nacht und den Schlaf des Enkels bewacht.

Auf den Zehen, sein Seitengewehr behutsam an sich drückend, schlich der Feldwebel näher. Hatte er doch Lärm gemacht? Der Schläfer rührte sich, seine Lippen murmelten Unverständliches; wie Angst huschte es über das hübsche Gesicht, die Brauen schoben sich zusammen, eine tiefe Falte bildete sich an der Nasenwurzel. Er riß seine Hand aus der der Mutter und tastete voller Unrast auf der Decke umher. „Er träumt," flüsterte die Großmutter.

„Bis still, mein Jüngesken," liebkoste die Mutter und strich dem Unruhigen ein Locke aus der Stirn.

Digitized by Google

Der Junge schlug die Augen auf.

„Er wacht!“ rief die Großmutter erfreut.

„Er wacht!“ wiederholte die Mutter.

Auch der Großvater rappelte sich auf.

Aber keinen von diesen sah der Erwachende. Da, wo der Vater stand, dahin richtete sich stier sein Blick. Seine Augen wurden überweit, nur einen Moment, dann preßte er sie schaudernd zu. Mit einem unartikulierten Laut, die Decke ganz über den Kopf ziehend, kehrte er sich stracks ab gegen die Wand.

IX.

Frühling war's geworden, junger, schöner Frühling.

Singend that Josefine ihre Arbeit. Gestern hatten die beiden Jüngsten drüben am Kanalrand Veilchen gesammelt, ein volles Sträußchen davon trug sie an der Brust. Und Glocken läuteten den weißen Sonntag ein: morgen würden die Kommunionkinder in ihren schlohweißen Kleidern und Schleiern, weiße Kränze auf den Locken, weiße Sträußchen auf den ins Taschentuch geschlagenen Gebetbüchern, wie weiße Blütenwolken über die Straßen ziehen.

Durch die geöffneten Fenster wehte eine linde Luft, wahrhaft verführerisch gaukelte sie vom Exerzierplatz heran. Die Kastanien der Königsallee hatten lappige Blättchen aus den braunen Knospen gesteckt, bis hierher sah man den grünen Schimmer. Es roch nach Erde, nach Saft, nach verborgen treibendem Leben, nach Lenz, Lenz!

Josefine schaffte mit hochgeröteten Wangen. Die Mutter war in der Beichte; sie war allein, ohne Hilfe, und noch waren die Fenster zu putzen; auch die frischgewaschenen Gardinchen sollten sich morgen im Sonntagswind blähen. Wie ein Junge schwang sie sich ins Fenster und rieb mit nicht erlahmender Kraft die blasigen Scheiben blank. Das morsche Fensterbrett ächzte unter ihrem Gewicht. Wer von Soldaten unten über den Platz ging, guckte hinauf und bewunderte die drallen Waden und den blonden Zopf, der sich aus dem Nest gestohlen und der Emsigen lang über den Rücken hing. Ein schönes Mädel!

Sergant Konradi wußte das auch, er brauchte gar nicht erst durch die verstohlenen Blicke seiner Leute aufmerksam gemacht zu werden. Er ließ Wendungen üben.

„Rechts — um!“

Wenn sie doch nur heute im Schummern ein wenig herumterkäme!

„Links — um!“

Dann wollte er ihr über den Hof nachsteigen und draußen auf der Straße eine Aurede riskieren!

„Ganzes Bataillon — Kehrt!“

Vielleicht spazierte sie ein bißchen mit ihm auf der Königsallee!

„Ganzes Bataillon — Front!“

Der Karlsplatz war auch nicht zu verachten, da schlugen sie schon die Buden für den Jahrmarkt auf, vielleicht, daß das Kölner Hänneschen schon spielte!

„Bataillon — Marsch!“

Er war ja ein Mann, der ans Heiraten dachte, sie konnte ruhig mit ihm in die dunkle Bude gehen!

„Links schließt — euch!“

Und einen Nähfaden wollte er ihr auf dem Jahrmarkt kaufen mit Nadeln und Zwirn, und ein Zuckerei, darauf mit bunten Farben geschrieben stand: ‚Dein ist mein Herz!‘

„Bataillon — halt!“

So gut war er noch nie bei Stimme gewesen, das fühlte Konradi; weit hallte sein Ruf über den Platz, die Leute drehten sich wie die Puppen — wenn sie doch nur auch Augen für ihn gehabt hätte! Aber nein — mit Betrübnis war er es schon oft inne geworden — einen jeden sah sie an, nur ihn nicht. Wenn sie über den Kasernenhof schwänzelte, ihr Körbchen am Arm, und die Leutnants das Augenglas einklemmten, lachte sie über das ganze Gesicht; er hätte vor Eifersucht platzen mögen. Und doch konnte man ihr nicht das geringste nachsagen. Mit einer gewissen Rührung dachte Konradi daran, wie fleißig sie arbeitete, morgens, mittags, abends, immer. Aus der Mannschaftsstube im Seitenflügel konnte er ihr Küchenfenster beobachten — sie wusch und kehrte und scheuerte und schälte Kartoffeln und rührte in den Töpfen. Und immer sang sie.

Was sie für weiße, runde Arme hatte! Er blinzelte hinauf und gab das Kommando mit schmetternder Stimme. Aber Josefine beachtete ihn gar nicht, sie war ganz bei der Arbeit, und was ihr von Gedanken übrig blieb, war auf etwas andres gerichtet: heut feierte Cäcilie von Clermont ihre Hochzeit. Um sechs Uhr war die Trauung in der Kirche auf der Volkerstraße. Wenn die Mutter bald nach Hause kam, konnte es noch geraten, daß sie hinlief und guckte. Rasch, rasch, daß sie fertig wurde! Im „Breidenbacher Hof“ sollte das Hochzeitsmahl sein, im Blättchen hatte alles gestanden, haarklein. Man nannte das Fräulein von Clermont nicht umsonst die größte Schönheit der Stadt, nicht umsonst hatten die Maler sie auf so und so viel Bildern verewigt, nicht umsonst war die Frau Major mit der Tochter in der Mittagstunde die Alleestraße und am Nachmittag die Königsallee auf und ab promeniert — das allgemeine Interesse war rege.

Auf einem Bazar zum Besten der Notleidenden in Irland hatte das Fräulein von Clermont den reichen Freier kennen gelernt, den Sohn des großen Fabrikanten aus dem Wuppertal, den Herrn vom Werth, der von seinen Renten lebte, Weinberge an der Mosel und ein Schloß am Rhein besaß. Der junge Herr vom Werth war nach Düsseldorf gekommen, um die Bälle der Gesellschaft mitzumachen; er kutschierte selbst ein feines Gespann — Groom hintenauf — und gab bei Thürnagel kleine, feine Herrendiners. Er baute sich ein schönes Haus am Hofgarten.

Digitized by Google

Auf dem Bazar hatte er der reizenden Cilli alle Sträußchen, die sie feilbot, abgekauft, sie hatte die größte Einnahme des Tages erzielt; und auf dem Wohlthätigkeitsfest, das die Künstler gegeben, hatte er sich ihr erklärt. Kein Wunder! War doch die Tochter des Majors in dem lebenden Bild, das die beiden Leonoren des berühmten Karl Sohn verkörperte, die schönste Prinzessin von Este gewesen, die je eine Künstlerphantasie in verzückten Träumen geschaut.

Ach ja, diese lebenden Bilder! Josefine dachte mit einem leisen Seufzer daran. Sie hatte die spaltenlangen Berichte darüber im Täglichen Anzeiger gelesen — aber beinahe wäre sie auch selber dazu gekommen! Als sie eines Tages auf dem Weg zu den Großeltern die kleine Schleife über den Burgplatz nicht scheute, um ein Blickchen auf die Hauptwache zu werfen, waren ihr von der Akademie her drei entgegengeschlenkert, lustig, laut, Arm in Arm, Maler natürlich. Zwei blutjung, aber forsch alle drei. Sie hatten sie scharf angesehen, dann angelacht und angeredet. Ob sie Lust hätte, beim Malerfest mitzuthun?

„Wat meinste, Andreas, wär' dat nit jett für den Jordan? So en Helgoländer Fischerweib," rief der eine von den jungen.

„Ne, Oswald" — der ältere schüttelte den Kopf —, „wat denkste! Dat hat ja jar nit dat Salzige für die Nordsee — viel zu lecker!" Und damit hatte er ihr die Backen gestrichen. „Aber vielleicht en jut Seitenstück für dat schöne Cielchen. Wat meinst du dazu, Ludwig?"

„Um Gottes willen," hatte da der allerjüngste gerufen, „bleibt mir mit der Historie vom Leib — brrrr — Genre, Genre!"

Sie hatten ihr noch viel Komplimente gemacht, und dann waren sie lachend davongestürmt: „Addio, bellissima!" Eine Kußhand hatte der eine zurückgeworfen. Aber sie hatte sich doch geärgert, denn untergefaßt hatten sie sich alle drei und zu singen angefangen:

„Wie mich das Ting verdrießt.
Daß 's Mädel ducksig ist!"

Die eckigen Jungens, nur zum besten hatten die sie gehabt! Andre Bürgermädchen waren doch dabei gewesen; bei so was wurde kein Unterschied gemacht, wer hübsch war, wurde eben begehrt, und wer garstig, konnte zu Haus bleiben!

Ob die Cäcilie von Clermont sie wiedererkannt hätte? Oder ob die stolz geworden war? Nein, nein, die hatte ihr ja auf der Schulbank Freundschaft geschworen, und daß die Freundschaft nicht geblieben, daran war niemand schuld, nein, auch nicht die eingebildete „Bous", die Madam Habenichts, wie die Mutter immer sagte; es paßte nun einmal nicht mehr zusammen, eine Majors- und eine Feldwebelstochter. Ein Unterschied muß sein, hatte sie der Vater belehrt. Und so war sie immer ausgewichen, wenn es der Zufall wollte, daß die schlanke Gestalt der ehemaligen Freundin vor ihr auftauchte; nur mit einem stummen Nicken, wie eine Fremde, an der vorübergehen zu müssen, das wäre ihr doch zu schwer gefallen.

Aber heute wollte sie die Cilli gucken gehen, mußte sie die gucken gehen, die glückliche Braut! So bald Frau! Schon heiraten — ach! Josefine schoß das Blut zu Kopf, sie dachte daran, daß das ganz schön sein müßte, wenn man einen recht lieb hätte. Den Konradi? Ach ne, den nicht! Daß der's auf sie abgesehen hatte, merkte sie ganz genau, und ebenso, daß der Vater es begünstigte. Am Ostersonntag hatte dieser sie und die Mutter zum Konzert in Geislers Garten geführt — das ipendierte er sonst nicht — und mit Kaffee und Törtchen hatte er sie traktiert, und als sie im besten Schmausen waren, fand sich der Konradi ein, mit frischgewaschenen Handschuhen, die Koppel eng gezogen, und der Vater forderte ihn auf, am Tisch Platz zu nehmen.

Es war noch etwas frostig gewesen, ein rechter Frühlingstag war's noch nicht.

Ein ganz hübscher Mensch, ein bescheidener Mensch und gewiß auch ein guter Mensch; er machte so treuherzige Augen, wenn er sie ansah! Aber es mußte einem doch wohl mehr pressieren, mit einem zusammenzukommen. Sie war ja auch noch so jung. Jung? Die Cilla war nicht älter als sie. Wie der wohl heute zu Mut sein mochte? Ach so — so —, daß man die Zähne zusammenbeißen muß, um nicht laut zu schreien vor Wonne, an sich halten muß, um den Liebsten nicht in den Arm zu nehmen — Kuß links, Kuß rechts, und dann einen mitten auf den Mund, fest, fest, heiß, aus aller Kraft, daß es fast schmerzt. Ach, solch einen Kuß hatte sie noch nie empfangen! —

Als Frau Trina um halb sechs aus der Beichte kam, fand sie die Wohnung sonntäglich sauber und die Tochter ungeduldig ihrer wartend. „Och, wat hetzt de dich dann wegen der Hochzeit so ab," sagte sie, „dat Cilla hat sich ja auch nit meh um dich jekümmert!" Aber im Grunde wäre sie auch ganz gern noch einmal mitgegangen.

Die Volkerkirche war dicht umdrängt, auch wo die Leute nichts sehen konnten, standen sie. Allzuviele fanden ohnehin in dem engen Hofraum, in dem versteckt die Kirche zurücklag, nicht Platz. Die meisten hatten sich draußen vor dem Thor postiert — hier mußten die Kutschen ja halten! Ein langer Teppich war von da über die Steinfliesen des Durchgangs bis zur Kirchthür gelegt. Es war Josefine geglückt, die Zuschauermauer zu durchbrechen, bis an die Kirchstufen hatte sie sich gedrängt; nun stand sie und harrte.

Eine gewisse Unruhe überkam sie, die Glocke schlug so unaufhörlich an. Sie hob die Augen — wie blau war der Himmel über dem alten Kirchdach! Und jetzt stirrte ein Schwarm Tauben auf mit sonnebeglänzten Flügeln, nur zwei blieben sitzen auf dem First der Küsterwohnung und gurrten und schnäbelten sich.

Der Küster stand im schwarzen Frack am Eingang.

Digitized by Google

Wie lang das dauerte! Ah, jetzt, draußen ein Rollen, und jetzt kam das erste Paar vom Straßenthor her über den Läufer. Ein Herr im hohen Cylinder, mit Orden auf dem Frack, und die Dame, mit langgedrehten Schmachtlocken an den Schläfen, im ausgeschnittenen Seidenkleid, über die Spitzenborte einen pfirsichblütfarbenen Umhang mit Schwanen gelegt.

Und ähnliche Paare folgten, nur daß bei den Herren das Bunt der Uniformen mit dem Schwarz der Fräcke wechselte. Die sämtlichen Herren des Regiments waren eingeladen und der ganze niederrheinische Adel, der den Winter in Düsseldorf mitgemacht. Das war ein Rauschen von starrer Seide, ein Blitzen von Familiendiamanten, eine lange Reihe von stattlichen Männern und blonden, blühenden Frauen. Der alte Herr vom Werth, vornehm wie ein Fürst, dem man's nicht ansah, daß er in seinen jungen Jahren selber das Weberschiffchen geworfen, führte die Frau des Kommandierenden. Hinter ihnen kam als erster Brautführer ein junger schlanker Leutnant, der eine der Brautjungfern am Arm hatte. Sechs andre Fräulein mit ihren Kavalieren folgten, aber keiner der Herren, fand Josefine, war nur halb so nett wie der vorderste. O der schöne, schlanke Offizier! Der gefiel ihr.

Die Glocken hallten und hallten. Und nun flog ein Raunen durch die zuschauende Menge, man reckte den Hals, man stellte sich auf die Zehen — da war die Braut! Josefine hätte beinahe laut aufgeschrieen — wie schön!

Am Arm ihres Vaters kam sie langsam geschritten, weißgekleidete kleine Mädchen streuten Blumen vor ihr her, Knaben in Sammetkitteln trugen ihr die Schleppe; Spitzenschleier fielen vom Kranz herunter, eine lange Perlenschnur hing ihr um den Hals. Gerade wie eine schlanke Tanne hielt sich die stolze Gestalt, von ihrer wolkenlosen Stirn leuchtete das Glück, es ging ein Strahlen von ihr aus. Und hinter ihr kam der Bräutigam, am Arm die Schwiegermutter — auch ein schöner, heiterer Mann. Das Düsseldorfer Volk, das sich drängte, hätte am liebsten laut zugejubelt — das waren einmal Kinder des Glücks!

Die Kirchthür schloß sich, die Glocken schwiegen. —

Josefine kam in großer Aufregung nach Hause, nicht genug konnte sie der Mutter erzählen; sie hatte auch noch die Braut wieder aus der Kirche kommen sehen, aber diesmal hatten sich die Zuschauer nicht zurückgehalten, Rufe der Bewunderung waren hörbar geworden, ein laut begrüßendes: „Ah!“ Mädchen hatten sich herzugedrängt, von den Myrtenzweiglein aufzulesen, die sich von der Schleppe der Braut gelöst. Auf allen Gesichtern Freude an der Schönheit, Befriedigung über den Glanz. Frau Trina beschloß, wenigstens am Abend noch mit der Tochter vor den „Breidenbacher Hof“ gucken zu gehen.

Der Feldwebel schüttelte den Kopf über die Neugier seiner Weibsbilder, aber in diesem Falle hielt er sie nicht zurück. Er selber legte sich zeitig zu Bett — morgen gab's noch viel zu thun für die Besichtigung, das würde dem Major auch sauer ankommen, Montag in aller Frühe auf den Gaul! Na, bald hatte es ja für den ein Ende, der hatte seinen Abschied eingereicht. Nach Godesberg oder Mehlem oder Honnef würde er ziehen, in eines dieser kleinen Nester am Rhein, und von da das Schloß des Herrn Schwiegersohn beaufsichtigen.

„Verdammt!“ Der Feldwebel spuckte aus — nur nicht so einen Posten, so ein Schlenderleben! Ein Grausen kam ihn plötzlich an. Er stemmte die Beine unten gegen das Fußende des Bettes und reckte sich so in seiner ganzen sehnigen Länge. Er hatte noch Kräfte, noch Zeit, konnte noch lange im Dienst bleiben, noch lange des Königs Rock tragen — nein, niemand sollte ihm den herunterziehen! Hinter seinem Sarg sollte dereinst der Leutnant mit den dreißig Mann marschieren, vorm Wagen her ein Kamerad seine Ehrenzeichen auf dem Kissen tragen, die Hoboisten sollten den Totenmarsch blasen, die Tambours gedämpft die Trommel schlagen, drei Salven übers Grab dröhnen — bis ans Ende in des Königs Rock, in Ehren — Jesus, meine Zuversicht.

Glücklich lächelte er, der Gedanke war so schön. So wohl hatte er sich lange nicht gefühlt, sanft schlief er ein.

Währenddessen lauerten Mutter und Tochter vorm „Breidenbacher Hof“ auf die Braut; sie hatten's erfahren, heut abend würde die noch abfahren auf die Hochzeitsreise. Sie hatten sich untergefaßt und trippelten ungeduldig hin und her; verleugnen konnten sie einander nicht, das war derselbe weiche Gesichtsschnitt, dieselbe weißmollige Haut, dasselbe blondwellige Haar, nur daß die Mutter etwas aus der Façon geraten war.

Auch andre Neugierige hatten sich eingefunden, alte Weiber, junge Mädchen; vorm Hotelportal stand schon die Equipage, die das Hochzeitspaar zum Bahnhof bringen sollte. Es war ein dunkler, linder Abend, die Luft wie Sammet. Aus den Lindenbäumen der Alleestraße quoll ein zarter Duft auf nach jungem, sprossendem Grün; ab und zu sank leise ein Tropfen vom weichgrauen, von Sternen matt durchflinzelten Wolkenhimmel. Ein süßer Geruch verbreitete sich nach Primeln und Hyacinthen, eins der Mädchen hatte wohl ein Sträußchen vom Schatz bekommen und trug es an der Brust.

Das war so recht ein Abend zum Flüstern, zum Wang' an Wange lehnen, zum zärtlichen Ausschau halten da droben nach dem blauen Stern der Liebe. Josefine war ganz still, aber ihr Herz pochte; sie lockerte sich das Tuch, das sie um die Brust geschlungen hatte, ihr war so voll, so heiß.

Auch oben im großen Saal hatte man die Fenster geöffnet, Gläserklirren und heitere Stimmen schallten heraus, jetzt wieder Musik, und jetzt kamen ein paar Gestalten die teppichbelegte Treppe herunter — das waren sie!

Digitized by Google

Alles reckte die Hälse, aber dunkle Reisemäntel verhüllten den Staat, der Wagenschlag flog zu, die Pferde zogen an, fort waren die Neuvermählten. Nur ein Herr in Uniform, der das Paar geleitet, blieb noch einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Hinter ihm strahlte die Ampel des Vestibüls und warf einen hellen Flimmer um seinen Kopf.

„Dat is de Bruder von der Braut," sagte jemand hinter Josefine.

Was? Der schöne, schlanke Offizier: Viktor?! Josefine lachte in sich hinein — wahrhaftig, das war der Viktor! Daß sie den nicht gleich erkannt hatte in dem ersten Brautführer heute vor der Kirche! Das war er ja, das war er ja! Wo hatte sie denn nur ihre Augen gehabt? Da stand er leibhaftig!

Erhitzt war er und vergnügt — jetzt trällerte er und drehte sich am Bärtchen — lieb sah er aus — auch ein bißchen hochmütig — riesig forsch! Ne, der Viktor! Sie hätte in die Hände klatschen mögen vor Vergnügen, stellte sich auf die Zehen und reckte sich; es war ihr, als müßte sie ihn anrufen: Du, pst, Viktor! Ich bin hier!

X.

Sergeant Konradi machte in diesem Frühjahr entschieden Fortschritte in Josefinens Gunst. Er hatte sie auf den Karlstädter Markt führen und ihr etwas kaufen dürfen. Einen Nähkasten und zwei Siamosenkätzchenschürzen hatte sie dankbar angenommen, auch lachend in ein Zuckerei gebissen, aber ein vergoldetes Ringelchen mit einem blauen Stein wollte sie durchaus nicht annehmen. Er mußte es, etwas betreten, in der Brusttasche seiner Uniform bergen.

Ins Kölner Hänneschen hatte er sie auch geführt und sich schmählich dabei gelangweilt, denn er verstand das Hänneschen mit seiner Pritsche und Fistelstimme nicht, den Witz ebensowenig wie den Dialekt. Das einzige Vergnügen war für ihn, Josefine zu beobachten; sie lachte, daß ihr die dicken Thränen über die Backen kollerten. Karussell war er auch mit ihr gefahren, und immer hatte er noch die zwei jüngsten Brüder mitgeschleppt, die hingen sich an die Schwester wie die Kletten. Von dem Mann mit der „Moritha" hatte er die Jungen gar nicht fortbringen können, obgleich er sich, zwischen der Menge eingekeilt, nicht behaglich fühlte. Allerlei Burschen, rechte Lotterbuben, mit roten Halstuchzipfeln, die Mützen schief auf dem Ohr, die Ellbogen herausgestreckt, daß man sich daran stoßen mußte, standen breitbeinig da.

„Lustige Rabauen," sagte Josefine.

Er wußte es besser, sein militärisch geschultes Ohr hatte allerlei Bemerkungen aufgefangen:

„Wat will de Preuß hie?"

„Halt dei Muhl, de Kähl hat en Zäbel."

„En Zäbel? Enä, en Kiesmetz!" *)

„Helau, en Kiesmetz!" Ein unterdrücktes Gelächter flog durch die Menge. Konradi fühlte es, die staute sich gegen ihn, die öffnete nur widerwillig eine Gasse, um ihn herauszulassen. —

Es war gegen Pfingsten, als der Sergeant Befehl erhielt, in Elberfeld zur Probedienstleistung bei der Gendarmerie anzutreten. Der Abschied wurde ihm sauer; war auch Elberfeld nicht aus der Welt, so würde es doch schwierig werden, des Sonntags nach Düsseldorf herüberzufahren: es rauchen viel Fabrikschornsteine im bergischen Land, und der Sonnabend, der Auszahlungstag, und der folgende Sonntag erforderten strammen Dienst.

So schlich der Schüchterne denn umher und suchte die Nähe des Mädchens, das er liebte. Mit dem Feldwebel hatte er gesprochen, der hatte nichts dawider, aber wenn sie ihm nur treu blieb! Da hatte er Bedenken. Er wollte wenigstens bestimmt wissen, woran er war. Das Ringelchen, das sie damals, neckisch lachend, verschmäht, trug er noch immer bei sich und paßte auf die Gelegenheit. In seinen Mußestunden hatte er schön kalligraphisch auf ein goldgerändertes Blättchen Papier hingemalt:

„Mädchen, wenn ich einmal sterbe
Und der Tod mein Auge bricht,
So pflanz du auf meinem Grabe
Eine Blum: Vergißmeinnicht!"

Viele Male hatte er das abgeschrieben; immer waren ihm die Buchstaben nicht zierlich genug, die Schnörkel nicht mächtig genug erschienen. Dies Gedicht wollte er ihr mit dem Ringelchen geben.

Am letzten Abend erwischte er sie. Unten auf dem Hof war's, im Dunkeln. Sie stand am Brunnen und ließ Wasser in einen Krug laufen. Der Zapfenstreich hatte eben ausgetutet, einzelne Kerle wutschten noch geschwind hinein in ihre Blocks, letzter müder Lichtschein glomm in den Mannschaftsstuben. Die Ahornbäume auf dem Hof rauschten sacht, und der Pumpenschwengel quietschte leise. Am Himmel blinzelten die Sterne.

Da schob er sich zu ihr heran. „Finchen — liebes Finchen — morgen muß ich weg!" Seine Stimme klang betrübt.

„Dat 's schad' — ja, dat weiß ich!"

„Es fällt mir sehr schwer!"

„Och eja, dat glaub' ich wohl!"

„Sehr schwer, von Ihnen zu scheiden!"

„Was jefällig?" Sie hatte nicht recht verstanden, was er sagte, er flüsterte immer leiser.

Nun tuschelte er es ihr ins Ohr: „Von Ihnen zu scheiden!"

„Och, wat Sie nit sagen! Hihihi!" Sie kicherte gedämpft.

„St—, Finchen, st—!" Zärtlich faßte er ihre Hand, das Ringelchen hatte er schon in der seinen verborgen gehalten, nun versuchte er, ihr es an den Finger zu schieben. „Und da möcht' ich — ich bitte Sie — wenn ich so weit weg bin" — nun hatte er den Reif glücklich auf ihrem Finger — „damals wollten Sie nich, dann tragen Sie's jetzt, zur Erinnerung — teures Finchen —

*) Käsemesser.

Digitized by Google

zum Gedenken an mich. Und so wie ich 'ne gute Stellung kriege, dann —"

Jetzt lachte sie verlegen auf, sie hatte sich von seiner Hand frei gemacht.

Das Herz schlug ihm — wenn sie davon lief! Er fürchtete es schon, aber sie blieb stehen. Gerade über dem Baum, der den Brunnen beschattete, blinkte ein Stern, durchs Gezweig warf er schimmerndes Licht auf das liebe Gesicht. Der Verliebte konnte das jetzt deutlich sehen, und ein eifersüchtiger Schmerz durchfuhr ihn — wenn das andern lächelte?!

„Darf ich Sie als meine Braut betrachten?" sagte er hastig und griff wieder nach ihrer Hand.

Sie ließ ihm die wohl, auch daß er einen Kuß auf ihre Wange drückte, litt sie, aber sie küßte nicht wieder. Er hätte sie gern umhalst, aber da war kein Ankommen.

„Oho, noch lang nit," neckte sie und wich geschickt seinen Armen aus.

„Finchen, 'nen Kuß! Einen einzigen Kuß," bettelte er.

„Ich mag Sie wohl jern leiden, Herr Sergeant," sagte sie plötzlich ganz ernsthaft, „aber — aber —!" Und nun reichte sie ihm ihre Hand und schüttelte die seine herzhaft: „Adjüs! Lassen Se sich 't immer jut jehen! Ich — ich will an Sie denken — oft denken — ich —" mehr sagte sie nicht, aber sie sah ihn treuherzig an. Und dann drehte sie sich um — gerade noch, daß er ihr sein goldgerändertes Papierchen zustecken konnte — und flüchtete, ihren Krug im Stich lassend, dem Hause zu. Etwas verdutzt stand er — war sie nun seine Braut?! Aber dann faßte er sich: sie hatte ja seinen Ring und sein Gedicht. Und leise pfeifend schritt er von dannen, zärtliche Hoffnungen im Herzen. —

Sergeant Konradi war abgereist; Josefine hatte ihrer Mutter das Gedicht gezeigt, ehe sie es in den neuen Nähkasten verschloß. „Mädchen, wenn ich einmal sterbe" — ach, das war doch sehr zum Lachen! Auch das Ringelchen legte sie dazu, in Seidenpapier gewickelt, und vergaß dann bald, wo sie es hingethan.

Sie war sehr vergnügt, die Tage gingen hin, einer wie der andre, aber gerade darum schnell wie ein Traum. Der Vater war jetzt meist guter Laune, er war verjüngt, als sei ihm eine Hoffnung aufgeblüht: es sah kriegerisch aus. In Frankreich ging es toll her. Diesmal war es keine Täuschung, nein, diesmal gab es Krieg! Und mit den Franzosen ging es zuerst los.

Der Feldwebel saß, was er sonst höchst selten gethan, jetzt öfter mit den Kameraden zusammen. Der Kaserne gegenüber, an der Ecke der Bastionstraße, hielt ein Invalide eine Kneipe, da hatten sie ihr Standquartier aufgeschlagen, saßen in der gänzlich verräucherten Stube um den runden Tisch, tranken ihr dünnes Bier, disputierten gleich heftig wie die zankenden französischen Parteien und amüsierten sich höhnend über den König, den Louis Philipp, der in dem allgemeinen Wirrwarr in Frankreich herumtrieb wie ein Schiff ohne Steuer.

Krieg, Krieg war die allgemeine Losung.

Frau Trina glaubte nicht daran, sie ließ sich jetzt nicht mehr bange machen. Ihr Interesse gehörte dem „Bunten Vogel", da schaffte der Wilhelm jetzt wirklich Wunder. Merkwürdig, was der Junge ein Geschick für die Wirtschaft zeigte! Die blühte ordentlich auf; in die verödete Wirtsstube war Leben gekommen.

„Kuckste, Rinke," sagte Frau Trina oft triumphierend, „kuckste, wie jut et is, dat wir de Jung nit wieder beim Pickardt jethan haben! Für eine Schneider is de ja auch viel zu schad'!" Rinke hatte anfangs nichts davon wissen wollen, der Junge sollte durchaus wieder in die Lehre; die Großeltern hatten sich hinter den Doktor stecken müssen, und dieser konstatierte, daß dem jungen Menschen von der schweren Erkältung, die er sich beim Umherirren in der Schneenacht geholt, eine Schwäche auf der Brust zurückgeblieben. Nur um Gottes willen keine sitzende Lebensweise, keine allzu anstrengende Arbeit!

Der Wilhelm schwach auf der Brust! Wie einen stechenden Vorwurf hatte es der Vater empfunden. Er mochte gar nicht drein reden — ja, ja, er sollte den Großeltern in der Wirtschaft helfen! Wenn er sich wenigstens da bewährte!

Frau Trina fand sich oft im „Bunten Vogel" ein, um den Sohn zu sehen; der kam nicht mehr Sonntags in die Kaserne, der Vater hatte es nicht verlangt. Die Mutter hatte ihre Freude daran, wie geschäftig der Wilhelm herumlief; die große Küferschürze stand ihm gut; die Bürgersleute riefen ihn an ihren Tisch, auch die Rheinschiffer, die Hafenarbeiter und Verlader vom Kohlenthor tranken ihm zu. Nach und nach zogen sich auch junge Maler von der nahen Akademie nach dem „Bunten Vogel". Tische und Wände und Thüren waren bald mit ihren Studien bedeckt; da prangten erstaunliche Malereien und Zeichnungen mit Kohle. Gut, daß die gemütliche Polizei ein Auge zudrückte.

Ueber ihrem Bett und im Comptörchen hatten die Großeltern schon ein paar schöne Bilder ihres Wilhelm hängen; das eine Mal war er als Ganymed gemalt, das andre Mal in der Lederschürze mit dem Küferhammer. Zwei Malerjünglinge hatten so die rückständige Zeche gezahlt und noch für eine Weile Freibier im voraus.

Das war oft ein Gelächter, ein Spaßmachen im „Bunten Vogel", den biederen Bürgern wackelte der Bauch. Die Jungen hielten Reden, und die Alten horchten darauf. Oft sprang einer auf den Tisch, die Wangen gerötet, die Augen blitzend, wild schüttelte er die Mähne, in freiem Schwung floß ihm die Rede. „Allotria," sagten die Bürger kopfschüttelnd, aber sie freuten sich doch darüber. Ja, anders mußte es werden, das fanden sie auch! Es wurde viel geredet, viel gesungen, viel geschrieen — Einheit, Freiheit! — und „Gleichheit" brüllten die

Digitized by Google

Rheinkadetten und knallten die schwieligen Fäuste auf den Tisch. —

Der Sommer war da mit seinem heißen Sonnenbrand und den schwülen Nächten. Die Ernte war gut, aber doch saßen die Bauern auf dem Gemüsemarkt verdrossen. Die von Stoffeln und Flehe, von Bilk und Derendorf, von Himmelgeist und Flingern, von Niederkassel und Heerdt, selbst die fetten Hammer Bauern klagten. Es würde doch alles teuer sein, die kleinen Leute und der Bauersmann würden nichts von den Segnungen des Zollvereins spüren; die genoß nur der Reiche! Und wenn man in der Zeitung las, dann war's wo anders noch viel schlimmer als am gesegneten Rhein. Wie bewucherten sie nicht die schlesischen Weber! In Frankreich machten die Arbeiter Aufstände, über die holländische Grenze kamen die Brotlosen aus Flandern und klopften an die Fabriken im bergischen Land; die hatten selber kaum regen Betrieb genug, Arbeiter wurden entlassen.

Was sollte das erst zum Winter werden! Die Düsseldorfer Bürger, die so behäbig in ihren sauberen Häusern wohnten, fragten sich das auch wohl einmal, aber Sorgen machten sie sich nicht weiter darum, es war so pläsierlich im schönen Sommer am schönen Rhein. Landpartien wurden arrangiert, man benutzte die Eisenbahn zu Vergnügungsfahrten; der St. Sebastianschützenverein veranstaltete sonntägliche Preisschießen mit Tanz, Gesangvereine zogen nach dem Grafenberg, lagerten sich dort im Wald und stimmten an aus voller Kehle:

„Liebe, liebe, trinke, schwärme
Und betränze dich mit mir."

Rege Geister unter der Künstlerschaft planten die Gründung des „Malkasten", eines Sammelpunktes für jene, die, müde des alten Zopfs, einer jungen, freieren Kunst stürmisch entgegenjauchzten. —

Schon mischten sich unter das tiefgrüne Laub der Hofgartenbäume gelbe Blätter, die Morgen waren bereits duftig, die Abende verklärt von träumerisch verhüllten Sonnenuntergängen, aber die Mittage waren noch strahlend, vollerglüht, brennender denn je. „Dat giebt eine jute Wein oben am Rhein," sagten die Kenner und schnalzten mit der Zunge, „de kocht!"

Auch die Nächte waren schwül voll verhangener Glut; die Milchstraße schlängelte sich wie ein helles Band, Sternschnuppen fielen. ‚Was soll ich mir wünschen?' dachte Josefine, wenn sie an dem Fensterchen ihrer Kammer neben der Küche lehnte. Sie konnte jetzt oft nicht schlafen, in der beklommenen Nacht wallte ihr das Blut. Tiefatmend hengte sie sich hinaus und sah über den Hof, der lag so still, ganz im Schlaf. Kein Fußtritt, kein wandelnder Schatten. Aber in den Ahornbäumen rührte es sich und wisperte und zitterte mit den Blättern in heimlicher, beständiger Unruhe. Auch ihr Herz klopfte. Sollte sie wünschen, daß der Konradi mal von Elberfeld zu Besuch käme?

„Och ne!" Sie sagte es ganz laut, und dann erschrak sie über den eignen Ton. Sie legte den Kopf in den Nacken und sah starr hinauf zum nächtlichen Himmel — was wünschen, was doch? Ihre Nasenflügel zitterten, ein feuchter Glanz stieg in ihr Auge, wie eine heiße Welle übergoß sie's.

Ha — da fiel eine Sternschnuppe! Blitzschnell schoß ihr blinkender Schweif durch die Nacht, nun lag sie unten im dunkeln Ahorn. Wieder nichts gewünscht! Josefine hätte weinen mögen.

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.
Daß ich so traurig bin —"

Ach ja, das schöne Lied! Das hatte sie neulich gehört, als sie, vom Baden kommend, am Rhein entlang gegangen war. Ein neues Lied! Sie kannte es noch nicht, aber ihr Ohr hatte es aufgefangen, aufgenommen, wie einen lieben, längst vertrauten Ton. Es sang sich ganz von selber.

„Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn."

Der Sänger war ein Schiffer gewesen, „Sankt Goar" stand am Stern seines Schleppkahns. Er hatte Kohlen geladen; schwarz war der Bursche wie ein Teufel, aber seine Zähne blitzten desto weißer, und seine Augen blitzten auch. Am Bugspriet saß er, ließ die Beine über Bord hängen und sang sein Lied, unbekümmert, mit schmetternder Kraft, als wäre er allein auf der Welt. Weit, weit über die spiegelnden Wasser war es hingeflogen, auf glatter Bahn. An der Brücke mußte man es hören können, am alten Schloß, in den Giebelhäusern bis hinauf unter die roten Dächer, jenseits zwischen den Weiden, auf den grünen Wiesen, und weit, weit bis dahinten am Horizont, wo die Sonne, rotgolden, umhängt von Dunstschleiern, in Rhein und Himmel versank.

Lange hatte sie gelauscht, der Sänger schien nimmer zu ermüden.

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt, —
Und ruhig fließt der Rhein —"

Das hatte sie mit nach Haus gebracht — ach, wenn sie's doch nur noch weiter könnte! Der Mutter hatte sie es vorgesungen, und die lernte es auch rasch, eben weil's ihr gefiel, und die Brüder lernten es auch, sie sangen es um die Wette; und die Soldaten unten auf dem Hof summten nach, was die Feldwebeltochter oben sang.

Josefine seufzte und lehnte den Kopf ans Fensterkreuz — ach ja, drei Wochen stand der Leutnant von Clermont nun bei des Vaters Compagnie! In der Mitte Angust war er hergekommen. Der Vater hatte eine rechte Freude darüber gehabt und war beflissen, dem Sohn seines alten Hauptmanns zur Hand zu gehen. Bald im Anfang war's gewesen, da hatte er in die Küche gerufen: „Josefine, koch Kaffee, 'nen guten, der Leutnant ist ganz alle von der Felddienstübung!"

Digitized by Google

Der Bursche, der den Kaffee für seinen Herrn hatte holen sollen, kam und kam nicht; so ging sie rasch selber und brachte die Tasse — nur das Endchen dunkeln Gang, vorbei an den Kleiderkammern, ein paar verstaubte Stufen hinunter, ein paar hinauf, wieder ein Gang, und dann gleich die erste Thür war die der Offiziersstube.

Und genäht hatte sie ihm auch schon was. Er trug unter seiner Uniform schöne, feinleinene, gesteifte Wäsche, da bügelte ihm die Wäscherin immer die Knöpfchen ab oder zerriß die Bändel. Er hatte ja niemand, der für ihn sorgte, seine Eltern wohnten nicht mehr in der Stadt, und auch die vom Werths waren auf ihrem Schloß am Siebengebirge, und — du lieber Gott, da war ja auch weiter gar nix bei, sie hatten doch schon als Kinder miteinander gespielt!

Das war aber doch merkwürdig, daß er sie sogleich wiedererkannt hatte! Auf dem Kasernenhof hatte er sie nicht angesprochen, nur gegrüßt, aber gleich den ersten Tag oben auf dem Gang hatte er ihr die Hand geschüttelt und eine ganze Weile bei ihr gestanden.

Sie hatte gewagt, ihm zu sagen, daß sie ihn im Frühjahr bei der Hochzeit seiner Schwester gesehen, vor der Kirche, und abends am „Breidenbacher Hof". Warum sie denn nicht „Pst" gemacht hätte?

„Ich hab' ja — ne, ich wollt' ja," verbesserte sie sich, rot werdend.

Da hatte er sie so strahlend angelacht, daß sie die Augen niederschlagen mußte.

Ein schöner Mensch — der Vater sagte es auch —, kein andrer kam dem gleich! Und ein lieber Mensch! — Das Mädchen am Fenster schauerte in der einsamen Nacht. Ach, daß sie doch schlafen könnte wie die andern alle! Ah, da fiel wieder eine Sternschnuppe! Mitten in den Hof sank die.

Josefine beugte sich spähend hinaus, als wolle sie ihr Glück suchen. Drüben im linken Seitenflügel, gar nicht fern — da — da — da flinzelte noch ein Licht in der Offiziersstube! Auch ein Stern.

Der Atem der Nacht strich ihr über das heiße Gesicht — wachte der Leutnant auch noch?

Der Ahorn unter dem Fenster rührte beständig die Blätter, wisperte und raunte und zitterte, unaufgesetzt, voll heimlicher Unruhe. Als ob er auf etwas wartete — auf was denn?!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Totentanz.

Von

Th. Aemilius.

Es hing ein Blättlein welk am Baum
Und bebte und bebte.
Vorüber war sein Sommertraum,
Der süss durchlebte.
„Nun löse mich sacht,
Herr Frost, über Nacht,
Und Sturmwind brause mich nieder!"

Doch als es nun tot am Boden lag
Im Sterbekleide —
Der Wind hielt seufzend die Totenklag':
„Ach, Lenzgeschmeide!" —
Da hebt sich der Stiel
Zu tierlichem Spiel,
Und wirbelnd schwingt es die Glieder.

Und mit ihm die lieblichen Schwestern zumal,
Die gelben und braunen,
Sie tummeln sich lustig zu Berg und zu Thal
Nach jeglicher Launen.
Auch lispelt Gesang
Den Reigen entlang;
Es rasseln und rauschen die Mieder.

Und toller und toller der Wirbel sich dreht
Wie will das enden?
Das hüpft und schwebt, das fällt und steht
Auf Kopf und Händen.
Du rasende Jagd,
Du spukhafte Pracht,
Sag an, wer belebte dich wieder?

Da raunte der Wind mir spöttisch ins Ohr:
„Das nennst du Leben?
Ein Tänzchen ist's hinter dem Kirchhofsthor;
Ich erweckte es eben.
Nun geh zur Ruh',
Mein Spielzeug du!
Begrab dein zerzaustes Gefieder!"

Digitized by Google

Der Fraser River bei Lytton (Britisch-Columbia).

Bilder aus Kanada.

Im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte hat Kanada einen Aufſchwung genommen, der dieſem Lande auf dem nordamerikaniſchen Kontinent einen hervorragenden Platz anweiſt. Dieſe Entwicklung, die auch die Aufmerkſamkeit der politiſchen Kreiſe der Vereinigten Staaten erregt hat, muß um ſo bemerkenswerter erſcheinen, als man angeſichts der geographiſchen Lage des Landes ein ſolches wirtſchaftliches Gedeihen kaum für möglich gehalten hätte; und in der That findet man in Kanada Verhältniſſe, die an Verſchiedenartigkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen. In den nördlichen

Bow Valley, Partie im kanadiſchen Nationalpark, Provinz Alberta.

Digitized by Google

Château Fontenac, Hotel in Quebec.

Teilen dieses weiten Reiches, das an Flächeninhalt ungefähr so groß wie Europa ist und die Vereinigten Staaten, ohne Alaska, noch übertrifft, sehen wir eine Polarregion, in der Eskimos hausen, denen sich weiter südlich der Rest der einstigen Urbevölkerung, die Indianer, jetzt noch ungefähr 125000 Köpfe zählend, anschließen. Der Süden Kanadas hingegen zeigt ein Klima, in dem Weintrauben gedeihen und sonstige Früchte im Ueberfluß wachsen, ganz zu geschweigen von der außerordentlichen Rolle, die Kanada als Weizenland spielt. Hier finden sich die größten und berühmtesten Getreidefelder der Welt, und ein gutes Beispiel von der Entwicklungsfähigkeit der Gebiete der Weizenregion bietet Manitoba. Noch vor zwanzig Jahren hatte niemand eine Ahnung davon, welche Reichtümer der dortige Boden hervorzubringen vermochte. Wo jetzt die reiche Stadt Winnipeg steht, befand sich vor dreißig Jahren eine Ansiedelung, Fort Douglas, die 241 Einwohner umfaßte, und ganz Manitoba wurde nur von etwa 10000 Menschen bewohnt, während augenblicklich dort 300000 Einwohner leben.

Einen wesentlichen, ja, man kann sagen, den wichtigsten Faktor bei dieser Entwicklung Kanadas spielt die 1886 eröffnete kanadische Pacificbahn, der großartige Schienenstrang, der, den Atlantischen Ocean mit dem Stillen Meer verbindend, die kürzeste transkontinentale Eisenbahnlinie Nordamerikas bildet und somit ein Hauptglied im Weltverkehr ist, in dem die Bahn mit einem Schlage eine gewaltige Erleichterung schuf, denn von Montreal bis Vancouver, dem Endpunkt der Canadian Pacific Railway, ist der Weg noch um 600 englische Meilen kürzer als von New York nach San Francisco, und die Entfernung von Liverpool bis Japan und China wurde damit um 1000 englische Meilen gekürzt. Gleichzeitig erschloß sie die weltberühmten Naturschönheiten des Felsengebirges — der Rocky Mountains — und Britisch-Columbias, die jetzt, dank den auf der Reise gebotenen Bequemlichkeiten, immer mehr ein Ziel der Reisenden bilden, denn nicht umsonst genießt die kanadische Pacificbahn den Ruf, das beste rollende Eisenbahnmaterial Amerikas zu besitzen.

Unsre Ansichten geben einige besonders anziehende Landschafts- und Städtebilder aus der Dominion of Canada wieder. Zunächst Bow Valley im kanadischen Nationalpark (Distrikt Alberta) und den Fraser River bei Lytton in der Provinz Britisch-Columbia, dann den von zahlreichen Schiffen belebten Hafen von Montreal. Diese an der Mündung des Ottawa in den gewaltigen St. Lorenzstrom gelegene Stadt bildet den Handelsmittelpunkt von Kanada; der 7,6 Kilometer lange Hafenquai ist mit allen modernen Hilfsmitteln ausgestattet. Endlich das Château Frontenac-Hotel in Quebec, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz und bis 1857 auch von ganz Kanada, an der Mündung des St. Charlesflusses in den Lorenzstrom.

Die letzte Volkszählung ergab für Kanada eine Einwohnerzahl von fast 5½ Millionen Menschen, von denen etwa 1¼ Millionen das Französische als Muttersprache reden; im übrigen ist natürlich infolge von Einwanderung das fremde Element — Deutsche, Engländer, Skandinavier — stark vertreten. In der Bundesregierung und im Parlament sind die englische und die französische Sprache gleichberechtigt.

Traveler.

Hafen von Montreal.

Digitized by Google

Funkentelegraphenstation auf Helgoland.

Funkentelegraphie zwischen Cuxhaven und Helgoland.

Dem bekannten Physiker Professor Dr. Ferdinand Braun, Direktor des physikalischen Instituts der Universität Straßburg, ist es im Monat November gelungen, mit dem von ihm erfundenen neuen System der drahtlosen Telegraphie auf 65 Kilometer eine sichere telegraphische Verständigung zwischen Cuxhaven und Helgoland herzustellen. Den Versuchen haben Vertreter der Reichstelegraphenverwaltung beigewohnt. Der Erfolg ist insofern von weittragender Bedeutung, als durch ihn die praktische Brauchbarkeit des Braunschen Systems jetzt zweifellos festgestellt ist.

Das Braunsche System unterscheidet sich von den übrigen zurzeit in Deutschland verwendeten Funkentelegraphensystemen, von Marconi sowie von Slaby-Arco, insbesondere dadurch, daß bei ihm der die Funkenwellen in den Aether ausstrahlende Senderdraht nicht unmittelbar mit der Funkenstrecke verbunden und durch elektrostatische Ladungen erregt, sondern daß er auf induktivem Wege in elektrische Schwingungen versetzt wird. Auch kommen bei dem Braunschen System nicht die sonst bisher für die Funkentelegraphie allgemein üblichen kurzen Hertzschen Funkenwellen, sondern elektrische Wellen von erheblich größerer Länge zur Anwendung. Für die Funkentelegraphie zwischen Cuxhaven und Helgoland werden z. B. Wellen von 160 Metern Länge benutzt. Die langen, auf induktivem Wege dem Senderdrahte zugeführten Wellen haben den Vorzug, daß sie nachhaltiger wirken als die kurzen; sie bedingen in ähnlicher Weise eine stärkere Wirkung, wie ein lang anhaltender Ton eine größere Intensität der Klangwirkung erzielt als ein sehr schnell verklingender Ton. Die langen Funkenwellen sind auch für die zur Erreichung des Maximums der Fernwirkung erforderliche Abstimmung von Sender und Empfänger der Funkentelegraphenstationen besser geeignet als die kurzen Wellen. Die elektrischen Schwingungen des Senders sind trotz ihrer hohen Spannungen bei dem Braunschen System durchaus ungefährlich. Man kann den Senderdraht ruhig anfassen oder Funken aus ihm ziehen, ohne viel zu spüren; ja man kann sogar die Wellen ungefährdet über oder durch den menschlichen Körper leiten und hierdurch eine in der Hand gehaltene Glühlampe in Weißglut versetzen.

Die für sein System erforderlichen langen elektrischen Wellen erzeugt Braun durch die Entladung von Leydener Flaschen mäßiger Größe, wie sie auf der Abbildung der Funkentelegraphenstation auf Helgoland rechts in der Ecke zu sehen sind. Die Leydener Flaschen, denen die elektrische Energie in gewöhnlicher Weise durch ein großes Induktorium zugeführt wird, entladen sich durch einen dicken, spiralig gewundenen Metalldraht, den sogenannten Primärkreis. Das untere Ende des Senderdrahtes ist ebenfalls spiralig gewickelt, und diese Spiralen umgeben die Primärwindung. Die im Primärkreise durch die Funkenentladung hervorgerufenen elektrischen Schwingungen werden durch die induzierende Wirkung der Drahtspiralen auf den Senderdraht übertragen. Die größte Wirkung wird erreicht, wenn die elektrischen Schwingungen im Primärkreise dieselbe Periode haben wie die induzierten Schwingungen im Senderdrahte, wenn also der Schwingungskreis der Funkenstrecke auf den Schwingungskreis des Senderdrahtes abgestimmt ist. Dies ist bei den Cuxhavener Versuchen in der Weise erfolgt, daß der Flaschenstromkreis auf 160 Meter lange Wellen berechnet und der Senderdraht infolgedessen gleich einem Viertel der Wellenlänge, also 40 Meter lang gemacht worden ist.

Auf der Empfangsstation wirken die vom Luftdrahte aufgefangenen elektrischen Wellen ebenfalls nicht unmittelbar auf den Fritter, sondern erst durch Vermittlung einer an den Empfängerdraht angeschlossenen Induktionsspule. Der Empfängerdraht ist wiederum 40 Meter lang, und ebenso ist der Fritterstromkreis durch Zuschaltung von Kondensatoren auf elektrische Schwingungen von 160 Metern Länge berechnet. Bei der Empfangsstation herrschen also dieselben elektrischen Schwingungsverhältnisse wie bei der Geberstation. Der Fritter besteht aus einem Glasröhrchen, in dem sich zwischen zwei Metallstäben (Elektroden) etwas loses Metallpulver, gewöhnlich Nickel- oder Silberfeile, befindet. Dieses Metall-

Digitized by Google

Dr. Riepel. Prof. Dr. Braun

Die Funkentelegraphenstation im Lotsenhause zu Cuxhaven.

Digitized by Google

pulver ist im gewöhnlichen Zustande fast nicht leitend; treffen aber elektrische Wellen darauf, so wird es leitend und schließt den Stromkreis des eigentlichen Empfangsapparats für die Nachrichtenübermittlung. Als solcher wird ein Morsefarbschreiber oder ein Telephon verwendet. Die bei den Funkentelegraphieversuchen Cuxhaven-Helgoland benutzten Fritter haben sich vorzüglich bewährt; sie sind nach dem System der Aktiengesellschaft Siemens & Halske konstruiert und haben Stahlpulverfüllung sowie Stahlelektroden.

Die ersten größeren praktischen Versuche mit der Braunschen Funkentelegraphie wurden bereits im Jahre 1899 zwischen dem Nordseedampfer „Silvana“ auf dessen Seereisen und einer festen Station auf der Kugelbake bei Cuxhaven angestellt; im nächsten Jahre wurden die Versuche auf die Insel Neuwerk und die vor der Elbmündung lagernden Feuerschiffe ausgedehnt. Die Versuche ergaben damals schon bei verhältnismäßig geringen Masthöhen zur Befestigung der Luftleitungen und bei Verwendung von recht primitiven Apparaten befriedigende Resultate. Die diesjährigen glänzenden Erfolge der Funkentelegraphieversuche zwischen Cuxhaven und Helgoland sind in erster Linie den rastlosen, auf die Verbesserung des Systems gerichteten Bemühungen des Dr. Köpsel von der Aktiengesellschaft Siemens & Halske zu danken, welche in Verbindung mit Professor Brauns Telegraphengesellschaft die weitere Ausbildung und Verwertung der Braunschen Erfindung in die Hand genommen hat. Die größere unsrer Abbildungen zeigt Dr. Köpsel im Vordergrund, auf einem Schemel sitzend, dahinter stehend Professor Braun mit einem seiner Assistenten.

In Cuxhaven ist die Funkentelegraphenstation in dem am Eingange des Hafens gelegenen Lotsenhause untergebracht; zur Befestigung der Luftleitung ist neben diesem Hause ein 40 Meter hoher Mast errichtet. Auf Helgoland ist zur Unterbringung der Station auf der Südostspitze des Oberlandes ein Bretterhäuschen erbaut (auf der kleineren Abbildung wiedergegeben) und daneben ein Mast von ebenfalls 40 Metern Höhe zur Befestigung der Luftleitung errichtet worden. Die Versuche haben jedoch ergeben, daß auch bei einer Masthöhe von 30 Metern noch eine hinreichende Verständigung zu erzielen ist. Für den funkentelegraphischen Betrieb zwischen Cuxhaven und Helgoland sind nur verhältnismäßig schwache Stromquellen erforderlich; es steht daher zu erwarten, daß bei Verwendung größerer Mengen elektrischer Energie und insbesondere auch höherer Spannungen erheblich weitere Entfernungen überbrückt werden können. Anderweite Versuche mit dem Braunschen System haben diese Erwartung bereits bestätigt; sie lassen eine Verständigung auf 300 Kilometer als sicher erscheinen, wenn das Telephon als Empfangsapparat benutzt wird.

Trotz dieser Erfolge giebt sich Professor Braun nicht solchen überschwenglichen Hoffnungen wie Nicola Tesla hin; er ist vielmehr der Ansicht, daß man es voraussichtlich für alle Zeiten als Illusion wird bezeichnen müssen, wenn man hofft, mit der Funkentelegraphie die Drahttelegraphie beseitigen zu können.

Otto Zenlich.

Aus dem Reich der Sterne.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß das Fernrohr am nächtlichen Himmel zahlreiche Sterne zeigt, die man mit bloßem Auge nicht sehen kann, und daß die Zahl dieser Sterne immer größer wird, je kraftvoller das benutzte Instrument ist. Die einzelnen Fixsterne erscheinen aber auch in den mächtigsten Teleskopen nur als Punkte, denn ihre Entfernung von uns ist so groß, daß ihre Durchmesser auch bei der stärksten Vergrößerung des Teleskops nicht erkennbar werden. Wenn man also im Fernrohr einen glänzenden Stern beobachtet, so erscheint er allerdings heller, und man kann daher auch die Farbe seines Lichtes genauer erkennen, allein an jedem dieser Lichtpunkte ist sonst etwas Besonderes nicht weiter wahrnehmbar. Erst das Spektroskop vermag weiterzuhelfen, indem es aus der Beschaffenheit des Lichtes, welches ein Stern aussendet, Schlüsse auf die Beschaffenheit dieses Sterns gestattet. Bekanntlich wird durch das Spektroskop das Licht der Sonne und der Fixsterne in ein farbiges Band — das Spektrum — zerlegt, und in diesem zeigen sich dunkle (bisweilen auch helle) Linien, deren Lage, Zahl und Deutlichkeit Aufschluß über die Materie giebt, welche dieses Licht ausstrahlt. Unter vielen andern wurde auch der sehr helle Stern Capella im Sternbilde des Fuhrmanns, der sich im Fernrohr als strahlend weißer Lichtpunkt zeigt, mit dem Spektroskop untersucht. Dabei ergab sich die merkwürdige Thatsache, daß das Licht, welches dieser Stern ausstrahlt, aus zwei Quellen stammt. Sein Spektrum ist nämlich doppelt, es besteht aus zwei übereinander gelagerten Spektren, von dem jedes einem besonderen Stern angehört. Diese Entdeckung wurde zuerst im August 1899 auf der berühmten Lick-Sternwarte in Kalifornien gemacht, einige Monate später auch auf der Sternwarte zu Cambridge in England. An beiden Orten hatte man das Spektrum der Capella zu verschiedenen Zeiten photographiert. Als man später eine Anzahl dieser Photographien genau untersuchte und miteinander verglich, zeigte sich, daß die dunkeln Linien in dem Spektrum zu gewissen Zeiten verdoppelt erschienen, zu andern Zeiten waren sie einfach, aber verwaschen, wiederum zu andern Zeiten erschienen sie schmal und scharf. Daraus wurde mit Recht geschlossen, daß das Spektrum des Sternes Capella in Wirklichkeit aus zwei einander überdeckenden Spektren besteht, die sich periodisch etwas gegeneinander verschieben. Jedes der beiden Spektren gehört, wie gesagt, einem besonderen Stern an, und die periodische Verschiebung geschieht infolge der Umlaufsbewegung beider Sterne umeinander. Das eine Spektrum ist ähnlich demjenigen unsrer Sonne, das andre gleicht mehr demjenigen, welches der Stern Sirius zeigt.

Aus der Größe der Verschiebung, welche die Spektrallinien zeigen, folgt rechnungsmäßig, daß der

Digitized by Google

Hauptstern in der Richtung von der Erde fort eine Geschwindigkeit besitzt, die zwischen 4,2 und 55,7 Kilometern in der Sekunde wechselt, während der andre Stern sich zuzeiten mit einer Schnelligkeit von 3 Kilometern der Erde nähert, zu andrer dagegen mit einer solchen bis zu 63 Kilometern von ihr entfernt. Diese Aenderungen finden bei beiden Sternen innerhalb der gleichen Periode von 104 Tagen statt, und eine nähere Ueberlegung zeigt, wie sie dadurch hervorgerufen werden, daß beide Sterne eine Bahn um ihren gemeinsamen Schwerpunkt beschreiben. Auf Grund der photographischen Aufnahmen auf der Lick-Sternwarte ist nunmehr die Bahn dieses Doppelsterns berechnet worden. Es findet sich, daß sie fast kreisförmig ist und einen Durchmesser von mindestens 36 817 000 Kilometern besitzt. Während beide Sterne umeinander kreisen, entfernt sich gleichzeitig dieses Doppelsystem in der Richtung von der Erde in den Weltraum mit einer Geschwindigkeit von 30 Kilometern pro Sekunde. An dem großen Fernrohr der Lick-Sternwarte hat man zahlreiche Versuche gemacht, den Begleiter der Capella direkt zu sehen, aber selbst unter den besten Luftverhältnissen und bei mehr als tausendfacher Vergrößerung erschien der Stern stets als völlig runder Lichtpunkt. Daraus folgt also, daß in der Umgebung der Capella zwei helle Sterne, welche 37 Millionen Kilometer voneinander entfernt stehen, für den Anblick von der Erde auf dem größten Teleskop in einen einzigen Punkt zusammenzufallen scheinen. Solches kann aber nur der Fall sein, wenn diese Entfernung größer ist als 39 000 Milliarden Meilen. So groß mindestens ist also die Entfernung der Capella von der Erde. Diese Distanz zu durchlaufen, bedarf der Lichtstrahl etwa 28 Jahre, eine Kanonenkugel aber würde diesen Raum erst in 8 Millionen Jahren durchfliegen. Aus Helligkeitsmessungen ergiebt sich ferner, daß der Stern Capella uns 55 800 millionenmal lichtschwächer erscheint als die Sonne. Würde aber unsre Sonne bis in die Entfernung der Capella in den Weltraum hinausgerückt, so könnte sie uns nur als lichtschwaches Sternchen 6,5. Größe erscheinen, etwa hundertmal weniger hell als Capella. Da nun nach Ausweis des Spektroskops die Sonne und Capella sich wahrscheinlich in dem nämlichen Entwicklungsstadium oder Glühzustande befinden, so ergiebt sich als sicheres Resultat, daß unsre Sonne ein weit kleinerer Weltkörper sein muß als Capella, diese also in ihrer Heimat eine gewaltige Doppelsonne ist, die unser Tagesgestirn weit übertrifft. Der Erde wird von dem unermeßlichen Wärmespender, dieser Doppelsonne, nichts zu teil; unser Verstand kann sich daher nur bei dem Gedanken befriedigt fühlen, daß in der Tiefe des Weltraums, wo Capella als Sonne herrscht, auch lebendige Wesen vorhanden sind, die sich an den Strahlen dieser Sonne ihres Daseins erfreuen. R.

Hugo Vogel und seine Wandgemälde in Merseburg.

(Hierzu die Bilder Seite 108/9 und 116/17.)

Nach mehr als fünfjähriger Arbeit hat Hugo Vogel den Cyklus von geschichtlichen Wandgemälden vollendet, mit denen er im Auftrage der

Hugo Vogel.

preußischen Staatsregierung den Sitzungssaal des sächsischen Provinziallandtages in Merseburg geschmückt hat. Kürzlich hat die Dekoration ihren Abschluß erhalten, und der schöne Saal steht jetzt in seinem künstlerischen Schmuck, an dem noch der Berliner Architekt Franz Schwechten und die Berliner Bildhauer Otto Lessing und Havercamp mitgewirkt haben, vollendet da, zur Freude der Merseburger und der sächsischen Landboten, die mit gerechtem Stolze auf eine Schöpfung blicken dürfen, in der sich der moderne deutsche Kunstgeist mit urwüchsiger Kraft ausgesprochen hat.

Dem Künstler war zwar die Aufgabe gestellt worden, in einer Reihe von Gemälden die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der Provinz Sachsen und insbesondere Merseburgs zu schildern. Aber er hat diese Aufgabe keineswegs in dem hergebrachten Stile jener theatralisch-posierenden Geschichtsmalerei gelöst, die einst von Düsseldorf ihren Ausgang genommen und später vornehmlich durch Pilotys und seine Schüler in München weiter gepflegt worden ist. Hugo Vogel ist ein Künstler, der mit der neuen Bewegung der deutschen Kunst nicht nur immer gleichen Schritt gehalten, sondern auch stets in der ersten Reihe der Vorkämpfer gestanden hat. Er hatte aber auf der Düsseldorfer Akademie unter Eduard von Gebhardt und Wilhelm Sohn eine zu gute Schule durchgemacht, als daß er sich jemals zu den Uebertreibungen und Ausschreitungen der Modernen hätte hinreißen lassen. Er erkannte mit scharfem Blick die guten Keime in dieser Bewegung, nahm sie mit dem sicheren Griff des gereiften Mannes in seine Kunst auf und flößte damit der alt und

Digitized by Google

hinfällig gewordenen Geschichtsmalerei ein neues Leben ein, führte ihr frisches Blut zu, das den Organismus wieder mit verheißungsvoller Kraft durchströmt. Was die Freilichtmalerei Gutes in sich birgt, hat Vogel in seinen Wandgemälden für Merseburg zur Anschauung gebracht und damit einen Grad von Lebenswahrheit erreicht, der den Beschauer dieser Bilder die auf ihnen geschilderten Vorgänge gleichsam von neuem miterleben läßt.

Unsre Abbildungen geben die beiden Gemälde wieder, die Vogel zuletzt gemalt hat. Das eine Bild steht am Anfang, das andre am Ende der Reihe. Wie die Sage geht, sollen die Römer auf ihren Eroberungszügen durch die Gauen Germaniens bis in die Gegend von Merseburg vorgedrungen sein, und als einst der römische Feldherr Drusus an der Spitze seiner Legionssoldaten durch das Dunkel der altgermanischen Urwälder ritt, soll ihm ein Germanenweib plötzlich entgegengetreten sein, das ihm in gebieterischer Hoheit ihr dräuendes: „Zurück!“ zurief. Vor der geisterhaften Erscheinung schreckten Roß und Reiter wirklich zurück, und Drusus soll die Umkehr befohlen haben. Dieser Erinnerung an die ersten Kämpfe der Germanen um ihre Freiheit steht an derselben Wand des Saales, der nördlichen, die Erinnerung an die letzte große Befreiungsthat Alldeutschlands, an die letzte und kraftvollste Zurückweisung fremdländischen Uebermuts gegenüber. Die aus dem Kriege mit Frankreich siegreich heimkehrende Germania reitet mit dem Panier des neuen Reichs am Elbufer entlang, gefolgt von einer Schar glänzender Ritter, die die Wehrkraft des geeinigten Deutschlands, des Volks in Waffen, veranschaulichen. Dort das Dunkel der germanischen Wälder — hier das helle, warme Sonnenlicht, das auf Rüstungen und Waffen, auf Menschen und Rossen, auf Wiesen und Wasser glitzert und flimmert.

Studienkopf. Von Hugo Vogel.

Was zwischen diesen Bildern liegt, sind ebenfalls geschichtliche Ereignisse von hoher Bedeutung. An der Südwand sieht man drei Darstellungen. Links erscheint der sächsische Herzog Heinrich der Finkler im Waldesdickicht beim Vogelstellen, und dabei überrascht ihn die Gesandtschaft sächsischer und fränkischer Edlen mit Eberhard dem Greiner an der Spitze, die ihm die deutsche Königskrone anträgt. Auf dem rechten Seitenbilde hält König Heinrich I. auf seinem Streitroß, auf ein Schlachtgetümmel im Hintergrunde blickend, die große Hunnenschlacht bei Merseburg — seines Sieges über die kulturfeindlichen Barbaren gewiß! Den Segen der Kultur, den die sächsischen Kaiser über Deutschland gebracht haben, schildert dann das große Mittelbild mit monumentaler Breite. Kaiser Otto I. und seine Gemahlin Editha sind, von Bischöfen und Edlen begleitet, am Elbufer bei Magdeburg gelandet und empfangen die Huldigung der Bürgerschaft, die ihnen für die Segnungen dankt, die von der Befestigung des Christentums in diesem Lande dem Volk zu teil geworden sind. Zwei ernste, hoheitsvolle Gestalten an der Westwand, die Theologie und die Wissenschaft, die Hinweise auf die Universität Halle-Wittenberg, vervollständigen die Reihe der monumentalen Bilder, die — bis jetzt — den Höhepunkt eines künstlerischen Schaffens bezeichnen, dem kein Gebiet der Malerei fremd geblieben ist.

Hugo Vogel ist am 15. Februar 1855 in Magdeburg geboren worden, steht also noch im besten Mannesalter. Obwohl er in Düsseldorf von E. von Gebhardt zu der Ausführung von biblischen

Digitized by Google

Wandgemälden dieses Meisters herangezogen wurde, begann er zunächst mit Genrebildern, fand aber schon 1883 den Mut, mit einem Luther, der auf der Wartburg predigt, den ersten Schritt auf das Gebiet der Geschichtsmalerei großen Stils zu wagen. Dieser Schritt glückte, und es kam ein Erfolg nach dem andern. Aber Vogel mochte selbst fühlen, daß Bilder wie der Empfang der französischen Flüchtlinge in Potsdam durch den Großen Kurfürsten (1685) und die Erteilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt an den Herzog Ernst den Bekenner in Celle (1530), wenn sie auch sehr großen Beifall fanden, im Grunde genommen doch nur gemalte, freilich sehr gute Kostümbilder waren. Vogel strebte nach freier, malerischer Darstellung, nach freier Luft und vollem Licht, und zur Bemeisterung dieser schwierigsten Aufgabe der Malerei hat er sich mit unablässigem Eifer hindurchgerungen. Bisweilen hat er sein Ziel verfehlt, hat er einen Lufthieb gemacht; aber aus diesem Ringen sind uns auch einige köstliche Werke voll entzückender Farbenpracht, voll leuchtenden Glanzes erwachsen. Das junge Ehepaar aus dem Arbeiterstande, das nach der Taufe ihres Erstgeborenen in einer Seitenkapelle von Ste. Gudule in Brüssel sich seines Glückes freut, die Messe im Marienmonat in derselben Kirche mit ihrer Blumenpracht, die freudvolle Mutter, die ihren Liebling in der von Sonnenglanz durchfluteten Gartenlaube an sich drückt — das sind etwa die Hauptstationen auf dem Wege, der Vogel zu der Höhe seines koloristischen Könnens geführt hat, das alle Schwierigkeiten in der Wiedergabe des von der Natur gespendeten Lichts mit großer Kraft zu meistern weiß. Dieselbe Hand, die den Pinsel mit einer feurigen Schnelligkeit führt, daß sie selbst den flüchtigen Sonnenstrahl auf der Leinwand einfängt, ist aber auch der zartesten Detailzeichnung fähig. Wenn Vogel nach der Natur zeichnet, führt er den Pinsel mit der Ehrfurcht vor der Natur, die Dürer und Holbein die Hände gelenkt hat. Der Studienkopf eines jungen Mädchens, das unsre Abbildung wiedergiebt, ist ein vereinzeltes Zeugnis für die Sorgfalt, mit der Vogel seine Studien macht, ehe er an seine Aufgaben geht, mögen es große oder kleine sein. Jetzt arbeitet er an der Ausschmückung des großen Saales im Rathause zu Hamburg. Von den ersten Anfängen der menschlichen Kultur sollen auch hier alle Epochen in der Entwicklung des Hamburgischen Staatswesens geschildert werden, aber nicht in Haupt- und Staatsaktionen, sondern in Darstellungen, die das gesamte Kulturleben einer Epoche widerspiegeln. Die Hamburger Staatsbehörden können sicher sein, daß Hugo Vogel auch in einer Stadt, wo die alte und die neue Richtung der Kunst hart um die Herrschaft streiten, die richtige Mitte finden, das Alte mit dem Modernen zu einer neuen Harmonie verschmelzen wird.

Adolf Rosenberg.

Wald und Klima.

Wie hat sich doch die Physiognomie und mit ihr das Klima unsers deutschen Landes im Laufe der Jahrhunderte verändert! An die Stelle der endlosen Wälder und Sümpfe, die nach des Tacitus Bericht ehedem fast ganz Germanien bedeckten, sind wohlgepflegte Ackerfelder und Wiesen und überaus zahlreiche menschliche Siedelungen getreten, und wo der Wald noch nicht von der Kultur verdrängt worden ist, da hat sie ihn wenigstens gelichtet und geschult. Es läßt sich nicht leugnen, daß den Bewohnern des Landes aus dieser Umwandlung großer Segen erwachsen ist, ja daß damit überhaupt erst die Grundbedingung für die Zunahme der Bevölkerung geschaffen wurde; aber es läßt sich ebensowenig verkennen, daß wir mit der Entwaldung des Bodens bereits auf dem Punkte angekommen sind, von welchem aus jede weitere Verminderung unsers Waldbestandes ein Verbrechen an der Zukunft wäre. Noch finden wir in Deutschland, wie in keinem andern Lande der Welt mehr, ein so glückliches Verhältnis zwischen Wald, Feld und Wiesenland; daß aber unser Vaterland seine vortrefflichen Ackerfelder und Wiesen, sowie sein günstiges Klima hauptsächlich seinen Waldungen verdankt, welche mit wenigen Ausnahmen seine Gebirge bedecken und in mannigfachem Wechsel mit Feld und Wiese seine Ebenen durchziehen, ist eine noch nicht genügend gewürdigte Thatsache: denn der Einfluß der Waldungen auf die klimatischen Verhältnisse und die Landeskultur ist größer, als man das für gewöhnlich zuzugestehen geneigt sein wird.

Zunächst verhindern die Waldungen Mittel- und Westeuropas das Hereinbrechen eines Kontinentalklimas, wie es in Rußland, Asien, Afrika, Australien und Amerika vorhanden ist, wo wir entweder endlosen Waldgebieten oder noch größeren Flächen ohne jeglichen Baum und Strauch begegnen. Namentlich aber sind es die Feuchtigkeitsverhältnisse einer Gegend, welche fast ausschließlich von den Wäldern beeinflußt werden; sie bedingen die Menge und Häufigkeit der atmosphärischen Niederschläge in Form von Regen, Schnee, Tau und Reif, und dieser Einfluß hört nicht etwa an der Waldgrenze auf, sondern erstreckt sich auch auf die weitere Umgebung je nach Ausdehnung, Art, Lage und Verteilung des Waldbestandes. Mit der Aufforstung größerer Ländertrecken tritt deshalb eine jährlich fortschreitende Vermehrung der Niederschläge ein, während entwaldete Gegenden sehr bald wasserarm und trocken und zu Oedland oder Wüstenei werden.

So sind die ehemals so reich gesegneten Küstenländer des Mittelmeeres in historischer Zeit durch Verminderung der wässerigen Niederschläge, durch anhaltende Dürre und Trockenheit verödet, seit an Stelle der ausgedehnten Waldflächen mit ihrem kühlen, feuchten Boden Landschaften getreten sind, deren Erdreich unter der anhaltenden Trockenheit nach Feuchtigkeit lechzt und unter deren Mangel allen Pflanzenwuchses bar und zu jeder Bodenkultur untauglich geworden ist. Wo jetzt tief im Innern der Sahara aus dem sterilen Wüstenboden nicht ein dürftiger Grashalm aufzuſprießen

Digitized by Google

Der Piqueur.

Nach dem Gemälde von G. Koch.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

vermag, haben einstmals lachende Gefilde und üppige Gärten mit blühenden Städten und anmutigen Gewässern das Auge einer zahlreichen Bevölkerung erfreut. Um die Weidegründe zu vergrößern, wurden die Wälder verbrannt: die Niederschläge hörten auf, die Quellen versiegten, und Sonnenbrand und Passatwind vollendeten das Werk der Wüstenbildung. Dasselbe gilt von Aegypten. Prachtbauten setzt man in keine Wüste abseits, und Tausende von Wänden bedeckt man nicht über und über mit Skulpturen, daß sie ungesehen in Grabesnacht bleiben, sondern daß man die Schrift liest und die Kunstwerke bewundert. Diese Reste des ältesten und alten Aegyptens reden so laut von dem veränderten Klima der Nilländer, als das Geröll in den Wadis der lybischen Wüste von Wasserfluten Zeugnis giebt, die schon vor vielen Jahrhunderten aufgehört haben, die Landschaft zu befruchten und zu beleben, seit auf den das Nilthal umsäumenden Bergen Oberägyptens die Wälder niedergehauen wurden, der Regen aufhörte und die Wiesen verdorrten. Kleinasien, Syrien, Palästina und Persien, Länder, in denen einst Milch und Honig floß, sind infolge der Vernichtung ihrer herrlichen Wälder unfruchtbare Wüsten geworden, und die einst blühenden Gefilde Palästinas ernähren heute kaum notdürftig einige armselige Hirten.

In Griechenland zeugen nur noch Ruinen von der einstigen Blüte dieses Landes, auf welches die Himmlischen in verschwenderischer Fülle alle Reize ausgegossen hatten, und statt der fetten Weiden und blühenden Obsthaine finden wir nur kahle Höhen und öde Fluren. Sizilien, einst die Kornkammer Roms, ist heute ein unfruchtbares und verarmtes Land, und in Italien sind große Gebiete einst trefflich bebauten Bodens durch schonungslose Entwaldung zur dürren Steppe herabgesunken. Die Türkei ist die treffendste Illustration zu dem arabischen Sprichworte: „In der Fußstapfe eines Türken wächst kein Gras!“ — ein Satz, welcher sich auch auf den Spanier anwenden läßt, der in seinem Vornrteil gegen Vögel und Bäume alles niederschlägt, was Baum und Wald heißt, und so geradezu ein Talent entfaltet, fruchtbare, reiche Länder in kürzester Zeit auf ein in wirtschaftlicher wie geistiger Beziehung möglichst niedriges Niveau herumterzudrücken. Weite Gebiete Amerikas, die unter ihren indianischen Fürsten wie die Gärten der Hesperiden blühten, hat die Herrschaft der Spanier ebenso schnell dem ewigen Brot- und Wassermangel geweiht, wie die einst unter maurischer Kultur blühenden Gefilde des Mutterlandes.

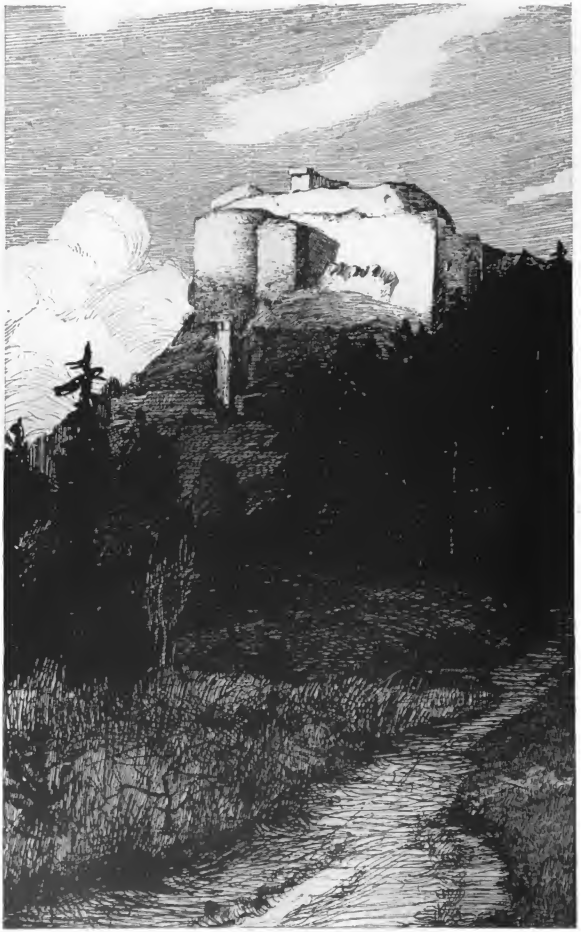
Es ist geschichtlich nachgewiesen, daß alle diese Länder ehemals mit prächtigen Waldungen bedeckt waren. Der ihre Wichtigkeit nicht ahnende Unverstand der alten Bewohner hat sie abgeholzt und so wider Willen die trostlosen Zustände geschaffen, und keine Anstrengung des Menschen vermag das einst so reiche Leben aus den öden Fluren von heute wieder hervorzuzaubern. Dasselbe gilt für die Steppen Südrußlands, nachdem die durchziehenden Völker die Buchenwälder vernichtet haben, Dalmatien und das Karstplateau, auf welchem der Prozeß der Ausdörrung schließlich durch die Gewalt der Bora vollendet wurde.

Indem der Wald mit den gefallenen Niederschlägen haushälterisch verfährt, wird er das von der Natur ausersehene Reservoir der Feuchtigkeit; denn während das Wasser von dem nicht bewaldeten Boden nur langsam aufgenommen und ihm verhältnismäßig schnell wieder entzogen wird, nimmt der Wald in seiner Moosvegetation und Laub- und Humusschicht gewissermaßen wie ein Schwamm in kurzer Zeit eine erstaunliche Menge atmosphärischer Niederschläge in sich auf und giebt sie nur langsam wieder ab. Bei plötzlicher Schneeschmelze oder starken Wolkenbrüchen wirkt der Wald dadurch retardierend auf den Wasserabfluß nach den Thälern ein, so daß Ueberschwemmungen in waldarmen Gebieten viel häufiger und verheerender sind als in solchen, wo noch ein genügender Waldbestand in den Gebirgen vorhanden ist. Nicht unbeträchtliche Mengen der Niederschläge werden durch die im Waldboden verwesenden Wurzeln geschlagener Bäume tief in das Erdinnere geführt und machen so den Wald zum nie versiegenden Quellenspender. Infolge der schnellen Verdunstung der Niederschläge auf nicht bewaldetem Boden haben auch die Gewitter in waldarmen Gegenden einen weit gefährlicheren Charakter angenommen, insofern die durch Blitz und Hagel entstehenden Schäden sich von Jahr zu Jahr mehren, während sich der regulierende Einfluß der Wälder auf die Niederschlagsverhältnisse nicht nur in einer Abschwächung der Gewitter, sondern vornehmlich auch in der für die Landwirtschaft so wichtigen Regelmäßigkeit der Niederschläge äußert.

Zu den innigen Wechselbeziehungen zwischen Wald und Klima gehört auch der Einfluß des Waldes auf die periodischen Veränderungen der Lufttemperatur. Die täglichen Temperaturschwankungen sind in allen Monaten im Walde wie auch in waldreichen Gegenden kleiner als im Freien; im Zusammenhang damit steht die Thatsache, daß durch den Wald die Maximaltemperaturen erniedrigt, die Minimaltemperaturen erhöht, die Temperaturextreme also ausgeglichen werden und ein gemäßigtes Klima Platz greift mit einem naturgemäßen Verlauf der Jahreszeiten, wie sie ihn zufolge der Sonnenbewegung haben sollen.

Je größer die öden, unbebauten und besonders die baumlosen Teile der Erde werden, desto größer gestaltet sich auch der Gegensatz zwischen Dürre und Feuchtigkeit, und um so ausgedehnter wird das Gebiet der Temperaturextreme zwischen Kälte und Hitze, wie wir das in Nordamerika sehen, wo die Folgen der sinnlosen Waldverwüstung heute schon derart empfindlich geworden sind, daß man ernsthaft daran denkt, ihr Einhalt zu gebieten. Je mehr aber in einem Landschaftsbilde ein glücklicher Wechsel von Wald und Feld innegehalten wird, um so mehr wird das Reich der Temperaturextreme eingeengt, und desto größer wird das Gebiet der normalen und ruhigen Wettergestaltung, wo Landwirtschaft, Garten-, Obst- und Weinbau sich zur höchsten Blüte entfalten. **Schiller-Tietz.**

Digitized by Google



Die Burgruine Hohen-Neuffen bei Urach (Württemberg).
Zeichnung von W. Stieh-Chapell.

Digitized by Google

Der Karlsruher Rheinhafen.

Die jüngste größere Schöpfung der unter thatkräftiger Leitung in stetem Aufschwung begriffenen badischen Residenzstadt ist der Rheinhafen. Die Geschichte seiner Erbauung reicht beinahe anderthalbhundert Jahre zurück, aber erst der Initiative der jetzigen Gemeindeverwaltung ist es gelungen, das Interesse weiterer Kreise an der Förderung der Schiffahrt auf dem Oberrhein und insbesondere für die Erbauung des Karlsruher Hafens wieder zu erwecken und die vielen Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich der Ausführung dieses großen Unternehmens entgegenstellten. Die Schiffahrt auf dem Oberrhein dient nicht nur den speziellen Interessen der unmittelbar in Betracht kommenden badischen Städte Karlsruhe und Kehl, sondern auch einem Landesinteresse, weil dadurch weite Gebiete des Vorteils billigerer Frachten für Massengüter teilhaftig werden und dies zweifellos einen Aufschwung von Handel und Industrie zur Folge haben wird.

Der Karlsruher Hafen liegt in der Rheinniederung westlich des Stadtteils Mühlburg; er erstreckt sich bis zum Fuße des Hochgestades und steht durch einen 1900 Meter langen Kanal in offener Verbindung mit dem Rhein. Die derzeitige Anlage besteht aus zwei Hauptbecken, dem Mittelbecken, dem Südbecken und einem kleineren Becken für den Petrolenmverkehr. Die Vereinigungsstelle der drei Becken vor dem Uebergang in den Kanal dient als Schiffswendeplatz. Südlich der Mündung in den Rhein befindet sich vor der Einfahrt in den Kanal ein Vorhafen. Für die künftige Vergrößerung ist ein weiteres, zum Südbecken symmetrisch ausgebildetes Hafenbecken auf der Nordseite des Mittelbeckens in Aussicht genommen. Die Gesamtanlage des Hafens samt dem Kanal zum Rhein, den Dämmen und Verbindungswegen umfaßt eine Fläche von 135 Hektar.

Die für den Hafenverkehr nutzbare Uferlänge beträgt 4500 laufende Meter, wovon 500 laufende Meter als Quaimauer ausgebaut sind. Für Lagerplätze und industrielle Anlagen stehen etwa 37 Hektar zur Verfügung. Die Gesamtwasserfläche der drei Hafenbecken samt dem Schiffswendeplatz mißt bei mittlerem Wasserstande ungefähr 19 Hektar. Durch die Ausführung des nördlichen Hafenbeckens kann die Uferlänge späterhin um ungefähr 1400 laufende Meter, die Nutzfläche um etwa 10 Hektar und die Wasserfläche um 7 Hektar vergrößert werden.

Das Hafenplanum liegt 8,60 Meter über der Hafensohle. Zum Schutze der umliegenden Niederung gegen das Hochwasser des Rheins ist die gesamte Hafenanlage einschließlich des Kanals von Dämmen umschlossen, deren Krone 0,80 Meter über dem Hochwasser von 1882, somit 9,60 Meter über der Hafensohle liegt. Die Erdmassenbewegung zur Auffüllung des Hafenplanums und zur Herstellung der Dämme beläuft sich auf insgesamt 2140000 Kubikmeter.

Den Landverkehr nach und von dem Hafen vermittelt eine Zufahrtsstraße vom Stadtteil Mühlburg her und ein Verbindungsgeleise von der Güterstation Karlsruhe-Westbahnhof. Im Innern des Hafengebietes selbst ist durch eine größere Anzahl von Straßen und durch ausgedehnte Geleiseanlagen für die Anfahrt von Land- und Eisenbahnfahrzeugen nach den Lande- und Lagerplätzen und durch Verlade-Einrichtungen und große Lagerräume für die Förderung des Umschlagverkehrs und die Lagerung der Güter Sorge getragen. Das Tage- und Brauchwasser des ganzen Hafengebietes wird durch ein Netz unterirdischer Kanäle abgeführt. Eine Fähranlage dient dem Verkehr zwischen dem südlich des Hafens gelegenen Ort Daxlanden und dem Gemarkungsteile dieser Gemeinde auf der Nordseite der neuen Anlage. Nach Westen zu vereint sich die Wasserfläche des Hafens und geht allmählich in den Kanal zum Rhein über. Der Kanal hat eine Sohlenbreite von 20 Metern mit durchweg zweimaligen Böschungen, so daß selbst bei niedrigem Wasserstande zwei große Schiffe sich daselbst begegnen können. Sämtliche maschinellen Einrichtungen zum Löschen und Laden wie zum Verholen der Schiffe und zur Bewegung der Güter — Krauen, Spille, Aufzüge u. dergl. — werden elektrisch betrieben; sie erhalten die Betriebskraft von dem nahegelegenen städtischen Elektrizitätswerk, welches auch den Strom für die Beleuchtung der Hafenanlage liefert.

An Hochbauten enthält die Hafenanlage neben dem bereits erwähnten städtischen Elektrizitätswerk eine Werfthalle hinter der Quaimauer, ein Verwaltungsgebäude und ein Wohnhaus für den Fährmann bei der Kanalüberfahrt. Die Werfthalle, in Bruchsteinmauerwerk ausgeführt, ist ein zweistöckiges, 70 Meter langes und 23 Meter breites Gebäude. Es enthält die Lagerräume und Ladebühen für die verschiedenen Waren; die Geschosse stehen teils unter zollamtlichem Verschluß, teils bilden sie zollfreie Niederlagen. Der Keller ist hauptsächlich zur Lagerung von Wein, Oel und andern Flüssigkeiten bestimmt, die oberen Stockwerke für Stückgüter. Zwei Fahrstühle mit elektrischem Betrieb besorgen die Verbringung der Waren in die einzelnen Stockwerke. Ein großes Getreidelagerhaus von 12000 Tonnen Fassungsvermögen mit Schütttböden und Silospeicher ist gegenwärtig im Bau begriffen. Zum vorteilhaften Betriebe einer großen Anzahl Kohlenlagerplätze ist eine 1225 Meter lange Hochbahn in der Weise eingerichtet, daß die Kohlen vermittelst Kranen aus den Schiffen gehoben und, falls sie gelagert werden sollen, in die Kippwagen der Hochbahn, sofern sie weiter befördert werden sollen, in die Eisenbahnwagen geschüttet werden. Sechs fahrbare, elektrisch betriebene Hablportalkrahnen sind zurzeit zum Löschen von Kohlen, Getreide und andern Waren in Thätigkeit. Mehrere weitere Kranen werden im nächsten Frühjahr aufgestellt werden.

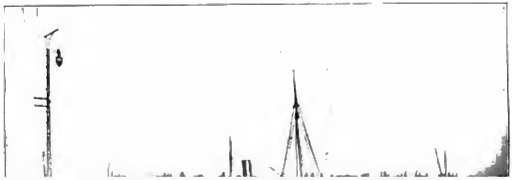
Die Gesamtkosten für die Erdarbeiten und technischen Bauausführungen belaufen sich auf ungefähr 3 Millionen Mark, die Kosten der Hochbauten und maschinellen Einrichtungen betragen etwa ebensoviel. Die Bauausführung der Erdarbeiten für die gesamte Hafenanlage umfaßte den Zeitraum von Mitte September 1898 bis Anfang Juli 1900.

Der Hafen steht seit Mitte Mai dieses Jahres in Betrieb, und zwar unter städtischer Verwaltung, und hatte bisher infolge des sehr günstigen Wasserstandes einen den neuen Verhältnissen entsprechenden äußerst regen Verkehr. Die feierliche Eröffnung soll im April nächsten Jahres bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Friedrich stattfinden. Der gute Anfang berechtigt zu der Zuversicht, daß sich das Unternehmen günstig entwickelt, zum Segen von Handel und Wandel der aufblühenden badischen Residenz.

L. Scherrer.

Digitized by Google

Die Werfthalle.



Digitized by Google

Ankunft eines Kohlenschiffes.

Partie vom südlichen Becken mit Schleppdampfer.

Elektrischer Kran, Kohlen ausladend.

Kies-Elevator.

Der neue Rheinhafen bei Karlsruhe. (Cezt Seite 139.)

(Nach photographischen Aufnahmen von R. Morat in Karlsruhe.)

Digitized by Google

Feuer.

Erzählung

von

Johanna Niemann.

(Schluß.)

Gegen Abend spazierten Höpfner und Elfriede in den Wald, wo er am dichtesten und von geheimnisvoller Schönheit war, zur Höhe hinauf, wo sie den Goldkrug, das Dorf, eine alte Klosterkirche und das Stift der adeligen Fräulein zu ihren Füßen hatten, oder jenseits des Waldes in offener Ebene zwischen Kornfeldern und Wiesen an einem geschwätzigen Bach entlang, inmitten sommerlicher Helle.

Von längst bekannten Stätten gingen neue Eindrücke aus, keine Minute war tot, kein Ding ohne Reiz, und dies alles durch Elfriede. Sie besaß die Gabe, den Dingen, wie sie es nannte, hinter die Wand zu sehen. Allen Erscheinungen, den sinnenfälligen wie den psychischen, brachte sie ihre künstlerische und immer persönliche Betrachtung entgegen. Damit bedeutete sie für Höpfner eine neue Welt, und er war der Mann, das zu genießen und zu werten. Am ewig Gleichen, Alten, Abgelebten einmal ganz müde werden, war ihm die Gefahr aller Gefahren, das Gespenst der Gespenster.

Abends spielte er Klavier. Sie dürfe ruhig zeichnen: Stirn und Hände, und was sie sonst möge. Aber sie that es nicht wieder, sie saß still, mit müßigen Händen im Schoß, und folgte dem Spiel. Wenn er aufhörte und fragte, gab sie ihm freilich sonderbaren Bescheid, über den er sich abwechselnd ärgerte oder auch nur belustigte.

„Das war grün, lichtgrün wie der Mai und junge Birken am Meere," sagte sie.

Oder ein andermal: „Lauter Feuer und Sturm, der es treibt, ist zu fühlen gewesen."

Er faßte sie bei den Schultern und schüttelte sie ingrimmig.

„Solch ein Widerspruch ist noch nicht dagewesen. Hat ein Wissen von Dingen, die man nie erfuhr und versteht, so wenig von —"

„Ja," unterbrach sie ihn betrübt, „es ist recht schlimm."

„Das ist es auch, und es macht mich noch wütend, denn —"

„Was?"

Er bückte sich, umfaßte ihren Kopf und küßte sie auf den Mund.

VII.

„Schauen Sie doch, was geht da vor? Eine Volksversammlung?"

„Nein, ich urteile, die Oberklassen des Gymnasiums sind beim Fußballspiel. Wollen Sie hinunter?"

„Ja, bitte."

Sie standen auf der Waldhöhe vor einer Lichtung; der Spielplatz, auf den sie aus ziemlicher Entfernung schauten, gehörte zu einer Gartenwirtschaft, die eine kleine Stunde von Neustadt nahe der Bahn lag. Elfriede lief fast den Weg hinunter, zwischen Gebüsch und Zäunen und Hecken. ‚Wie eine Eidechse,' meinte Höpfner und verstand nicht, warum sie es so eilig hatte.

Außer Atem fast kam sie unten an. Sie mußte den Strohhut abthun, ihr Gesicht glühte.

Mit schnellem Blick hatte sie den rechten Fleck gefunden, um den Platz und das Spiel überschauen zu können. Es wimmelte von halbwüchsigen Jungen, Jünglingen und solchen, die man schon Männer nennen konnte. Die meisten trugen Blusen mit einem Gurt, viele das anliegende, quergestreifte Wollhemd. Röcke, Jacken und Hüte lagen in Haufen zusammen unter dem Dach einer kleinen Bretterbude, einige Räder lehnten daneben.

Das Spiel war in lebhaftem Gange, und der Anblick fesselte auch Höpfner bis zur Spannung. Es rief ihm die Lust seiner Primanerjahre zurück. Damals spielte man nicht Fußball, aber ein Renner, Turner und Ringer war er auch gewesen, und wenn es nur angegangen wäre, so hätte er seinen Rock abgeworfen und sich an diesem Tummelplatz der Kraft und Gewandtheit beteiligt.

Welch ein Durcheinander!

In Haufen stürmten sie dem springenden Ball nach und schleuderten ihn zurück. Hier beugten sich Oberkörper und Schultern rückwärts, dort streckten sich Hälse und Köpfe vor, preßten sich die Glieder an den Leib, ballten sich die Hände zur Faust. In den glühenden Gesichtern wölbte sich über jungen Lippen der erste Flaum. Jauchzende Schreie, Kommandoworte und Drohrufe füllten die Luft. Kraft neben Kraft, Jugend in ihrer Blüte und Wildheit.

Elfriede Enkevoers stand und konnte sich nicht satt sehen. Sie kannte die Spielregeln nicht, aber der Leidenschaftlichkeit, die hier eingesetzt wurde, antwortete das Feuer, das, aus andern Tiefen quellend, in ihr selber brannte. Tausend Einzelheiten hätte sie auf der Stelle festhalten, mit Sinn beseelen und künstlerisch verkörpern mögen. Anfangs sprach sie noch rasch und atemlos ihre Wahrnehmungen aus, dann verstummte sie allmählich, ihre Augen wurden dunkler, alles Blut wich aus ihrem Gesicht.

Digitized by Google

Der Ball flog, dicht über die Erde rollend. Die stürmenden Gestalten der Jünglinge, zum Knäuel verwirrt, dann, sich trennend, wieder auseinanderflutend, rasten vorüber. Das Ganze war ein Bild des Aufruhrs.

Elfriede stockte der Atem, sie hatte, früh am Morgen beginnend, stundenlang am Tage gearbeitet, jetzt empfand sie plötzliche Ermattung. Nicht mehr fähig, sich aufrecht zu halten, griff sie mit der Hand nach rückwärts, wo sie Höpfner wähnte, und sagte unsicher:

„Ich kann nicht mehr. Hilf mir doch, ich bitte dich, hilf mir! Ach Gott, ich sterbe!"

Auch er war mit erhöhter Aufmerksamkeit bei den Spielenden; auf Elfriedens Angstruf stürzte er rasch zu. Eben noch zur Zeit. Er faßte sie mit beiden Armen und trug sie zu einer Bank, ein paar Schritte weiter; zugleich rief er den nächststehenden der Jünglinge heran. „Die Dame ist ohnmächtig geworden, bringen Sie etwas Wasser oder Wein — oder —"

In raschen Sätzen sprang der Angerufene dem Sammelplatz der Spielenden zu, einige liefen ins Haus, andre brachten Feldflaschen herbei. Ein kleiner Haufe Teilnehmender umstand in mäßiger Entfernung die Bank, auf der Elfriede saß. Sie saß mit der Stirn gegen Höpfners Schulter und weinte. Es war ein Nervenkrampf, der sie schüttelte. Höpfner gab den Fernstehenden ein Zeichen, zurücktreten und weiterzuspielen.

Sie thaten es mit verlegenen Mienen. Einer von ihnen sagte im Weggehen halblaut: „Das ist ja Fräulein von Enkevoers."

Den Rechtsanwalt kannten sie alle.

Max sprach nun auf Elfriede ein; sie möge sich nur ausweinen, nicht gewaltsam zwingen, sie hätten Zeit. Darauf ließ er sie Wein trinken und wartete, bis sie sich erholte. Nach einer Viertelstunde konnte er sie auf einem bequemen Wege nach Hause führen.

„Dies machen wir nicht wieder," sagte er. „Du darfst bei mir nicht krank werden."

Sie sah ihn verstohlen von der Seite an und strich leise mit ihrer Hand über die seine. Er fühlte ihren Blick und erwiderte ihn mit ernstem Lächeln. „Du mußt mir schon erlauben, dich du zu nennen, denn du hast damit angefangen, als du eben zu sterben meintest."

„O, wie schrecklich wäre das gewesen, gerade jetzt zu sterben!"

„Gerade jetzt, Elfriede!" bestätigte er.

Später machte er ihr Vorwürfe. Es sei unerhört und ein böses Zeichen nervöser Ueberreizung, bei solchem Anlaß in Weinkrämpfe zu fallen. Was denn diese Bursche und ihr rohes Spiel sie angingen? So habe er denn recht, ihr Ruhe und Müßiggang zu verordnen und so weiter. Sie winkte heftig ab. Das sei es nicht, was er meine. Keine Spur von Ermattung, kein krankhafter Zustand — ganz etwas andres — ganz. „Eine Reihe von Bildern sah ich, eine Kette von Motiven, die ich ahnend gesucht, aber bisher nicht gefunden und nicht erlebt hatte, und nun wurden sie Gestalt, voller Sinn und Deutung — nun wurden sie zu Möglichkeiten des Nachschaffens, und das war so überwältigend, so — ach, laß dir sagen: Verlangen und Entzücken und Furcht warfen mich nieder, sie schlugen über mir zusammen —" Und ihre Augen wurden dunkler, als sie so sprach.

Er wollte sie nicht aufregen und schwieg, aber der Vorfall ging ihm nahe, er fand in der Nacht keinen Schlaf und warf sich ruhelos hin und her. Morgen würde Neustadt sich erzählen, daß Elfriede Enkevoers noch im Goldkrug wohne, man würde das Befremdliche dieser Thatsache nicht aus der Unbefangenheit ihres Geistes und ihrer Lebensauffassung erklären, sondern ihrem Thun die schlimmsten Namen geben. Und er? Liebte er denn Elfriede? Liebte er sie, dann hatte es ja freilich keine Not. Dann verlobten sie sich eben und heirateten einander. Sie wie er waren die letzten ihrer Familien, sie konnten die Welt mit ihren Bedenklichkeiten verlachen.

Er kam doch niemals mehr nach Hause oder blieb abends allein im Zimmer zurück, wenn sie mit ihrem einfachen Gutenachtgruß von ihm gegangen war, ohne sich umzublicken, ob sie nicht etwas zurückgelassen habe, das ihr gehörte. Einmal hatte sie ein seidenes Tuch zurückgelassen, ein andermal fand er einen schmalen Armreif aus mattem Gold, noch einmal ein Lesezeichen. Diese Dinge hatte er liebkosend in seinen Händen gehalten, hatte sie in sein Schlafzimmer mitgenommen, und sie waren ihm in seine Träume gefolgt.

Im ganzen war Elfriede zu ordnungsliebend, sie ließ selten etwas umherliegen, und vollends nicht in seinen Zimmern, es ging ihr gegen den Takt.

Nun würden sie sich trennen müssen, er selber mußte ihr raten, von ihm zu gehen.

Und dann? Dann würde es ihm beschieden sein, nach Hause zu kommen und sein Haus entseelt zu finden, umsonst nach ihren Spuren zu suchen, nach den armen, toten Dingen, die doch Leben für ihn hatten, weil sie ihr gehörten.

Noch war sie da! Noch morgen, noch übermorgen, noch . . . Er stand auf und sperrte beide Flügel an den Fenstern auf, die Nachtluft strömte kühl und lindernd in das Zimmer, er sah die Sterne funkeln und hörte die Bäume rauschen.

Aus der Giebelseite über seinem Schlafzimmer war kein Laut zu hören, kein leiser Schritt, kein Flüsterwort. Alles still. Ihn aber schüttelte das Fieber.

*

Die Befürchtungen, mit denen Max Höpfner sich in dieser Nacht herumschlug, waren nicht unbegründet. Wie fliegender Rauch drang die Kunde von Elfriedens Anwesenheit im Goldkrug noch an demselben Abend durch alle Ritzen der

Digitized by Google

Stadt. Der alte Justizrat brachte sie von der Lesehalle nach Hause, sein Sohn erzählte sie mit allen Begleitumständen beim Abendessen. Und Höpfner hatte ihnen das verhehlen können! „Recht freundschaftlich, auch von Elfriede gegen dich, Kornelie."

Kornelie sah auf ihren Teller. Das wäre nun das wenigste, meinte sie. „Du solltest morgen hinausfahren und dich überzeugen, wie dies alles zusammenhängt," riet der Justizrat.

„Nein, Papa, bitte, dies keinenfalls."

Kornelie hatte strenge Ansichten. Im Hause eines unverheirateten jungen Mannes Besuche machen, auch wenn sie nicht ihm galten, dazu hätte sie sich nicht verstanden, und Höpfner gegenüber hatte sie ihren besonderen Stolz. Hatte er Elfriede bestimmt, bei ihm zu bleiben, gut, was ging es sie an! Am liebsten mochte sie gar nichts davon hören.

Aber man müßte sich doch des unvorsichtigen Mädchens annehmen, unter allen Umständen müßte man das. Wäre Frau Stephani nur weniger leidend. Ihre Kränklichkeit legte ihr so viel Zurückhaltung auf. „Was mich am meisten wundert," sagte sie, „ist das Verhalten von Hanne Sievert. Sie war gestern in der Stadt, nicht den Mund hat sie aufgethan."

„Du solltest doch wenigstens schriftlich erkundigen," begann der Vater wieder mit nervöser Dringlichkeit. „Schreibe ihr ein Billet."

„Lieber Papa, es ist doch klar, Elfriede will nicht angesprochen werden."

„Es wäre mir aber sehr unbequem, wenn wir ihretwegen mit Höpfner aneinander gerieten. Der wichtige Rechtsstreit: Dorf Neudorf contra Magistrat Neustadt und Fabrik Silberstein kommt allernächstens zum Austrag, ich könnte Höpfner nicht gut dabei entbehren."

„Natürlich, Papa."

Kornelie sah ihre Mutter an, ob sie keinen Rat wisse, und auf deren Vorschlag einigte man sich dahin, daß Max Höpfner morgen vom Bureau aus zum Gabelfrühstück heraufzubitten sei. Die alte Stiftsdame, Baroneß Strachwitz, sollte als Pate Elfriedens dazu geladen werden. Dann würde man in den eignen vier Wänden dem guten Doktor Vorstellungen machen.

„Aber Vorsicht bitte ich mir aus, Vorsicht!"

Die Mahnung war eigentlich überflüssig, alle Stephanis verstanden sich auf die Kunst, in den Grenzen zu bleiben.

VIII.

Als Höpfner die Einladung der Justizrätin auf seinem Pulte fand, wußte er, was die Glocke geschlagen hatte. Eine Ausrede wäre nicht schwer gewesen, aber die pessimistische Stimmung der Nacht war schon im klaren Morgenlicht verflogen, und er hatte nichts dagegen, für Elfriede einen Waffengang zu machen.

Mit der Miene vollkommener Unbefangenheit betrat er zur gegebenen Stunde die Wohnung Stephanis. Kornelie hatte hier gewaltet, er sah es sofort an der Art, wie der Tisch gedeckt und die Zimmer geordnet waren. Sorglichkeit und Treue und ein liebendes Sichhingeben an die Bedürfnisse ihrer Angehörigen waren hervorstechende Züge ihres Wesens. Als Höpfner sie im Hintergrunde des Speisezimmers stehen sah, gut gekleidet und in ruhiger Erwartung, wie alles kommen würde, gefiel sie ihm, wie schon oft zuvor, und sie rührte ihn zugleich. ‚Keinen Schritt zu viel und keinen Schritt zu wenig wird sie thun, koste es, was es wolle,' dachte er. ‚Armes Ding!'

Sobald es nur anging, wendete er sich zu ihr und sagte auf alle Gefahr hin:

„Wenn ich früher um diese Einladung gewußt hätte, Fräulein Kornelie, würde ich Ihnen Grüße von Fräulein von Enkevoers bestellen können."

Kornelie war so betroffen durch seine Keckheit, daß sie keine rasche Antwort finden konnte. Die Baroneß that es für sie. „Also doch?" fuhr sie gegen ihn an. „Kehrt sich die Welt denn völlig um, liebster Doktor? Elfriede Enkevoers hat sich einfach bei Ihnen häuslich eingerichtet? Erklären Sie uns, wie das möglich werden konnte!"

Er gab darauf eine Erklärung, die den Damen doch keine solche war.

„Ein Zufall," sagte er, „hat Fräulein von Enkevoers verhindert, vor mir die Flucht zu ergreifen, als ich früher, als verabredet war, nach Hause kam. Ich kann diesen Zufall natürlich nur einen glücklichen nennen."

„Und dieser Zufall verhindert Elfriede noch immer am Abreisen?"

„Ja, Baronin, wir können wirklich nichts dafür."

Man war inzwischen zu Tische gegangen. Kornelie saß Höpfner gegenüber, ihre Brauen rückten über den großen Augen leicht zusammen, sie sah stolz und abwehrend aus. Die Baroneß, eine kleine Person von erschreckender Magerkeit, die durch gelbe Hautfarbe noch erschreckender wurde, öffnete den Mund zu eisigen Fragen, denen Höpfner nun rasch und in leichtem Ton zuvorkam. Er erzählte von den Arbeiten, die Elfriede im Goldkrug zurückhielten. Jetzt sei der alte Ateliergehilfe eines Professors eingetroffen und besorge die ersten Abzüge von den Platten und so weiter. Die Abreise des Fräuleins von Enkevoers stände bevor.

„Elfriede hätte doch zu mir ziehen können!" rief die Baroneß.

„Auch unser Haus steht für sie offen, das muß sie wissen."

„Es wäre doch immer ein Umzug gewesen," meinte Höpfner mit dankender Verbeugung, „und eine Störung für alle Teile, oder," setzte er schalkhaft hinzu, „hätte ich selber ausrücken sollen und ins Gasthaus ziehen?"

„Nun, selbstverständlich, Doktor. Da fragen Sie noch?" Die andern stimmten dem Justizrat zu. Höpfner wurde ernst:

Digitized by Google

„Wenn zwei dasselbe thun, so ist es darum nicht dasselbe. Fräulein von Enkevoers ist eine Künstlerin und kann schon deshalb nicht mit dem Maß der Allgemeinheit gemessen werden. Das Gelingen einer wertvollen Arbeit liegt ihr natürlich mehr am Herzen als die Meinung von Neustadt über ihre Handlungen."

„Erlauben Sie, lieber Doktor," sagte Frau Stephani, „ich meine, im Gegenteil, als Künstlerin sollte Elfriede doppelt achtgeben, nicht Anstoß zu erregen. Was man jetzt so von den Ausschreitungen dieser Damen hört —"

„Es hat zu allen Zeiten deren verschiedene gegeben," sagte Höpfner.

„Und Elfriede Enkevoers ist wirklich eine Künstlerin?" fragte Kornelie, während das Blut ihr zu Gesicht stieg.

„Darüber besteht kein Zweifel. Sie wird es der Welt in Leistungen beweisen. Mein Wort darauf."

„Ordentlich ins Zeug legt er sich für sie," sagte Stephani.

„Dafür bin ich Anwalt von Beruf. Uebrigens, der schwarze Adlerorden könnte mich nicht stolzer ehren als das Vertrauen, mit dem Fräulein von Enkevoers sich meine Gastfreundschaft gefallen läßt."

Daß er sich so in die Brust warf, machte die kleine Gesellschaft doch lächeln. Sie schauten auf seinen dunkeln Rock, als wenn sie den schwarzen Adlerorden dort zu sehen erwarteten. Vorläufig steckte nur eine rosa Nelke im Knopfloch. Er blickte auf sie nieder. „In einstweiliger Wartezeit auf höhere Anerkennung ist es eine rosa Nelke," sagte er, sich selbst verspottend, und damit bemüht, allem eine scherzhafte Wendung zu geben.

„Auch von zarter Hand? Von Elfriede Enkevoers?"

„Nicht ganz. Die alte Bäuerin aus Mühlthal hat uns einen Strauß ins Bureau gestiftet. Bestechungsversuch."

Stephani lachte. „Diese Person aus Mühlthal, wissen Sie, halte ich für ganz bedenklich, sie wird uns noch zu schaffen machen mit ihren Aussagen und Ansprüchen." Das Gespräch wandte sich nun einigen Tagesfragen zu, und Höpfner atmete erleichtert auf.

Im Goldkrug empfing Elfriede ihn wie verklärt von Stolz und Freude.

„O, meine Radierungen!" rief sie auf seine Frage. „Wenn du sie sehen wirst, ich bin so gespannt, die Augen werden dir übergehen. Sie sind nämlich herrlich!"

„Das nenne ich wenigstens Selbstüberzeugung."

„Ach du, ich meine gar nicht mich damit. Hättest du sie gemacht, wäre die Freude ebenso groß. Mach doch nicht solch ein zweifelndes Gesicht! Ich bin so glücklich, so reich fühle ich mich, so reich."

„Soll ich gleich nach oben kommen und schauen?"

„Nein, du sollst erst essen, denn es ist schon spät. Denke nicht, du würdest deinen Blick so bald davon losreißen können."

Bei Tische, sie waren schon bei den Früchten, erzählte er ihr von dem Frühstück bei Stephanis. Sie hörte mit einer gewissen Spannung zu, hatte die Ellbogen auf den Tisch und das Kinn auf die Hände gestützt. Ihr Gesicht sah in dem aufhorchenden Ernst ganz kindlich aus.

„Das ist dir nun alles sehr unangenehm," bemerkte sie, „und ist doch im Grunde nichts daran gelegen. Du bist böse?"

„Ich? Durchaus nicht. Aber es ist mir deinetwegen nicht lieb, ich hätte dich warnen und dies alles verhindern sollen, denn ich bin klüger als du, mein Kind."

„Ja, das bist du," stimmte sie ernsthaft bei. Aber schlimm ist es doch," fuhr sie fort. „Man kann doch nicht zwei Herren dienen. Das Schicksal hat es nicht mal von mir verlangt. Ich habe keine Schwestern, die mein Beispiel verderben könnte, keine Eltern, die sich darum grämen, und keine Brüder, die sich für mich schießen müßten. Menschen meiner Art sind von je in ihren guten Familien das Entchen im Hühnerhof. Das ist nun mal nicht anders. Wir müssen schwimmen, und sie stehen am Ufer und wehklagen."

„Und Schwimmen ist kein Ertrinken," sagte er lachend.

„Nein, es ist an sich nicht schädlich. Was fangen wir nun aber mit ihnen an?"

„Mit wem?"

„Mit unsern Anklägern da unten in Neustadt!"

„Hol sie der Kuckuck allesamt!"

„Ach nein, das würde ihnen noch weniger gefallen. Ich will dir aber einen Vorschlag machen."

„Einen guten? Dann her damit!"

„Ich werde von meinen Sachen, so viel hier beisammen sind, eine regelrechte kleine Ausstellung machen, hier im Goldkrug. Dann mögen sie kommen und sich umschauen, und —"

„Und, Elfriede?"

„Und begreifen, mit welchen Kohlen hier gefeuert wurde."

Er kniff die Augen zusammen und machte ein komisch zweifelndes Gesicht. Dann aber reizte ihn der Einfall mächtig, und er sagte: „Meinetwegen, Elfi, so übel ist der Gedanke nicht. Vogue la galère!"

„Ich schreibe an Kornelie. Wo aber meinst du, daß ich die Blätter und Bilder aufstelle?"

„Hier im Vikingerzimmer, in der Schöpfung deines Großvaters."

IX.

„Entchen, die Hühnerhöfe kommen!"

Höpfner stand in der offenen Thür zum Garten und rief die Worte rückwärts ins Zimmer hinein. Seine Stimme klang voll Humor und Uebermut. „Aber wo steckst du denn?"

Digitized by Google

Elfriede kam vom Speisezimmer her und guckte nun, an seiner Schulter vorbei, zur Landstraße aus, auf der ein Kremser und der Landauer des Landrats heranrollten.

„Doch nicht Bühnenfieber?“ fragte Max und sah Elfriede besorgt von der Seite an.

„Nein, aber sieh nur, ein ganzer Troß.“

Er ging zur vorderen Hausthür, die Gäste zu begrüßen. Elfriede, die zurückgeblieben war, faßte Hanne Sievert bei den Schultern und rief mit halb erstickter Stimme: „Dies nennt man Spießruten laufen!“ Aber Hanne war verlegen und wußte keine Antwort, ihr rotes, volles Gesicht brannte in Aufregung.

Landrats hatten die Stiftsdame und Frau Stephani in ihrem Wagen, aus dem Kremser stiegen der Justizrat, der Amtsrichter und ein paar Herren vom Gymnasium mit ihren Frauen. Kornelie war das einzige junge Mädchen; sie wurde nach der ersten allgemeinen Begrüßung von Elfriede unter den Arm gefaßt und vertraulich umhergeführt. Höpfner hielt sich in der Entfernung. Er fühlte sich plötzlich unsicher, und seine Haltung wurde aus diesem Grunde gemessen und förmlich.

Elfriede blieb gänzlich unbefangen. Es lag ihr sichtlich daran, die Wirkung ihrer Arbeiten festzustellen, aber sie that dies mit so viel Unbekümmertheit, als wären es die Arbeiten eines andern. Höpfner lobte sie im stillen dafür.

Das Mittelstück der Sammlung bildeten die beiden Radierungen, von denen sie ihrem Freunde gesagt hatte, die Augen würden ihm übergehen.

„Hochzeit“ stand unter dem einen Blatt, „Lebewohl!“ unter dem andern.

Die Frau Amtsrichter sah die Frau Landrätin an. „Hochzeit?“ flüsterte sie. „Man sieht gar nichts von einer Hochzeit. Verstehen Sie das, gnädige Frau?“

Außer einem der beiden anwesenden Lehrer, einem kunstsinnigen Menschen, verstand vielleicht keiner der Anwesenden den eigentlichen Sinn des Bildes und noch weniger seine künstlerische Höhe. Es stellte eine Wiesenlandschaft mit ein paar Birken im Frühling dar: ein junges Menschenpaar stand an einen Baum gelehnt, Arm in Arm, und schaute einander in die Augen. Schmetterlinge, zwei und zwei eng aneinander, gaukelten in der Luft, ein Weidenbaum mit hängenden Zweigen ließ seinen Blütenstaub ins Wasser fallen, er trieb mit den kleinen Kräuselwellchen den Bach hinunter zur Weide, die unten stand.

Die hochzeitliche Stunde der Natur konnte nicht stimmungsvoller und keuscher dargestellt werden. Wie die Blüten sich da neigten, Insekten sie umflogen, die Luft zu beben schien in trunkener Mitfeier und die Sonne mit schrägem Strahl zur empfangenden Erde niederstieg, deren Lebensspenderin sie ist.

„Wunderbare Nadelführung,“ murmelte Herr Reinik und wies seinem Kollegen vom Gymnasium die Feinheiten der Licht- und Schattenwirkung. „Hohe Schule.“

„Ja, Sie scheinen die Technik zu kennen,“ sagte der andre trocken.

Die Frauen wandten sich schweigend dem andern Blatt zu. Schlüsselblumen ins Haar gewunden, stand ein Mädchen auf halbem Weg zu einer Höhe und winkte den Abschiedsgruß einem Manne zu, der zu Thal stieg. „Seine Jugend, die von ihm scheidet,“ erklärte Elfriede auf einen fragenden Blick der Stiftsdame.

Kornelie schaute nachdenklich drein. Ihre Empfindungen sagten nicht ja und nicht nein zu dem, was sie sah. Sie konnte sich noch keine Rechenschaft von dem geben, was in ihr vorging, und wie sie nun über Elfriede zu urteilen habe; weil aber ihr Inneres in allen Stücken nach Klarheit und Uebereinstimmung mit sich selbst verlangte, machte der Zwiespalt sie stumm. „Der Kopf thut mir vom Schauen weh,“ sagte sie zu Höpfner und trat in die Thür zum Garten.

Elfriedens Aquarelle fanden mehr Anklang bei den Frauen, und über die Stndien nach den Fußballmotiven wurde gestritten und gelacht. „Jedenfalls sind Sie anfregend fleißig gewesen, Fräulein Elfriede,“ sagte der Justizrat. „Alle Achtung!“

„Sie werden sich überarbeiten,“ setzte die Landrätin besorgt hinzu, dabei dachte sie: .Und um was eigentlich?‘ Sie hatte sechs kleine Kinder zu Hause und verband mit dem Begriff „Arbeit“ immer die Mutterpflichten in der Kinderstube.

Auf der Heimfahrt setzte sie Frau Stephani und der Baroneß diese ihre Ansicht auseinander. Das alte Fräulein ärgerte sich. „Elfriede hat mir gesagt: .Wenn ich längst gestorben bin, wird sich noch mehr als einer an meinen Werken freuen.‘ Ich muß gestehen, das hat mir imponiert.“

Die beiden Frauen schwiegen, der Landrat machte die Bemerkung: „Unser Höpfner kam mir etwas verkniffen vor.“

Als Höpfner und Elfriede wieder allein waren, sahen sie sich an und brachen in Lachen aus.

„Elfi, ich glaube doch, wir haben eine Dummheit gemacht.“

Sie zuckte die Achseln. Nach einer Weile setzte sie sich neben ihn und sagte ernsthaft: „Es war ganz gut so. Ich habe mich in dem Gesichtskreis dieser Art von Menschen spiegeln dürfen; sie sind doch ein Bruchteil der Menschheit, um derentwillen die Kunst emporwächst und blühen und Früchte bringen soll. Wenn viele, sehr viele mich nicht in dem verstehen, was ich schaffe, ist etwas noch nicht erreicht worden, was ich erreichen müßte.“

„Mit der Masse und ihrer Blödheit mußt du nicht rechnen.“

„Aber eine Erlöserin von der Blödhe möchte ich werden. Ich meine, das ist das letzt. Ziel.“

Digitized by Google

Er sah sie mit fast gequälten Blicken an. Nach einer Weile stand er auf und ging wieder auf die Radierungen zu; sie folgte ihm, und längere Zeit standen sie schweigend vor dem Blatt „Hochzeit". Sie fühlte ihm die Ergriffenheit an, sie sah, daß seine Augen sich feuchteten, und das Herz schlug ihr in seliger und stolzer Freude.

„Du hast mir kein Wort hierüber gesagt."

Er fuhr herum, zog sie stürmisch an sich und küßte sie mit Leidenschaft, gab sie wieder frei und küßte sie nochmals und nochmals.

„Ich danke dir, ich kann dir nicht sagen, wie ich dir danke," und sie schlang die Arme um seinen Hals.

Noch an demselben Tage packten sie die Aquarelle, Radierungen, Mappen und alles Mal- und Zeichengerät zusammen ein. Das schöne, helle Zimmer stand voll Kisten, Holzwolle, Papier und Schnitzel lagen auf dem getäfelten Fußboden umher; es sah wirr genug aus. Der alte Martin mußte helfend zur Hand gehen. Er that es auffallend wortkarg, bekam Hustenanfälle, wenn er gefragt wurde, und warf mißtrauische Blicke auf das junge Paar, das so guter Dinge war.

Draußen sagte er zu seiner Frau:

„Ihn geniert es nicht, sie mit so verliebten Augen anzusehen, aber es geniert mir, weißt du. Wir haben Fräulein Elfriede gebeten, hier zu bleiben, und haben um sie extra geschrieben, und wenn nu was passiert, he?"

Hanne antwortete nicht, gebückten Kopfes wich sie den Augen des Alten aus.

Als die Gäste heute das Haus verließen, hatte sie Bemerkungen aufgefangen und Blicke gesehen, die die Damen miteinander wechselten. Seitdem lag ihr das Herz wie ein Stein in der Brust. Spät abends machte sie sich noch in den Stuben zu thun, und als Elfriede zuletzt die Treppe hinauf nach ihrer Giebelstube gegangen und die Thür oben ins Schloß gefallen war, betrat Hanne nochmals das Arbeitszimmer ihres Herrn, um zu fragen, ob er noch etwas brauche.

„Nein, danke, Sie können immer schlafen gehen. Nun?"

Sie stand und zögerte.

„Nun?"

„Der Herr wollen entschuldigen," begann sie. „Es ist wohl anders gekommen, als wir dachten, Martin und ich, aber hoffentlich nicht zum Unheil für Fräulein von Enkevoers, so daß Martin und ich, ich meine, daß wir uns Vorwürfe machen müßten. Jugend, Herr Doktor, ist Jugend."

Er hatte den Stuhl herumgewendet und sah sie herrisch an. Es war zum Staunen, was er für Augen machen konnte.

„Lassen Sie die Unkenrufe!" sprach er. „Keinen Klatsch, liebe Siewert, denn es ist nur Klatsch, der Ihnen da plötzlich zu schaffen macht. Oder haben Sie etwas Wirkliches gesehen, das etwa nicht in Ordnung wäre? Wissen Sie von einer Minute Unrecht und Frevel?"

Diese unerwarteten Fragen und der sichere Ton machten sie ganz verwirrt. In den Tod hätte sie sich jetzt schämen und in Thränen ausbrechen mögen und Abbitte thun, daß sie ihn nur in Gedanken verdächtigt hatte.

Und doch!

Von der Thür rief er sie noch zurück.

„Sie meinen vielleicht, weil Fräulein von Enkevoers und ich einander duzen? Wir gehören doch gewissermaßen beide in dies Haus wie etwa Geschwister, und Fräulein Elfriede ist eine Künstlerin, wie Sie ja wohl bemerkt haben. Alle Künstler reden einander mit du an.

„Gute Nacht, Frau Siewert!"

„Gute Nacht, Herr Doktor. Danke auch."

X.

Elfriede war abgereist. Nach zwei schönen, letzten Tagen, in denen sie, losgelöst von allem, was ihrer Kunst und Arbeit gehörte, sorglos und fröhlich wie ein Kind, das eben Ferien bekommen hat, nur dem Augenblick zu leben schien. Und wie wußte sie den Augenblick zu vergolden, mit welcher Intensität und Unbekümmertheit verstand sie, sich zu freuen. Max hatte gemeint, sie sei mit jeder Stunde schöner geworden, blühender und aufgeschlossener.

Nun mußte er sie missen, sie und all den Glanz und Reiz, den seinen, unbeschreiblichen, den sie absichtslos um sich verbreitet hatte.

Die blaue Eidechse auf seinem Schreibtische war die einzige sichtbare Spur, die von ihr zurückgeblieben war. Dies kleine Ding mit seinem tückischen Aussehen schien ihn zu höhnen. Er deckte mitunter ein Blatt Papier darüber, wenn er arbeitete. Er arbeitete jetzt stundenlang in einem Zuge; er vergrub sich in Arbeit. Was konnte er Besseres thun?

Neustadt war wieder zu dem geworden, was es vordem für ihn gewesen, ein flaches, stehendes Wasser. Der Goldkrug der allzu stille Wohnsitz eines einsamen Junggesellen, der Wald eine stumme Klage um die Entschwundene, die so vertraut mit ihm geworden war.

Aber die Arbeit wuchs und fiel in die rechte Stunde. Der Rechtsstreit der Dorfgemeinde Neudorf stand auf der Tagesordnung, und die Prozeßakten schwollen an. Das Dorf war seit langen, langen Jahren Mitbesitzer eines Waldes, den die Stadt jetzt an den Inhaber einer Holzfaserfabrik verkaufen wollte. Das Angebot, das der Fabrikant Silberstein gemacht hatte, war so hoch, daß Neustadt der Lockung nachzugeben entschlossen war. Auch nach Ablösung aller Rechte der Dörfler mußte ein guter Batzen in den Stadtsäckel fallen.

Die Neudörfer schrieen zum Himmel, als das erste Wort von Ablösung laut wurde. Der alte Wald war die Wetterwand ihrer Aecker gegen den Nordostwind. Ohne den Wald drohte

Digitized by Google

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, München.

Ei

Nach dem Gema

Le Öde.
Öde von F. Andreotti.

Digitized by Google

Verfandung. Ihre alten Mütterchen und barfüßigen Kinder sammelten Beeren, Reisig und Kräuter und Pilze im Walde, Sommerfrischler wohnten seinetwegen im Dorfe. Jeder Dörfler empfing nach Sommers Ausgang sein bescheiden Teil an Freiholz für den Winter, und die Waldtrift nach Süden hin war Gemeingut.

Neustadt drohte mit dem Enteignungsverfahren auf dem Zwangswege. Die Neudörfer liefen zum Rechtsanwalt. Stephani hatte zuerst geschwankt, wessen Sache er führen solle. Er fürchtete für seine Klientschaft und das Ansehen, in dem er bei Magistrat und Bürgerschaft stand. Höpfner aber gelang es, ihn umzustimmen, und von ihm, dem jüngeren Anwalt, erhielt die Dorfgemeinde den tröstlichen Bescheid, von Enteignung könne nicht die Rede sein, es käme kein öffentliches Interesse dabei ins Spiel, und er wolle ihnen den Wald schon retten. Ein Umstand versüßte ihm die dürre Juristerei in diesem Falle. Er stritt um den Wald, in dem er mit Elfriede so tiefbeglückte Stunden verlebt hatte. Von diesem Herzenslohn hatte er noch nichts geahnt, als er der Dorfgemeinde jenen ersten Bescheid gab.

Den alten Justizrat packte nach einem Wetterumschlag die Gicht in stärkerem Maße; er konnte nicht mehr ins Bureau hinuntergehen, und manche Rücksprache über amtliche Dinge fand in der Krankenstube statt.

In dieser Zeit kam Höpfner auch mit Kornelie öfter als sonst zusammen. Er empfand dabei, sie sei von bester Art. Ihre Klugheit in der Behandlung des Vaters, ihr Verhältnis zu den Brüdern, von denen zwei in der nächsten Garnison standen, ihre Thätigkeit und Aufmerksamkeit in allen Stücken nannte er mustergültig. Und sie war doch nicht pedantisch, sondern wußte andern Richtungen gerecht zu werden und fast überall zum tieferen Verständnis von Personen und Geschehnissen vorzudringen.

Als Höpfner eines Tages dreimal mit demselben Aktenhefte bei dem alten Manne erscheinen mußte, sagte Kornelie, die ihn zur Thür begleitete:

„Wie mag es Ihnen jetzt Ueberwindung kosten, so viel Zeit und Geduld an diesen Kleinkram zu geben."

„Sehe ich so aus, als wenn ich Mitleid verdiente?"

„Nein, aber der Gegensatz zu der jüngst verlebten Zeit ist doch groß."

„Wenn ein Mann das nicht über sich vermöchte!" sprach er selbstbewußt. „Dreimal gegensätzlicher könnten die Dinge noch laufen. Empfehle mich, gnädiges Fräulein. Auf Wiedersehen!"

Diese Abfertigung gab ihr zu denken, und ihre Vermutung riet an ihm herum, der immer so frisch und klar, von Lebenskraft getragen, vor sie trat, durch keine Widerwärtigkeit zu verstimmen war und doch, das glaubte sie zu wissen, kaum einen Menschen hier zur Hand hatte, mit dem er tiefer sympathisierte, und keine Unterhaltung, die seinen Ansprüchen hätte genügen können.

Einmal kam es, daß sie auf einem Mittagessen bei Landrats seine Tischnachbarin war. Sie war ohne ihre Mutter gekommen und nur auf dringende Bitte der Gastgeber, die für Höpfner eine junge Dame in dem Kreise von nur zehn Personen haben wollten.

Die Landrätin sprach von ihren sechs kleinen Kindern, deren drollige Einfälle sie zum besten gab. Der Landrat trug Leitartikel aus seiner konservativen Zeitung vor, und die Gäste gingen je nach ihrem Interesse und Naturell auf das eine oder das andre dieser Themata ein, wenn sie es nicht vorzogen, ihre Aufmerksamkeit der guten Tafel allein zu widmen.

Baroneß Strachwitz erkundigte sich bei Höpfner nach Elfriede. Sie habe ihren Namen in Kunstbesprechungen gelesen.

„Und Sie, Doktor?" fragte jemand. „Von der Kunst zur Themis. Man sieht Sie nur noch mit Aktenbündeln über den Markt rennen. Jetzt einen Neudörfer über Höpfner reden hören — Ich sage!"

Höpfner lachte. Eine ältere Dame rief ihm zu, er sei ein Lebenskünstler.

„Glauben Sie, daß ich das bin?" fragte er nach einer Weile Kornelie.

„Ja, das glaube ich, denn die notwendigste Fähigkeit dazu werden Sie wohl haben."

„Welche ist das?"

„Die Fähigkeit oder Kunst, anzuziehen und wieder loszulassen."

Er sah ihr betroffen in die Augen und wollte eben antworten, als sein Gegenüber sich vorbeugte und fragte: „Ich wollte Sie am Sonnabend aufsuchen, aber Sie waren verreist; sind Sie morgen zu sprechen?"

„Nein, wahrscheinlich nicht, aber Montag."

Kornelie bemerkte mit Verwunderung, daß er bei dieser Antwort errötete und eine Bewegung machte, als wolle er seine Serviette aufheben, die gar nicht zur Erde gefallen war.

Aber sie vergaß den kleinen Vorfall wieder.

Gegen Abend fuhr er sie auf seinem Wagen nach Hause und machte einen Umweg, damit sie die Erhitzung durch Wein und Lampen und Gespräch in der freien Luft wieder los würden.

„Denn Sie dürfen morgen nicht Kopfweh haben als Folge des heutigen Vergnügens. Damit wäre es viel zu hoch bezahlt."

„Wieder Lebenskünstler."

„Nur Vernunft. Uebrigens haben Sie mir mit Ihrer Bemerkung heute einen Hieb versetzt, der saß. Darf ich etwas darauf sagen, zu meiner Verteidigung?"

Als sie Bejahung nickte, kam er auf seine Verlobung vor drei Jahren und deren Auflösung zu sprechen. Sie habe wohl darauf hindeuten wollen und verdamme ihn vermutlich dieses Schrittes wegen.

„Wenn es eine Kunst genannt werden darf,

Digitized by Google

anzuziehen und wieder loszulassen, so hätte ich nichts dagegen, diese Kunst unter Umständen zu meiner Natur zu machen," schloß er.

Kornelie sah ihn erschreckt an.

„Ja!" bekräftigte er. „Ein empfindliches und doch robustes Gewissen haben, das schwächlicher Reue nicht unterliegt, ist ein Stück Gesundheit. Man kann in Blindheit irren, aber offenen Auges in Heuchelei hineingehen und sie verewigen, dazu kann uns kein Gebot verpflichten. ‚Du sollst nicht töten,' heißt es." Darauf schilderte er ihr mit Freimut und ohne sich selbst zu schonen, warum er sich von seiner Braut damals habe trennen müssen — müssen.

Kornelie dachte bei sich: ‚Er ist der einzige Mann, der mir gefällt.'

Acht Tage später begleitete sie ihren Bruder zum Bahnhof; er war auf Urlaub zu Hause gewesen und mußte in seine Garnison zurück. Es war Sonnabend und zwischen sechs und sieben Uhr abends. Höpfner stand auf dem Bahnsteig, ein Köfferchen in der Hand, und wartete auf den Zug. Kornelie that, als sähe sie ihn nicht. Sie wäre unfähig gewesen, mit ihm zu sprechen, denn mit blitzartiger Offenbarung wurde es blendend klar vor ihr. Höpfner fuhr nach Berlin zu Elfriede. Darum war er Sonnabend und Sonntag nicht zu treffen, wenn der Amtsrichter oder andre Personen ihn aufsuchten, darum seine Verlegenheit neulich, darum die Genügsamkeit, mit der er das Leben hier nahm, wie es fiel.

Jeden Sonnabend fuhr er nach Berlin und kehrte am Montag zurück. Die Nachtfahrt, die Kosten, die Hetze gehäufter Arbeit, die ihn am Montag erwartete, alles wurde durch ein Wiedersehen während weniger Stunden aufgewogen. Wie sehr mußte er Elfriede lieben! Die Thränen stürzten Kornelie aus den Augen, sie verabschiedete sich rasch von ihrem Bruder und eilte nach Hause. Nein, nicht sogleich nach Hause, sie machte einen Umweg durch kleine, versteckte Gassen und über ein Stoppelfeld. Wie verrückt kam sie sich vor, aus allen Fugen gegangen, um alles Gleichgewicht gebracht.

Und sie erkannte, was es war, das ihr so wie Gewalt des Schlechten mit Frost und Schauder durch die Seele ging. Nicht Eifersucht im gewöhnlichen, bestimmt persönlichen Sinne. Sie liebte ja Höpfner nicht mit der Liebe, die um jeden Preis besitzen will, sie hatte nicht auf ihn gewartet und gehofft, nicht insgeheim um ihn geworben, sie würde überhaupt nicht lieben können, wo sie nicht begehrt wurde, aber sie neidete den beiden und allen, die ihnen glichen, plötzlich den freien Zug, nach dem sie lebten und handelten, die heiße Begehrlichkeit einer Leidenschaft, die nicht bei Hinz und Kunz erst um Erlaubnis fragt. Zum erstenmal kam ihr der Atem starker Eigenart und vollkommener Selbstbestimmung ganz nahe und damit die Frage: ‚Sind wir andern nur darum rechtschaffen, weil wir ärmlich geartet sind?' Zum erstenmal widerstand ihr der enge Zirkel ihres ruhigen Lebens; ihre kleinen Pflichten und Beschäftigungen und ihre große Treue widerten sie an. Sie fühlte, ihre Hand würde eines Tages erlahmen und ihre Seele ermatten müssen, sobald ihr, was sie als Gottesdienst empfunden hatte, als Frondienst erschiene. Jede Magd konnte ihn dann auch erfüllen. —

Am Montag sah sie Höpfner einen Augenblick. Er kam, um ihrem Vater etwas mitzuteilen, und sie stand hinter dessen Lehnstuhl halb verborgen und studierte Höpfners Aussehen. Keine Frage. Er sah überwacht und abgespannt um Mund und Augen aus. Oder war es nur ihre Einbildung, die diese Zeichen las? Sie fühlte sich selber, als wäre ihr Leben in seinem Nerv beschädigt.

Den Sonnabend darauf ging sie spät nachmittags in Höpfners Bureaustube, um die Zeitung für ihren Vater heraufzuholen, sie pflegte dort bereitzuliegen. Die Stube war leer, wie sie erwartet hatte, Höpfner natürlich auf dem Wege zum Bahnhof, um nach Berlin zu fahren. Kornelie setzte sich und sah in die Zeitung. Es war ein leeres Hineinstarren. Da ging die Thür auf, und er kam in seinem Bureaurock und nicht die Spur reisefertig herein.

Als er sie mit der Zeitung sah, deutete er auf die zweite Spalte und sagte heiter: „Haben Sie gelesen, wie sich die Presse mit Neudorf beschäftigt? Es ist erbaulich: jede Partei und Richtung schlägt Kapital für sich daraus. Wir haben den Gewinn davon, man macht uns einen Ruf und Namen, ob wir es wollen oder nicht."

„Ich glaubte, Sie wären fort — in Berlin," antwortete Kornelie und wußte kaum, was sie sprach.

Er verstand sie sofort, und seine erste Regung war Unwille und Abwehr. Sie sollte sich nicht in seine Privatangelegenheiten mischen wollen. Gleich darauf wurde er weich. Der Gedanke kam ihm, ein verändertes, leidendes Aussehen, das er seit einiger Zeit an ihr wahrgenommen hatte, könne hier seinen Grund haben. Denn das war eine der schönen Wirkungen seines innigen Verkehrs mit Elfriede Enkevoers: sie hatte ihn auch im seelischen Sinne sehen gelehrt, und sein Verständnis der Frauenseele war feiner geworden.

Er berührte Korneliens Arm, um sie am Weggehen zu hindern, und fragte: „Sie haben es also erfahren, daß ich gelegentlich hin muß?"

„Ich habe es nur erraten — gefühlt," gestand sie ehrlich.

Er verharrte mit gesenktem Kopf.

„Ich kann mir gar nicht anders helfen," sagte er mit verhaltener Stimme. „Die Leidenschaft schüttelt mich."

Kornelie schwieg. Was hätte sie auch sagen können?

Elfriedens Name wurde nicht ausgesprochen.

Digitized by Google

Höpfner blieb die nächstfolgende Zeit unverändert aufmerksam gegen Kornelie, manchmal sah er sie mit Blicken an, die zu bitten schienen: „Fühle doch nach, was ich empfinde, es ist zu viel, um es allein zu tragen.“ Um Wahrung seines Geheimnisses bat er sie nicht. Es wäre auch überflüssig gewesen, denn sie sprach zu niemand davon; sie hätte aus dem Munde andrer nicht hören mögen, was sie selbst darüber dachte.

XI.

Der Rechtsstreit um den Wald war zu Gunsten der Gemeinde Neudorf entschieden worden. Es hatte Fleiß und Schweiß gekostet, das Beweismaterial an Urkunden aufzutreiben; aber nun, da alles klipp und klar geworden war, beschäftigten sich die Zeitungen noch einmal mit dem Fall, er wurde Gegenstand einer Parlamentsdebatte, und selbst die Litteraten machten sich darüber her; er stimmte so herrlich zu ihrem neuesten Schlagwort, denn Bauerngeschichten waren wieder modern geworden als Abwechslung nach der „Moderne“. Der alte Justizrat rieb sich die Hände vor Vergnügen, seine Gicht war darüber besser geworden, er konnte mit seiner zarten Frau Spaziergänge und mit Kornelie kleine Spritzfahrten nach der Provinzhauptstadt machen, um Theater und Konzerte zu besuchen.

Höpfner hatte im Verhältnis zu seiner Leistungsfähigkeit jetzt fast zu wenig Dienst. Auf Urlaub nach Berlin zu gehen, wäre angebracht gewesen, aber sein Herz trug sich mit andern Wünschen. In vielen lebhaften Briefen stellte er Elfriede vor, daß sie den Goldkrug auch im Winter einmal wiedersehen müsse, und daß der Wald doch auch um ihretwillen dem Silberstein abgestritten wäre. Sie möge kommen und mit Höpfner und ihren alten Sievert Sylvester und Neujahr feiern. „Deine blaue Giebelstube soll Dir mehr als je gefallen. Komm, nur auf zwei Tage komme, wenn es nicht mehr sein kann, die Eidechse von Capri fängt an zu piepen vor Verlangen nach dir, denn du weißt: Not und Widerstand bilden die Geschöpfe um. Also komm! Sei gut und groß und komm.“

Am Tage vor Sylvester hantierte er sodann mit Martin und Hanne in den Stuben, um sie für Elfriedens Besuch zu schmücken. Die Wände im Speisezimmer besteckte er an passenden Stellen mit Eiben- und Taruszweigen, die dornig gezähnten spiegelnden Blätter der Roteibe und ihre scharlachroten Beeren wechselten mit den federigen Nadelzweigen des Taxus und seinen blauschwarzen Früchten in roten Näpfchen. Eine große Tanne, im Schmuck der eignen langen Zapfen, stand in der Mittelstube; vom Eßtisch aus war sie durch die offene Thür in voller Pracht zu sehen. Eine zweite wurde in der blauen Stube oben aufgestellt, und Walddust durchströmte das ganze Haus.

Die Sievert war ganz Gefälligkeit und Freude, sie bewunderte jeden Einfall ihres Herrn und erzählte ihm von dem letzten Weihnachtsabend, den Elfriede als zwölfjähriges Mädchen hier gefeiert hatte. Sie erzählte ihm viel, und manchmal, wenn er es nicht merkte, prüfte sie sein Gesicht; die Frage aber, ob er Fräulein von Enkevoers nicht bald heiraten würde, wagte sie nicht zu stellen.

Um die Morgenstunde kam Elfriede an. Zum erstenmal seit ihrer Kindheit umarmte sie Hanne und küßte sie auf ihr rundes, gutes Gesicht. „O, du gute, alte, liebe Hanne, du, ich wünsche dir ein herrliches neues Jahr!“

Hanne weinte.

Höpfner aber war ausgelassen glücklich. Er legte den Arm um Elfriedens Schultern und wanderte mit ihr durch das vertraute Haus; er wußte, sie würde jede Einzelheit seiner Ueberraschungen bemerken und sich in Worten aussprechen, die, vom Augenblick geboren, nur ihre Worte waren. Kein andrer hätte sie so wählen dürfen und können. Das liebe Gemisch tiefinnersten Ernstes und wahrer Freude wohnte noch in ihren Augen, wie in den Sonntagen, da er ihr zuerst begegnet war; aber etwas Neues war in ihr Wesen und ihre Haltung gekommen, das er mit Entzücken zu seinen Gunsten deutete. Es schien ihm, sie sei inniger mit ihm und dem Augenblick beschäftigt. Von ihren Arbeiten und Arbeitsplänen sprach sie kein Wort, und doch verbrachten sie den ganzen Vormittag zusammen.

Sie nahmen keine Rücksicht mehr darauf, ob Martin oder seine Frau in Seh- und Hörweite waren. Höpfner hätte sich mit Zärtlichkeiten nicht zurückhalten können, auch wenn er es gewollt hätte. „Wenn ich nur heil wieder wegkomme!“ sagte sie. „Du erdrückst mich noch.“

Seine Augen flammten. „Von mir wegkommen? Niemals mehr, niemals!“

„Das kann man doch so genau nicht wissen.“

Zu Tische kam sie umgekleidet. Das dunkelblaue Reisekleid war gegen ein neues aus weißem Wollenstoff vertauscht, die Bluse trug Goldstickerei. In diesem schönen Anzug, der zu der Märchenstimmung des Hauses und Tages im Einklang stand, fand Höpfner sie später neben dem großen Tannenbaum sitzen, den Schoß voll Briefe und Karten, die sie durchsah.

„Meine Neujahrsernte,“ sagte sie, ihm zunickend. „Ich traf in Berlin den Postboten an der Hausthür, als ich in die Droschke steigen wollte. Ein rechtes Glück, nicht wahr?“

„Sie wären nicht weggelaufen,“ sagte Höpfner.

„Aber du sollst sie mitgenießen, es sind Originalzeichnungen darunter.“ Sie reichte ihm von den Künstlerkarten herüber. Sie kamen größtenteils aus dem befreundeten Kreise ihrer Studien- und Kunstgenossen, viele hatten aus dem Ausland ihren Gruß geschickt. „Fachlich und thöricht,“ urteilte Höpfner über den Text.

„Ja,“ meinte sie gleichmütig; „sie denken und dichten mit Meißel und Pinsel besser als mit der Feder. Aber was schadet das? Umgekehrt wär's schlimmer.“

Digitized by Google

Digitized by Google

Er hielt ein halbes Dutzend dieser mehr oder weniger harmlosen Blättchen in der Hand, drückte sie leicht zusammen und streckte den Arm in der Richtung nach dem Ofen aus, in dem ein Feuer brannte: „Du erlaubst?“

Erstaunt sah sie ihn an. „Du bist noch immer derselbe — weißt du noch, wie die Rötelzeichnung deiner schönen Stirn deinem Zorn fallen mußte?“

„Ja, Elfi, was willst du? Jener Schreck, aus dem heraus ich damals so rabiat wurde, war ein Griff, mit dem mich die warnende Natur in den Nacken faßte. Du hast mich ja seither gezähmt, und ich liebe dich unsinnig, aber die Eifersucht auf meinen großen Nebenbuhler ist nicht gestorben, sie kann nicht sterben.“

„Unter diesen guten Jungen und Mädels, die mir heute geschrieben haben, witterst du deinen Nebenbuhler? Aber Max! Ich habe lange Zeit fast ausschließlich mit Männern verkehrt, und es ist immer kameradlich unter uns hergegangen.“

„Mein Nebenbuhler ist dein Künstlerberuf, du in deinem Selbst bist mein Rivale.“

Sie raffte schweigend Briefe, Umschläge und Kärtchen zusammen, hielt sie mit den flachen Händen gegen die Brust, stand auf und ging zum Ofen hin. Höpfner kam ihr zuvor und stellte sich lachend in den Weg: „Nicht doch, sie haben es ja gut gemeint und erwarten, daß du ihnen antwortest. Hier hinein, mein Schatz!“

Er zog einen geschnitzten Kasten heran, der in der Nähe stand, und hob den Deckel auf. Auf dem Boden des sonst leeren Kastens lag ein einziger Brief in großem Umschlag.

Höpfner nahm ihn heraus. „Meine Neujahrsernte, ich hatte ihn dahin geworfen, als es Zeit war, dich zu holen. Lies!“

Der Brief war im Auftrage eines schlesischen Magnaten geschrieben und enthielt die Anfrage, ob Doktor Höpfner gewillt sei, die Stellung eines juristischen Geschäftsleiters in Vermögens- und Verwaltungssachen bei dem Grafen zu bekleiden. Elfriede mußte sich über dies alles erst unterrichten lassen, bevor sie den Brief und seine Bedeutung verstehen konnte.

„Wie der Ehrgeiz und die Thatenlust dir aus den Augen leuchten,“ sagte sie. „Dies ist eine Lockung, auf die deine stärkste Saite anklingt. Du wirst ihr folgen müssen.“

„Und,“ fragte er zögernd, „fürchtest du nicht, daß wir dann auf zu starker Strömung treiben werden und die stillen Einsamkeiten nicht mehr finden können, die wir doch beide bedürfen, um in uns selbst heimisch zu bleiben?“

Sie sprachen länger als eine Stunde über das Für und Wider dieser Schicksalsfrage. Endlich sprang Höpfner auf, warf den Brief auf seinen Schreibtisch und beschwerte ihn mit der Eidechse, damit er stumm werde, und kehrte zu Elfriede zurück, die noch immer auf dem niedrigen Stuhl neben der großen Tanne saß.

Sie kamen nun überein, daß am Tage nach Neujahr ihre Verlobungsanzeige in die Druckerei gehen solle; an demselben Tage wollte Elfriede nach Berlin zurückfahren. Höpfner zog sie wieder in seine Arme. „Wir wollen diesem Märchentag Ehre machen; komm, Sievert soll uns in den Wald fahren. Du mußt doch wieder schauen, was zu deinen Augen spricht.“

XII.

Im niedrigen Schlitten fuhren sie auf verschneiten Pfaden in den Wald. Stern an Stern schaute nieder, und der Schnee gab ihnen den Glanz zurück. Auf den Aesten lag es weiß und lastend. Wenn der Schlitten daran rührte oder die Luft zu stark erschüttert wurde, fielen die Schneemassen herab und zerstoben im Fallen. Wie blitzendes Glas flirrte es durcheinander, und weißes Gestäube tanzte vor ihren Augen.

Als der Weg anstieg, ließ Höpfner halten, stieg mit Elfriede aus und schickte den Alten und sein Gefährt heim; auf andern Wegen wollten sie zu Fuß zum Goldkrug wieder heimkehren.

Nun fühlten sie die Stille um sich wie die eines verwunschenen Waldes.

„Halte dich immer fest, ich führe sicher, wir gehen zur Höhe hinan. Hast du auch wetterfeste Stiefel?“

„Ja.“

„Und wirst nicht frieren?“

„Nein, bewahre.“

„Und im Steigen nicht ermüden? Du mußt es sagen.“

„O, frage nicht so viel und ängstlich. Laß uns schauen und lauschen und andächtig sein. Wie unbeschreiblich schön ist dieser silberne Wald.“

Sie gingen weiter, blieben stehen, blickten zurück und lauschten. Der Mond war aufgestiegen.

Elfriede seufzte.

„Was soll der Seufzer, Liebchen?“

„Ach!“ Fast wie ein Schrei kam es aus ihrer Brust. „Ach, niemals, niemals ist man doch vor dem Tage sicher, an dem man fragen muß, ob nicht der schönste Traum nur Täuschung war.“

Sie streckte ihren freien Arm nach einem Fichtenast zu ihrer Rechten aus und schüttelte ihn kraftvoll, so daß der Schnee ringsum zu Boden stürzte und der erleichterte, mit grünen Nadeln und braunen Zapfen dichtbesetzte Zweig aufwärts schnellte.

„Leicht geworden, grün und früchteschwer, und morgen vielleicht schon wieder von Winters Druck bezwungen. Nimm es als Bild von dem, was ich lebe und leide.“

Besorgt spähte Max nach ihrem Gesicht, sie hielt den Kopf im Lauschen etwas vorgebeugt, die reine Linie des Profils sah im geisterhaften Licht wie marmorn aus. Der Kopf einer Psyche.

Und Höpfner zog diesen Kopf an sich.

„Nichts ist unmöglich, was ein begabter Künstler sich vorgenommen hat, ernsthaft vorgenommen; mag auch einzelnes mißglücken und unerreicht bleiben, er steigt dennoch von Erfüllung zu Erfüllung.“

In Maxens Munde war die alte Wahrheit nicht viel mehr als ein Gemeinplatz, den er

Digitized by Google

nachsprach, ohne ihn selbst erlebt zu haben. Elfriede aber, die sie hundertmal an sich erfahren und bei andern mit angeschaut hatte, nickte leise.

Sie kamen der Höhe langsam näher, öfter blieben sie stehen und schauten rückwärts auf die weißen Pfade, die sich flimmernd zur Tiefe senkten. Wie Knistern und Klirren tönte es von unten herauf.

„Welch Glück, daß der Wald nicht eingehen muß!“ rief Elfriede. „Du wirst der Menschheit noch viel Gutes anthun, du!“

„Weißt du auch, Elsi, daß die Neudorfer Leute mir heute mit Fackeln und Laternen einen Extradank bringen wollten? Ich beschied sie auf morgen, denn dieser Abend soll uns allein gehören.“

Die Höhe war nun erreicht, und sie schauten über die kleine Umfassungsmauer hinunter. Schlafende Felder und Gärten dehnten sich um das Stift und seine Kirche. Weiter entfernt, wie eine Duft- und Lichtwolke am Horizont, war die kleine Stadt. Wie lag auch sie heimlich da in der nächtlichen Stille!

Im Stift der adeligen Fräulein waren einige Fenster hell.

„Da sitzen sie nun gewiß und sprechen, weil es doch der letzte Tag im Jahre ist, von ihrem Leben; eine jede mit der Empfindung und Gebärde ihrer schönsten oder ihrer bittersten Erdenstunde, die in der Seele niemals stirbt.“

Irgend jemand stieß unten in eine Trompete, und der Ton kam in der kalten, feinen Luft dünn und gespenstisch zu ihnen hinauf.

„So müßte es klingen, wenn ein Trompeter nachts um die zwölfte Stunde aus seinem Grabe stiege und seinem Mädchen ein Sylvesterständchen bliese,“ meinte Höpfner.

„Nachts um die zwölfte Stunde — Sylvesterständchen,“ wiederholte Elfriede sinnend. „Aus diesen allerlei Stunden bestimmter Tendenz bauen wir uns künstlich eine Leiter zusammen, um zu hohen und reinen Stimmungen hinaufzuklimmen. Als wenn das nötig und gar Pflicht wäre und der ungerufene Augenblick nicht immer der schönste und am meisten schöpferische bliebe.“

Ihre Stimme zitterte leise.

War es nun doch die Wanderung durch Schnee und Kälte oder ein leidenschaftlich tiefes Glücksempfinden, das sie überwältigte? Ein Schauer lief durch ihren Körper, und wie gelöst in allen Gelenken ihres Willens und Wesens, lehnte sie sich zurück in Höpfners Arm und schloß die Augen.

Er küßte ihr die Thränen von den Wimpern.

XIII.

Am Neujahrstage saßen Höpfner und Elfriede beim späten Mittagessen unter der großen kupfernen Hängelampe, in deren Schein Laub und Früchte der Eibenzweige an den hellen Zimmerwänden aufglänzten, als sich vom Garten her ein großer Menschenzug dem Hause näherte.

Die drinnen vernahmen ihn noch nicht. Höpfner sprach lebhaft und überredend auf Elfriede ein, sie hörte gesenkten Hauptes zu. Ihre Finger spielten mit dem Apfel auf ihrem Teller. Plötzlich fuhr sie zusammen und schaute betroffen auf.

Eine mächtige Helligkeit, die von draußen kam, füllte das Zimmer. Elfriede und Höpfner saßen an ihrem mit Silber und Krystall bedeckten Tisch wie von Licht umflossen.

„Die Neudorfer!“ rief Höpfner, schob den Stuhl zurück und eilte ans Fenster.

Sie waren es.

Wie sie ging und stand, in ihrem weißen Kleide mit der Goldstickerei, so lief Elfriede zur Veranda hinaus, wo Höpfner schon von der Vortreppe aus dem Zug entgegenschaute, der sich als leuchtende Schlange durch den Garten wand und um das Mittelstück vor dem Hause einen Bogen beschrieb. Voran schritten Männer in großen, breitrandigen Hüten und langen Bauernröcken, hinter ihnen ein Zug junger Burschen mit Pelzmützen auf den Köpfen, zuletzt Kinder. Diese hielten statt der Fackeln farbige Papierlaternchen auf bekränzten Stöcken empor; ihre Gesichter schauten ehrbar und feierlich drein.

„Recht wie im Theater,“ sagte Hanne Sievert zu Elfriede und meinte damit die scharfen Profile, in denen einige immergrüne Ziergewächse des Gartens in der künstlichen Beleuchtung dastanden.

Elfriede hatte im schaulustigen Süden viele Umzüge mit angesehen und auf ihre malerische Wirkung hin betrachtet, hier empfand sie das Ganze nur in seiner Beziehung auf Höpfner.

Er stand und wartete, mit einem Ausdruck gutmütiger Duldung auf seinem Gesicht, den Elfriede schon kannte.

‚Vielleicht wird er nie wieder aus so schönem Anlaß sich den Dank andrer gefallen lassen müssen,‘ dachte sie, ‚in wie viel Formen er auch noch laut werden mag. Ja, er ist ein glücklicher Mensch.‘

Ein Bauer trat vor und sprach ihn an, er antwortete. Der Schullehrer von Neudorf winkte mit einer kleinen Fahne, und die Kinder stimmten irgend ein Lied vom Walde an.

Vorn stand der alte Sievert, auf die Krücke seines Stockes gestützt. Das scharf aufmerkende Gesicht schmunzelte befriedigt, bis der Rauch der Pechflammen dem Alten auf die Brust fiel. Hustend hielt er das geblümte Taschentuch vors Gesicht und mußte es widerwillig leiden, daß Hanne ihm weiblich den Rücken klopfte.

„Komm aus dem Rauch weg, Martin,“ mahnte sie, aber umsonst.

Während des Gesanges schaute Höpfner nach Elfriede aus. Unbekümmert lief sie da in ihrem weißen Kleide wie ein schlankes Elfenkind unter den dunkeln Gestalten der andern hin und her und unterhielt sich wundervoll dabei, denn alle einfachen Verkehrsformen fielen ihr leicht.

Dann wurde Höpfner von einer Gruppe Männer umringt, die er auf die Veranda gewinkt hatte, um ihre Anliegen besser beantworten zu können; er verlor Elfriede darüber aus den Augen, eine Weile sogar aus den Gedanken.

Digitized by Google

Aus diesem Vergessen schreckte ihn die Stimme des alten Sievert auf.

„Halt! Halt auf! Elfriede, halt auf!“

So hatte der Alte oft mit Angst hinter ihr her gerufen, als sie noch ein Kind war.

Höpfner fuhr herum.

Er sah den Alten, wie er mit hochgehobenen Armen auf seinen steifen, krummen Beinen vorwärts rannte, dabei zur Erde fiel und dadurch andern, die nahe standen, ein Hindernis wurde, Elfriede zu erreichen.

Und dann sah Höpfner auch Elfriede selbst. Mit ungewissen Bewegungen taumelte sie hin und her, die Arme weit von sich gestreckt. Jetzt machte sie eine Bewegung zum Springbrunnen hin, aber an seinem Boden lagen die zusammengeworfenen, schwelenden Fackeln, und sie eilte wieder zurück.

Was zuerst nur der Alte bemerkt hatte, sahen nun auf einmal viele: Elfriedens Kleid stand in Flammen.

Es war nur ein Augenblick, der Höpfner das Entsetzliche begreifen ließ, er sprang die Stufen hinab und stürzte, wie vom Sturm geworfen, auf Elfriede zu.

„Hilf mir doch, mein Gott!“ rief sie in tödlicher Qual.

Als er sie dann umfaßte, sich mit ihr auf die feuchte Erde warf und die Flamme mit seinem Körper und seinen Händen ausdrückte und ihr Kleid in Stücken herunterriß, wobei ihm nun schon andre Hände halfen, hatte sie in Schmerz und Schrecken das Bewußtsein verloren.

Wie es dann weiter gekommen war, wußte er später nicht mehr auseinander zu halten. Wie er selbst sie in das Haus getragen und Hanne Sievert so furchtbar geschluchzt und ihm doch beigestanden hatte. Wie auf die erste lähmende Bestürzung ein Durcheinander von laufenden und fragenden Gestalten gefolgt, der Garten mit einem Male leer geworden war, wie einer die Pferde aus dem Stall gerissen und zwei Leute davongeritten waren, der eine zur Stadt und der andre zum nächsten Dorfe, um den Arzt zu holen.

In verhältnismäßig kurzer Zeit kam der Wagen des Doktors aus der Stadt, im Wagen saß außer dem Arzte auch Kornelie Stephani.

Als sie ins Haus trat, drängten sich Frauen, die im Flur gegen die Wand gedrückt standen, zu ihr heran und fragten, ob dies der Doktor sei, der gekommen, und ob sie ihnen nicht Bescheid bringen wolle, wenn der Doktor seine Meinung gesagt habe. Sie baten mit verängstigten Mienen und stellten sich wieder an die Plätze, wo sie fast eine Stunde schon in Geduld gestanden hatten die Hände unter den Schürzen, gegen die Kälte schützend.

Fünf Minuten später fuhr der Wagen eines Landarztes vor, die berittenen Boten kehrten mit Höpfners Pferden zurück, hielten sich aber noch für einen zweiten Ritt bereit, falls er notwendig würde.

Im Hause selbst herrschte tiefste Stille. Höpfner stand in der Mittelstube und empfing die Aerzte mit stummer Verbeugung, worauf er ihnen sogleich zur Giebelstube voranging. Kornelie hörte ihn nur ein paar abgerissene Worte sagen:

„Unfall passiert — Brandwunden — bewußtlos.“

Sie hatte ihm erklären wollen, warum sie gekommen sei, unterließ es aber, als sie ihn sah. Alles andre, fühlte sie, war völlig gleichgültig geworden. Er drückte ihr auch nur stumm die Hand; sein Aussehen in dieser Stunde vergaß sie niemals wieder.

Die Bemühungen der beiden Aerzte dauerten lange. Auf dem großen Tisch, an dem Elfriede im Sommer so viel Entwürfe gezeichnet hatte, lagen die mitgebrachten ärztlichen Bestecke. Verbandstoffe waren ausgebreitet und Schalen mit Flüssigkeiten und Salben gefüllt worden.

Elfriede sprach kein Wort und lag mit halbgeschlossenen Augen. Die linke Seite ihres Körpers wies, von der Wange über die Schulter bis zur Hüfte herunter, Verletzungen von mehr und minder ernster Art auf. Jede wurde einzeln und mit Umständlichkeit behandelt. Zuletzt lag die arme Gestalt, bis zu den Augen in Watte und Verbandzeug gethan, auf ihrem Bette. Ein schmales Roßhaarkissen war unter den Kopf geschoben.

Der alte Arzt aus Neustadt und sein jüngerer Kollege standen mit ernsten Gesichtern da und betrachteten ihr Werk, dann einigten sie sich über die Vorschriften: kühlende Getränke, Schlafmittel zur Nacht, Stärkung der Kräfte, Achtung auf die Körpertemperatur. An den Verband sollte nicht gerührt werden.

Kornelie erinnerte sich jetzt der Frauen, die unten im Hause warteten; sie ging hinunter und gab ihnen Bescheid: es wäre Hoffnung, daß alles gut würde, aber langsam. Sie dankten ihr und machten sich auf den Heimweg.

Die Wagen der Doktoren fuhren an der Hausthür vor.

Kornelie ging wieder hinein und sah sich nach Höpfner um. Sie mußte ihrer Eltern wegen wieder mit dem Arzt nach Neustadt zurück.

Im Bibliothekzimmer stand der Tisch mit den zwei Gedecken und Fruchtschalen, wie er vor ein paar Stunden verlassen worden war. Der Apfel, ein Gravensteiner, den Elfriede während des letzten Gespräches mit Höpfner in der Hand hin und her gedreht hatte, lag auf ihrem Teller. Höpfners Blick fiel darauf, und in seinem Gesicht zuckte es.

Er ging zur Thür und rief eine Bestellung hinaus. Martin und ein junges Hausmädchen kamen herein, räumten die Gedecke ab und stellten neuen Wein und Gläser auf. Mit einer Handbewegung lud Höpfner die Aerzte ein, sich zu bedienen.

Sie setzten sich „für einen Augenblick“, wie sie sagten, tranken ein Glas und machten ein paar Bemerkungen über den Fackelzug der Bauern. Höpfner war stehen geblieben und antwortete gezwungen.

Er möge selber etwas Wein trinken, bat Kornelie, schenkte ein Glas halb voll und hielt es ihm hin. Er dankte ihr mit einem matten

Digitized by Google

Lächeln. Dies dünkte sie das Allerschrecklichste von allen Schrecken, die sie wahrgenommen hatte, und sie mußte die Augen abwenden.

Nachdem die Wagen fort waren, ging Höpfner von einer Stube zur andern. Im Vorbeigehen blieb sein leerer Blick an dem Kasten haften, in dem Elfriedens Neujahrsernte lag. Er drehte den Schlüssel um, zog ihn heraus und steckte ihn zu sich.

In seiner Arbeitsstube warf er sich in einen Stuhl und schlug beide Hände vors Gesicht.

Seine Leidenschaft hatte den Lebensbogen zu straff gespannt, und die Sehne war gesprungen.

War es Kornelie oder seine eigne Reue gewesen, die diese lahme Weisheit gesprochen hatte? Er wußte nichts mehr deutlich.

Leben! Das Leben zu straff gespannt! Nicht genug Leben war es gewesen, nicht genug. Sein bester Trunk war verschüttet worden, noch ehe er genossen wurde. Mit bitterer Qual empfand er, daß hier die Stelle war, wo Schmerz und Reue am tiefsten brannten.

XIV.

Elfriede lag angekleidet auf einem Ruhebett in der blauen Stube.

Die linke Seite ihres Gesichtes war mit dünnen Gazestreifen verbunden, das Kleid lag in losen Falten um den Körper, der noch keinen festen Anschluß vertrug. Sie sah blässer aus als in gesunden Tagen, war schmal und schwach geworden. In der Einsamkeit und Stille des Goldkrugs wartete sie auf ihre Genesung, die nach dem starken Wundfieber und den zehrenden Schmerzen nur langsam kommen konnte.

Es war Anfang Februar und nicht besonders kalt. Ein neuer Tannenbaum stand in der Stube, und wenn er auch manchmal Nadeln streute, so thaten sein Anblick und der Duft, der von ihm ausströmte, doch wohl. Im stillen Daliegen sah Elfriede nach ihm hin und hatte ihre vielgeschäftigen Gedanken. Praktisch konnte sie sich nicht beschäftigen, bisweilen bewegten ihre Hände im träumerischen Spiel einen kleinen Gegenstand zwischen den Fingern hin und her, so daß er im Licht der drüberfallenden Wintersonne funkelte und blitzte. Dieser Gegenstand war die kleine blaue Eidechse mit den goldenen Punkten.

Damit fing es an,' sprach ihr Gedanke. An dies Ding knüpfte sich dann auch der einzige äußerlich bedeutungsvolle Vorgang seit Neujahrsabend.

Elfriede hatte Tage gebraucht, um aus irren Fieberphantasien und schweren Schwächezuständen zum vollen Bewußtsein zu erwachen. Niemand hatte sie während dieser Zeit beunruhigen, keine noch so leise Unterhaltung hatte um sie her geführt werden dürfen. Hanne Siebert und Höpfner lösten einander in stiller Wachsamkeit ab.

„Wo ist die Eidechse von Capri?" fragte die Kranke eines Tages.

„Auf meinem Schreibtisch, Elfi."

„Liegt der Brief vom Grafen noch darunter?"

„Ja."

„Hast du ihn beantwortet?"

„Noch nicht."

„Du mußt aber antworten, und dann mußt du selber hinreisen und alles persönlich verabreden."

„Jetzt doch nicht."

„Bitte, laß mich dein Gesicht einmal sehen. Bitte, zieh die Gardine fort oder zünde Licht an, — bitte, laß mich dich ansehen."

„Liebe Elfriede, geliebteste —" seine Stimme zitterte.

Unruhig und dringend wiederholte sie ihre Bitte, und er mußte ihr willfahren. Wie er sich auch bezwang, sie, die sich allzusehr aufs Sehen verstand, sie las in seinem Gesicht die Qualen, die er gelitten hatte, die Stunden, in denen er nicht gewußt hatte, was er mit sich anfangen sollte und in denen er sich gleich unfähig zum Arbeiten wie zur Muße fühlte.

„Du mußt hinreisen, Liebster," wiederholte sie nur. „Bitte, hole mir die Eidechse als Pfand herauf, daß du entschlossen bist."

Er nahm es für eine Grille, der er nachgeben müsse, um sie nicht aufzuregen, und brachte ihr die Eidechse; sie nickte ihm stummen Dank, ihre Hände brannten.

Den Arzt, der bald darauf kam, bat sie, er möge Höpfner verbieten, sie jetzt zu sehen: „Machen Sie ihm begreiflich, daß ich so nicht genesen kann."

„Dann müssen wir ihn wegschicken."

„Ja, er muß reisen. Sollen wir beide an dieser Sache zu Grunde gehen? Wir sind noch jung."

Er begann zu verstehen.

Höpfner reiste ab. „Auf ein paar Tage," wie er sagte. Es wurden aber Wochen daraus, und Elfriede erholte sich langsam. Ihre Seele rang sich von Leidenschaft und Irrtum und Widerspruch der Forderungen los, und der Körper und seine Kräfte folgten zögernd, das Fieber schwand, die Heilung der Wunden schritt fort, die Schmerzen wurden gelinder.

In dieser Zeit kam Kornelie häufig zum Goldkrug hinaus.

„Du bist viel geduldiger, als ich von dir erwartet hätte," sagte sie einmal.

„Ich habe gut geduldig sein," antwortete Elfriede. „Die Schmerzen und die Gefangenschaft von heute gehen doch mit Sicherheit einmal zu Ende, und dann ist alles wie früher — wie zur Zeit, als ich den Goldkrug wiedersah. Es hätte freilich sachter kommen können, mit sanfterem Zwang, weißt du, nicht mit so greulichem Außeneffekt, den ich hasse, als von schlechtem Beigeschmack. Aber? Langsames Lösen? Wer weiß, ob es geglückt wäre? Es reibt einen so wund. Langsames Erkennen, bei dem die Seele den Irrtum stückweise in liebgewordenen, süßen Gewohnheiten abwirft, kostet so viel Kampf und Bitternis. So war es ein Blitz, ein einziger Schlag, und darauf alles Nacht, und jetzt Tag, und im Tage lauter Gewißheit und Licht. Du

Digitized by Google

schüttelst den Kopf? Du rückst mit deinen Brauen über großen Augen, und dein Mund voll Güte, den ich so gut leiden mag, lächelt nicht mal? Was ist dir?"

„Ich verstehe nicht, Elfriede, was du meinst; aber sprich lieber nicht so viel, es greift dich an. Nimm einen Schluck Wein."

„Ja, gieb her. Ich möchte nämlich einmal sprechen." Sie holte tiefer Atem. „Ach, noch immer Tannenduft, noch immer Waldnähe!"

Kornelie schenkte ein.

„Danke, danke dir. Wem möchte ich nicht danken? Ich bin so voll von Dankgefühlen, so übervoll! Gieb mir das kleine Kissen gegen die linke Schulter, sie thut noch immer greulich weh. So! Ich danke, danke dir hundermal, tausendmal, millionenmal."

Unter Lachen und Seufzen suchte Elfriede eine erträgliche Lage zu finden.

Auf dem Ellbogen halb aufgerichtet, sprach sie von künftigen Werken, die fertig in ihrem Auge stünden, von Schaffensplänen und der heißen Sehnsucht, ja Ungeduld, sie auszuführen. Den ganzen weiten Weg, den sie als Schaffende gehen wolle und müsse, versuchte sie der Lauschenden zu zeigen.

„Es liegt noch so viel vor mir, ich hoffe noch weit über das, was ich heute bin und vermag, hinauszukommen. Es ist nicht Wahn und Selbstverblendung und noch weniger bloßes Spiel, denn nirgends wohnen Seligkeit und Qual, Zweifel und Gewißheit, Andacht und Arbeit so nahe bei einander wie im strengen Dienst der Kunst. Du," — sie griff mit ihrer Rechten beschwörend um Korneliens Handgelenk, — „kannst du die Kunst aus dem Leben der Menschheit wegdenken, die Dichtung in Farben und Formen, in Worten und in Tönen, in Marmor und Erz?"

Kornelie schwieg. Sie hatte sich niemals diese Frage vorgelegt.

„Du bist wenigstens ehrlich in deinem Schweigen," sagte Elfriede. „Du bist wie viele unter euch. Ihr nehmt alles so hin, als wenn es eben sein müßte; für euer gutes Recht haltet ihr dies Beschenktwerden durch die Kunst. Den Bedingungen geht ihr nicht nach, unter denen Kunstwerke entstehen und einzig entstehen können. Aber ihr alle, die ihr dem Leben auf andre Weise dient als der Künstler, entbehren könnt ihr ihn darum doch nicht, denn auch ihr lebt nicht vom Brot allein."

„Nein, gewiß nicht," sagte Kornelie.

Elfriede schaute gegen das Fenster hin.

„Welch klarer Tag heute!" seufzte sie. „Schade! Schade!" Und dann, mehr zu sich selber als zu Kornelie sprechend, fuhr sie fort: „Von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und mit allen Kräften! Ich habe es immer gefühlt: niemand kann zweien Herren dienen, ich am wenigsten."

„Aber als Höpfners Frau wirst du es doch müssen. Denke nicht, daß er dich mit jemand wird teilen wollen, wer es auch sei —"

„Teilen nicht, aber aufgeben. Trotz allem, was Schreckliches und Schönes über uns kam, sind wir des Schicksals Schoßkinder, findest du nicht? Denn die schwersten Entscheidungen windet es aus unsern Händen und trifft sie selbst."

Ein wehmütiges Lächeln kam bei diesen Worten um Elfriedens Lippen; sie tastete nach den Nadeln ihres Verbandes, zog sie heraus und wickelte ihn langsam los.

„Sieh, wie entstellt ich bin. Das wird in langer Zeit, vielleicht wird es niemals wieder gut werden."

„Um Gottes willen," stammelte Kornelie, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Meinst du, er soll dies täglich sehen und Reuegefühle verschiedenster Art dabei empfinden? Könnte er das überhaupt?"

Kornelie fuhr mit Weinen fort, sie konnte sich gar nicht fassen.

„Wir haben die Feuer verwechselt," sagte Elfriede, „als wir so heiß aneinander wurden. Und doch! Ich möchte nicht, daß wir es nicht gethan hätten. Bitte, hilf mir."

Mit zitternder Hand half Kornelie die Binde wieder umlegen. Elfriede schloß die Augen und winkte ihr, daß sie gehen möge.

In tiefen und bewegten Gedanken schritt Kornelie den weiten Weg zur Stadt zurück; es war ihr gerade recht, daß er so einsam lag.

„Wir haben die Feuer verwechselt." Das Wort begleitete sie. Auch sie war in Gefahr gewesen, die Feuer zu verwechseln, als sie im Anblick fremder Gluten die eignen unterschätzte.

Zu Hause begrüßte ihr Vater sie mit einem sonderbar verlegenen Gesicht.

„Kommst du vom Goldkrug? Dann weißt du wohl schon?"

„Was, Papa?"

„Höpfner hat sich wirklich von seinem Grafen einfangen lassen. Er sieht die Sache für einen Durchgang an. Wird sie auch wohl sein. Was aber machen wir nun?"

„Du findest leicht einen andern, Papa."

„Glaubst du? Und der Goldkrug? Und Elfriede Enkevoers? Ist die Hochzeit festgesetzt?"

„Es wird keine Hochzeit sein."

„Was? Nachdem er sie so bloßgestellt hat?"

Kornelie errötete, aber diesmal nicht für Elfriede, sondern für ihren Vater. Im Goldkrug war nicht ein Wort von Bloßstellung und dergleichen gefallen.

„Ach, Papa," sagte sie, „es giebt noch einen ganz andern Gesichtspunkt, aus dem dies alles zu betrachten ist, und wir sollten die nächsten dazu sein, ihm Geltung zu verschaffen, weil wir die Ersten in Neustadt sind. Vor uns sind es doch die Enkevoers gewesen."

Stephani, den die Leute einen alten feinen Fuchs nannten, sah seine Tochter aufmerksam an,

Digitized by Google

Ziehharmonikaspieler. Von de Matteis.

Der Glockenspieler. Von de Matteis.

Der Cambourinschläger. Von d Matteis.

ihr schönes Gesicht hatte er noch nie so stolz und schön gesehen wie eben jetzt.

Fast heftig schloß er sie in seine Arme und küßte sie.

Vor dem körperlichen Unglück Elfriedens und der Haltung der Stephanis verstummte das Gerede der Stadt. Nicht von Bloßstellung und was dahin gehörte, wurde gesprochen, sondern von dem eigenartigen Dienst, den die Neudorfer ihrem Rechtsbeistand geleistet hatten.

„Wer sich den Bären zum Freunde macht, läuft nun mal Gefahr, aus Gefälligkeit im Schlafe erschlagen zu werden."

So sagte Neustadt.

Guitarrespieler. Von de Matteis.

Der Schulmeister. Von G. B. Amendola.

Digitized by Google

Humor in der italienischen Bildhauerkunst.

(Mit acht Abbildungen.)

In der frischen, unmittelbaren Wiedergabe des Lebens, in der Darstellung heftiger, leidenschaftlicher Bewegungen, in der Wahrheit und sprühenden Lebendigkeit der Charakteristik haben die italienischen Bildner eine Virtuosität erreicht, die noch in beständigem Wachstum zu sein scheint. Zu jedem Material, in Marmor, Bronze, gebranntem Thon oder Holz wissen sie uns den Schein des Lebens vorzutäuschen. Das bunt bewegte Straßenleben ihres Volkes ist ihnen freilich eine unerschöpfliche Fundgrube, in die sie nur hineinzugreifen brauchen, um ein dankbares Motiv herauszuholen. Den neapolitanischen Künstlern bietet insbesondere das geräuschvollste ihrer heimischen Volksfeste, das Fest zu Ehren der Madonna di Piedigrotta, das in der Nacht vom 8. zum 9. September gefeiert wird, eine Fülle von Anregungen. Die Hauptsache bei diesem Feste ist der ohrenbetäubende Lärm, der von Tausenden und Abertausenden von großen und kleinen Musikanten die ganze Nacht hindurch auf allen möglichen und unmöglichen Instrumenten vollführt wird. Eine Auzahl dieser Musikanten, die sich in Rotten, aber auch als Solisten hören lassen, führen wir unsern Lesern in Einzelfiguren und Gruppen vor, die der neapolitanische Bildhauer de Matteis mit ergötzlichem Humor dem Leben nachgebildet hat. Der neapolitanische Gassenjunge tritt uns in erschöpfender Charakteristik entgegen, in seiner Bedürfnislosigkeit, die an Kleidung und Nahrung die denkbar geringsten Ansprüche stellt, in seiner unverwüstlichen Heiterkeit und Genußfähigkeit, aber auch in seiner kecken Unverschämtheit, die sich durch nichts aus dem Gleichgewicht bringen läßt. Diesen drastischen Figuren aus dem Getümmel des Piedigrottafestes reihen wir einige andre nicht minder lebenswahre Gestalten aus dem Volksleben von G. B. Amendola und Merculiano an, die an humorvoller Charakteristik hinter de Matteis nicht zurückstehen. Allen ist die gleiche Feinheit der Durchbildung, die gleiche Virtuosität der plastischen Darstellung eigen.

A. B.

Der kleine Sänger. Von Merculiano.

Die Weinlese. Von G. B. Amendola.

Der Orchesterdirigent. Von de Matteis.

Münchener Lebensbilder.

Wenn eine Stadt sich zur Großstadtwürde emporarbeitet, dann büßt sie viele von den Eigentümlichkeiten ein, die in kleineren Verhältnissen eine charakteristische Bedeutung beanspruchen durften. Allmählich passen sich Gebräuche und Lebensgewohnheit der großen Allgemeinheit an, und nur einem kleinen Teile der Bevölkerung bleibt es vorbehalten, in altväterischer Weise fortzuleben. So hat sich auch die Stadt München immer mehr den Schwesterstädten im Reiche angeschlossen, ja man darf sagen: sie ist in manchen Dingen sogar einige Schritte vorangeschritten; dabei ist manche Eigenart zu Grunde gegangen, und nur ein Teil der Einwohnerschaft repräsentiert noch die alte Münchener Originalität. Dieser aber hält mit einer gewissen Zähigkeit am Hergebrachten fest und sorgt dafür, daß manches bestehen bleibt, was nach der Ansicht der Heißsporne längst hätte fallen sollen. In Ansehung des Sprichwortes: „Essen und Trinken hält Leib und Seel' z'samm", soll in erster Reihe die Volksernährung in Betracht gezogen werden. Ueberflüssig scheint es, zu erwähnen, wie sehr sich die Münchener Küche schon von der fränkischen, um wie viel mehr erst von der norddeutschen unterscheidet. Die sogenannte Hausmannskost ist noch immer einfach, derb und solide. Suppe, Rindfleisch und Gemüse am Werktag, irgend ein Braten am Sonntag, das ist der Inhalt des Münchener Küchenzettels. Daß dabei auch der Knödel eine große Rolle spielt, ist bekannt; jede Familie hat ihren wöchentlichen Knödeltag, und jeder Speisewirt sorgt dafür, daß seine Mittagsgäste in dieser Beziehung nicht Mangel leiden. Suppe und gesottenes Rindfleisch gelten aber als beliebteste Mittagskost; der Altmünchener, der auf Reisen geht, ist anfänglich geradezu unglücklich, wenn er sie entbehren muß. Derbe Mehlspeisen sind sehr beliebt; Dampfnudel, Küchel und Strudel sind ja weltberühmt. Bei allem dem kennt der Münchener, besonders wenn er dem Arbeiterstande angehört, noch ein Hauptnahrungsmittel — das Bier. Das Bier löscht ihm nicht nur den Durst, es giebt auch „Kraft" und ersetzt unter Umständen eine Hauptmahlzeit.

Die Münchener Hausfrau besorgt, auch wenn sie einer besseren Familie angehört, meistens ihre Einkäufe für die Küche selbst und besucht zu diesem Zwecke alltäglich den Viktualienmarkt, wo sie nicht nur alles findet, wessen sie bedarf, sondern auch mit ihren Freundinnen zusammentrifft und so in die Lage kommt, irgend eine Neuigkeit mit nach Hause zu bringen. Der Viktualienmarkt hat seine Originalität noch ziemlich gewahrt. Vor einigen Jahren plante man wohl den Bau einer großen Markthalle, aber dieses Vorhaben ist sowohl an der Platz- als auch an der Geldfrage gescheitert, und deshalb sitzen heute noch Hunderte von Marktweibern bei Sonnenglut und Regen, bei Wind und Schneegestöber unter Gottes freiem Himmel und halten dort ihre Waren feil. Es ist kein Wunder, wenn einer solchen Dame gelegentlich die gute Laune vergeht; jede Münchenerin weiß, daß man eher einen Löwen als eine Marktfrau reizen darf. Ihr ist kein andres weibliches Wesen in Bezug auf Mundwerk gewachsen, und wenn sie mit einer ihresgleichen auf die Mensur geht, dann kann der Zuschauer seine Wunder erleben. Im allgemeinen herrscht ein gewisser Corpsgeist unter den Marktweibern; sie teilen einander freigebig die jeweiligen Stadtneuigkeiten mit; sie geben bei allen Vorkommnissen ihr Votum nach kollegialer Beratung ab; sie sprechen nochmals Recht über die Gerichteten — kurz, sie repräsentieren die Stimme des Volkes wenigstens für den ihrer Gesinnung entsprechenden Bruchteil.

Besser untergebracht als dieses Nomadenvolk sind die Gärtner, Obst-, Kartoffel-, Butter- und Geflügelhändlerinnen, die in kleinen Buden ihre Waren verkaufen. Diesen Budikern ist man bereits mit dem „Stil" zu Leibe gegangen, so daß aus vielen solchen Buden ganz schmucke Schweizerhäuschen geworden sind. Die Herren Metzger und Wildbrethändler residieren in oder an geräumigen Hallen; eine eigenartige Abteilung davon bildet die sogenannte Freibank. Dort wird das Fleisch der Ochsen oder Kühe verkauft, die das veterinärärztliche Examen schlecht bestanden haben, aber doch noch für die menschliche Küche tauglich erklärt wurden. Natürlich gelten hier bedeutend billigere Preise, und manche gnädige Frau huscht heimlich hinein, um am Haushaltungsgelde zu sparen. Eine große Bedeutung dürfen die beiden Wurstverkaufstellen für sich beanspruchen; besonders diejenige, welche in die Ecke der großen Fleischhank eingebaut ist, zeigt sich den ganzen Vormittag von Stehgästen umlagert, von denen der größere Teil die heißen Würste als Frühstück, ein kleinerer Teil als Mittagbrot verzehrt. Es ist diesen Gästen ungemein bequem gemacht; man ißt ohne Messer und Gabel, und die Gourmets können von dem Senf, der in einer großen Schüssel zum allgemeinen Gebrauch bereit steht, nach Herzenslust genießen. Das Gegenstück zu dieser Erquickungsstelle findet man in der Kronfleischküche, die im Souterrain des alten Rathauses untergebracht ist. Dort bekommt man sehr billig und gut Bouillon, frischgesottenes Rindfleisch; besonders das „Kronfleisch" — ein Stückchen von der Weiche — wird als Delikatesse betrachtet, so daß in dem mehr als einfach ausgestatteten Lokale neben Arbeitern der einfachsten Art elegante Lebemänner zu sehen sind, die mit Behagen ihre Portion vom Holzteller weg essen. Einem Fremdling mag dies sonderbar und gewiß sehr genützlich vorkommen, und er wird sich vielleicht den Kopf zerbrechen über den Kommandoruf der Aufseherin zur Küche, welcher z. B. also lautet: „Alaremitoa!" In deutscher Uebersetzung dürfte dies lauten: „Eine leere (Fleischbrühe) mit Ei!"

Steigt man aus diesem Orkus zur Oberwelt empor, gelangt man mit einigen Schritten auf den Marienplatz und zu dem volkstümlichsten öffentlichen Brunnen der Stadt, dem Fischbrunnen. Hier fand noch vor ein paar Dezennien alljährlich am Fastnachtmontag der Metzgersprung statt, an welchem Zunftbrauch immer eine ungeheure Menschenmenge teilnahm. Die von der Lehrlingschaft freizusprechenden Gesellen mußten nach einem gewissen Zeremoniell, nur mit einem Gewand aus Fellen bekleidet, in das eiskalte Brunnenwasser

Digitized by Google

springen; zu gleicher Zeit warf der Altgeselle Nüsse, Aepfel und Hutzeln unter die lauernde Jugend, welche beim Einsammeln dieser guten Sachen von den im Brunnen befindlichen Burschen mit Wasser begossen wurde, was dem versammelten Volke ein außerordentliches Vergnügen bereitete. Dieser eigenartige Handwerksbrauch ist zwar noch nicht ganz abgekommen, wird aber nur noch in größeren Zwischenräumen zur Ausführung gebracht, gleich dem bekannten Schäfflertanz, der alle sieben Jahre stattfindet. Metzgersprung und Schäfflertanz verdanken ihr Entstehen dem gleichen Anlaß, dem mutigen Auftreten der Schäffler und Metzger zur Zeit des schwarzen Todes. Der Fischbrunnen hat aber in mancher Beziehung noch eine weitere wichtige Bestimmung. Wenn die fröhlichen Musensöhne beim „Fuchsenbrennen“ im Gänsemarsch ausziehen, dann ist der Fischbrunnen meistens das Wanderziel, nach dessen Umkreisung die Corona friedlich zu den Penaten zurückkehrt. Eine ganz originelle Zeremonie findet aber am Aschermittwoch zur Morgenstunde am Fischbrunnen statt. Die lustigen Brüder, welche dem Prinzen Karneval zu eifrig gehuldigt haben, nehmen hier Gelbbeutelwäsche vor, und thatsächlich entdeckt man an diesem Tage nicht wenig Exemplare von Portemonnaies aller Art auf dem Grunde des Wasserbeckens.

Der Karneval bringt nicht viel, was die Münchener Eigenart kennzeichnete, die letzten Tage versammeln jedoch die Altmünchener im Königlichen Hofbräuhause, woselbst die drei Faschingstage hindurch Märzenbier — ein stärker eingesottenes Getränk — zum Ausschank kommt. An diesem frohen Familienereignisse beteiligt sich die ganze Bevölkerung ohne Unterschied des Standes, und es entwickelt sich ein Zecherleben nach alter Sitte, das in verstärktem Maße wieder ersteht, wenn der Wonneknabe Mai in München erscheint. Seine erste Arbeit ist, den Zapfen aus dem Bockfaße herauszuschlagen und das wunnige Getränke freizugeben. Mächtig sprudelt die Quelle; aber ebenso mächtig arbeiten die braven Münchener, daß kein Bach, kein Fluß oder gar eine Ueberschwemmung daraus werde; nach acht Tagen haben sie die Quelle trocken gelegt. Das ist ein wahres Volksfest. Besonders in dem sogenannten Garten, eigentlich im Hofranne, herrscht ein beständiges Kommen und Gehen; Hunderte stehen in Gruppen beisammen und schlürfen bei Musik und Sang das köstliche Naß. Unter diesen Hunderten aber befinden sich Hunderte, die sonst nie daran denken würden, in den Vormittagsstunden zu kneipen, die Schreibstube, das Bureau, die häusliche Beguemlichkeit zu verlassen. Diese Maientätigkeit ist um so mehr zu bewundern, als man im Monat März schon im hohen Grade am Notherberg beschäftigt war, wo das bekannte Salvatorbier verschenkt wurde. Auf dieses Trinkturnier kann hier nicht weiter eingegangen werden; die gesamte Schutzmannschaft atmet auf, wenn die gefährliche Saison des Salvator vorüber ist! So viel harmlose Fröhlichkeit der beliebte Stoff erzeugt, ebensviel Krakeelsucht erweckt er in manchen Gemütern.

Der Sommer bringt denjenigen Münchenern, welche nicht auswandern, um sich draußen bei minderer Kost und schlechterem Quartier zu erholen, die vielbegehrten, gemütlichen Kellerabende. In den um die Lagerkeller angelegten schattigen Gärten löscht der Münchener mit Familie den vom Sonnenbrand des Tages erzeugten Durst. Um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, wird der so beliebte „Radi“ als besonderes Reizmittel verzehrt, und wenn das Unternehmen in später Nachtstunde glücklich gelungen ist, wandert die Familie vergnügt nach Hause. Hier kann man sagen, daß sich die gerühmte Münchener Gemütlichkeit ganz entwickelt. Jeder Gast lebt für sich, wie er will, ohne sich um den Nachbarn zu kümmern; es herrscht vollkommene Gleichheit und Gleichberechtigung, ohne daß jemand daran dächte, etwas andres für sich zu beanspruchen. Es soll damit nicht etwa gesagt werden, daß der Kommerzienrat mit dem Packträger aus einem Krug trinkt, aber kein Münchener wird es auffallend finden, wenn ein Mann im Arbeiterkostüm mit einem höflichen: „Mit Verlaub, Herr Nachbar,“ neben ihm den noch freien Platz einnimmt.

Neigt sich der Sommer dem Ende zu, dann wird die gläubige Altmünchnerfamilie auch ein wenig an das Seelenheil denken müssen, denn es beginnt die Ablaßzeit, das heißt, in den nächst der Stadt gelegenen Kirchen von Harlaching, Rammersdorf und Thalkirchen werden Andachten abgehalten, deren Besuch besondere himmlische Gnaden erwirkt. In großen Scharen pilgern die frommen Münchener mit Kind und Kegel hinaus, verrichten ihre Andacht und holen sich danach auch irdischen Lohn für ihre guten Werke; dicht neben jedem Wallfahrtskirchlein liegt die Wirtschaft, und dort giebt's delikate Bratwürste.

Zieht endlich der Herbst ins Land und jagt die Ausreißer von allen Seiten her wieder in ihre vier Wände in der Stadt, dann beginnt der letzte Akt der öffentlichen Volkslust — das Oktoberfest. Eigentlich ein landwirtschaftliches Fest, welches zu dem Zweck ins Leben gerufen wurde, die ganze landwirtschaftstreibende Bevölkerung zum rationellen Betriebe der Viehzucht und des Ackerbaues anzueifern, ist es für den Münchener nur ein für ihn veranstaltetes Gaudinm. Schon acht Tage vor Beginn des Festes winkt ihm das Zanberland Schlaraffia auf der Theresienwiese. Dabei handelt es sich für ihn nicht um ein Märchen, sondern um bare Wirklichkeit. Zm Zanberreiche muß sich dessen Besucher erst durch eine dicke Mauer von Hirsebrei durchessen. Auf der Theresienwiese — in München kurzweg Wiese genannt — befindet sich auch ein ringförmiger Wall, durch den man sich aber durchtrinken muß. Es ist für den Münchener ein erhebendes Gefühl, wenn er, im Mittelpunkte des Festplatzes stehend, die ganze Musterkarte der heimischen Bierprodnktion vor sich sieht und nur zu wählen braucht: Hacker-, Pschorr-, Augustiner-, Thomas-, Schwabinger-, Paulaner-, Eberl-, Bürgerbräu, Münchener Kindl, Franziskaner, und wie sie alle heißen mögen! Daneben befinden sich Berge von Brezeln; man spricht nur ein Wort, und vor dem Trinker stehen geröstete Schweinswürstchen aus den ersten Fabriken der Welt; dort tanzen glänzend braune Kirchweihnudeln in der Pfanne; über dem offenen Feuer am Boden schmoren Fische; an so und so viel Spießen drehen sich gemästete Hühner nach dem Takte der Blechmusiken und Drehorgeln; dann erscheint wieder ein Festzug von kostümierten Kellnerinnen, welche gebratene Spanferkel zur Schau herumtragen; in einer Riesenbude steckt ein ganzer Ochse vor dem Kohlenfeuer, nm den braven Münchenern saftig gebratene Lendenstücke zu liefern; Käse und Heringe

Digitized by Google

begegnen dem Festbummler auf Schritt und Tritt! Aber auch Bachus hat sein Lager auf der Wiese aufgeschlagen; wenn der Münchener genug Bier getrunken hat, geht er gern noch zum Wein und überläßt es diesem, die Sache zu vollenden. Was sich also Gaumen und Magen wünschen mögen, das ist vorrätig. Zu dem großen Glückshafen kann man um 20 Pfennige einen großen Gewinst holen; Karussells, Rutschbahnen, Schaukeln und ähnliche anregende Belustigungen finden Tausende von Liebhabern; ein großer Andrang herrscht endlich bei den Schaubuden, in denen ganz ungeahnte Sehenswürdigkeiten verborgen sind. Diese Abwechslung zwischen geistigen und materiellen Genüssen entspricht ganz der Veranlagung des Müncheners, der als Gemütsmensch sich mehr der sinnlichen Seite des Daseins zuneigt. Am Hauptfesttage wandert aber halb München hinaus, um die durch den Regenten vorzunehmende Preisverteilung und das darauf folgende Pferderennen zu sehen. Das ist ein Erntetag für die Wirte; fort und fort bringen die mit vier prächtig geschirrten Braunpferden bespannten Wagen den Stoff hektoliterweise zur Stelle; wohin diese Flüssigkeit in so kurzer Zeit kommt, möchte man beinahe als Rätsel betrachten. Bei der hierauf bezüglichen Arbeit wird jedoch der Münchener von seinen Landsleuten aus ganz Deutschland aufs thatkräftigste unterstützt; man kann den wackeren deutschen Brüdern, die besuchsweise nach Isarathen kommen, durchaus nicht den Vorwurf machen, daß sie zu wenig von dem nationalen Getränke genössen. Aber auch diese schlaraffischen Tage entschwinden, und nur das gleich darauf folgende Kirchweihfest kann einigermaßen tröstend wirken. Auch dieses Fest wird sehr ernst begangen; fast in jedem Hause wird eine Gans auf dem Altare der häuslichen Freude geopfert und dann mit den schmackhaften Kirchweihnudeln geziert. Nun lockt nur noch die Auerdult den Münchener zur allgemeinen Umschau in die ehemalige Vorstadt. Es ist ein Jahrmarkt in bester Form; was man in den Läden der Stadt gut bekommt, ist hier „billig“ zu haben; in Verbindung hiermit steht der sogenannte Tandelmarkt, auf welchem aller nur denkbare alte „Tand“ verkauft wird. Was hier an Fragmenten, alten, zerbrochenen und unbrauchbaren Gegenständen an den Mann gebracht wird, ist unglaublich. Es wurden jedoch von Kennern schon manche höchst wertvolle Kunstgegenstände unter altem Gerümpel entdeckt, und deshalb hoffen Hunderte von Forschern, einmal doch auch einen Bau Dyck, Rembrandt oder Murillo unter den schmutzbedeckten Bildern zu finden.

Endlich kommt der Allerseelentag ins Land und veranlaßt die Münchener zur letzten gemeinsamen Wanderung auf die Friedhöfe. Wenn dann der Winter das frische öffentliche Leben erstarren läßt, dann „hänselt“ der Münchener sich ein und sucht den behaglichen Stammtisch auf, um sich dort die Abendstunden mit Politisieren und Spielen zu kürzen. Daß es an Vergnügungsgelegenheiten, wie sie Konzerte, Theater, Variétés u. dergl. bieten, nicht fehlt, bringt der Charakter als Großstadt mit sich. Private Zusammenkünfte in den Familien sind im allgemeinen nicht so eingeführt, wie dies im deutschen Norden der Fall ist. Daran trägt aber nicht die Verständnislosigkeit des Müncheners die Schuld; in seiner Anspruchslosigkeit und bei seiner Anlage zur Gemütlichkeit findet er leicht die abendliche Erholung, welche ihn im Vereine mit einer entsprechenden Verpflegung vollauf befriedigt; natürlich ist hier, wie überall, nur von dem Altmünchener die Rede.

P. Rauchenegger.

Römische Grabsteine aus Köln.

(Aufnahmen von Frau E. de Bolotin-Köln.)

Die Sammlungen des Wallraf-Richartz-Museums in Köln haben unter der sachkundigen Leitung des Direktors, Hofrat Aldenhoven, durchgehends eine neue, geschmackvolle Anordnung erfahren, und es tritt jetzt deutlich zu Tage, welch sehenswürdige Schätze die Stadt besitzt. Recht wirksam und den Raum gut ausnutzend ist die Aufstellung einer stattlichen Reihe von Grabsteinen römischer Soldaten. Die Steine sind mit ihren Schmalseiten an die Fensterpfeiler des unteren Kreuzganges gesetzt, so daß sich rückwärts Gestelle für römische Ziegel anbringen ließen. Dazwischen befinden sich weitere Funde; so vorn auf unserm Bilde ein kleiner Steinsarg mit Aschenkrügen, und zwischen dem zweiten und dritten Denkmal ein eingefriedigtes Grab mit cylindrischer Steinurne. Auf den bis zu 2,3 Meter hohen, aus Jurakalk gefertigten Grabsteinen, die alle in Köln gefunden worden, sind die Verstorbenen im Leben bei vornehmem Mahle dargestellt.

Relief eines Reiter-Grabsteins.

Wie Joseph Klein in den Bonner Jahrbüchern mitteilt, liebten es auch die Griechen, Bilder des heiteren Daseins zum Schmucke des Grabes zu verwenden, doch fallen derartige Darstellungen meist in die Zeit nach Christi Geburt. Ihnen entsprechen diese Genrebilder römischen Lebens, und Klein wünscht, daß sie einmal in systematischer Weise veröffentlicht werden möchten.

Sie behandeln indessen meist den gleichen Gegenstand und zeigen nicht so wechselnde und lebhafte Scenen aus der Familie des Toten, wie man sie in der Gegenwart auf

Digitized by Google

italienischen Kirchhöfen massenhaft in Marmor ausgeführt sieht. Bei den Kölner Grabsteinen ruht der römische Soldat nicht in militärischer Kleidung, sondern in Tunika und Toga behaglich auf dem Lektus, dem mit hoher Rückwand versehenen und gepolsterten Ruhebette; davor steht ein runder Tisch mit Gefäßen und Fruchtschalen. Ein oder zwei Knaben, zuweilen Schöpfbecher haltende, warten dienstbereit zur Seite, ein großer Krug steht auf dem Boden. Laut Inschrift hat das vordere Denkmal der Bürger von Köln und Veteran der X. Legion M. Valerius Celerius für sich und seine Gemahlin Marcia Procula herstellen lassen, die denn auch auf einem Sessel ruhend dem Gatten zugesellt ist. Vor dem Sessel steht ein Weidenkorb mit anscheinend zwei Spindeln.

Römisches Relief aus Köln.

Für viele der meist im besten Mannesalter, wahrscheinlich im Kriege zu Tode gekommenen Soldaten haben die Erben den Grabstein machen lassen, und in den Inschriften ist auch die Zahl der Dienstjahre angegeben und der Truppenteil, welchem sie angehörten. Geschichtsforscher finden hier mancherlei Auskunft, so über Zeit und Ort des Aufenthalts römischer Legionen.

Auch für den Künstler reden diese, wenngleich zum Teil nur roh und handwerksmäßig ausgeführten Skulpturen eine interessante Formensprache. Die Breit- und Schmalseite der römischen Grabsteine, Altäre und Aschenkisten zeigen eine wechselvolle, gegensätzliche Behandlung, wie man sie auf unsern modernen Friedhöfen selten findet. Neben Figuren und Blumenranken ist auf der schmalen Seite öfter ein Baum eingemeißelt, wie er auch gegenwärtig wieder von Künstlern so gern stilistisch verwertet wird.

Auf dem Grabstein des Celerius ist ein Palmbaum mit Früchten dargestellt, an dem sich wie beim Stabe des Asklap eine Schlange emporwindet. An den Köpfen beschädigt, wie vielfach die römischen Altertümer, sind die an den Ecken befindlichen Löwen, wie sie auch am dritten Denkmal bemerkbar sind. Gut erhalten sind die Löwen auf dem zu Anfang dieses Artikels abgebildeten Fries mit dem Kopf eines Aries, eines Sturmbocks. Dieses kräftig ausgearbeitete Zierstück ist über der Inschrift eines der vier gleichen, ein Meter breiten römischen Grabsteine des Museums angebracht.

Das Relief eines Pferdes mit führendem Sklaven, wie es hier noch beigefügt ist, wurde häufig unter die Inschrift des einem Reiter gewidmeten Grabsteins gesetzt; es befindet sich hier auf dem vierten der Reihe. Das Pferd ist reich mit Schnüren, Schmuckplatten und langer Schabracke geschmückt. Am Körper des ruhenden Kriegers findet sich gar kein zierender Gegenstand; in prächtiger Rüstung sieht man die Krieger nur, wo sie auf Denkmälern stehend oder reitend dargestellt sind. In seinem Buche „De bello gallico“ erzählt Cäsar, den plötzlichen Angriff der Nervier schildernd: „Die Zeit war so kurz, der Feind so schlachtbegierig, daß man die Zieraten nicht anlegen, ja nicht einmal die Helme aufsetzen und die Decken von den Schilden abziehen konnte.“

Die Römer legten so hohen Wert auf kriegerischen Schmuck, daß sie zum Marsche sogar Futterale um Helme und Schilde trugen; sie wollten nicht nur bei Paraden und Aufzügen stattlich aussehen, sondern auch in der Schlacht. Den unterjochten Völkerschaften zeigten sie ihre Ueberlegenheit auch durch die Erzeugnisse einer höheren Kultur, durch die Schönheit, den Glanz und den Schimmer kunstgewerblicher Erzeugnisse.

Der Soldat aber, welcher seine und seines Pferdes ziervolle Ausstattung im Stande zu halten, darin zu kämpfen oder die Waffen samt ihren Futteralen durch unwegsame Gaue zu schleppen hatte, mag keine schönere Vorstellung gehabt haben, als frei von aller beschwerenden Rüstung behaglich in der Tunika auf dem Lektus zu ruhen und sich mit Speise und Trank bedienen zu lassen. G. Hauser.

Römische Grabsteine aus Köln.

Digitized by Google

Das Yih-king.

Chinesische Novellette

von

M. von Eisensteen.

Der gelehrte Ta-lao-ie (Mandarin) Ming-tao war aus dem Amtsgebäude des Yamen zu seinen Privatgemächern zurückgekehrt und hatte die hundertachtperlige Halskette und den Hut mit dem kostbaren hellroten Edelstein abgelegt, als der Visitenankündiger unter tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugungen eine riesige rote, mit kolossalen Schriftzeichen bedeckte Karte überreichte.

Mit gerunzelter Stirn sah der Gewaltige darauf nieder, während der Diener ihm die goldgestickten Schilder von Brust und Rücken löste. Gerade wollte er den Mund öffnen, um mmwirsch zu fragen, ob der Besucher denn nicht wisse, daß keinem Fremden der Zutritt gestattet sei, als ihm beim Lesen des Namens einfiel, daß ihn sein Haus- und Vertrauensmann auf diese Ausnahme vorbereitet hatte. Im gleichen Augenblicke trat sein ältester Sohn, der Schao-ie ein und flüsterte dem Vater nach demütiger Verneigung einige Worte zu.

Der Mandarin nickte mit dem langbezopften Haupt, befahl dem Visitenankündiger, den erwarteten Gast in sein Arbeitszimmer zu führen, und entließ den Diener.

Als Vater und Sohn allein waren, zog der Schao-ie ein golddurchwirktes Täschchen aus seinem breiten Gürtel und sagte:

„Tsi-Lon, die reiche, einfältige Witwe von deines Vertrauten thörichtem Neffen schickte durch ihren Diener diesen Gruß in einem Korbe frischer Pfirsichblüten."

Ming-tao hob prüfend das Täschchen in die Höhe, dann forschte er knrz: „Ist die Witwe schon im Yamen?"

„Sie harrt gebeugten Hauptes, dem Wohlthäter der Stadt ihre Achtung zu bezeigen und von seinen weisen Lippen zu erfahren, was das Buch der Wandlungen, das Yih-king, von der Zukunft ihrer Tochter Yo-wey sagt!"

Ming-tao hatte die letzten imponierenden Abzeichen seiner Würde, die buntblumigen Seidengewänder und die hochgesohlten Stiefel abgelegt und lachte nun pfiffig vor sich hin. Nach einem Blick in das schwere Täschchen schob er es in sein talarartiges Oberkleid und murmelte auf dem Wege zu seinem Arbeitszimmer: „Auch eine, die das Sprichwort nicht kennt: ‚Es ist besser, sich zerdrücken zu lassen, als beim Ta-lao-ie sein Glück zu suchen!'"

Tsi-Lon stand im strotzenden bunten Seidengewand vor einem prächtigen Koffer aus fossilem Holz, als der Mandarin nahte; sie neigte sich zur Erde, daß ihre Nasenspitze den Boden berührte, denn sie wußte es wohl: „Wer den Ta-lao-ie verachtet, verachtet den Kaiser, und wer ihn nicht ehrt, hat kein Gewissen."

Als ihr der Gewaltige bedeutet hatte, sich zu erheben, fragte er hochmütig, als ob er die Mandarinenwürde ererbt hätte und nicht, als sei er noch vor Monatsfrist in einer fernen Provinz ein Hou-pu-knen (Lückenbüßer, der auf die Mandarinenwürde wartet) gewesen:

„Warum ließest du durch meinen Sekretär diese Audienz erbitten?"

„Verzeihung, hoher Herr und Gewaltiger unter der Sonne, wenn ich es wage, des großen Ta-lao-ie himmlische Ruhe zu stören, doch soll mir jede Minute nicht zu teuer erkauft sein, wenn ich sie mit hundert Li-thai-pe (Silber-Taels) auslösen kann."

Noch hochmütiger wurde des Mandarinen Gesichtsausdruck, als er mit Nachdruck sagte: „Zur Sache!" Dabei aber warf er einen Blick auf die künstliche Uhr im hellen Porzellangehäuse und sagte vor sich hin: „Ein Zehntel auf die elfte Stunde!"

Tsi-Lon sprach nach einem tiefen Atemzuge weiter:

„In ganz Weibien ist bekannt, daß der große, weise Ta-lao-ie zu den Schu-schi-men (Gelehrten) in seiner Heimat gehörte und die Auslegung des heiligen Buches Yih-king versteht."

„Was soll dir das Buch der Wandlungen sagen?"

„Gebieter und mächtiger Herr, — ob die Zukunft Glück oder Unglück für mein Kind bringen wird?"

Der Mandarin legte die Spitze des rechten Zeigefingers an die Nase und schloß die Augen. Tsi-Lon aber dachte: Wenn die großen Gelehrten scharf denken, machen sie Gesichter wie die Dummen, wenn sie schlafen, aber vor lauter Ehrfurcht wagte sie kaum zu atmen. Nach einer Weile öffnete Ming-tao die Augen, blätterte in einem dickleibigen Folianten, der vor ihm auf dem Tische lag, und sagte mit so feierlicher Stimme, als säße er bei Gericht mit seinem Schreckensbrett:

„Ich muß das Antlitz deiner Tochter sehen."

„Gebieter, sie harrt in der Sänfte mit der Pao-na (Kindermagd) vor dem Haupteingang, bei den zwei Löwen; mein Diener, der im inneren Hofe ist, könnte sie leicht in die strahlende Sonne der Nähe des gewaltigen Ta-lao-ie führen."

Der Mandarin rief durch ein grelles Schellenzeichen einen Diener herbei, der, die Arme

Digitized by Google

ehrfurchtsvoll herabhängend, in der Thür stehen blieb; diesem gab er Befehl, einen Boten zum Thürhüter zu entsenden, um Tsi-Lons Töchterchen zu ihm zu führen. Nach einer Weile forschte er mit lauerndem Blick:

„Sprich kurz! Was war deine größte Dummheit im Leben?"

Tsi-Lon senkte verlegen den Blick vor dem prüfenden Auge des Mannes, den die Lente in Weihien alle Tschi-schin (tiefes Wissen) nannten; zögernd sagte sie dann:

„Ich mein', daß ich dem reichen Su-ni-ho zu tief in die Augen sah!"

Der Mandarin lächelte spöttisch: „Und die zweitgrößte Dummheit?"

„Zu Gnaden, Herr! Es mag wohl sein, daß ich sie beging, als ich ihm zu willig mein Ohr lieh!"

„Und die dritte?"

„Die dritte? Ich denke, daß ich ohne Liebe, nur um des Reichtums willen, dem Su-ni-ho mein Wort zur Ehe gab!"

„So bist du, wie mir scheint, in deiner Ehe nicht sehr glücklich gewesen?"

„Großer Ta-lao-ie, nein! Der mir Herr war, wollte mir auch Tyrann sein, weil er vermeinte, sein Reichtum sei Glück genug. Ich aber sehnte mich oft in die alte Einfachheit zurück und hätte um Lieb' und Frieden gern den Ueberfluß an Gold hingegeben. Nur ein Glück gab mir unsre Ehe, Yo-wey, mein Kind! Um ihrer Zukunft, ihres Glückes wegen möchte ich die Sonne deiner leuchtenden Weisheit befragen, ob das heilige Buch mir raten kann."

Bei Tsi-Lons letzten Worten war der Diener mit einem Mägdelein ins Zimmer getreten, das so zierlich war wie ein feines Porzellanfigürchen; im reizenden Gesichtchen, das die Aehnlichkeit mit der Mutter trug, funkelten ein Paar kluge, dunkle Augen wie blitzende Sterne, und die Lippen glänzten wie rote, dunkle Waldbeeren. Sie trug ein lichtgelbes Kleid mit Gold und seidigen Ko-Ranken (Schlingpflanze) bestickt, und ihre trippelnden Füßchen waren klein wie die eines Säuglings. Auf einen Wink der Mutter machte sie eine Verbeugung, den Boden mit der Stirn berührend, dann sprang sie wieder empor und sah ohne Scheu dem Mandarin in die Augen. Lange und wohlgefällig besah er die Kleine, dann blätterte er ein Weilchen im Yih-king und sagte:

„Sie wird schön werden, wie die Blüte der Athibi und schlank wie ein Sorbenbaum! Tsi-Lon, hüte ihr die Augen, die Ohren und den Mund, daß es ihr nicht ergehe wie dir!"

Dann schlug der Mandarin das heilige Buch zu, sah auf die Uhr und murmelte: „Augen, Ohren und Mund hüten; dann kann's nicht fehlen; sie wird recht wählen und glücklich sein!" Ming-tao fuhr streichelnd über Yo-weys blaßgelbgetönte, zarte Wangen, sah nach der Uhr, sprach wie für sich: „Fünfundfünfzig Minuten," und bedeutete der Witwe durch ein Handzeichen, daß sie entlassen sei.

Ganz Ehrfurcht und Dank, neigte sich Tsi-Lon zur Erde, auf dem Heimwege aber rechnete sie, was sie für die fünfundfünfzig Minuten — in Pfirsichblüten versteckt — ins Yamen senden müsse, für den großen Ta-lao-ie und — für seinen Vertrauensmann, dem sie das Ereignis einer Audienz verdankte.

*

„Sie wird schön sein wie die Blüte der Athibi und schlank wie ein Sorbenbaum!" Der Ta-lao-ie hat gut aus dem Yih-king prophezeit, und Tsi-Lon ist voll Ehrfurcht, wenn sie des Weisen gedenkt, der längst wieder von Amt und Würden gekommen ist, denn seine drei Amtsjahre sind abgelaufen, und er lebt nun als stiller Gelehrter von den Ersparnissen, die er in den gewichtigen drei Jahren gemacht hat, in seinem kleinen Häuschen am östlichen Ende der Stadt. Die Witwe hat all die Jahre treu die Mahnung des weisen Mannes befolgt, und Yo-wey darf nur gesenkten Hauptes an ihrer Seite durch die Straßen gehen, denn „Ungeheuer lauern in der Männer Blick!" Sie stopft ihr rosige Federbäuschchen in die Ohren, „damit kein vergiftetes Wort sich einschleicht", und wer sie außerhalb des Hauses anredet, dem darf sie keine Antwort geben, denn „Zauberer und böse Geister gehen vermummt umher!" Yo-wey hat ihren fünfzehnten Geburtstag gefeiert und Tsi-Lon denkt daran, daß die Zeit naht, ihre schöne Tochter zu verheiraten. Hie und da forscht sie: „Goldkäferchen, wie gefällt dir der Nachbarin schlanker Sohn?"

„Ich finde ihn schrecklich, Mutter; er ist ein echter Oel-hung-tschnen (Stutzer)!"

„Stutzer?" fragt die Mutter verwundert, „wer sagte dir das?"

„Ich sah es aus meinen Bilderbogen!"

Ein ander Mal fragt Tsi-Lon: „Mein Sonnenstrahl, findest du nicht des Großhändlers Neffen sehr liebenswürdig?"

„Mütterchen, er ist ein lächerlicher Kuan-Kuin (Hagestolz)!"

Sie lacht über alle Männer, die ihr die Mutter nennt und zeigt, und blickt viel lieber in die Sterne und auf die Blütenbäume als nach den jungen Gigerln, die mit schlotternden Armen langsam und breit durch die Straßen gehen, mit grellfarbigen Hosen und blumendurchwirkten Talaren; sie spottet über ihre braunen Brillen und die gestickten Taschen, worin sie Fächer und Wasserpfeifen tragen, und die Mutter denkt: Ich habe vielleicht zu streng die Erziehungslehre aus dem Yih-king befolgt; meine Athibiblüte wird doch nicht einsam verwelken?

Eines Morgens erwacht Tsi-Lon mit gräßlichen Zahnschmerzen; dick aufgeschwollen ist ihr Gesicht und unerträglich das pochende, quälende Gefühl; von Stunde zu Stunde wird es ärger, und Yo-wey ist allein mit der Mutter, denn das Dienstpersonal ist am Nachmittag als Zeugenschaft auf den Gerichtshof im Yamen befohlen.

Digitized by Google

„Ich will zur Apotheke gehen, dir ein Mittel holen, Mütterchen!“

Die Mutter antwortet nicht und stöhnt in die Kissen.

„Mutter, soll ich gehen?“

Die Sonne lacht ins Zimmer, glitzert über die Porzellanvasen, liegt breit über den Wandsprüchen des Kalendermannes und bricht sich in den Nephritnadeln, die Yo-weys glänzend schwarzes Haar zieren.

„Mütterchen, darf ich?“

„Ja, gehe,“ seufzt die Kranke, „aber blicke zu Boden auf dem Wege!“

Yo-wey ist zum ersten Male allein auf der Straße; sie eilt vorwärts, so schnell ihre Füße sie tragen; ihr schillerndes blaues Gewand mit dem rosenroten Gürtel flattert im Morgenwind, ihre Wangen und Lippen glühen, aber sie weiß nichts davon; sie hat die Augen gesenkt und hat nur den Schmerz der Mutter im Sinn; sie merkt es auch nicht, wie ihr die bewundernden Blicke der Männer folgen.

In der Apotheke tritt ihr ein junger Mann entgegen und fragt in wohlgesetzter Rede nach ihrem Begehr. Da denkt Yo-wey: Diese Stimme kann nicht vergiftet sein, wie das Wort böser Zauberer; sie ist sanft und lieblich, der Apotheker muß kein Mann sein, wie die Mutter sie schildert.‘ Und da sie nicht mehr auf der Straße ist, blickt sie vertrauend auf. Da sieht Yo-wey in ein Paar große, bewundernde Augen, und sie denkt: ‚Diese Augen sind schön wie die Sterne am Nachthimmel, keine Ungeheuer lauern darin,‘ — und sie fühlt sich so froh und wohlig, daß sie ohne Scheu in zierlichen Worten das Leiden der schmerzgeplagten Mutter schildert.

Der junge Mixtrenhändler wird nicht satt, in des Mädchens schönes, jugendfrisches Gesichtchen zu blicken, und wie sie schweigt, bietet er ihr artig einen Sitz an.

„Da kann ich schon helfen!“ vertröstet er sie, und während er allerlei Tropfen mischt, plaudert er und forscht, bis er erfahren hat, wer sie ist und wo sie wohnt. Dann händigt er ihr das Gläschen aus: „Zehn Tropfen, blendender Sonnenstrahl; dann wird Eure ehrenwerte Mutter schlafen; morgen wieder zehn Tropfen, und wenn sie dann in festem Schlummer liegt, kommt her, daß ich Euch ein frisches Mittel mische.“ Er bietet ihr die Hand, und wie sie geht, blickt er ihr nach, bis sie um die Ecke biegt.

Am Nachmittag spät, wie die Mutter in sanftem Schlafe liegt, steht Yo-wey im Garten unter Pfirsichbäumen und singt halblaut ein Liedchen aus dem Schi-king (kanonisches Liederbuch):

„Und wären wir heut nicht vergnügt,
Wär' Tag und Mond verlor'nes Gut ...“

Da klingt ein Gruß zu ihr hinüber, und seltsam fremd pocht ihr das Herz, wie sie den jungen Apothekergehilfen erkennt. — —

Die Mutter ist genesen. Drei Tage hat Ming-ye beruhigende Tropfen gemischt, und aus den Augen der beiden jungen Leute hat die Sympathie den Weg zu ihren Herzen gefunden. Tsi-Lon sieht einen wunderbaren Glanz in Yo-weys Augen, und nachdem sie einige Tage gesonnen und gegrübelt hat, sagt sie:

„Mein Herzblatt, ich habe in der Krankheit viel an dich gedacht; es wird Zeit, mein Goldkäfer, daß wir an deine Verehelichung denken.“

„Ja, ja!“ ruft Yo-wey eifrig, und die Mutter schaut betroffen auf; solche Bereitwilligkeit hat sie nicht erwartet. Die günstige Stimmung will sie nicht vorübergehen lassen, und geschäftig sagt sie:

„Ich werde den Vermittler kommen lassen.“

„Nein, nein, Mütterchen, ich habe schon gewählt!“

Wenn der große Tempel plötzlich eingestürzt wäre, hätte Tsi-Lon nicht mehr erschrecken können als über Yo-weys Worte. Mit offenem Munde starrte sie das Mädchen an, dann stammelte sie:

„Du, gewählt, — wen denn, wie denn, wo?“

Yo-wey umarmte die Mutter, dann klatschte sie in die Hände und rief lachend und fröhlich:

„Sei ohne Sorge, Mutter, mache kein so finsteres Gesicht! In seinen Augen liegt ja kein Ungeheuer! Was er spricht, ist mild wie süßer Fruchtsaft, und in meine Ohren klang ein Ton von jubelndem Glück!“

„Wer, wie, wo?“ fragte wie geistesabwesend Tsi-Lon.

„Ming-ye heißt er, in der Apotheke sah ich ihn, Gehilfe ist er dort!“

„Ein Apothekergehilfe, ein armer Tropf!“ Wie gebrochen sagte es Tsi-Lon, und plötzlich fiel ihr das heilige Buch wieder ein: „Hüte ihr die Augen, die Ohren, den Mund!“ Ein einziges Mal hatte sie der Mahnung des weisen Mannes nicht gefolgt, — sollte sie das Glück ihres Kindes verscherzt haben? Den ganzen Tag grübelte sie vor sich hin, als aber die Schatten schräger fielen, sagte sie plötzlich, als sei ein großer Entschluß über sie gekommen:

„Ich habe einen ernsten Gang zu thun; es gilt dein Glück!“

Sie wandert durch Gassen und Plätze, bis sie vor einem kleinen Hause am östlichen Ende der Stadt Halt macht; dort wohnt der einstige Ta-lao-ie, der Gelehrte Ming-tao. Sie steht vor ihm in der einfachen Stube, wie einst im Namen, und wieder fragt sie in banger Mutterſorge um Rat, ob denn die Liebe ihres Kindes zu einem mittellosen Jüngling das Glück sein könne, das ihr das Yih-king als Lohn für ihre treue Hut in Aussicht stellte.

Ming-tao blättert wieder wie damals in dem großen Buche, wieder schließt er die Augen und lacht verschmitzt, und während Tsi-Lon voll banger Sorge auf seine Antwort wartet, denkt der kluge Schen-schê-men daran, daß sein jüngster Sohn, der Apothekergehilfe, ihm heute von seiner Liebe zu dem schönen Töchterchen der reichen

Digitized by Google

Witwe erzählt hat. Wäre er nicht ein Thor, wenn er das entscheidende Wort für das Glück der jungen Leute nicht spräche? ... Jetzt öffnet er die Augen und sieht Tſi-Lon voll an:

„Wohin ich blicke im heiligen Buch, steht geschrieben von Glück! Was haſt du auszuſetzen an dem Erwählten Yo-weys?“

„Nur ein Gehilfe iſt er, Herr, und arm wie eine Ratte.“

„Haſt du nicht erfahren, daß Geld nicht Glück heißt?“

Tſi-Lon ſenkt den Kopf.

„Steht das im Buch?“

„Die Lehre des Yih-king kündet, daß Liebe glücklich macht, nicht der Reichtum; wo aber beide ſind, iſt's beſſer noch. Du haſt Su-hi-nos Geld — gieb es deiner Tochter noch zu ihrer Liebe!“

Tſi-Lon geht langſam heim; wie ihr bangen Herzens Yo-wey entgegenkommt, ſagt ſie ernſt: „Das Yih-king ſagt, daß Liebe glücklich macht.“ Dann umarmt ſie ihr Kind.

*

Auf der Hochzeit Ming-yes mit der ſchönen Yo-wey meint eine Nachbarin zu Tſi-Lon: „Hätte das ſchöne Mädchen nicht einen reicheren Mann verdient?“

Die Mutter aber ſagt ſtolz: „Das heilige Buch hat es ſo beſtimmt, und Reichtum iſt nicht immer Glück. Dazu hat Ming-ye einen gelehrten Vater, der ſchon Ta-lao-ie war und deſſen Haus mit prächtigen Piens (Holztafeln, auf denen in erhabenen Goldzeichen die Tugenden des Mandarins bei ſeinem Abgang geprieſen werden) geſchmückt iſt. Auf ſeiner Seite das Wiſſen und die Tugenden, auf unſrer das Geld, und bei den jungen Leuten die Liebe, — da kann's nicht fehlen zum Glück!“

Skizzen aus Paraguay.

Mit 6 Abbildungen nach Originalzeichnungen von Karl Oenike.

Von Buenos Aires vermitteln Flußdampfer den Verkehr zwiſchen Argentinien und Paraguay, die in durchſchnittlich ſechstägiger Reiſe ſtromauf die Hauptſtadt Paraguays, Asuncion, erreichen. An Bord herrſcht ein reges Leben und Treiben, Koffer und Kiſten werden verſtaut, man richtet ſich behaglich in ſeiner Kabine ein, und langſam verlaſſen wir den Hafen.

Die flachen Dächer und Kuppeln von Buenos Aires leuchten in der Mittagsſonne, bis auch dieſe ſchließlich im Dunſtkreis verſchwinden, und zu beiden Seiten dehnt ſich unabſehbar der mächtige La Platastrom aus, die ungeheuren Waſſermengen des Paraná, Paraguay und Uruguay in ſich vereinigend. Als ſchmaler Streifen kommt die Küſte von Uruguay in Sicht, und weiter, an der Inſel Martin Garcia, der Quarantäneſtation Argentiniens, vorüber, befinden wir uns zur Nacht ſchon auf dem Paranáfluß. Da die Fahrt wegen der vielen Sandbänke und Untiefen, die fortwährend ihre Lage ändern, ſehr ſchwierig iſt, ſo befinden ſich auf jedem Dampfer zwei Lotſen, die abwechſelnd das Kommando haben. Trotz der Lotſen kommt es häufig genug vor, daß ein Dampfer anläuft und unter Umſtänden ziemlich lang auf einer Sandbank liegen bleibt. Am nächſten Tage erreicht man Roſario de Santa Fé, nach Buenos Aires die größte Handelsſtadt Argentiniens, bis wohin auch die großen Ueberſeedampfer verſchiedener Linien fahren.

Weiter ſtromaufwärts kommen wir an den landeinwärts ſich erſtreckenden Ackerbaukolonien der Provinz Santa Fé vorüber, von denen man hin und wieder vom Dampfer aus ein Gehöft am Ufer liegen ſieht. Sandbänke, weite, ſumpfige Strecken, abwechſelnd mit öden Sandflächen, geben dem rechten Ufer ſein Gepräge, während das linke zum größten Teil ſteil abfallende Wände, Barrancas, Steilufer, zeigt. Eine anſehnliche Höhe erreichen ſie bei Paraná, der Hauptſtadt der Provinz Entre Rios. Vom Schiff aus erhält man von Norden her einen ſchönen Rückblick auf die ziemlich bedeutende Stadt.

Zu beiden Seiten des Fluſſes dehnt ſich nun der Camp aus, und hin und wieder hat man von Bord den beſonders des Nachts herrlichen Anblick von Campbränden. Weite, weite Strecken gleichen einem Feuermeer. In lang ausgedehnter Linie treiben die Flammen mit Windeseile vorwärts, praſſelnd und kniſternd ſprühen die Funken hoch hinaus, und rot beleuchtete Rauchmaſſen wälzen ſich

Vor der Markthalle in Asuncion.

Digitized by Google

Ochsenkarrete.

in phantastischen Formen darüber hin. Deutlich hören wir in der nächtlichen Stille das unheimliche Prasseln und spüren die heiße Glut selbst bis an Bord des von den Flammen beschienenen Schiffes. Meistens werden diese Brände absichtlich verursacht, um das hohe, dürre, vertrocknete Gras abzubrennen und dadurch einen frischen, saftigen Graswuchs zu erzielen.

Vorüber an Santa Elena, den großartigen Etablissements der Kemmerich & Liebigschen Fleischextraktfabriken, kommt man zur Stadt Corrientes und kurz darauf zum Zusammenfluß der beiden Ströme Paraná und Paraguay. Wir verlassen nun den Paraná, der in einer scharfen Biegung von Osten kommt, und fahren in der bisherigen nördlichen Richtung den Paraguay hinauf.

Die Scenerie ändert sich langsam, und die charakteristische Flußlandschaft des Paraguay beginnt. Einen märchenhaften Eindruck macht die Fahrt des Morgens, wenn man den Reiz der Umgebung auf sich einwirken läßt, ehe der Tag mit seinem Lärm und Trubel der Schiffspassagiere beginnt. Fast unhörbar gleitet das Schiff vorwärts. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, dichte Nebelwolken wallen rings über den Fluß. Hie und da teilt sich das zarte graue Gewoge und läßt wie durch kleine Durchblicke reizende Bilder auftauchen, die ebenso schnell wieder hinter den Nebelschleiern verschwinden. Hier zeigen sich dicht bewachsene Stämme, mit laubenartig herabhängendem Grün bedeckt, dort helle, sich ineinander schlingende Lianen vor dunkeln, schattigen Laubmassen, bald näher, bald ferner durch den Nebel hindurch fremdartige Baumgruppen. Helle Sonnenblitze huschen über das Wasser, die Strahlen durchdringen den Nebel, und spiegelglatt liegt unter uns im Sonnenschein die grünliche Flut. Jedes Aestchen, jeder Baum und Schilfhalm spiegelt sich, der Nebel läßt seine kleinen Wassertröpfchen an ihnen hängen, und glitzernd und flimmernd im Tau erscheinen die reizvollen bewaldeten Ufer des Paraguay. Eine wunderbar üppige Vegetation breitet sich jetzt im klaren Sonnenschein aus. Schlank und graziös schweben zwischen dem Urwalddickicht Palmen empor, und all das Gewirr von Schlingpflanzen, die üppigen Laubgehänge und bemoosten Stämme vereinigen sich zu einem Bild von märchenhafter Pracht.

Landschaft am Paraguay.

Digitized by Google

An der Laguna Ipataray, Kolonie San Bernardino in Paraguay.

Digitized by Google

Mit langſamem Flügelſchlag fliegt ein Reiher auf, Waſſervögel erheben ſich — der Tag iſt angebrochen. Auch auf Deck wird es jetzt lebhafter, und bald knallen die Schüſſe der jagdluſtigen Paſſagiere durch die Morgenluft, ſobald ſich die hier häufig vorkommenden Krokodile oder Waſſervögel zeigen.

hohen linken Steilufer kommen wir an kleinen, unbedeutenden Anſiedlungen und an der früheren Feſtung Humaitá mit ihren Ruinen vorüber, während auf dem rechten, flacheren Ufer vereinzelte argentiniſche Anſiedlungen des Gran Chaco liegen, dieſes ungeheuren, zum größten Teil noch

Palmenwald.

Obgleich der Paraguay nicht die Ausdehnung des Paraná erreicht, ſo iſt er doch immerhin noch ein Strom, der unſre größten deutſchen Flüſſe bei weitem übertrifft. Seine mittlere Breite beträgt 600 bis 800 Meter, an einzelnen Stellen ſogar 1000 bis 1500 Meter. Bei Hochwaſſer überſchwemmt der Strom weite Uferſtrecken, ſo daß die Kronen der Bäume aus dem Waſſer hervorragen. An dem unerforſchten wald- und ſumpfreichen Gebietes, das ſich vom Rio Salado in Argentinien bis weit hinauf nach Bolivien über ungefähr zehn Breitengrade, vom 29. bis zum 19. Grad ſüdlicher Breite, erſtreckt. Es ſind die alten Jagdgründe der Indianer, mit deren Stämmen die Grenzkoloniſten noch häufig genug einen Strauß auszufechten haben.

Digitized by Google

Kirche in Altos.

Vor Asuncion werden die Barrancas immer höher und zerklüfteter und bilden kurz vor der Stadt eine steil vorspringende dunkelrote malerische Felswand. Und nun, sobald der Dampfer um diesen letzten Vorsprung kommt, liegt, nach sechstägiger Fahrt stromauf, die Hauptstadt Paraguays, Asuncion, vor uns. Auf hohen Barrancas dicht am Fluß liegend, bietet Asuncion einen überraschenden, schönen Anblick. Einzelne große monumentale Bauwerke und Kirchen heben sich bedeutsam aus den niedrigen, meistens nur aus dem Erdgeschoß bestehenden Häusern hervor. Unter den großen Bauwerken ist besonders das Regierungsgebäude zu nennen, ein prächtiger, palastartiger Sandsteinbau von gewaltigen Dimensionen, welcher schon unter dem Präsidenten Lopez errichtet wurde, aber infolge des Krieges 1865 bis 1870 nicht vollendet und erst in den letzten Jahren ausgebaut wurde. Das Innere der Stadt schwächt zwar bedeutend diesen ersten architektonisch und landschaftlich schönen Eindruck ab, dafür aber bietet das Straßenleben eine Fülle von interessanten und originellen Einzelheiten. Die schroffsten Gegensätze berühren sich hier: modern europäisches Leben neben dem urwüchsigen althergebrachten der Eingeborenen. Hier begegnet man dem modernen Europäer in Gehrock und Cylinder, sein Spazierstöckchen schwingend; daneben schreitet ein halbnackter Indianer mit Bogen und Pfeil, ein verwahrloster Abkömmling des einst hier herrschenden mächtigen Stammes der Payaguá-Indianer. Als drittes Element kommt der eingeborene Paragnayer, der Landbewohner, hinzu, dessen Tracht dem Straßenleben ein charakteristisches Ansehen giebt. Vorherrschend in der Kleidung ist die weiße Farbe, welche sich wirkungsvoll von der dunkelbraunen Hautfarbe abhebt. Hauptsächlich machen die Frauen mit ihren großen weißen, vom Kopf weit herabfallenden Tüchern einen originellen Eindruck. Am besten beobachtet man sie in der Markthalle, dem Mercado, wo den ganzen Tag über ein buntes Leben und Treiben herrscht. Schon des Morgens vor Tagesanbruch kommen barfuß, wie allgemein üblich, die weißen Frauengestalten aus der Umgegend herbei, die Erzeugnisse des Landes, Früchte, Gemüse und alle möglichen andern Sachen, auf dem Kopfe tragend. Da wird von einer ein Stück Chipa, eine Art Brotkuchen aus Mais- oder Maniokmehl, mit Fleisch, Käse oder andern Dingen gemischt, eingehandelt. Die braune Maid schlägt ihr weißes Tuch auseinander, faßt nach ihrem nur äußerst leicht bekleideten Busen und holt daraus das zusammengeballte Papiergeld hervor, der Rest wird wieder hineingeschoben, und bei dieser Gelegenheit kommt aus demselben Aufbewahrungsort eine selbstgedrehte Zigarre von oft wahrhaft verblüffender Form zu Tage. Der ominöse Glimmstengel wird in Brand

Estancia Isla Paú.

Digitized by Google

gesetzt, und rauchend und kauend setzt die Schöne ihren Weg fort.

Die Umgegend von Asuncion ist reich an landschaftlichen Schönheiten mit prachtvoller Vegetation und reizenden Fernsichten, und Ausflüge zu Fuß und zu Pferd geben daher eine reiche Ausbeute an interessanten Eindrücken und Beobachtungen. Als landschaftlich besonders schöner Punkt und schon längere Zeit als Luftkurort von Buenos Aires aus benutzt, bietet die paraguanische Staatskolonie für Deutsche, San Bernardino, ein besonderes Interesse. Einige 40 Kilometer östlich von Asuncion in einem bewaldeten Höhenzug, der sogenannten Cordillera, gelegen, hat sie leider keine direkte Bahnverbindung mit Asuncion und ist nur auf Umwegen und unter Umständen mit Schwierigkeiten zu erreichen.

San Bernardino wurde 1881 vom damaligen Präsidenten der Republik, dem General Bernardino Caballero, gegründet und nach seinem Namen benannt. Hier auf die Entwicklung der Kolonie weiter einzugehen, würde zu weit führen und auch kaum ein erfreuliches Bild vom Kolonisationsstandpunkt aus geben. Man hat vorgezogen, aus Mangel an Absatz und gezwungen durch die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes, die landschaftliche Lage auszunutzen und für das reichere Argentinien einen Kurort zu schaffen. Besonders günstig dafür ist die Lage des sogenannten „Stadtplatzes", des Konzentrationspunktes der Kolonie, auf bergigem Terrain an der Laguna Ypacaraı, einem ausgedehnten schönen See, gelegen. Villen begüterter Kaufleute aus Asuncion, Hotels, Badeanstalten sind entstanden, so daß dieser idyllische Punkt Paraguays wohl immer mehr besucht werden wird. Der See, die Laguna Ypacaraı, dehnt sich langgestreckt im Thal aus, in einer ungefähren Länge von 20 Kilometern bei einer Breite von 4—5 Kilometern. Eine einzige Stelle ausgenommen, wo der sogenannte Kolonieberg steil zum Wasser abfällt, verlaufen die Ufer von den bewaldeten Anhöhen aus flach in den See hinein und bieten mit ihren mannigfachen Krümmungen und ihrer reichen Vegetation einen reizenden Anblick. Wildenten und Wasservögel beleben die Ufer, und im sumpfigen Dickicht verborgen haust das Carpincho, das Wasserschwein.

Landeinwärts, von dem Stadtplatz aus zu Pferd in kurzer Zeit zu erreichen, liegt einsam, wunderbar idyllisch am Ausgangspunkt einer Schlucht, hart an den emporsteigenden Waldbergen, eine deutsche Brauerei, La cerveceria de Don Pedro, die Bierschlucht, wohlbekannt allen Deutschen Paraguays. Verschiedene durch den Wald geschlagene Wege, Pikaden, führen weiter hinauf in die Berge nach Altos, einem paraguayischen Campstädtchen mit den typischen niedrigen Häusern und einem

Digitized by Google

freien Platz in der Mitte mit der Kirche. Dichter Wald wechselt auf dem Wege dorthin ab mit Lichtungen, welche teilweise mit Palmen bestanden sind oder auch ganze Palmenwälder bilden; Pindópalmen recken sich mit ihren schlanken, glatten Stämmen in die Höhe, dazwischen steht die Kokospalme, Mbocajá, mit ihrem dickeren stachligen Stamm und den kleinen runden, zu einer Traube vereinigten ölhaltigen Früchten. Niedriger ist die Nataipalme mit ihren schöngeformten fiederigen Blättern, deren dunkler Stamm höchstens ungefähr 2 Meter hoch wird.

Auf dem weiteren Wege nach Altos kommen wir an Kolonistenansiedlungen und an Ranchos, den primitiven Wohnungen der eingeborenen Paraguaner, vorüber. Ebenso einfach wie der Bau ist auch die Einrichtung eines solchen Rancho; sie beschränkt sich auf die notwendigsten häuslichen Gerätschaften. Zum großen Teil sind die Hütten von einem „Naranjal", einer Pflanzung von Apfelsinenbäumen, umgeben. Der paraguanische Landbewohner ist äußerst genügsam und kein großer Freund der Arbeit; er pflanzt bei seinem Rancho nur das Notwendigste an, hauptsächlich Maniok, deren fleischige Wurzel unsre Kartoffel vertritt, etwas Tabak und allenfalls etwas Mais und Baumwolle für seinen eignen Hausbedarf; Bananen und Apfelsinen wachsen ohne sein Zutun.

Das Hauptbeförderungsmittel in Paraguay ist die Karrete, da die Wege meistens in einem äußerst mangelhaften und schlechten Zustand sind und oft durch weite Lagunen führen, Hindernisse, welche eben nur eine paraguanische Karrete überwinden kann. Eine echte und rechte Karrete besteht nur aus Holz, selbst die beiden über 2 Meter hohen Räder haben keine eisernen Bestandteile. Die auf dem plumpen Holzgestell errichteten Seitenwände bestehen aus drei aufrecht stehenden, durch Querstangen verbundenen Hölzern, über welche eine Ochsenhaut sich als Dach ausspannt. Sechs Ochsen, paarweise weit voreinander gespannt, sind dazu nötig, dieses Vehikel über alle Fährlichkeiten langsam, aber sicher hinweg zu leiten, und lange, lange bevor man es ankommen sieht, hört man schon das wahrhaft schreckenerregende Geqmietsche und Knarren der einzelnen Holzteile, eine so unheimliche Komposition von ächzenden Tönen, daß man diese Karretensinfonie, wenn man sie einmal gehört hat, sicher nicht vergißt.

Weit zerstreut im Inneren des Landes liegen die Ansiedlungen der Kolonisten, welche leider zum weitaus größten Teil sich nicht in dem Maße rentiert haben, wie gehofft wurde. Mit zu den bestgebauten und wohnlichsten deutschen Ansiedlungen gehört die Estancia Isla Paú bei Caraguatay, östlich von Altos; doch Kolonist zu sein ist ein eigen Ding in Paraguay. Es gehört ein eiserner Fleiß und zähe Ausdauer dazu, und trotzdem haben viele das Glück nicht gefunden, das sie erhofft hatten; wohl die wenigsten von ihnen sind mit ihrem Lose zufrieden. Ob diese ungünstigen Verhältnisse sich einmal bessern werden, ist eine schwer zu beantwortende Frage; zu wünschen wäre es im Interesse der Besiedelung dieses sonst so schönen und interessanten Landes.

Karl Genike.

Am Grabe meiner Mutter.

Von

Wilhelm Hertz.

Aus Hertz, „Gesammelte Dichtungen" (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.).

Als du dem Lichte mich gegeben,
Umfing dich selbst die ew'ge Nacht;
Doch tief in meinem eignen Leben
Empfind' ich deiner Liebe Macht.

Wie aus des Keims verwesten Spalten
Ein Schößling treibt mit grünem Laub,
So steh' ich nächtig festgehalten,
O Mutter, über deinem Staub!

Nie hat mir deines Auges Schimmer
Der Kindheit Dämmerung erhellt,
Und fremd und tot blieb mir für immer,
Was mir das Nächste auf der Welt.

Nie hat mich klar auf dunkeln Wegen
Dein jugendschönes Bild umschwebt,
Doch deines Opfertodes Segen,
Das Schöne ist's, das in mir lebt.

Ein tödlich Glück, ein sel'ges Schmerzen,
Das einst das Herz der Mutter brach,
Verklärt wirkt's in des Sohnes Herzen
Als Weihekraft der Dichtung nach.

Als du dem Lichte mich gegeben,
Umfing dich selbst die ew'ge Nacht;
Doch tief in meinem eignen Leben
Empfind' ich deiner Liebe Macht.

Digitized by Google

Wilhelm Hertz.

Am 7. Januar ist in München Professor Dr. Wilhelm Hertz gestorben, ein edler Mensch, ein hervorragender Gelehrter, ein gottbegnadeter Dichter. Am 24. September 1835 zu Stuttgart geboren, besuchte er zuerst die landwirtschaftliche Akademie in Hohenheim, wandte sich aber bald, in glühender Begeisterung für die mittelalterlichen und besonders mitteldeutschen Dichtungen, in Tübingen auf Veranlassung Uhlands den altromanischen und altgermanischen Sprachen zu. Seine Studien setzte er alsdann bei Hofmann in München fort, wo er in den Dichterkreis aufgenommen wurde, der sich unter dem Namen „Krokodil" zu geistsprühender Geselligkeit vereinigt hatte. Das Jahr 1859 brachte dem nach Württemberg Zurückgekehrten eine militärische Episode: er trat in die Armee ein, schied aber, als der Friede für die Heimat bewahrt blieb, nach kurzem Dienste als Leutnant wieder aus. Von größter Wichtigkeit für seine Entwicklung waren die nun folgenden Reisen nach Frankreich und England, wo er in den Bibliotheken ein eifriges Quellenstudium trieb. Reich mit Schätzen des Wissens beladen, doch sonst mit bescheidenen Verhältnissen ringend, kehrte er nach München zurück und habilitierte sich 1862 als Privatdozent. Im Gebiete der Sagenforschung bewegten sich auch seine weiteren nicht sehr zahlreichen, aber um so bedeutenderen wissenschaftlichen Arbeiten. Bei der 1869 erfolgten Reorganisation der Technischen Hochschule als Professor der deutschen Sprache und Litteratur berufen, konnte er sein ausgezeichnetes Lehrtalent voll zur Geltung bringen. Er verstand es, die eigne Begeisterung auf seine Hörer zu übertragen und so an einer hauptsächlich technischen und realen Fächern dienenden Anstalt doppelt fruchtbringend zu wirken.

So Großes er aber auch als Forscher und Lehrer geleistet hat, in erster Linie steht doch der dem deutschen Volke teuer gewordene Dichter. Seiner Jugend war ein gewisser Widerstreit zwischen dem Gelehrten und Poeten eigentümlich. Die dichterische Begabung und Neigung kontrastierte häufig mit den Aufgaben trockener Forschung. Erst nach Ausreifung seiner Eigenart ergab sich eine harmonische Verbindung beider, welche namentlich seinen Uebertragungen zu gute kam; das unerläßliche gelehrte Rüstzeug vermochte die dichterische Empfindung und Gestaltung nicht mehr zu stören. Schon sein Erstlingswerk, die 1859 erschienene Ausgabe seiner Gedichte, stellte ihn in die vorderste Reihe der Poeten. Glühende Lebenslust, heller Sonnenschein, tiefste lyrische Empfindung, das den schwäbischen Dichtern eigne starke Heimats- und Naturgefühl, goldener Humor durchleuchten und durchwärmen diese in der Beherrschung der Sprache, im zauberischen Wohlklang kaum übertroffenen Verse. Die gleichen Vorzüge treten uns in des Dichters eigenster Domäne hervor, in den größeren epischen Dichtungen, zu denen prächtige Balladen und Romanzen den Weg gewiesen hatten. Die sinnliche Glut, welche einen Teil der Lieder wie der epischen Dichtungen durchströmt, hat der Prüderie manches Aergernis gegeben. Mit Unrecht, denn aus dem Dichter spricht eine fast antike Lebensfreudigkeit und die Naivität des Mittelalters. Daß er der Rücksicht auf materielle Erfolge keine Konzessionen machte, gereicht ihm zum Ruhm. Es wäre ihm z. B. ein leichtes gewesen, aus dem entzückenden Epos „Hugdietrichs Brautfahrt", namentlich durch Weglassung der schalkhaften, aber logischen Schlußpointe, ein viel begehrtes Weihnachtsgeschenk zu gestalten. Dieser Schöpfung war „Lanzelot und Ginevra" vorausgegangen, worin die Schilderung des aus lodernder Liebe erwachsenden tragischen Geschicks zeigt, welch gewaltige, erschütternde Töne dem Dichter zu Gebote standen. Auf „Heinrich von Schwaben" mit der sinnigen Huldigung für die Heimat folgte nach langen Jahren „Bruder Rausch", das Klostermärchen voll köstlichen Humors und tiefer Weltweisheit. Bisher Unerreichtes hat Hertz endlich durch seine Uebersetzungen, man darf sagen, Umdichtungen, geschaffen. Am höchsten steht wohl Wolfram von Eschenbachs „Parcival", am bekanntesten wurde aber das graziöse „Spielmannsbuch", eine Sammlung gereimter französischer Novellen aus dem 12. und 13. Jahrhundert.

Wilhelm Hertz.

Ein goldklarer Charakter, von größter Bescheidenheit und Uneigennützigkeit, ein treuer Gesell, so blieb Wilhelm Hertz bis zu seinem Lebensende. Treu der schwäbischen Heimat, ein begeisterter Deutscher, war er auch fest mit München verwachsen. Was er dieser Stadt geworden, das zeigte deutlich die imposante Leichenfeier, das kündeten besonders die ergreifenden Worte, welche der Minister Freiherr von Riedel namens der Freunde am Grabe sprach. Sein Leben war auch an äußeren Ehrungen reich. Die bayerische Akademie der Wissenschaften zählte ihn zu den Ihrigen, mit dem Kronenorden wurde ihm der Adel verliehen.

Theodor Zach.

Digitized by Google

Der Kaiser Wilhelm-Turm auf dem „Hallo" in der Bürgermeisterei Stoppenberg.

meisterei Stoppenberg teil, und so gestaltete sich dieser Festakt zu einer würdigen Feier der Waffenbrüderschaft zwischen Heer und Flotte.

Um diese ergreifende und erhebende Feier auch der Erinnerung späterer Geschlechter wach zu erhalten, beschloß der Vorstand der Vereinigung deutscher Marinevereine, eine Erztafel für den Turm zu stiften. Am 8. Dezember 1901 wurde sie durch den Vorsitzenden der Vereinigung, den in dieses Amt an Stelle des früheren Vorsitzenden, Vizeadmirals Paschen, gewählten Herrn Fritsch-Kiel, in feierlicher Weise der Turmbauverwaltung übergeben. Wieder waren Vertreter von Marinevereinen aus allen Teilen Deutschlands herbeigeeilt, wieder wurden sie, jetzt als alte Bekannte, freudig begrüßt von ihren Kameraden der Landarmee.

Reiche Symbolik aus dem Seemannsleben macht die von A. Schönke-Kiel entworfene Erztafel zu einem hervorragenden Kunstwerke. Der Künstler selbst giebt die Erläuterung folgendermaßen:

„Wenn der herrliche Kaiser Wilhelm-Turm zum Gedächtnis an eine glorreiche Epoche der Geschichte des deutschen Vaterlandes errichtet ist, so soll unser Bild einen Turm zeigen, wie ihn unsre junge Marine auf S. M. Schiffen über die Meere führt, in dem Bestreben und mit der Aufgabe, die Errungenschaften jener Zeit dem Vaterlande zu erhalten und zu festigen. Deshalb ist der moderne Gefechtsmast als Zier unsrer Gedenkschrift gewählt, als Zeichen, daß die Kameraden der Marine stets bemüht sein werden, sich der Kämpfer um Deutschlands Einheit würdig zu zeigen. Sobald S. M. Schiffe nach langer Auslandreise die Heimreise antreten, wird im Topp der Heimatswimpel gesetzt, und stolz ist die Besatzung, wenn dieser in

Ein Geschenk der ehemaligen Angehörigen der Kaiserlichen Marine.

Inmitten der größten Landbürgermeisterei des Deutschen Reiches, der industriereichen, jetzt 63000 Seelen zählenden Bürgermeisterei Stoppenberg, hart an der Scheide von Rheinland und Westfalen, erhebt sich ungefähr halbwegs zwischen den beiden Bergbauzentren Essen und Gelsenkirchen auf einem bewaldeten, isoliert aus der Ebene zwischen Ruhr und Emscher aufsteigenden Hügel, dem „Hallo", seit zwei Jahren ein ragender, in Zinnen und eine weithin glänzende Kaiserkrone auslaufender Turm, der dem Andenken des Kaisers Wilhelm I. geweiht ist. Dieser Turm, der von der Bewohnerschaft der Bürgermeisterei auf Anregung und unter Führung ihres Bürgermeisters Meyer aus freiwilligen Gaben erbaut wurde, ist am 10. Juni 1899 feierlich geweiht worden. Auf der mit einer von dem Kaiser Wilhelm II. geschenkten Kanone gezierten Terrasse und in der mit Büsten, Tafeln und Glasgemälden reich geschmückten Haupigedächtnishalle versammelten sich am 22. Juli 1901 aus Anlaß des in dem benachbarten Essen abgehaltenen Abgeordnetentages der Vereinigung deutscher Marinevereine die Vertreter der letzteren aus allen Gauen Deutschlands zu einer erhebenden Erinnerungsfeier. Daran nahmen auch die Vertreter des 2000 alte Soldaten umfassenden Bundes der Kriegervereine der Bürger-

Die Gedächtnishalle.

Digitized by Google

fast unendlicher Länge vor dem Winde ausweht. Niemand betritt das Deck, ohne seinen Blick nach oben zu richten, und das lustige Flattern dort oben findet seinen Wiederhall im Herzen, das vor Sehnsucht und Freude, das liebe Vaterland wiederzusehen, laut pocht. So wird die Vaterlandsliebe auf langer Reise Tag für Tag aufs neue belebt, und wohl bei keinem finden wir diese Liebe so dankbar ausgeprägt wie bei dem Seefahrer, dem sie immerdar im tiefsten Herzen wohnt. Das Schiff erreicht den Heimatshafen. Die Gösch weht zum Zeichen, daß das Schiff einen Festtag begeht, vom Bug. Der Dampfball zeigt langsame Fahrt, und nach langer Reise macht das Schiff an seiner Boje fest, stets gewärtig, daß der Kaiser und das Vaterland es zu neuer Thätigkeit ruft."

So wird denn dieser aus Erz gegossene Zeuge der treuen Kameradschaft zwischen Landheer und Marine dauern, solange der Turm zum Himmel ragt, noch länger aber wird das Andenken an den Helden währen, zu dessen Gedächtnis er errichtet ist, wie es auch die Inschrift am Schlußstein des Turmes verkündet:

Im Sonnenglanze, im Wetterſturm
Stolz rage, du Kaiſer Wilhelm-Turm!
Du ſollſt noch ſpäten Geſchlechtern ſagen,
Wie unſre Herzen in Treue ſchlagen
Für den alten Herrn, der das Reich erneut!
Sein Name bleibet für alle Zeit,
Und wenn du langſt in Schutt zerfallen,
Lebt er noch in deutſchen Herzen allen!

Die Erztafel im Kaiser Wilhelm-Turm.

Fastnacht in den Alpen.

Eine Skizze aus dem Volksleben.

Von

Hans Kerschbaum.

Wie Frühlingsahnung liegt es in der Luft. Vom Gebirge her, über die schwarzen Waldberge nieder, streicht brausender Föhn; in den Schründen und Schluchten hebt das Wildwasser an zu rauschen, und dann und wann donnert's: die Lawinen fahren übers Gewände. In der Natur ist ein Wendepunkt eingetreten: der junge Lenz rüttelt den griesgrämigen Winter am Weisbart; er thut es ungestüm, denn kaum vermag er es zu erwarten, des Alten Thronfolger zu werden.

Im Menschen erwacht ein ungewöhnlicher Drang nach Freiheit. Der Aelpler reckt und streckt sich, und seine Glieder werden geschmeidiger. Gewiß ist das Erwachen der Natur die Ursache davon; aber auch etwas andres trägt daran schuld; zu dieser Zeit nämlich heben gar lustige Tage an, wie solche das Jahr nur einmal zu bringen pflegt: der Fasching ist eingezogen ins Bergdorf!

Damals, als er gekommen war, der Schalksnarr mit Schellenkappe und Pritsche, und die soliden Bergler aufgewiegelt hatte zum tollen Possenleben, da war es freilich noch völlig im Winter, denn es war am Dreikönigstag, als der Uebermut mit dem „Haarlangfahren" die Herrschaft antrat.

Schellengeklingel und Glockengebimmel durchbrachen das stille Winterland; die schwerfälligen Bauernschlitten eilten allerwegen über die glatten Schneebahnen dahin und führten manch fröhliche Gesellschaft mit sich. Die Rosse waren mit Sträußlein und buntfarbigen Bändern geschmückt, als ob es zu einem Hochzeitsfeste ginge, und die Leute sahen wohl auch danach aus. Allein es galt keinem solchen, sondern einem alten alpenländischen Volksbrauch, der das „Haarlangfahren" genannt wird. Jeder Besitzer, der es noch rechtlich hält mit den Bräuchen der Väter, spannt am Tage der heiligen drei Könige sein flinkstes Rößlein vor den Schlitten, um die Bäuerin mit den jungen Tiandeln in den „Haarlang" auszufahren; denn im Volke heißt's: Je weiter zu Dreikönig die Schlittenfahrt, desto länger wird im Sommer der Haar (Flachs) wachsen.

Die lustige Schlittenfahrt geht — zuweilen auf weiten Umwegen — nach dem Kirchdorf, wo der Wirt eine Tanzunterhaltung angesagt hat. Hier wird der Fasching gleichsam offiziell eröffnet. Ein urderber „Plösch" leitet ihn ein, und nachher, wenn es Nacht wird, giebt's eine tolllustige Heimfahrt, von welcher die Dorfburschen zu singen pflegen:

„D'nachten da'n Haarlangfahr'n
Han i mei' Tirn verlor'n;
Den ſoll der Teufel hol'n,
Der mir's hat g'ſtohl'n!"

Es ist nämlich eine ausgemachte Sache, diesem oder jenem Burschen seine Tänzerin zu entführen, die er sich dann für ein paar Krüge Wein auslösen muß.

Nach dem Dreikönigstage hat der Wind sich etwas gelegt. Nun aber will die lustige Fastnachtszeit mit jäher Hast zur Neige gehen, und das hat

Digitized by Google

die Leute völlig aus dem Geleise gebracht. Das junge Dorfvolk hat sich die Wochen her zuweilen zur „Rockenstuer“ (Spinnabend) in den Bauernhöfen zusammengefunden, doch das war nur ein harmloses Vorspiel zu dem nun einsetzenden Possentreiben, das mit der „Foastwochen“ seinen Anfang nimmt und anzuhalten pflegt bis ans Ende der Faschingszeit.

Die „Foastwochen“ ist die letzte der fröhlichen Fastnachtswochen und zugleich auch die ruhmvollste; sie beginnt mit dem „Foastpfingsta“, dem Donnerstag vor Quinquagesima, und endet mit dem Aschermittwoch. In diesen Tagen treibt auch der sparsamste Alpenbauer einen gewissen Aufwand in der Haushaltung. Von altersher ist es Sitte, die Foastwoche als Festtagszeit zu halten und ihrem Namen keine Schande zu machen; und diese Woche ist eine doppelte Festtagszeit; außer der Fütterung der Haustiere giebt es für das Gesinde in der Wirtschaft wenig zu thun, und dennoch kocht die Bäuerin opulentere Mahlzeiten wie zu andern Tagen des Jahres. Der Bauer schlachtet für die Faschingtage ein feistes Schwein, so daß es reichlich Fleisch, Speck, Selchwürste und Schmalz im Hause giebt. Krapfen werden gebacken, und Schmalznuss wird aufgekocht, daß es eine Art hat.

Wie es die Burschen nun juckt! Die ganzen Tage her sind sie im Hause voll Ungeduld umhergeschlendert oder gar in der Bettstatt gelegen und haben gegähnt und sich gereckt aus lauter Langweile, weil sie ihn kaum haben erwarten können, den lustigen „Burschensonntag“, wie sie den Faschingsonntag benennen. Jetzt aber ist er gekommen! Mittags gab es Schweinebraten, und der schreit nun wahrhaftig nach dem Wirtshause. Der Bursch schaut aber nach dem Essen so eine Weile verlegen drein und schleicht sich nun den Bauer herum, bis er endlich herausrückt und jenem begreiflich macht, daß zu einem lustigen Leben ein kleines Geld vonnöten sei; solch eines wird dem Burschen von seinem Jahrlohn vorgeschossen; und der Schlaukel ist heute gar nicht ein bissel bescheiden: ohne ein paar papierene Noten will er dem Bauer nicht von der Haut gehen. Freilich hat er auch eine Aufgabe; sein Tiandl hat sich den ganzen Advent schon gefreut auf den Burschensonntag; heute löst er also sein Versprechen ein und führt es zum Tanz und bewirtet es, daß dem Geldbeutel schier angst und bange werden muß; aber einen Spott läßt er sich in diesem Punkte nicht nachsagen.

Soweit ist nun alles in Ordnung, und die Spielleute ziehen schon durchs Dorf. Von Berg und Thal und hinter den Wäldern kommt tanzlustiges Volk herbei, putzige Diandeln und sakrische Burschen in ihrem Aelplergewand, und allen hüpft das Herz voll Lust und Wonne. Ein Singen, Klingen und Jauchzen geht durchs winterliche Bergland, und auf dem Tanzboden hebt die närrische Fastnachtsfreude an, die schier nicht abbrechen will bis zum geheiligten Aschermittwoch.

Dem übermütigen Faschingsonntag folgt ein „blauer“ Montag, der in mancher Gegend, z. B. im Möllthale, wegen des an diesem Tage üblichen Gerichtes, der üppig geschmalzten Speckknudel, der „Speckknudelmontag“, allgemein jedoch der „Foastmontag“ genannt wird. Vormittags ist es im Dorfe noch ziemlich still: die Leute müssen sich ihre strapazierten Glieder und den wüsten Schädel einmal ein wenig reparieren; manch einer besorgt dies gleich in einem idyllischen Winkel der Wirtsstube, wo auch die Spielleute beim Weinkrug oder Kartenspiel Erholung suchen, bis am Nachmittag das tanzwürrische Jungvolk sich wieder einfindet, um die Nacht durchzuschwärmen bei Wein, Weib und Gesang, denn:

„Im Fasching is 's lustig,
Ba'n Tanzen is 's toll —
Und i waß noch Liadlan,
Ein'n Buckelkorb voll!“

Der Faschingdienstag wird in den Alpen unterschiedlich benannt; in manchen Gegenden nennt ihn das Volk den „narrischen“ oder „damischen Irtig“, anderwärts den „Narrenirtig“; es kommt auf eins heraus; dieser Tag ist der letzte des Fastnachtswirbels und, wie sein Beiname sogleich vermuten läßt, der tollste der ganzen Faschingszeit. Wie ein böser Geist ist es unter das Volk gefahren; überall brodelt's und rumort es, alles will lustig und ausgelassen sein, einer will des andern Uebermut übertrumpfen; überall Musikklang und Singsang, Jauchzen und Fröhlichsein, und die Burschen hätten gerade Lust dazu, der verrückten Weltkugel ein Loch zu hauen oder sie aus ihren Angeln zu heben. Und was ist da viel dabei, wenn sie sich in ihrem Mutwillen mitunter ein wenig blau und lahm prügeln, daß den einen und den andern das Heimgehen verdrießt, und daß sie dem Wirt die Gläser zerschlagen an ihren harten Bauernschädeln und den Stühlen die Beine ausreißen — wen das vielleicht was angeht?! Richtig giebt es solche Leute, die das nicht leiden wollen! Der Herr Bezirksrichter ist so einer, und gleich, wenn sie kaum ihren Faschingsdusel ausgeschlafen haben, schickt er ihnen eine Einladung, sie möchten ihn ein wenig besuchen, damit er sie kennen lerne, die tüchtigen Kampeln, die sich am Burschensonntag so famos unterhalten haben, daß der Wirt gleich nach dem Tanz alle Handwerker ins Haus hat kommen lassen müssen. Ja, der gestrenge Herr läßt die Buben zuletzt gar ein paar Wochen in den Arrest stecken wegen so einem kleinen Faschingsscherz!

Am Nachmittag des Faschingdienstag geht der Mummenschanz los, der dem Prinzen Karneval die Krone aufsetzt. Der Mummenschanz weist im Dorfe noch die völlige Ungebundenheit auf, und die „Faschingrenner“ in den Alpen sind wilde Kerle, die den Leuten zuweilen ganz gehörig die Leviten lesen. In vergangenen Zeiten waren sie noch viel schlimmer, obgleich sie auch heute noch sehr gefürchtet sind. Dagegen giebt es aber auch harmlose Jurmacher unter ihnen, welche gern gesehen und bei den Leuten beliebt sind.

Einen harmlosen Fastnachtsulk haben die Oberkärntner im Gail- und Kanalthal; dort ist das „Schimmelreiten“ am Faschingdienstag ein alter Fastnachtspaß. Zwei Burschen hüllen sich nämlich in ein Leinentuch und geben sich so ungefähr die Gestalt eines Pferdes, dessen Kopf mit Heu oder Stroh ausgestopft ist; zeitweise sitzt auch ein Reiter oben, den sie den „Hauptmann“ nennen, der den Faschingszug durchs Dorf führt und den Spaß leiten muß. Vor den Häusern, wo sich eine Gabe erhoffen läßt, wird angehalten, und der Schimmel wird einmal „scharf gemacht“, was ein in schwarzer Schmiedskleidung steckender Bursch mit dem nötigen Werkzeug besorgt. Dieser Schmied aber hat allwegs seine Branntweinflasche zur Seite, weswegen

Digitized by Google

er sternhagelvoll ist. In seinem Dusel greift er die Dinge jedesmal verkehrt an, was den Leuten viel Spaß macht: es dauert eine Weile, bis er dahinter kommt, daß er dem Schimmel das Hufeisen an die Nase genagelt hat. Bei seinem ungeschickten Hantieren und Unherrappen wird der Schimmel zuweilen übermütig, hebt den Fuß und manchmal bekommt der Schmied eins auf seine rote Papiernase, daß diese unter dem Gaudium der Zuschauer davonfliegt. Die Bäuerin bringt aus der Speisekammer ein Stück Selchfleisch oder eine Wurst, um die Burschen für ihre Narrenstücklein zu belohnen.

Das „Blochziehen“ im Gailthal, welches vornehmlich die Kärntner Slovenen am Faschingdienstag pflegen, ist schon durch öfteres Beschreiben weiter bekannt geworden. Die Ortsburschen, als Mädchen verkleidet, das Gesicht mit häßlichen Masken verdeckt, ziehen einen großen Holzblock, das „Bloch“, durchs Dorf, während andre mit langen Peitschen eine förmliche Musik herumterknallen. Mädchen, die sich erhaschen lassen, werden ebenfalls vor den Block gespannt.

Mit dem lustigen Bruder Karneval verfährt man schließlich recht gröblich. Zumeist wird er durch eine Strohpuppe dargestellt und entweder gleich nach dem Umzuge am Faschingdienstag, häufiger aber am Aschermittwoch „begraben“. Das ist noch ein Hauptspaß. Die Burschen verdrießt nach diesen lustigen Tagen das Arbeiten in der Wirtschaft erst recht: der Kopf ist auch noch voll Weindunst und Musik, so sitzen sie am Aschermittwoch im Wirtshause herum und halten Beratung, was zum Ende noch anzufangen wäre. Bald hat es einer herausgebracht, wie sich die Sache am besten machen läßt. Unter Kuhglockengeläute wird der Fasching in ein Schneegrab geworfen, und an seinem Grabe hält der lustigste der Burschen, in ein Leinentuch gehüllt, gleichsam den Geistlichen vorstellend, eine Grabrede, die voll Tollheiten ist. Alle seine Sünden wirft er ihm ins Grab nach, daß er die Diandlein verführt und den Buben ein Loch in den Geldbeutel gerissen habe. Dann kommt die Litanei.

„Wer ist schuld,“ beginnt der Bursche, „daß wir unser Geld haben versoffen?“

Und im Chorus folgt düster die Antwort: „Der Fasching!“

„Wer hat's auf dem G'wissen, daß der Fuchsen-Ferdl dem Klein-Michel ein Loch hat in den Schädel geschlagen?“

„Der Fasching!“

„Wer ist denn schuld, frag' ich, daß wir jetzt dem Hausenwirt müssen dreißig Krügelgläser zahlen?“

„Der Fasching!“

Und so geht die Litanei weiter. Es kommen da Dinge zu Tage, die man gar nicht so ohne weiteres niederzuschreiben vermöchte. Schließlich thut der Bursche noch die Frage, wer denn all diese Eselein angestiftet, worauf der Chorus aber nicht den Fasching, sondern des Burschen eignen Namen nennt, was natürlich große Heiterkeit erregt.

Nach diesem absonderlichen und lustigen Begräbnis gehen die Burschen zurück ins Wirtshaus und halten dort den Totenschmaus zu Ehren des schimpflich begrabenen Prinzen Karneval.

Elektrizität im Haushalt.

Kürzlich hat Nicolas Tesla einem Berichterstatter versichert, daß er durch Ausnutzung der Sonnenwärme die Verwendung von Kohlen so gut wie überflüssig zu machen hoffe. „Auf diesem Wege,“ meinte er, „wird die Elektrizität so verbilligt werden, daß sie selbst der ärmste Handwerker um geringeren Preis als die Dampfkraft wird benutzen können. Dann wird sie den Dampf als Triebkraft auf allen Eisenbahnen und in Gestalt von Accumulatoren auf allen Schiffen verdrängen. Jeder einzelne kann von dem neuen Verfahren zur Erzeugung der Elektrizität Nutzen ziehen, denn er wird diese in seinem Hause das Kochen, die Heizung und Beleuchtung besorgen lassen, und sie wird ihm weniger kosten als der jetzige Verbrauch an Holz, Kohlen oder Petroleum.“

Leider müssen nüchterner denkende Sachverständige dergleichen Prophezeiungen für bloße Phantastereien erklären, so wünschenswert es auch wäre, wenn wir uns der Elektrizität im Haushalt, in unserm eigneu Heim gewissermaßen als „Mädchen für alles“ bedienen könnten. An und für sich eignet sich diese mächtige Konkurrentin des Gases und der Dampfkraft ja ganz vortrefflich dazu, und alle Vorbedingungen sind auch bereits längst vorhanden — eben bis auf die erforderliche Verbilligung der elektrischen Kraft.

Elektrische Glühlampen zur Beleuchtung findet man schon in vielen Privathäusern; damit ist der erste Schritt zur Einführung der geheimnisvollen Naturkraft in den privaten Haushalt vollzogen worden. Die Elektrotechnik wurde ja anfangs beinahe ausschließlich dazu in Anspruch genommen, Licht und Kraft zu liefern, und darüber vergaß man die Ausnutzung derjenigen Wirkung des elektrischen Stromes, die im Grunde die nächstliegende und einfachste: Lieferung von Wärme, ohne deren Entwicklung jener überhaupt nicht bestehen kann. Es läßt sich der elektrische Strom daher in Wärme umsetzen, wie man zu sagen pflegt, und der Gedanke lag nahe genug, ihn auch zu Heiz- und Kochzwecken zu benutzen.

Leider ist bei uns die Stromerzeugung meist noch zu teuer, als daß wir unsern Leserinnen ein „Heize und koche elektrisch!“ zurufen dürften. Anders stellt sich die Sache, wenn man über eine billige Kraft verfügt, also Wasser oder Wind zum Antrieb einer Dynamomaschine benutzen kann. Ferner giebt es ja auch Fälle, in denen der Kostenpunkt nicht in erster Linie steht, und dann nehme man beispielsweise für Heizung unbedingt die Elektrizität in Anspruch, da sie die bequemste und zweckmäßigste Erwärmung eines Raumes gewährleistet.

Die ersten Versuche, die Elektrizität in Privathäusern nicht bloß zu Beleuchtungszwecken zu verwenden, wurden in Amerika gemacht; bald ging man aber auch in England und Frankreich wie in Deutschland erfolgreich in dieser Richtung vor. Gegenwärtig besaßt sich eine ganze Reihe namhafter Firmen dieser Länder damit, Apparate für elektrische Heizung, für elektrisches Kochen und noch

Digitized by Google

viele andre Zwecke herzustellen. Auf einige besonders wichtige oder eigenartige Apparate sei im folgenden aufmerksam gemacht.

Betrachten wir zunächst die Verwendung der wärmegebenden Eigenschaft des elektrischen Stromes für den Haushalt in Gestalt von Heizkörpern oder Heizplatten. Die Vorzüge dieser Methode in Bezug auf Annehmlichkeit und Sauberkeit liegen auf der Hand. Die Schmiegsamkeit elektrischer Leitungen (Zuleitungskabel) ermöglicht die Anbringung eines oder mehrerer Heizkörper an jeder Stelle eines Zimmers. Man kann ihnen jede Form oder jede Größe geben, sie mit beliebigen Umhüllungen versehen und sie sogar völlig verdecken oder maskieren, wo dies wünschenswert erscheint. Sie bedürfen keines Abzugsschlotes wie die Gas- oder Kohlenöfen, und es entsteht kein Staub durch das Einfüllen des Brennmaterials. Da die Apparate ohne Flamme heizen, so wird keine Luftverschlechterung durch sie herbeigeführt; die Gefahr einer Vergiftung durch Ausströmen schädlicher Gase bleibt ausgeschlossen, alle üblen Dünste, die man bei andern Heizungsmethoden wenigstens zeitweilig ertragen muß, fallen weg. Statt des langwierigen Anzündens von Kohlen oder Holz genügt die Umdrehung eines Griffes, den Strom zuzuleiten und den mit Kontakten versehenen wärmespendenden Apparat in Thätigkeit zu setzen. Endlich findet eine ganz sichere und genaue Regulierung der Temperatur statt, weil sich die Apparate so einrichten lassen, daß sie einen bestimmten Hitzegrad nie überschreiten; auch kann man je nach Bedarf bloß einen oder mehrere Heizkörper zugleich in Anspruch nehmen. Infolge der geschilderten Eigenschaften lassen sich diese Heizkörper auch ganz vorzüglich zur Ergänzung andrer, bereits vorhandener Heizungseinrichtungen benutzen, da man sie mit Leichtigkeit von einer Stelle zur andern bringen und dort aufstellen kann, wo gerade Bedarf für eine stärkere Erwärmung sich geltend macht.

Gewöhnlich werden die elektrischen Heizkörper dadurch hergestellt, daß man auf eine Platte aus Gußeisen eine Emailleschicht bringt, die als Träger des stromführenden Drahtes dient. Sie muß so beschaffen sein, daß sie von der Wärme genau im gleichen Grade ausgedehnt wird, wie der Draht und die Grundplatte, damit nicht bei Erhitzung der starr verbundenen Masse die Emaille sich anders dehnt als der Draht und diesen zerrt und im Gefüge lockert. Aufgelegt wird der Draht in ganz engen Windungen, um auf möglichst geringer Oberfläche eine möglichst starke Erwärmung zu ermöglichen. Als Leitungsmaterial wird mit Vorliebe Platin oder sogenannter Argentandraht benutzt, den man aus der als Neusilber bekannten Kupferzinknickellegierung herstellt. Weil er im kalten wie im glühenden Zustande den gleichen Widerstand für den Stromdurchgang bietet, gestaltet sich der Stromverbrauch außerordentlich gleichmäßig. F. Le Roy hat Siliciumstäbe in Form kurzer, dicker Stangen angewendet.

Eine sehr bemerkenswerte Neuerung hat die Fabrik elektrischer Koch- und Heizapparate „Prometheus“ in Frankfurt a. M.-Bockenheim eingeführt, die keine Widerstandsdrähte verwendet, sondern auf dem Isolationsmaterial (Emaille, Glimmer u. dergl.) Edelmetallösungen in breiten Streifen auftragen und dann einbrennen läßt. Es ergeben sich dadurch verhältnismäßig große Heizflächen bei trotzdem geringsten Volumen, so daß sich bei völliger Betriebssicherheit und Dauerhaftigkeit möglichst hohe Nutzeffekte erzielen lassen.

Elektrische Zimmeröfen können in den gewöhnlichen Formen und Abmessungen, viereckig oder cylindrisch, hergestellt werden; sie erhalten vielfach cylindrische Heizkörper in Gestalt eines beiderseits offenen Rohres, das mit isoliertem Draht umwunden wird. In größeren Oefen stellt man meist vier solcher Rohre senkrecht übereinander, so daß sich vier Heizstufen ergeben, die nach Bedarf sich einzeln oder zusammen in Thätigkeit setzen lassen. Bei den neuen leuchtenden Heizöfen (Radiatoren) nach dem System Prometheus-Dowsing, die mit Kupferreflektoren versehen sind, bestehen die Heizkörper aus eigenartig konstruierten großen Glühlampen. In Amerika wurde auch eine elektrische Stubenheizung mit Wasser angewendet, die sich darauf gründet, daß der elektrische Strom Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt. In einem Bassin von mäßiger Größe, dem fortwährend frisches Wasser zufließt, sind auf dem Boden die beiden Leitungsdrähte befestigt, deren Pole mit Platinblechen versehen sind, über die man luftdicht Glascylinder stülpt. Beide Pole liegen unter Wasser, und es entwickelt sich nun bei geschlossenem Strom an dem einen Wasserstoff, am andern Sauerstoff in mächtigen Blasen. Beide Gase leitet man durch einen Hahn mit zwei konzentrischen Oeffnungen. Durch den äußeren Schlitz dringt Wasserstoff, der, entzündet, eine hohe Flamme bildet, deren Hitze durch Zublasen des Sauerstoffs aus dem inneren kreisförmigen Schlitz bis auf etwa 1550 Grad Celsius gebracht werden kann. Wird diese Flamme auf eine Chamotteplatte geleitet, so gerät diese bereits nach ungefähr einer halben Stunde in Weißglut und giebt ihre Wärme an das Zimmer zur Heizung ab.

Auf elektrische Kochapparate, denen wir uns in zweiter Linie zuwenden, wurde bereits früher kurz hingewiesen. Die Elektrizität im Dienste der Küche giebt geradezu ideale Verhältnisse in Bezug auf Sauberkeit; die Heizkörper werden in gewöhnlicher Weise hergestellt und die elektrischen Koch-, Brat- und Backapparate in den üblichen Formen geliefert. Die Kochapparate sind meist aus Kupfer, außen poliert, vielfach auch vernickelt und inwendig verzinnt. Zur Aufnahme des Heizkörpers dient ein doppelter Boden oder ein im Innern angebrachtes Gehäuse, das die zu erhitzende Flüssigkeit umgiebt. Zum bloßen Warmhalten genügt dann eine darin angebrachte Glühlampe.

Wir sahen einen elektrischen Herd von mittlerer Größe in Thätigkeit, der, zumal bezüglich der inneren Raumausnutzung, ungemein zweckmäßig war, da die Heizungsleitungen nur einen sehr geringen Umfang hatten. Neben den Herdöffnungen in dem Wasserschiff waren sechs Abteilungen für Back-, Brat- und Wärmöfen in sehr praktischer Weise angeordnet. Außer dem Herde ließ sich noch eine Reihe von Hilfsapparaten, wie Rühr-, Knetmaschinen und dergleichen elektrisch mit in Thätigkeit setzen. In dem Wasserbehälter des anstoßenden Spültrammes konnte das Wasser binnen wenigen Minuten mit einem Durchlauferstrom auf 50 Grad gebracht werden.

In der elektrischen Küche ist kein übler Geruch zu verspüren; selbst im heißesten Sommer wird der Aufenthalt darin niemals unbehaglich, da jedes überflüssige Ausströmen von Hitze sich „durchaus

Digitized by Google

vermeiden läßt. Die Wärmezufuhr kann genau nach Bedarf geregelt und in dem Augenblick ganz abgestellt werden, da sie nicht mehr erforderlich ist; es giebt Apparate für jede Spannung und Stromstärke, für Gleich- und Wechselstrom. Ferner geht das Kochen auf elektrischem Wege viel schneller und gleichmäßiger von statten als es sonst möglich. Das Anbrennen bleibt ausgeschlossen, da die Erhitzung eine völlig konstante und gleichmäßige ist. Es giebt auch besondere Back- und Bratöfen; besonders praktisch erweist sich der elektrische Bratrost in Anbetracht dessen, daß beim gewöhnlichen Bratrost nur zwei Prozent der Herdfeuerhitze thatsächlich ausgenutzt werden, während der Rest verloren geht. Der elektrische Rost stellt in fünf bis sechs Minuten ein tadelloses Beefsteak oder Kotelett her. Unten fängt ein Behälter das Fett auf, das sich dann oben von neuem über das Fleisch ergießt; eine Abzugsröhre leitet die beim Braten entstehenden Dünste aus dem Raume. Die Kochtöpfe lassen sich zum Kochen und Warmhalten von Flüssigkeiten aller Art verwenden, ebenso aber auch zum Dämpfen von Fleisch und Gemüse wie zum Schmoren. Es sind indessen auch besondere Schmortöpfe zu haben, desgleichen Omelettepfannen, Bratkasserollen, Kartoffeldämpfer, Spargelkocher, Fischkessel u. s. w., so daß für alle Bedürfnisse der Küche vorgesorgt ist.

Außerdem giebt es elektrische Thee- und Kaffeemaschinen, Eierkocher, sowie elegante Teller- und Speisenwärmer. Alle diese Apparate dürfen unbedenklich auf die Tischplatte oder jedes andre Möbel gestellt werden, weil ja die Erhitzung ausschließlich an den zum Kochen und so weiter nötigen Stellen vor sich geht, während alle übrigen Teile kalt bleiben. Nicht übergehen wollen wir einen elektrischen Apparat zum Reinigen von Küchengeschirr, bei dem ein kleiner, elektrisch betriebener Motor, der sich am Küchentisch befestigen läßt, mittels Treibriemen und Räder eine Anzahl Bürsten im Innern des Spülkastens in Bewegung setzt. Zwischen diese hält man das zu reinigende Geschirr, das im Nu völlig sauber wird.

Praktischen Wert für die Hausfrau besitzen Sozhletwärmer und -kessel, Bett- und Fußwärmer, sowie elektrische Bügeleisen, deren Benutzung überall, wo man Anschluß an eine elektrische Zentrale erhalten kann, ohne Schwierigkeit zu ermöglichen ist. Sie üben keinerlei gesundheitsschädliche Wirkung und strahlen keine Hitze aus. Sie bestehen aus einem Hohlkörper von Kupfer, dessen Bodenfläche eine Platte aus gebrannter Erde bildet, in die isolierte Platindrähte eingelassen sind. Darunter befindet sich die zu erhitzende Metallplatte, mit der man bügelt. Einmal erhitzt, behält sie die gleiche Temperatur bei und erlaubt daher ein ununterbrochenes Arbeiten. Will man die Leitung der Bequemlichkeit halber beim Bügeln entfernen, dann benutzt man zwei Bügeleisen, von denen das eine wieder angewärmt wird, während man das andre im Gebrauch hat. Auch wird für diesen Zweck jetzt ein Kontaktgestell in den Handel gebracht, bei dem die Stromverbindung durch das Einführen des Eisens in das Gestell bewirkt und das Eisen erhitzt wird. Durch das Herausnehmen wird der Strom wieder unterbrochen.

In ähnlicher Weise sind die elektrischen Brenneisen zum Haarkräuseln konstruiert, deren Gebrauch Unglücksfälle ausschließt, wie sie beim Benutzen von Spirituslampen entstehen können. Auch niedliche elektrische Zigarrenanzünder wurden bereits auf den Markt gebracht; desgleichen elektrische Schuhputzer, die sich freilich erst in amerikanischen und englischen Hotels eingebürgert haben. Ferner läßt sich der elektrische Strom zur sogenannten Brandmalerei, überhaupt zur Ausführung von Verzierungen auf Gegenständen aus Holz, Elfenbein oder andern leicht verkohlbaren Materialien benutzen. Ein Zeichengriffel, eine Schleife aus Platindraht enthaltend, die mittels des durch biegsame Leiter zugeführten elektrischen Stromes zum Glühen gebracht ist, wird den Umrissen der auf dem Gegenstande befindlichen Zeichnung entlang geführt und brennt diese dadurch in die Fläche ein. Gleiche Wirkungen erzielt man auf Sammet- oder Plüschstoffen mit einem Griffel, der nur so weit erwärmt wird, daß er die Zeichnung bossiert, ohne Versengung oder Verkohlung zu bewirken.

Eine große Annehmlichkeit ist während der Abend- und Nachtstunden die elektrische Treppenbeleuchtung, die sich selbstthätig durch Oeffnen der Hausthür in Betrieb setzen und absatzweise für den Hausflur und die verschiedenen Teile der Treppe mit Leichtigkeit einrichten läßt. Ihre Einführung empfiehlt sich auch im Hinblick auf die dadurch wesentlich verminderte Feuersgefahr. Ebenso kann man jeden andern Raum in dem Augenblick erhellen, da man ihn betritt, um die Lampe beim Verlassen des Gemachs wieder erlöschen zu lassen. Es wird in solchen Fällen bei der Thür ein Umschalter angebracht, der durch ihr Oeffnen in der einen Richtung und durch ihr Schließen in der entgegengesetzten gedreht wird. Elektrische Klingeln hat man schon längst an den Hausthüren wie innerhalb der Wohuräume als Kontaktapparate in Form von Druckknöpfen.

In großen Hotels, Kaufhäusern und so weiter findet man Aufzüge oder Fahrstühle in Gebrauch, die statt der früher vorwiegend benutzten hydraulischen Kraft durch einen elektrischen Motor bewegt werden. Sie sind für Privathäuser jedoch zu umfangreich und kostspielig, wogegen sich hier vorteilhaft elektrische Treppensteiger der verschiedenen bereits vorhandenen Systeme verwenden lassen. Zweckmäßig ist zum Beispiel ein Fahrstuhl, der auf zwei übereinander am Treppengeländer angebrachten Schienen mittels Laufräder und eines elektrisch betriebenen Stahlkabels sich auf und nieder bewegt.

Zahlreiche kleine elektrische Motoren stehen zur Verfügung, die für die verschiedensten häuslichen Zwecke dort überall vorteilhaft ausgenutzt werden können, wo man Anschluß an eine Zentralstation hat. Zu erster Linie eignen sie sich beispielsweise für den Betrieb von Nähmaschinen, wobei das so gesundheitsschädliche Treten der Pedale in Wegfall kommt.

Es giebt tragbare elektrische Lampen, die sich für mannigfache Zwecke trefflich eignen, auch sogar Taschenlampen dieser Art; elektrische Ventilatoren und Weckapparate, sowie elektrische Alarmapparate, die beim Ausbruche eines Schadenfeuers selbstthätig funktionieren. So könnten noch mancherlei Apparate hier aufgezählt werden, die man schon erfunden und konstruiert hat, um mittels ihrer die Elektrizität für häusliche Zwecke zu benutzen, und für die bei den enormen Fortschritten der Elektrotechnik sicherlich auch in Zukunft große Verbesserungen zu

Digitized by Google

Skeleton-Fahrer.

Schweizerschlitten.

Am Start vor einem Bobrennen.

Digitized by Google

Bobsleigh auf gerader Strecke.

Bobsleigh, eine Kurve nehmend.

Schweizerschlitter, das Ziel passierend.

„Schlitteln" in der Schweiz. (Text Seite 182.)

erwarten sind. Wie schon bemerkt, ist es vorläufig in erster Linie noch der viel zu hohe Preis der Betriebskosten, welcher der allgemeinen Einbürgerung hindernd im Wege steht. Möglicherweise wird sich jedoch im weiteren Verlaufe des Zeitalters der Elektrizität eine solche Verbilligung der elektrischen Kraft ermöglichen lassen, daß auch unsre Hausfrauen die elektrische Küche und die elektrisch geheizte Wohnung nicht mehr als unerreichbares Ideal zu betrachten brauchen. **Ernst Montanus.**

Schlitteln.

(Zu den Abbildungen Seite 180 und 181.)

Wenn Anfang Dezember die Hochthäler der Schweiz „eingeschneit" sind, so daß von nun an der Schlittelsport ununterbrochen fast vier Monate lang betrieben werden kann, dann berufen die Schlittelvereine ihre erste Generalversammlung, und wenige Tage darauf finden schon die ersten Rennen statt, wozu hauptsächlich drei Arten von Schlitten zur Verwendung kommen: der Schweizerschlitten, der Seeleton und der Bobsleigh. Von ihnen ist der Schweizerschlitten am meisten verbreitet, da er als Beförderungsmittel dient und daher im Besitz fast aller ist, denen die Gesundheit das Schlitteln erlaubt. Er ähnelt sehr den „Käfehitschen" oder „Bullerkarren", wie sie in Deutschland bei der Dorfjugend allgemein in Gebrauch sind. Gewöhnlich wird er von einer Person gefahren, nur im „Cargo-Rennen" besteht die Bestimmung, daß der Herr eine Dame vor sich die Bahn mit hinunternehmen muß.

Der Seeleton ist ebenfalls für eine Person bestimmt, man fährt jedoch nicht sitzend, sondern liegend, und die Richtung giebt man ihm mit den Fußspitzen, an denen eiserne Zacken befestigt sind, während der Schweizerschlitten mit den Händen oder kleinen, mit eiserner Spitze versehenen Stöcken, die an weniger steilen Stellen zugleich als Fortbewegungsmittel dienen, gelenkt wird.

Der Bobsleigh (Abkürzung: Bob) ist noch nicht allzulange in den Alpen bekannt, er gewinnt jedoch mit überraschender Schnelligkeit immer mehr Bedeutung. Das Gefährliche und Aufregende und der Umstand, daß durchaus nicht jeder ohne weiteres zum Bobfahrer sich eignet, mögen nicht wenig dazu beitragen. Leider ist aber gerade diese Art des Schlittelsportes ziemlich kostspielig, auch wenn man ganz von den Reparaturkosten absieht, die alle Augenblicke dadurch verursacht werden, daß man gegen Steinmauern oder andre harte Gegenstände anrennt.

Die hinteren beiden Kufen des Bobsleigh sind mit dem gepolsterten Sitzbrett fest verbunden; die beiden vorderen dagegen sind beweglich und können durch starke Stricke, die über kleine Rollen laufen, in seitliche Richtung gebracht werden. Das Lenken ist Aufgabe des ersten Mannes, des „Steuermanns", der überhaupt der eigentliche Befehlshaber auf dem Schlitten ist. Der letzte Mann hat die Bremse unter sich und muß auf das Kommando „brake!" mit aller Gewalt an den aus kräftigen Eisen bestehenden Hebeln ziehen. Die ganze Besatzung des Bobs zusammen heißt die „Mannschaft". Es gehört eine sehr große Uebung dazu, bis die vier vollkommen miteinander eingearbeitet sind.

Während der Rennen, die gewöhnlich auf der fast vier Kilometer langen Poststraße stattfinden, muß natürlich der Weg frei von jeglichen Fuhrwerken sein. Das zu erreichen ist jedoch nicht schwer, da die Kutscher für einen Schoppen Veltliner ganz gern ein wenig warten.

Kurz vor Beginn der Rennen, morgens etwa um zehn Uhr, finden sich die Wettschlittler am Start ein und beleben durch ihre bunten Kleidungen das helle Winterbild. Wenn ein Schlittelkostüm auch nicht unumgänglich notwendig ist, so macht es sich doch immerhin ganz nett, wenn bei den großen Rennen ein Bob ganz in Weiß, ein andrer in Rot, wieder ein andrer mit bunten Fähnchen geschmückt erscheint.

Nachdem die Zeitnehmer den Start markiert haben, nimmt der erste Bob hinter dem Strich Aufstellung. Die „Mannschaft" setzt sich zurecht. Nur der vorletzte Mann nimmt seinen Platz noch nicht ein, sondern wartet auf das Zählen des Zeitnehmers: „5, 4, 3, 2, 1 — los!", dann schiebt er mit ganzer Kraft an den Schultern des zweiten Mannes, bis er den Bob in die nötige Geschwindigkeit gebracht hat, und springt alsdann geschwind, ehe es zu spät ist, auf seinen Platz. Und der Bob gleitet weiter, schneller, immer schneller. Eine Vertiefung in der Straße läßt das Fahrzeug tüchtig in die Höhe springen, so daß das Eisen klirrt. Da heißt es festhalten, um nicht abgeschleudert zu werden. Immer schneller wird die Fahrt. Der Steuermann hat kein Auge für die Zuschauer, die in großen Mengen an den gefährlichsten Stellen der Bahn stehen; jedes Stück des Weges sucht er im voraus zu erkunden. Jede Muskel ist gespannt, straff hält er die Stricke der Steuerung.

Inzwischen ist auf langer, gerader Strecke die höchste Schnelligkeit erreicht — die Geschwindigkeit eines Schnellzuges! Ein Bob durchfährt bei guter Bahn die 3,7 Kilometer lange Rüti-Strecke bei Arosa, die mit 14 Biegungen ausgestattet ist, von denen 4 ohne kräftiges Bremsen gar nicht gefahren werden können, in 5 Minuten!

Nun kommt die große Kurve. Ohne Bremsen ist sie nicht zu nehmen, wenn anders man nicht den steilen Abhang hinunterfliegen will. Also „brake!" Eine Schneewolke stiebt hinter dem Bob auf. Die Fahrt verlangsamt sich etwas. Schnell folgt das Kommando „los!" Mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft zieht der Steuermann nach links, und die „Mannschaft" wirft sich hinüber nach links, um möglichst viel Gewicht nach der Innenseite zu legen. Einen Augenblick scheint der Bob zu kippen, er läuft nur auf den Außenkufen — dann ist die Kurve genommen. Jetzt heißt es „bobben"! Gleichmäßig bewegen sich die Oberkörper der vier ruckweise vor- und rückwärts, bis bald wieder die alte Geschwindigkeit erreicht ist und neue Biegungen neue Gefahren bringen.

Die Verwendung der etwa drei Zentner schweren Bobsleighs ist natürlich ausgeschlossen auf den künstlich angelegten Eisschlittelbahnen, deren be-

Digitized by Google

rühmteste der Cresta-Run zu St. Moritz ist. Diese idealsten aller Schlittelbahnen bestehen ganz und gar aus Eis, sind konkav angelegt und an den Biegungen mit hohen, abgeschrägten, oben senkrechten, zuweilen auch etwas überhängenden Eiswänden versehen, so daß das Lenken fast überflüssig wird und der Schlitten sich seinen Weg allein sucht. Infolgedessen erreicht man denn auch auf diesen Bahnen eine geradezu fabelhafte Geschwindigkeit.

Das eine unsrer Bilder zeigt das Ziel der Maraner-Eisbahn zu Arosa und einen Schweizerschlittler, wie er über die Eisfläche des Oberſees dahinschießt, nachdem er die sich durch den Wald hinziehende Bahn durchfahren hat.

Ja, es ist ein herrliches Vergnügen, das Schlitteln! Doppelt herrlich, da man es nur an so wenigen Orten ordentlich genießen kann.

Kurt Dunker.

Ein Zug auf der Unterpflasterbahn.

Die Berliner Unterpflasterbahn.

(Aufnahmen von Gordan & Tellus in Berlin.)

Die Berliner elektrische Hochbahn, die nunmehr baldigst dem Verkehr übergeben werden wird, verliert an einigen Stellen ihren Charakter als Hochbahn und senkt sich unter das Straßenpflaster. Diese Strecken, die fälschlich vielfach als Untergrundbahn bezeichnet worden sind, wurden nach dem Muster der Budapester Unterpflasterbahn, die sich trefflich bewährt hat, gebaut. Die Berliner unterirdischen Bahnstrecken liegen in der That nur etwa einen Meter tief unterhalb der Fläche, auf der der großstädtische Verkehr flutet, und haben keine Aehnlichkeit mit den Untergrundbahnen Londons, die viele Meter unter Tage, etwa wie ein Bergwerk, angelegt werden mußten. Die Berliner Unterpflasterbahnstrecken wurden angelegt, als seinerzeit die unfertigen, rohen Ausführungen der Hochbahn die Opposition der Anwohner hervorriefen, andrerseits aber auch, um neue Erfahrungen über die Anlagen von Unterpflasterbahnen im Berliner Boden zu gewinnen. Das gilt besonders für die kurze Strecke der Unterpflasterbahn am Potsdamer Bahnhof, die in einem unterirdischen Bahnhofe endigt. Man plant, von hier aus weitere Unterpflasterbahnen in das Herz der Hauptstadt vorzuschieben. Ist es doch zweifellos, daß der jetzt schon weit überlastete Boden der Hauptverkehrsadern Berlins und andrer Großstädte nur durch Unterpflasterbahnen entlastet werden kann. Aus diesem Grunde kommt den Berliner Anlagen eine ganz hervorragende vorbildliche Stellung zu.

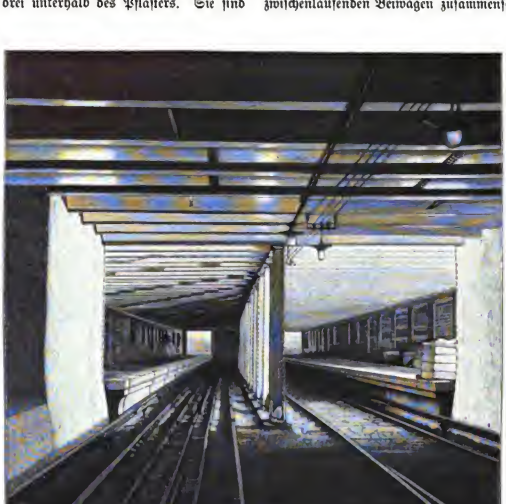
Die Berliner Unterpflasterbahn schließt sich in ihrem Oberbau natürlich den Strecken der Hochbahn vollkommen an; sie ist zweigleisig, und jede Gefahr des Zusammenstoßes ist deswegen ausgeschlossen. Ihr Querschnitt beträgt durchschnittlich 21 Quadratmeter, und ein Raum zwischen den

Digitized by Google

Schienen, sowie Nischen in den Wänden geben den Bahnarbeitern und -beamten Gelegenheit, sich vor den herannahenden Zügen zu bergen. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Grundwassergefahr gewidmet. Die Wände und Decken sind in dem vorzüglichsten Material ausgeführt, das Schutz gegen das Grundwasser gewährt, und Pumpen sind vorhanden, um gelegentlich bei außerordentlichen Ereignissen, wie Wolkenbrüche u. s. w., an der tiefsten Stelle der Bahnanlage einer Ueberschwemmung vorzubeugen.

Von den Bahnhöfen der Berliner Anlage befinden sich drei unterhalb des Pflasters. Sie sind die Tunnelwände einen dauerhaften Anstrich empfangen haben. Eines unsrer Bilder zeigt die unterirdische Welt in der Nähe der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, wo die Bahn eine größere Kurve macht, ein weiteres den Ort, wo die Bahn nach Verlassen des Bahnhofes Nollendorfplatz in die Untergrundbahn einmündet.

Die Berliner Hoch- und Unterpflasterbahn wird durch Motorwagen befahren, die in ihrem Aeußeren etwa den elektrischen Straßenbahnen ähneln. Man beabsichtigt, zunächst Züge in den Verkehr zu stellen, die sich aus je zwei Motorwagen und einem dazwischenlaufenden Beiwagen zusammensetzen. Diese



Bahnhof Wittenbergplatz.

z. B. am Potsdamer- und Wittenbergplatz auf zwei voneinander getrennten Treppen zu erreichen, beziehentlich zu verlassen. Die innere Einrichtung des Bahnhofes Wittenbergplatz zeigt das eine unsrer Bilder.

Die Architekten der neuen Berliner Bahn haben es sich zur Aufgabe gemacht, das große Werk in solcher Weise durchzuführen, daß es dem Auge einen gefälligen Eindruck gewährt und einen Schmuck der Hauptstadt bildet. In dem Sinne ist man auch bedacht gewesen, die Strecken der Unterpflasterbahn in geschmackvoller Weise auszustatten. Die Wände der unterirdischen Bahnhöfe sind z. B. durchweg mit Kacheln belegt, während Züge sollen sich in $2^1/_2$ Minuten folgen und 120 Personen fassen. Ein andres Bild zeigt einen Zug auf der unterirdischen Strecke.

In einem Werke, in dem die moderne Herrscherin Elektrizität regiert, fehlt es natürlich nicht an Licht. Das unterirdische Reich soll von großen, nach vorn abgeblendeten Bogenlampen überstrahlt werden.

Trotz der vortrefflichen Ausführung stellen sich die Strecken der Berliner Unterpflasterbahn für die gleiche Länge wohlfeiler als die entsprechende Pariser Anlage und um mehr als die Hälfte billiger als die neueste Londoner Untergrundbahn.

Franz Bendt.

Digitized by Google

Harve unter der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche.

Beginn der Unterpflasterbahn am Boulevardplatz.

Digitized by Google

Psychologische Studien.

Humoreske

von

Albert Roderich.

Mein Freund Dr. phil. Grandauer hat so seine besonderen Eigenheiten. So z. B. meint er — aber ich werde ihn seine kleine Geschichte selber erzählen lassen, dann wird man ihn schon kennen lernen. Also er erzählt:

Vor einigen Tagen empfing ich von meinem Vater aus Wiesbaden, wo er zur Kur ist, ein Telegramm folgenden Inhalts:

„Ich habe hier ein entzückendes Mädchen kennen gelernt. Das ist eine Frau für dich. Komme sofort hierher."

Am nächsten Tage war ich in Wiesbaden. Mein Vater erwartete mich mit Ungeduld in seinem Hotel.

„Das Mädchen ist soeben plötzlich nach Heidelberg abgereist," sagte mein Vater, „warum, weiß ich nicht. In einer Viertelstunde geht der Zug. Komm schnell mit nach dem Bahnhof, vielleicht kannst du sie noch sehen."

Wir fuhren eiligst nach dem Bahnhof. Unterwegs erzählte mir mein Vater von dem Mädchen. Er hatte sie im Hotel kennen gelernt. Sie hieß Mathilde Köster, war hübsch, reich, liebenswürdig und geistreich. Eine liebere Frau gäbe es auf der ganzen Erde für mich nicht; wenn ich sie nicht zu gewinnen versuchte, wäre ich ein fluchwürdiger Idiot.

Drei Minuten vor Abgang des Zuges erreichten wir den Bahnhof. Meines Vaters Blicke spähten die Wagenreihe entlang.

„Da, da!" rief er laut und erregt. „Da steigt sie ein! Siehst du nicht? Zweite Klasse. Der Herr reicht ihr das große Bouquet in den Wagen. Siehst du nicht?"

Ich sah, stürzte an den Schalter, löste ein Billet nach Heidelberg, stürmte an den Zug zurück, riß die vom Schaffner bereits geschlossene Coupéthür wieder auf und schwang mich in den Wagen. Im nächsten Momente setzte sich der Zug in Bewegung.

Der Platz meiner Dame gegenüber war noch frei. Ich nahm ihn ein. Außer uns beiden waren noch zwei Herren und eine andre Dame im Wagen. Ich faßte meinen Plan.

Nach meiner festen Ueberzeugung kann man die Charaktereigenschaften eines Menschen am sicherſten nach kleinen, unscheinbaren Handlungen beurteilen, die er gewissermaßen unwillkürlich begeht. Um das zu verstehen und zu können, muß man freilich ein gewiegter Psychologe sein. Ich aber glaube mich rühmen zu dürfen, daß ich ein gewiegter Psychologe bin. Ich habe mein System schon bei vielen meiner Bekannten in Anwendung gebracht und mich noch nie im Charakter eines Menschen getäuscht. Also ich faßte den Plan, die mir vom Vater zugedachte Frau erst einmal nach meiner Psychologie genau zu studieren. Ich hatte ja Zeit genug dazu während der mehrstündigen Eisenbahnfahrt.

Also hübsch ist sie, das ist gewiß. Ein regelmäßiges, sympathisches Angesicht und prachtvolles dunkelblondes Haar.

Sie hält das große Bouquet noch in der Hand. Es besteht aus lauter Veilchen. Veilchen sind also ohne Zweifel ihre Lieblingsblume, und das hat der Herr gewußt, der ihr das Bouquet überreicht hat. Veilchen bedeuten Bescheidenheit. Das ist nett. Aber wenn man zu wissen giebt, daß man bescheiden ist, so ist man unbescheiden. Das ist nicht nett. Jetzt legt sie das Bouquet neben sich auf den Sitz. Aber sie legt es zu weit nach vorne. Es wird bald durch die Bewegungen des Wagens zu Boden fallen. Also, das Fräulein ist unvorsichtig. Nun zieht sie die Handschuhe ab. Zuerst den linken mit der rechten Hand. Gut, sie ist praktisch. Aber, was ist das? Sie hört auf, bevor noch der eine Handschuh herunter ist. O, sie ist wenig standhaft.

Jetzt sieht sie starr aus dem Fenster. Ich glaube, sie thut das, damit ihre Blicke den meinigen, die sie so scharf fixieren, nicht begegnen. Sie will mich in keiner Weise zu irgend einer Annäherung ermutigen. Das ist brav. Vielleicht fürchtet sie aber auch, sich mit mir unterhalten zu müssen. Diese Furcht könnte aus geistigem Unvermögen oder auch aus geistiger Trägheit entſpringen. Das werde ich schon ermitteln.

Endlich ist der Handschuh ganz abgestreift. Sie legt ihn in den Schoß. Ich sehe eine recht hübsche Hand, die niemals grobe Arbeit verrichtet hat, die aber doch sorgsamer gepflegt sein könnte. Die Dame ist ohne Zweifel von etwas gleichgültiger Natur. Jetzt nimmt sie den Hut ab. Ach, sie ist doch reizend, entzückend! Sie preßt die Hand gegen das wohl etwas gelockerte Haar. Das ist Eitelkeit, aber entschuldbare Eitelkeit. Nein, jetzt sehe ich, es ist Koketterie. Diese Fingersprache sagt ganz deutlich: seht, wie prächtig mein Haar ist! Freilich, das ist es auch.

Ah, sie nimmt ein Buch aus ihrer kleinen Reisetasche. Vortrefflich! Wenn ich deine Bücher kenne, kenne ich dich. Wenn ich nur den Titel sehen könnte, — ah, wahrhaftig: Nora. Sie liest Ibsen. Ei, ei! Es scheint mir an der Zeit zu sein, zur mündlichen Prüfung überzugehen.

Eine Minute später fiel der Handschuh meines reizenden Gegenüber zu Boden. Ich hob ihn sehr schnell auf und gab ihn zurück.

„Danke," sagte kaum hörbar die junge Dame.

„Ich bedaure sehr," sagte ich.

„Wie?!" fragte sie und sah mich verwundert an.

„Ja, meine Gnädige," fuhr ich fort, „ich bedaure sehr, Ihnen diesen Dienst habe leisten zu müssen. Ich hätte für mein Leben gern eine Unterhaltung mit Ihnen begonnen. Das kann ich doch jetzt nicht. Es wäre doch, als beanspruchte ich Ihre Unterhaltung als Lohn für meinen Dienst."

Sie lächelte. „Sie unterhalten sich ja aber schon mit mir," sagte sie.

Diese Antwort war nicht geistreich, aber doch wenigstens logisch.

„Ach ja, wahrhaftig," erwiderte ich. „Gestatten Sie mir zunächst, daß ich mich Ihnen vorstelle, gnädiges Fräulein."

Digitized by Google

Ich nannte meinen Namen. Die Dame entgegnete nicht mit einem Worte, aber sie lächelte höchst sonderbar, und ich muß bekennen, daß ich für diese Art ihres Lächelns keine annehmbare Erklärung finden konnte. Aber sehr sympathisch berührte mich das Lächeln nicht, das kann ich sagen.

„Also, mein gnädiges Fräulein," fuhr ich fort, „ich sehe, daß Sie Ibsens Nora lesen. Das Urteil einer Dame über Damen ist immer interessant, es würde mich ganz außerordentlich interessieren, Ihr Urteil über Ibsens Nora zu hören."

„Haben Sie Ibsen mal gesehen?" mit dieser Frage mischte sich jetzt der kleine dicke Herr, der neben mir saß, ins Gespräch. „Haben Sie Ibsen mal gesehen? Ich hab' ihn drei- oder viermal in Christiania gesehen. Famoser Kerl, ganz famoser Kerl!"

Das Fräulein warf dem kleinen dicken Herrn einen recht verächtlichen Blick zu, der für mich zugleich ein Blick in ihren Charakter war. Gewiß, der Mann hatte eine Zurechtweisung verdient. Aber wäre es nicht vornehmer gewesen, wenn man seine unwillkommene Einmischung gänzlich ignoriert hätte? Dieser verächtliche Blick der jungen Dame zeugte von hochmütiger Selbstschätzung. Ich nahm mir vor, mich doch etwas mehr in acht zu nehmen.

„Mein Herr," antwortete jetzt das Fräulein auf meine Frage, „das Thema, das Sie da vorschlagen, scheint mir doch etwas zu schwerfällig zu sein für eine kurze Reisebekanntschaft. Wollen wir nicht lieber, wie üblich, beim Wetter anfangen?"

„Wir haben mindestens noch zwei Stunden zusammen zu reisen," entgegnete ich, „und das ist doch wirklich keine kurze Zeit für ein Menschenleben, das doch nur einen kaum auszusprechenden Bruchteil einer Sekunde unsers Planetenalters dauert."

Sie lächelte wieder, aber mit einem besseren Lächeln, und sagte: „Ihre Beweisführung ist zwar etwas sonderbar, aber gerade deshalb will ich Ihre Frage, wenigstens kurz, beantworten. Also was ich von Ibsens Nora denke? Nun, ich finde es begreiflich, daß sie ihren Mann verläßt, aber ich finde es nicht begreiflich, daß sie ihre Kinder verläßt."

Ich war peinlich berührt. Dieser Gedankengang bei einem jungen Mädchen! Nein, das war keine Frau für mich.

„Und noch eins," fuhr die junge Dame fort, „ich habe mich oft gewundert, daß deutsche Männer, die skandinavische und französische Bücher lesen und skandinavische und französische Dramen sehen, noch immer den Mut haben, sich eine Frau zu nehmen."

„Waren Sie mal in Paris?" rief wieder der kleine dicke Herr dazwischen. „Waren Sie mal in Paris? Wunderbare Weiber — Pardon, wunderbare Damen!" verbesserte er sich infolge des erneuten verächtlichen Blickes meiner Freundin.

Ich war verwirrt. Also diese junge Dame kannte all die Bücher und Dramen, — empörend! Aber wie entzückend stand ihr die energische Ironie, mit der sie jene Bücher und Dramen verdammte! Ich fühlte, wie meine Stimme ein wenig zitterte, als ich sagte, nein, flüsterte, indem ich mich unwillkürlich zu ihr herüberbeugte: „O mein Fräulein, Sie haben recht, jene Bücher und Dramen lehren uns auch, die Frauen zu fürchten und zu verachten, — bis wir eine einzige treffen, von der wir glauben, daß sie anders ist. Bis wir die eine finden, die unser Herz rührt, die —"

„Mein Herr," unterbrach sie mich schnell, „wir wollen uns doch lieber vom Wetter unterhalten."

Ich fuhr erschrocken zurück. Ich hatte freilich diese Zurechtweisung verdient, die gar nicht einmal streng gegeben wurde. In einem solchen Tone spricht man nicht, wenn man jemand gänzlich abweisen will.

Das Fräulein hatte sich inzwischen ein wenig aus dem halb offenen Fenster gelehnt. „Es regnet ein wenig," sagte sie.

Als sie sich mir wieder zuwandte, sah ich, daß ihr ein großes Stück Kohlenruß ins Gesicht geflogen war. Ich machte sie aufmerksam darauf. Sie zog ihr Taschentuch und warf einen Blick nach dem Spiegel an der Seitenwand des Coupés. Der kleine dicke Herr saß gerade davor. Er machte Miene, ihr Platz zu machen. Da ergriff mich so eine Art von Eifersucht.

„Ich habe einen Spiegel bei mir!" rief ich schnell und griff nach meinem Handkoffer, der auf dem Gepäckbehälter über meinem Sitze lag. In der Hast aber, mit der ich den Koffer herunternehmen wollte, hakte einer der Riemen fest. Mit einigen kräftigen Rucken indessen riß ich den Koffer los und hatte in der nächsten Minute das Vergnügen, meinem interessanten Gegenüber einen anständigen Handspiegel präsentieren zu können.

Plötzlich gab es einen ziemlich heftigen Stoß, und der Zug hielt. Ich riß das Fenster herunter. Wir hielten auf freiem Felde. Wir sahen den Zugführer und die Schaffner die Wagen entlang eilen und alle Thüren aufreißen.

„Da ist ein Unglück geschehen!" rief ängstlich die andre Dame, die mit in unserm Coupé war.

„Sehen Sie Rauch?" fragte der dicke kleine Herr. „Ich bin mal von Genua nach Rom gefahren, da kamen drei Wagen in Brand. Sehen Sie Rauch?"

In diesem Augenblick ward die Thür unsers Wagens aufgerissen, ein Schaffner warf einen Blick an die Decke, sprang in den Wagen und rief: „Hier ist es!"

Im nächsten Moment war auch der Zugführer in unserm Coupé.

„Wer hat hier die Notbremse angezogen?" fragte er erregt und streng.

Niemand antwortete.

„Hier ist die Notbremse angezogen. Die Plombe ist abgerissen. Sehen Sie doch!"

Da fiel mir mein festgehakter Koffer ein. Ich meldete mich.

„Bis zu hundert Mark Strafe!" rief der kleine dicke Herr.

„Jawohl, ganz recht," sagte der Zugführer. „Aber wenn es doch unverschuldet und nur aus Versehen geschehen ist," warf ich ein.

„Das kann ich jetzt nicht untersuchen, mein Herr. Wohin reisen Sie?"

„Nach Heidelberg."

„Dann mache ich Ihnen den Vorschlag, daß Sie jetzt bei mir hundert Mark deponieren und die Sache dann in Heidelberg beim Stationsvorstand verhandeln."

Ich erklärte mich einverstanden und zog mein Portemonnaie, um das Geld zu zahlen.

Da kam ich auf einen vortrefflichen Gedanken. Ich hatte zwar viel mehr als hundert Mark bei mir, nachdem ich aber bis neunzig gezählt hatte, that ich, als ob ich vergeblich nach mehr suche.

Digitized by Google

„Bitte, beeilen Sie sich, mein Herr, wir haben ohnehin schon bedeutende Verspätung,“ sagte der Zugführer.

„Hm, ich habe eine größere Ausgabe in Wiesbaden gehabt, ich habe nur noch neunzig Mark bei mir,“ sagte ich.

Jetzt geschah das, worauf ich spekuliert hatte. Meine junge Freundin bat sich dringend aus, die fehlenden zehn Mark einstweilen auslegen zu dürfen. Sie wäre doch eigentlich die Ursache des ganzen Unglückes. Ich nahm den Vorschuß dankend an. Nun hatte ich einen vortrefflichen Grund, die Bekanntschaft mit der jungen Dame in Heidelberg fortsetzen zu können. Ich mußte ihr doch das Darlehen zurückzahlen.

Ich war sehr zufrieden mit mir wegen dieser guten Idee, beschloß aber auch, das Studium des Charakters der Dame eifrig fortzusetzen.

Wenige Minuten später war der Zug wieder in voller Fahrt.

„Mein Herr,“ sagte der kleine dicke Herr neben mir, „Sie können sich gern auf mein Zeugnis berufen. Mein Name ist Butze, Heinrichstraße 67, Heidelberg. Waren Sie mal in Rom? Na, wie ich das letzte Mal da war, hat mir ein Herr im Hotel erzählt, er hat mal auf der Reise von Rom nach Neapel die Notbremse angezogen, weil ihn einer im Coupé anfallen wollte. Der wollte ihn aber gar nicht anfallen, und da sollte er auch Strafe zahlen. Hundert Lire oder so was. Er hat aber nur zwanzig Lire gezahlt, gleich an den Zugführer, und da hat er nie wieder etwas von der Sache gehört. Ja, das wollte ich Ihnen nur sagen.“

Während dieser Rede hatte ich bemerkt, daß das Fräulein sich krampfhaft bemühte, das Lachen zu unterdrücken. Jetzt aber brach sie in lautes Lachen aus. Ich glaubte erst, es gelte der etwas sonderbaren Erzählung des kleinen dicken Herrn. Aber nein, es galt mir.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte sie jetzt, noch immer lachend, „aber die Sache war doch eigentlich zu komisch.“

Ich war sehr unangenehm berührt. In diesem Lachen lag Schadenfreude. Sie bemerkte wohl mein Unbehagen und sagte, plötzlich sehr ernst werdend:

„Ich bitte um Entschuldigung. Es ist wirklich unrecht von mir. Sie sind so schlecht belohnt für Ihre Gefälligkeit, und ich lache —“

Dabei reichte sie mir die Hand. Einen Augenblick hielt ich diese reizende Hand in der meinigen, und es ward mir ganz sonderbar ums Herz. Ich beugte mich wieder zu dem reizenden Mädchen hinüber und flüsterte: „Ach, liebes Fräulein, noch hundertmal möchte ich die Notbremse ziehen, wenn ich Ihnen einen Dienst erweisen könnte!“

Da machte aber das Fräulein ein sehr strenges Gesicht und lehnte sich in das Wagenpolster zurück. Sie begann mit anscheinend großer Sorgfalt die letzten Spuren des Rußflecks aus ihrem Gesichte zu entfernen.

Ich aber versank in Nachdenken. Ich rekapitulierte die Beobachtungen, die ich über das reizende Geschöpf gemacht hatte. O sicher, die Fehler der jungen Dame überwogen ihre Vorzüge, aber dennoch, sie war liebenswürdig. Ja, sie war würdig, geliebt zu werden. Das schien mir über allen Zweifel erhaben, und ich beschloß, ihren Spuren weiter zu folgen. Die Dämmerung war eben angebrochen, als wir in Heidelberg ankamen. Unsre drei Reisegefährten stiegen vor uns aus; dann folgte ich, und zuletzt meine Freundin, der ich die Hand bot, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Sie blieb einen Augenblick vor dem Coupé stehen und sah wie suchend umher.

„Darf ich Ihnen einen Wagen besorgen?“ fragte ich.

„Danke Ihnen, mein Mann holt mich vom Bahnhof ab.“

Ich stand starr.

„Ihr — Ihr — Mann?!“

„Ja, ja.“

„Sie sind nicht Fräulein Mathilde Köster?“

„Wie kommen Sie darauf? Ah, jetzt fällt mir's ein.“ Die andre Dame, die mit in unserm Coupé war, heißt Fräulein Köster. Ein junges Mädchen, das in Wiesbaden Abschied von ihr nahm, nannte sie so. „Ah, da ist mein Mann!“

Ein großer, schlanker Herr eilte auf sie zu, umarmte und küßte sie zärtlich und sagte: „Gott sei Dank, daß du wieder da bist!“

Ich fühlte, wie ich zitterte.

„Mein Herr,“ sagte ich in tödlicher Verlegenheit, „Ihre Frau Gemahlin hat mir unterwegs zehn Mark geliehen; erlauben Sie, daß ich sie Ihnen jetzt gleich zurückzahle.“

Ich zog mein Portemonnaie.

Meine Reisegefährtin warf mir einen zornigen Blick zu.

„Ah, Sie hatten genügend Geld bei sich, Sie wollten nur —“

„Was ist das?“ fragte der Gatte und sah mich dabei recht unliebenswürdig an.

„Ich erzähl's dir nachher,“ antwortete die Dame. „Adieu!“ sagte sie kurz zu mir und schritt am Arm ihres Mannes schnell davon.

Nun fiel mir's wieder ein. Als ich sie im Coupé zuerst mit „Fräulein“ angeredet hatte, lächelte sie so sonderbar. Aus diesem Lächeln hätte ich nach meinen psychologischen Kenntnissen sofort wissen müssen, daß die Dame gerne Menschen foppt. Es ist mir ganz recht geschehen.

Digitized by Google

Litteratur.

Ein neues Buch von Friedrich Ratzel darf stets auf besondere Beachtung Anspruch erheben, in erhöhtem Maße aber ist das der Fall mit dem Werke „Die Erde und das Leben“, von dem uns der erste Band vorliegt (Leipzig, Bibliographisches Institut). Als Domäne Ratzels galt bisher die „Anthropogeographie“, und in seinem gleichnamigen Werke legt er die Beziehungen dar, die zwischen den verschiedenen Menschenrassen und dem Boden bestehen, der ihre Heimat ist. Den Boden selbst, d. h. die ganze Erdoberfläche zum Gegenstand hat Ratzels neues Werk, das auch den Nebentitel „Eine vergleichende Erdkunde“ trägt. Nur scheinbar neu ist für den Autor also das Gebiet, auf das er sich hier begeben, das der physikalischen Geographie. Denn das war ja das Besondere an Ratzels Anthropogeographie, daß er aus dem Boden heraus die Eigentümlichkeiten der Menschenrassen erklärte. Aber nicht nur die Erdoberfläche, sondern die Erde als Ganzes ist Gegenstand des neuen Werkes, und da unser Planet wiederum nur ein Teil des Weltalls ist, so mußte die Betrachtung auch diesem Gedanken gerecht werden. Es folgt deshalb in dem vorliegenden Band auf eine historische Einleitung, die von der Geschichte der Erdkunde handelt, eine kosmologische: „Die Erde und ihre Umwelt“. In dem weiteren Abschnitt: „Die Wirkungen aus dem Inneren der Erde“, lauten die Unterabteilungen: „Vulkanismus“, „Erdbeben“, „Strandverschiebungen“, „Gebirgsbildung“. Ein weiteres Kapitel behandelt „Land und Wasser, Festländer und Inseln“, der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit Küsten, wie Gestalte, Schutt und Erddecken, der fünfte Verwitterung und Erosion, und weitere Kapitel erörtern die Bodenformen. Dem Kenner Ratzelscher Ideen wird es eine Freude sein, die Grundgedanken seiner Anthropogeographie auch hier wieder anklingen zu hören. Zur Erde gehört ja auch sein vornehmster Bewohner, der Mensch, auch er ist somit Gegenstand der Betrachtung. Bei strenger Wissenschaftlichkeit ist auch dieses Buch, wie alle Verlagswerke des Bibliographischen Instituts, durchaus gemeinverständlich geschrieben. Wie gute Zeichnungen trefflicher Abbildungen (wovon viele farbig) und Karten erhöht die Anschaulichkeit. Der demnächst folgende zweite Band wird die Welt des Wassers und der Luft zum Gegenstand haben.

— Eine Fortsetzung seines groß angelegten, reich illustrierten Napoleon-Werkes giebt Dr. Julius von Pflugk-Hartlung in „Napoleon I. — Das Erwachen der Völker“ (Berlin, J. M. Spaeth). Die Bezeichnung „Fortsetzung“ möge nicht falsch verstanden werden, denn der neue Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze, die Kenntnis des vorigen nicht bedingt; aber während im ersten Bande die Laufbahn Napoleons von den Anfängen in der Revolutionszeit bis zur Begründung des Kaiserthums geschildert und die gewaltige Entwicklung der napoleonischen Herrschaft dargelegt wird, zeigt der weitere Band den großmächtigen Kaiser auf seiner stolzen Höhe, die freilich nur von kurzer Dauer war, denn während der Imperator im Glanze seines Glückes sich noch sonnte, begannen bereits die unterjochten Völker aus ihrer Trägheit sich aufzuraffen. Der Beschreibung des prunkenden Hofhaltes reiht sich die Darlegung der Kämpfe an, die schließlich zur Niederwerfung des Gewaltherrn führten. Besonders wichtige Abschnitte bilden natürlich der Zug nach Rußland und die Befreiungskriege. Auch in diesem Bande haben dem Herausgeber hervorragende Fachschriftsteller zur Seite gestanden, deren Schilderungen von außerordentlich guten Bildern begleitet sind. Neben den Porträts der bedeutenden Personen jener weltgeschichtlichen Epoche erhalten wir Ansichten der historisch denkwürdigen Orte, Schlachtenbilder und Scenen aus dem militärischen Leben der Zeit, dazu Pläne und Skizzen, nach denen man den Verlauf der Kämpfe verfolgen kann. Vieles hiervon ist nach den Originalen der berühmten Meister napoleonischer Zeit wiedergegeben.

— Houston Steward Chamberlain, der auch in Deutschland schnell bekannt gewordene Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, ist auf den eigenartigen Gedanken gekommen, die Lehre Christi aus ihrer historischen Einkleidung durch die Erzählungen des Evangelisten herauszuschälen und in einem Werke zusammenzufassen, das unter dem Titel „Worte Christi“ von der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München veröffentlicht worden ist und sowohl wegen seines Inhalts wie wegen seiner vornehmen Ausstattung jedem gläubigen Christen, überhaupt jedem denkenden Menschen als edles Geschenkwerk willkommen sein wird. An einen Ausspruch des Kirchenlehrers Papias anknüpfend, der von sich schried, daß ihm die Bücher nicht so viel nützen wie das lebendige Wort Christi, das bis heute in den Menschen fortlönt, hat Chamberlain die Worte Christi, wie sie die Evangelisten überliefert haben, aber in ihrer möglichst reinen und ursprünglichen Form zusammengestellt und nach gemeinsamen Grundgedanken gruppiert. Unter der Ueberschrift: über Glauben und Beten, über Gott und das Reich Christi, über sich und die Seinen, über die Priester und ihre Religionsgebräuche, über die Welt und die Menschen und über Thun und Lassen hat er die ganze christliche Heils- und Sittenlehre zusammengefaßt, und damit hat er allen, die die reine, von allen dogmatischen Auslegungen freie Lehre Christi immer vor Augen haben und im Herzen tragen wollen, einen großen Dienst geleistet. Weit über den Kreis eines gewöhnlichen Andachtsbuches hinaus erhebt sich das schöne Werk zur Bedeutung einer Urkunde.

— Das Prachtwerk „Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts“, herausgegeben von E. Werkshagen, liegt nunmehr bis zur Hälfte vor (Bertin, Wartburg-Verlag). In Lieferung 13 behandelt Professor D. Smend in Straßburg Paul Gerhardt und das evangelische Kirchenlied, während weiterhin Professor Dr. Reinmann Händel und Bach im rein evangelischer Kirchenmusik schildert. Leidnitz und die Anfänge des Pietismus erörtert Professor Dr. Troeltsch in Heidelberg, und höchst interessante Ausführungen über den Protestantismus im Zeitalter Friedrichs des Großen bietet Dr. Kurtz. Ueber vaterländische und religiöse Erhebung zu Anfang des 19. Jahrhunderts berichtet Professor Dr. Wiemeck, und ein Lebensbild Schleiermachers giebt Professor Schola. Diese Arbeit findet eine treffliche Ergänzung in „Kant und Fichte“ von Professor Dr. A. Dorner. Im ferneren behandelt die evangelische Kirche im neuen deutschen Reiche Hofprediger D. Rogge, und die Innere Mission im Protestantismus schildert Professor D. Hering. Weiter schildert Professor D. Mirbt die Entwicklung der äußeren Mission, und in einem Anhange behandelt Pastor D. Grundemann die jüngsten chinesischen Wirren in ihrer Bedeutung für die protestantische Mission. In Lieferung 25, „Gustav Adolf-Verein und der Evangelische Bund“, giebt Professor Dr. Haupt eine Uebersicht über die weitverzweigte Arbeit des Gustav Adolf-Vereins in der Heimat und in der Diaspora. Für das evangelische Haus ist das Werk, das die bedeutendsten protestantischen Persönlichkeiten zu seinen Mitarbeitern zählt und einen ungewöhnlich reichen Illustrationsschmuck bietet, wooon vieles hier zum ersten Male veröffentlicht wird, auf das wärmste zu empfehlen.

— In jünster, erweiterter Auflage erschienen der J. Baedeker in Leipzig Eduard Engels „Geschichte der französischen Litteratur“ und „Geschichte der englischen Litteratur“. Wir dürfen die beiden Werke wohl in einem besprechen, denn sie sind aus demselben Grundsatze geschaffen worden, der darin beruht, dem Leser ein Handbuch zu geben, das ihm einen sicheren Ueberblick über das gesamte Gebiet schrittsum, von den Anfängen bis auf die Gegenwart, gewährt und ihn durch Mitteilung von Proben zugleich mit der Eigenart der einzelnen Autoren vertraut macht. Natürlich ist die ältere Litteratur nicht so eingehend behandelt wie die neuere, aber doch ausführlich genug, um ein treffendes Bild der Entwicklung zu geben. Es ist geradezu erstaunlich, wie vorzüglich es dem Autor gelang, in einen immerhin nur knappen Rahmen alles Wissenswerte zusammenzudrängen. Man mache nur Stichproben mit solchen Autoren, die einem selbst vertraut sind, und man wird zugeben, daß der Verfasser in seinem Urteil ebenso gründlich wie trefflicher ist. Bei der englischen Litteratur hat der Autor selbstverständlich nicht die nordamerikanische vergessen und führt auch hier die Uebersicht über das Bemerkenswerte bis auf die jüngste Zeit. Beide Werke lassen sich angelegentlich denen empfehlen, welche die bedeutenden Erzeugnisse der fremden Litteraturen selbst lesen wollen, zugleich aber sind es treffliche Nachschlagebücher, die über die Autoren und ihre Schriften sichere Auskunft erteilen.

— Von Franz Liszts Briefen an die Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein, herausgegeben von La Mara, liegt jetzt auch der vierte und letzte Band vor (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Es ist wohl der interessanteste Teil dieser wertvollen Briefe, denn er zeigt, welche Hindernisse — äußerliche wie selbst herbeigeführte — sich dem lang ersehnten Vereinigung dieser beiden bedeutenden Menschen entgegenstellten. Nicht Liszt war es, der die Freundin aufgab, sondern sie verzichtete, und unter ihrem Einfluß nahm er die kirchlichen Weihen. Wer den bedeutenden Meister auch in seinem Menschentum voll würdigen will, dem ist die Kenntnis dieser Briefe unentbehrlich.

— Der in Frankfurt thätige Maler und Zeichner Wilhelm Steinhausen ist einer der einsam schaffenden und darum wenig gekannten deutschen Künstler, die eine viel höhere Wertschätzung verdienen, als sie ihnen bisher zu teil geworden ist. Die Kraft seines Wesens, seine ganze geistige Stimmung und Richtung wurzeln in den großen deutschen Meistern des 16. Jahrhunderts, besonders in Dürer, dem er an Tiefe der Empfindung, an Schlichtheit und Naivität der Auffassung fast gleichkommt. Auch ist etwas vom Geiste Ludwig Richters, der

Digitized by Google

zu den Leitsternen seiner Jugend gehörte, in ihm lebendig geworden. Wie hoch Steinhausen, der Bruder des Verfassers der „Irmela“, die er auch illustriert hat, als Maler und Zeichner biblischer Darstellungen und als Schilderer deutschen Familienlebens in Ernst und Humor eigentlich zu schätzen ist, haben wir erst jetzt durch Taoib Kod erfahren, der eine liebevolle, eingehende Schilderung seines Lebens und seiner Kunst im Verlage von Eugen Salzer in Heidelberg herausgegeben hat. In 116 Abbildungen werden uns die Hauptwerke Steinhausens, Gemälde, Zeichnungen, Lithographien und Holzschnitte, vor Augen geführt, so daß selbst der Leser, der von Steinhausen bisher nur wenig oder gar nichts gewußt hat, beurteilen kann, welch ein reicher Schatz von Gemüt, Stärke und Wärme der Empfindung, welch eine Reinheit und Hoheit der Gesinnung und welch eine tiefe, aus dem Vollen schöpfende Darstellungsgabe in dem Schaffen des jetzt fünfundfünfzigjährigen Künstlers umschlossen sind.

— Von der „Kunstgeschichte in Bildern“ (Leipzig, E. A. Seemann), einem in großem Stile angelegten und durchgeführten Werke, sind in rascher Folge zwei neue Bände, das Altertum und die Kunst des sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, erschienen, so daß an der Vollendung des Ganzen nur noch ein Band (Mittelalter) fehlt, der demnächst erscheinen wird. Das Altertum (100 Tafeln, gebunden 12,50 Mark) ist von Professor Dr. Franz Winter, einem der kenntnisreichsten und urteilsfähigsten unter unsern jüngeren Archäologen, bearbeitet worden. Bei der Auswahl der Abbildungen, die jede der drei Künste in chronologischer Entwicklung zeigen, sind neben dem bekannten, in einer solchen Sammlung unentbehrlichen Material die Ergebnisse der neueren Ausgrabungen, die namentlich unsre Kenntnis der archaischen Kunst Griechenlands in höchst überraschender Weise bereichert und vertieft haben, nach Gebühr berücksichtigt worden. Eine besondere Anerkennung verdient es, daß Herausgeber und Verleger nicht so sehr den Schwerpunkt auf Ausdehnung des Materials als auf größtmögliche Deutlichkeit in der Wiedergabe der einzelnen Gegenstände gelegt haben. Tasselbe gilt auch von dem fünften Bande, der, von Professor Dr. H. Thode bearbeitet, die Kunst des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts (100 Tafeln, gebunden 12,50 Mark) behandelt. Aber ist die Größe des Maßstabes bei der Ueberfülle des architektonischen, plastischen und malerischen Details namentlich der Barockarchitektur zu gute gekommen, die noch nie zuvor in einem populären Bilderwerk so liebevoll und sorgfältig mit in Betracht gezogen und gewürdigt worden ist, so ist auch die Malerei gebührend zur Geltung gekommen, insbesondere die niederländische des siebzehnten Jahrhunderts.

— Von der in „Meyers Klassiker-Ausgaben“ (Leipzig, Bibliographisches Institut) erscheinenden neuen kommentierten Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken liegen zwei weitere Bände (der 8. und der 12.) vor, die sich dem früher von uns angezeigten ersten Bande würdig anschließen. Sie enthalten den „Werther“, die „Wahlverwandtschaften“ und die beiden ersten Bände von „Dichtung und Wahrheit“. Der 8. Band ist von Dr. Viktor Schweizer, der 12. von Professor Dr. Karl Heinemann bearbeitet. Beide Herausgeber haben sich dem für die ganze Sammlung geltenden Plan und das strengste angeschlossen, und die rühmenswerte Einheitlichkeit, welche die Meyerschen Klassiker-Ausgaben auszeichnet, bewährt sich auch wiederum hier. Einleitungen, Inhalten und Schlußanmerkungen dienen dazu, dem Leser all das mitzuteilen, was zur Erleichterung des Genusses und zur Vertiefung des Verständnisses dienen kann. Wir erwähnen nochmals, daß die Ausgabe in zwei Abteilungen zerfällt, deren erste, auf 15 Bände beschränkt, alle Hauptwerke Goethes enthält, während die zweite, gleichfalls 15 Bände umfassend, die übrigen belletristischen und die Mehrzahl der naturwissenschaftlichen Werke aufnimmt. Wenn die Ausgabe in Pausen von je 2 bis 3 Monaten verhältnismäßig langsam erscheint, so ist doch bei der sehr sorgfältigen Herstellung ein schnellerer Fortgang kaum möglich.

— Goethes ausgewählte Gedichte in chronologischer Folge mit Anmerkungen, herausgegeben von Otto Harnack (Bieweg & Sohn, Braunschweig). Der bekannte feinsinnige Goetheforscher bietet in diesem vornehm ausgestatteten Bändchen allen Verehrern der Muse des großen Dichters eine mit großem Geschick und liebevollstem Verständnis zusammengestellte Auswahl von Goethes Lyrik. Man erhält durch diese sehr lobenswerte chronologische Anordnung der Gedichte ein überraschend klares Bild von dem künstlerischen Werdegang und der persönlichen Entwicklung Goethes. Die Auswahl umfaßt die Jahre 1766—1829 und enthält auch Gedichte, die in den gewöhnlichen Ausgaben fehlen. Die Anmerkungen, die O. Harnack jedem Gedichte anfügte, sind bei all ihrer Knappheit außerordentlich wertvoll, indem sie nicht nur über die Entstehung des Gedichtes Aufschluß geben, sondern auch Erläuterungen enthalten, die zum besseren Verständnis der einzelnen Gedichte beitragen.

— Von dem großen, vor fünf Jahren erschienenen illustrierten Prachtwerke des Engländers Houston Stewart Chamberlain hat die Verlagsanstalt F. Bruckmann in München eine neue Textausgabe auf den Markt gebracht, um das gehaltvolle, ungemein fesselnd geschriebene Buch auch denen zugänglich zu machen, denen die illustrierte Ausgabe zu kostspielig ist. Die berufene Kritik hat diesem Werke schon bei seinem ersten Erscheinen eine erste Stelle in der Wagner-Litteratur angewiesen und den Verfasser an die Spitze der kleinen Schar wirklicher Wagner-Kenner gestellt. Es ist in der That staunenswert, mit welcher Sicherheit und Meisterschaft der Engländer nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch die gelamte Wagner-Litteratur beherrscht, deren kritische Würdigung durch das ganze Buch hindurchgeht. Es bietet nicht nur eine Biographie und eine Würdigung des Komponisten vom künstlerischen Standpunkt, sondern stellt uns die ganze künstlerische und menschliche Erscheinung des Meisters klar und plastisch vor Augen. Es ist übrigens bemerkenswert, daß das Buch bei den Engländern erst aus dem Deutschen ins Englische übersetzt worden ist. In der englischen wie in einer französischen Ausgabe hat es bereits mehrere Auflagen erlebt — ein Beweis, wie sehr Wagner in den letzten Jahren auch im Auslande an Achtung gestiegen ist und wie am Ende doch nationale Vorurteile vor wahrer Künstlergröße weichen. Tazu reichlich beigetragen zu haben, ist ein Verdienst Chamberlains.

— Zu den liebenswürdigsten Erzählern der Gegenwart gehört Adolf Schmitthenner. Wenn man den Ausdruck „Kleinkunst“ auch auf die Erzeugnisse der Litteratur anwenden darf, so ist er zu den ersten Meistern dieser Kunst zu rechnen, denn nur wenige stehen ihm gleich in dem Vermögen, den alltäglichen Tingen hohen Reiz abzugewinnen, das Unscheinbare mit dem Lichte einer traulichen, heraewinnenden Poesie zu verklären. Den Lesern unsrer Zeitschrift hat der Autor wiederholt Proben dieser ausserlesenen Kunst gegeben, und so werden sie in den „Neuen Novellen“, die er jetzt bei F. W. Grunow in Leipzig herausgiebt, einigen Bekannten begegnen, aber die große Mehrheit der Geschichten dürfte ihnen doch fremd sein, und auch das ihnen Bekannte werden sie gern von neuem genießen. Im kleinen Maße versteht sich der Dichter auf den liebenswürdigen Humor wie auf den ergreifenden Ernst, und wie er auch den Leser packen moge, stets erzielt er eine volle Wirkung.

— Eine ungemein liebenswürdige Geschichte bietet Hermine Billinger mit ihrer Erzählung „Binchen Bimber“ (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.). Die Dichterin versetzt uns damit in ihre badische Heimat, in der die Wurzeln ihrer poetischen Tarstellungskraft ruhen, und mit nachsender Teilnahme folgen wir den Geschicken einer behäbigen Bürgerfamilie. Die Titelheldin ist zwar nur eine Hausgenossin dieser Familie, aber doch ihr eigentlicher Schutzgeist, der allzeit hilfsbereit einspringt, wo es not thut, und schließlich auch das eigne Glück findet, gegen das verletzter Stolz sich lange sträubt. Die Erzählung verläuft spannungsvoll in eine Vorderhaus- und eine Hinterhausgeschichte — hier die Herrschaft, dort die Tienenden — und in beiden bekundet die Verfasserin eine gleich glückliche Charakteristik. Anheimelnder Humor ist das Gepräge des Buches, das Curt Liebich mit munteren Bildchen illustriert hat.

— Von seinen illustrierten Ausgaben bekannter deutscher Erzähler bietet der Verlag von A. Bong & Comp. zu Stuttgart einige neue Bände dar. Wie ein heiteres Idyll liest der Roman „Le Pfarrer von Kirlorf“ von Ludwig Ecken ein, spitzt sich jedoch infolge tückischer Intriguen, welche die konfessionellen Gegensätze zur Verbiedigung persönlichen Hasses ausbeuten, zu ernsten Konflikten zu, die indessen zu versöhnendem Ausklang gelangen. Flotte Jagdgeschichten erzählt Anton von Perfall in der Sammlung „Aus Berg und Thal“. Es sind teils Novellen, teils Skizzen aus dem Weidmannsleben, die nicht nur bei dem eifrigen Jäger, sondern auch bei dem übrigen Publikum dank der frischen Tarstellung lebhaften Anklang finden werden. Acht Erzählungen vereinigt Hans Arnold in dem Bande „Zwei Affen und andre Novellen“. Mit Ausnahme einer Geschichte, die elegisch ausklingt, sind es muntere Humoresken, die zum erheblichen Teil in Offizierskreisen spielen. Eine von ihnen, „Schnell gefreit“, ist den Lesern unsrer Zeitschrift gewiß in angenehmster Erinnerung. In allen drei Werken stimmen die Abbildungen harmonisch mit dem Inhalt überein. In zweiter Auflage erschien Ludwig Ganghofers prächtiger, durch feine und tiefe Charakteristik wie durch reich bewegte Handlung ausgezeichneter Roman „Die Sünden der Väter“, den A. F. Seligmann mit stimmungsvollen Illustrationen begleitet hat. In den 16 Jahren, die seit dem Erscheinen dieses Romans verflossen sind, hat er nichts von seiner Frische verloren, und das kann man nicht von vielen unsrer modernen Romane sagen. — Ein wahrhaft herzerquickendes Buch hat derselbe Verlag in einem neuen Werk von Heinrich Hansjakob gebracht: „Verlassene Wege“, eine Sammlung von Tagebuchblättern, die

Digitized by Google

die Eindrücke oder, wie der Verfasser sagt, „Momentphotographien" enthalten, die er während einer Reise über den Schwarzwald, durch die Baar, den Hegau und Linzgau ins Donauried und von da zurück durch Hohenzollern und den württembergischen Schwarzwald ins heimatliche Kinzigthal aufgenommen hat. Hansjakob hat die ganze Reise zu Wagen gemacht, auf den Landstraßen, „die in unsern Tagen einsam und verlassen sind", weil der ganze Verkehr sich den Schienenwegen angeschlossen hat. Es ist begreiflich, daß der treffliche Beobachter, der geistvolle Plauderer da was gesehen und erlebt hat, was sonst nur wenigen Schriftstellern vor Augen kommt, und seine Beobachtungen hat er mit dem feinen, behaglichen Humor wiedergegeben, der fast allen Erzeugnissen dieses beliebten Volksschriftstellers eigen ist. Ein derselbe Stimmer, Carl Liebich, hat das Buch mit hübschen landschaftlichen Skizzen geschmückt.

— Fesselnde Erinnerungen aus seiner dreißigjährigen Dienstzeit giebt Oberstleutnant a. D. Conrad Alberti (Berlin, Friedrich Luckhardt). Ein drolligen Schilderungen des Lebens in kleinen Garnisonen reihen sich die spannendern Erlebnisse aus dem deutsch-französischen Kriege an, und den Schluß des Bandes bildet eine Anzahl kleiner Skizzen und Geschichten, die zu dem Besten gehören, was es auf dem Gebiete der Militärhumoreske gibt. Der Autor erzählt vortrefflich und weiß es sich um die Darlegung von Schwächen oder Schaden handelt, nimmt er kein Blatt vor den Mund. Auch wer nicht das zweitelist Tuch getragen hat, wird das frische Buch mit großem Behagen lesen.

— In seinem Roman „Die Freibeuter" (Berlin, Fontane & Comp.) versetzt Fedor von Zobeltitz die Leser in jene Tage Berlins, welche der Katastrophe von 1806 kurz vorausgingen. Einen nicht geringen Teil der Personen, die damals in gutem oder üblem Sinne eine Rolle spielten, lernt man näher kennen, und es ist außer Frage, daß der Autor die Zeit- und Lokalgeschichte eifrig studiert hat, so daß man ein richtiges Bild von den Verhältnissen und Menschen gewinnt. Die eigentliche Fabel bildet eine Kriminalgeschichte von hoher Spannung.

— Heinrich Hansjakob, den würdigen Pfarrer und trefflichen Dichter zu Freiburg in Baden, schildert anziehend in seinem Leben und Wirken Albert von Pfister (Stuttgart, A. Bonz & Comp.). Liebevoll hat sich der Verfasser in das Werden und Wachsen des kernigen Mannes vertieft, und wie über seinen äußeren Lebensgang, so weiß er über sein litterarisches Schaffen viel Interessantes mitzuteilen. Leider ist Hansjakob in Norddeutschland lange nicht so bekannt, wie er es verdiente; von diesem Buche aber, dem zahlreiche Abbildungen beigegeben sind, läßt sich hoffen, daß es dem eigenartigen, charaktervollen Poeten auch im Norden unsers Vaterlandes zahlreiche Verehrer gewinnt.

— Von den Gesammelten Schriften der Marie von Ebner-Eschenbach liegen der 7. und 8. Band vor, eine weitere Folge der kleinen Erzählungen, umfassend Drittes, Gebrüder Poetzl. Insgesamt enthalten die beiden Bände 13 Novellen, auf deren Charakterisierung im einzelnen wir verzichten, denn der Ruf der Dichterin ist fest begründet. Wie im großen Roman, so erweist sie sich auch in der knapp gefaßten Erzählung als Meisterin, die mit eigenartiger Erfindung und sicherer Charakeristik stets eine künstlerische Form verbindet.

— Längst vergangene Tage führt Carl Graf Oberndorf mit den „Erinnerungen einer Urgroßmutter" herauf, d. h. mit den Aufzeichnungen seiner Ahne, der Marianna Katharina Bechtolsheim, geborenen Gräfin Bueil (Berlin, Fontane & Comp.). Die Erinnerungen reichen bis kurz vor den Ausbruch der französischen Revolution zurück, und wenn die Verfasserin von dieser auch nur aus den Erzählungen ihrer erwachsenen Verwandten und Freunde zu berichten weiß, so trägt sie doch zur Geschichte der gewaltigen Umwälzung manche bemerkenswerte Einzelheit bei. Ihren Aufnamen erhielt sie nach ihrer Taufpatin, der Kaiserin Katharina von Rußland, deren Ehrendame einst ihre Mutter gewesen war, und besondere Freundschaft verband die Familie mit dem Reichsfreiherrn Friedrich Melchior von Grimm, jenem merkwürdigen Manne, der, ein Bauer von Geburt, in der Pariser gelehrten und diplomatischen Welt durch Jahrzehnte eine wichtige Rolle spielte. In diesen Kreisen ein treuer Freund der gräflichen Familie Bueil, erwies sich ihr Baron Grimm auch in den schlimmen Zeiten als ein opferwilliger Beschützer, und ihm dankte sie es wohl zumeist, daß sie, vor den Stürmen der Revolution nach Deutschland geflüchtet, an deutschen Höfen freundliche Aufnahme fand. Eine große Anzahl berühmter und bekannter Persönlichkeiten, Fürsten, Militärs, Diplomaten, Gelehrte und Dichter, lernte die Gräfin Katharina, die sich später mit dem preußischen Rittmeister Emil von Bechtolsheim vermählte, kennen, und von vielen weiß sie Interessantes zu melden. Nach „Pikanten" würde man allerdings in dem Buche vergebens suchen, obwohl die Verfasserin von solchem gewiß mancherlei hätte mitteilen können, aber ihre feusche Natur widerstrebte von Grund aus der Frivolität. Die Aufzeichnungen lesen sich vielmehr nur wie die Eindrücke, die eine wohlerzogene Tochter, eine treffliche Gattin und Mutter von den Ereignissen empfing. Aber welche Ereignisse waren dies: die Revolution und Emigration, die large Unterstützung der Fremde, die Beugung Deutschlands unter das napoleonische Joch, der Zug nach Rußland, endlich die Befreiungskämpfe. Ja, ein großes Stück Weltgeschichte spiegelt sich wieder in diesen Aufzeichnungen einer klugen Frau, welche in die Tiefe vorurteilslos zu betrachten suchte und Trost in vielem Leide von ihrem innigen Gottglauben erhielt. Auch der litterarische Feinschmecker kommt bei dem Buch auf seine Kosten, denn es enthält zahlreiche, bisher ungedruckte Briefe bedeutender Personen, so von Goethe, Herder, Wieland, der Frau von Stael, Talberg, dem Grafen Ségur und verschiedenen Fürsten. Einige dieser Briefe sind im Faksimile wiedergegeben, und zu dem Bildnis der Verfasserin gesellen sich mehrere sonstige Illustrationen.

— Ob die schwäbische Mundart, echt wiedergegeben, der schwierigste aller deutschen Dialekte ist, beweist J. Palmer in der Erzählung „T' Mölerna" (Stuttgart, Max Kielmann). Nur ein mit der heimischen Volkssprache durchaus vertrauts Schwabenkind wird das volle Verständnis der Geschichte gewinnen, unter dieser Voraussetzung aber an ihr hohes Gefallen finden. Wie die nach einem schwäbischen Törchen verschlagenen Münchner Malerinnen als eine Art gütiger Feen in die Geschicke bäuerlicher Liebespaare thatkräftig eingreifen, das ist mit launigem Humor dargelegt.

— „Auf deutschen Pfaden im Orient" betitelt Paul Lindenberg die Wiedergabe der Erfahrungen und Beobachtungen, die er auf einer im vergangenen Frühjahr unternommenen Reise gemacht (Berlin, Ferdinand Dümmler). Sein Weg führte ihn vornehmlich nach Anatolien, das jetzt dem deutschen Handel erschlossen ist; aber auch weiterhin ging die Fahrt, nach Palästina und Syrien, die übrigen Balkanländer, ja bis nach Aegypten hinüber. Wo es sich um deutsche Interessen handelt, verweilte er länger, so in Smyrna, worüber mit maßgebenden Persönlichkeiten und vermochte somit aus zuverlässigen Quellen zu schöpfen. Ueber 100 Abbildungen veranschaulichen die durchstreiften Gebiete.

— Der Roman „Der beschleunigte Fall" von Baron Karl Torresani erschien bei E. Pierson zu Dresden in dritter Auflage. Wir haben das Werk seinerzeit ausführlicher besprochen und können uns darum mit dem Hinweis begnügen, daß es unbeschadet der etwas kraus geführten Handlung den Leser ungewöhnlich zu fesseln weiß.

— Aus der ausländischen Litteratur bietet Bruns' Verlag zu Minden i. W. eine Reihe hervorragender oder doch interessanter Erzeugnisse in guten Verdeutschungen dar. In erster Linie nennen wir Edgar Allan Poes Werke, die, von Hedwig und Arthur Moeller-Bruck übersetzt, jetzt Minden umfassen werden. Vorläufig liegen hiervon zwei Bände vor, Novellen und Humoresken enthaltend, welche die Eigenart des genialen Poeten voll erkennen lassen. Bisher war von Edgar Poe in Deutschland nur wenig bekannt, und gerade manche der schönsten Dichtungen blieb unserm Publikum vorenthalten. Tiefe Lücke wird nun ausgefüllt, so daß wir das volle Bild des großen Dichters gewinnen können. — Von Charles Baudelaires Werken, übersetzt von Mar und Margarete Bruns, erschien der zweite Band, der die „Künstlichen Paradiese" enthält. Es handelt sich darin um Haschisch und Stizzen, die sich auf Haschisch und Opium erstrecken, und als Anhang sind die kleinen Essays über den Wein beigefügt. Eine ausführliche Einleitung orientiert über das Wesen der Dichtungen und des Dichters. — Auch von Multatulis „Abenteuern des kleinen Walther" liegt der zweite Band vor, übertragen von Wilhelm Spohr, der ein wesentliches Verdienst daran hat, daß die Werke des lange verkannten Dichters (Tonnes Teller) auch in Deutschland mehr und mehr Boden gewannen. — Die „Kleinrussischen Novellen" von Olga Kobylanska bietet in einem von Abbildungen begleiteten Bande Georg Adam dar, der in einem interessanten Vorwort zugleich eine Uebersicht über diesen sonst bei uns wenig bekannten Zweig der russischen Litteratur giebt. — „Aus alten Kreolengau" betitelt Hand H. Gwers eine von ihm verdeutschte Novellensammlung von George W. Cable, die den Leser in jene Zeit versetzt, da im Staate Louisiana noch die Gegensätze zwischen Kreolentum und der neuen amerikanischen Herrschaft aufeinander stießen. Es sind frische und unterhaltsame Geschichten. Wir schließen hieran die Erwähnung eines bekannten deutschen Werkes, das jetzt in englischer Uebertragung erscheint, der „Ratsmädelgeschichten", mit denen einst Helene Böhlau ihren litterarischen Ruf begründete. Hoffentlich findet das Buch bei den Lesern englischer Zunge so vielen Beifall wie bei uns daheim.

Digitized by Google

AUS ALLER WELT

Zeitgeschichte.

Die Erzherzogin Maria Christina von Oesterreich, die älteste, am 17. November 1879 geborene Tochter des Erzherzogs Friedrich und seiner Gemahlin Isabella, geborenen Prinzessin von Croy, wird sich demnächst mit dem Prinzen Emanuel Salm-Salm vermählen, der, am 30. November 1871 geboren, als Oberleutnant dem 2. preußischen Gardeulanenregiment angehört. Der Bräutigam ist der älteste Sohn des Prinzen Alfred zu Salm-Salm aus dessen Ehe mit der Gräfin Rosa von Lützow, und nach menschlicher Voraussicht wird er dereinst den Fürstentitel führen. Denn der Chef des Hauses Salm-Salm, Fürst Leopold, der im 62. Lebensjahre steht, ist kinderlos und sein nächstältester Bruder,

Phot. C. Reßger, Berlin.

Prinz Emanuel zu Salm-Salm.

Prinz Karl, gegenwärtig 58 Jahre alt, unvermählt. Der Fürstentitel dürfte also dereinst auf den zweiten Bruder des Fürsten, den Prinzen Alfred, Vater des Bräutigams, übergehen.

— Der gewaltige Weihnachtsverkehr, ein Zufall und Nichtbefolgung bestimmter Vorschriften haben bei Altenbeken eine gräßliche Eisenbahnkatastrophe herbeigeführt. Der am 28. Dezember vormittags 11 Uhr 45 Minuten von Paderborn nach Osten abgelassene D-Zug Berlin-Köln überfuhr, nachdem er eben einen kleinen, östlich von Neuenbeken gelegenen Bergthaloiadukt passiert hatte, ein auf dem freien Bahngeleise herumlaufendes Pferd. Dadurch kam die Maschine langsam zum Stehen, während die wegen der starken Steigung hinten nachdrückende, aber nicht angekuppelte Maschine weiter arbeitete und den Zug stark erschütterte, ohne jedoch Unfälle zu veranlassen. Kaum hielt der D-Zug, so brauste der 7 Minuten später abgegangene, auf einen Abstand von 6 Kilometern berechnete, mit zwei Maschinen bespannte Personenzug heran. Da der Lokomotivführer bei dem starken Nebel und in der Kurve keinen Ausblick auf das Geleise hatte, so fuhr der Personenzug mit voller Kraft auf den D-Zug, dessen Nachschubmaschine auf den letzten Wagen dritter Klasse prallte, und zwar mit solcher Wucht, daß dieser nach allen Seiten förmlich zerschellt wurde, da die Lokomotive sich auf das Dach gesetzt hatte und bis zum Untergestell durchbrach. Auf diese Maschine stellte sich dann fast rittlings noch die erste Maschine des Personenzuges. Auch der vorletzte Personenwagen und dessen Insassen erlitten arge Beschädigungen, während die übrigen Reisenden in beiden Zügen mit dem Schrecken oder leichten Verletzungen davonkamen. Getötet wurden zwölf Reisende, schwer verletzt neun, außerdem zwölf Reisende und sechs Bahnbeamte verletzt. Die amtliche Untersuchung ergab, daß der Blockwärter, in dessen Block der D-Zug so unerwartet aufgehalten war, infolge einer Anfrage des vorhergehenden Blockwärters, dem die Rückmeldung über den bei ihm vorbeigefahrenen D-Zug zu lange ausblieb, unter Nichtbeachtung der einfachen Vorschrift, daß der Block erst freigegeben werden darf, wenn der Zug wirklich durchgefahren ist, den Block freigab, obwohl der D-Zug noch nicht bei ihm durchgefahren war. Auch der Zugführer des D-Zuges hat, entgegen seiner Dienstanweisung, versäumt, seinen haltenden Zug nach hinten durch Knallpatronen zu sichern, um zu decken, was um so nötiger war, da der Nebel kaum 50 Meter Fernsicht gestattete. Unsre Aufnahme zeigt die auf dem Untergestell des betroffenen Wagens stehende Nachschubmaschine; die Maschinen dahinter sind die des Personenzuges.

Phot. Atelier, Wien.

Erzherzogin Maria Christina von Oesterreich.

Prinzessin Jolanda Margherita von Italien, Tochter des italienischen Königspaares.

Nach einer phot. Aufnahme der Königin Helena.

— Der Malberghopf, eine Kuppe des Westerwaldes zwischen Waldbreitbach und Hönningen a. Rh., ca. 10 Kilometer von letzterem entfernt, 389 Meter hoch, der Stolz und die Zierde der Waldbachgegend, ist am Abend des 17. Dezember teilweise eingestürzt und hat dadurch 25 Meter von seiner Höhe verloren. Von Osten nach Westen ist der Berg in viele Einschnitte zerklüftet. Die Basaltbänke, einzelne von riesigen Abmessungen, haben sich vornüber gelegt und sind untermischt mit umgebogenem, schnee-

Digitized by Google

bedecktem Strauchwerk. Die größere Abflurfläche gleicht einem vom Pfluge aufgerissenen Sturacker. Tas vor einigen Jahren zum Andenken an 1870/71 aus einem mächtigen Eichenstamm errichtete, 14 Meter hohe Kreuz, sowie das Vermessungsgerüst, das die weiteste Rundsicht in der ganzen Gegend bot, liegen weit hinabgeschleudert in und unter Trümmern. Wagen und

Vorderansicht.

Das neue evangelische Diakonissenkrankenhaus in Wien.

Geräte, die im Basaltbruche verwendet wurden, sind verschüttet, aber Beschädigungen von Menschen glücklicherweise nicht vorgekommen.

Die Preisgekrönten der Nobel-Stiftung.

Alfred Nobel, der berühmte, am 10. Dezember 1896 verstorbene schwedische Chemiker, hatte in seinem Testament ein Kapital von 50 Millionen Franken zu dem Zwecke bestimmt, daß aus den Zinserträgen — fünf Jahre von seinem Tode an gerechnet — alljährlich Preise in Höhe von je 50000 schwedischen Kronen oder 208000 Franken an Männer verliehen werden sollen, die sich um die wissenschaftliche Forschung, die Litteratur und die Friedensbestrebungen besonders Verdienste erworben haben. Außerdem ist für jeden Empfänger eine goldene Medaille nebst Diplom bestimmt. Bei der ersten Preisverteilung nun, die am Todestage des Stifters feierlich in Christiania stattfand, ging Deutschland besondere Ehren davon, denn zwei Preise fielen auf deutsche Forscher, ein dritter auf einen seit Jahren in unserm Vaterlande wirkenden Gelehrten. Den für Entdeckungen in der Medizin bestimmten Preis erhielt Professor Emil Behring in Marburg (geboren 15. März 1854 in Hansdorf bei Deutsch-Eylau), der Entdecker des Heilserums für Diphtherie, den Preis für Physik Professor Wilhelm Röntgen (geboren 27. März 1845 in Lennep), der durch die Entdeckung der nach ihm benannten Strahlen (1895) mit einem Schlage Weltruhm gewann, und den Preis für Chemie Professor Jacobus van t'Hoff (geboren 23. August 1852 in Rotterdam), der die Stereochemie (Theorie der Lösungen) begründete und seit 1896 an der Berliner Universität wirkt. Der Litteraturpreis fiel dem Dichter René Sully-Prudhomme zu, der (geboren 16. März 1839) als der vornehmste Lyriker des heutigen Frankreich gilt und seit 1881 Mitglied der französischen Akademie ist. Der Friedenspreis wurde, was nach den Satzungen der Stiftung zulässig ist, geteilt zwischen Henri Dunant zu Heiden im Kanton Appenzell (geboren 8. Mai 1828 zu Genf), dem Begründer der internationalen Vereinigung zur Pflege der verwundeten Krieger (Roten Kreuz), und dem französischen Nationalökonomen Frederic Passy, der, 1822 geboren, seit 1849 unermüdlich für die Ausbreitung des Friedensgedankens unter den Völkern der Erde thätig ist.

Dr. Heinrich Dünzer.

Bühne.

Benoit Constant Coquelin, der bedeutendste Charakterdarsteller der französischen Bühne, eröffnete seine Gastspielreise, die er mit der Truppe der Pariser Porte St. Martin durch Deutschland unternimmt, im Berliner Schauspielhause mit einer Vorführung von Sandeaus „Fräulein von Seiglière". Die Hauptrolle des Marquis, einst eine Glanzleistung von Friedrich Haase, hatte er seinem Sohne überlassen und sich mit der Rolle des intriganten Advokaten begnügt, die er zu einem Kabinettstück fein charakterisierender Darstellung gestaltete. Das Publikum spendete ihm stürmischen Beifall. Unsere Abbildung zeigt den Künstler in seinem Pariser Studierzimmer.

Gartenansicht.

Das neue evangelische Diakonissenkrankenhaus in Wien.

Digitized by Google

Das Casino der Villa Borghese in Rom.

Wohlthätigkeit.

In der Stadt Bromberg ist im vorigen Jahre das **Blindenheim für die Provinz Posen** eröffnet worden, das, aus dem Ertrage milder Beiträge errichtet, gegenwärtig von dreißig weiblichen Blinden bewohnt wird, nach und nach aber 45 bis 50 Personen Unterkunft und Pflege gewähren soll. Das Heim ist entstanden auf Anregung des Vereins zur Fürsorge für die Blinden der Provinz Posen, der sich die Aufgabe gestellt hat, den aus der Provinzial-Blindenanstalt als ausgebildet entlassenen Zöglingen behilflich zu sein, ihre in der Anstalt gewonnene Erwerbsfähigkeit zu verwerten, sie in der Not zu unterstützen, sowie auch älteren, noch nicht ausgebildeten Blinden Gelegenheit zur Ausbildung und Beschäftigung zu geben. Der Haushaltungsplan des Blindenheims schloß im vorigen Jahre in Einnahmen und Ausgaben mit 10250 Mark ab. Außer diesem Zweige liegt der Thätigkeit des segensreich wirkenden Vereins, dem rege Teilnahme in den weitesten Kreisen der Bevölkerung zu wünschen wäre, noch die Obhut über 51 männliche Blinde ob.

Skulpturensaal im Casino der Villa Borghese. (In der Mitte die Statue der Fürstin Borghese von Canova.)

Digitized by Google

Bildende Künste.

Das aus Anlaß des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Joseph neuerbaute, kürzlich eröffnete evangelische Diakonissenkrankenhaus in Wien ist eine Schöpfung des Stadtbaumeisters Karl Brodhag. Es ist ein freundlicher, im Renaissancestil gehaltener Bau, dessen Einrichtungen als mustergültig bezeichnet werden können. Das Gebäude hat drei Geschosse nebst Souterrainräumen. In dem unteren liegt die Aufnahmekanzlei, der elektrisch betriebene Aufzug und mehrere für die dienstthuenden Diakonissinnen bestimmte Zimmer. In dem mittleren Stockwerke befinden sich die Ordinationszimmer der Aerzte, der geräumige Operationssaal und lichte, mit elektrischer Beleuchtung versehene Krankenzimmer mit einem Belegeraum für 20 Kranke. In den Souterrainräumen sind die Badekabinen, die Küche und die Zentralheizung untergebracht. Durch eine Halle gelangt man in den prächtigen Spitalgarten, welcher durch das Wohngebäude der Krankenschwestern abgeschlossen wird. Durch den Bau sind die Mittel des Vereins für die evangelische Diakonissensache in Wien erschöpft, und der Vorstand rechnet um so mehr auf die Gaben edler Menschenfreunde, als das allen Ansprüchen eines Musterkrankenhauses genügende Haus seine Pforten Kranken ohne Unterschied der Konfession öffnet. Gaben für das Liebeswerk nimmt Dr. Paul von Zimmermann, Obmann des Vereins, entgegen.

— Die Galerie Borghese in Rom mit ihren unvergleichlichen Kunstschätzen ist nunmehr endgültig in den Besitz des italienischen Staates übergegangen, nachdem die Teputiertenkammern den vereinbarten Preis von 3600000 Lire anstandslos bewilligt haben. Aus diesem Anlaß geben wir die Abbildungen der Fassade des sogenannten Casinos, des kleinen Palazzo inmitten des Parks, und das Innere des Erdgeschosses, das die antiken und modernen Skulpturen enthält. Unter den letzteren sind die Gruppe des die Daphne verfolgenden Apollo von Bernini und die Statue der Fürstin Pauline Borghese, der Schwester Napoleons I., als ruhende Venus, von Canova, die berühmtesten. Die Perle der Gemäldegalerie, die den oberen Stock des Casinos einnimmt, ist Tizians glänzendes Meisterwerk, die „himmlische und die irdische Liebe“ (f. die Abbildung). Für dieses Bild allein waren dem Fürsten Borghese 5000000 Lire geboten worden (vermutlich von den

Die himmlische und die irdische Liebe. Von Tizian.

Aufn. von Prof. Hanfstaengl, Hofphot., Frankfurt a. M.
Prof. Wilhelm Röntgen.

Phot. E. Pirou, Paris.
Frédéric Passy.

Aufn. von W. Höffert, Hofphot., Berlin
Prof. Jacobus van t'Hoff.

Phot. E. Pirou, Paris.
Henri Dunant.

Phot. W. Kupper, Marburg.
Prof. Emil Behring.

Phot. E. Pirou, Paris.
Rene Sully-Prudhomme.

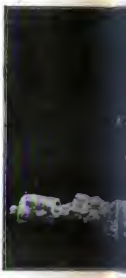
Digitized by Google

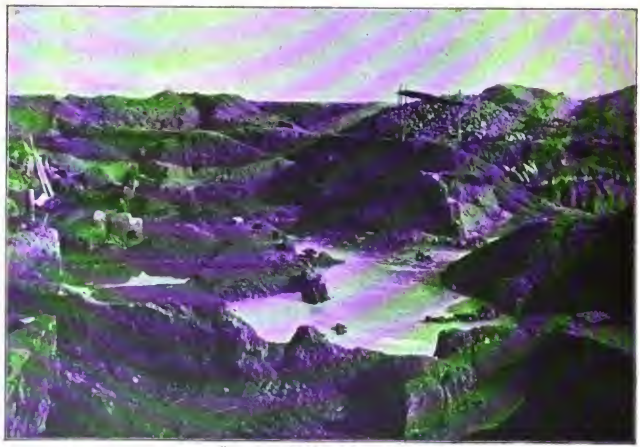
Schmuckgegenstände.

Pariser Rothschilds), und er hatte sich bereit erklärt, wenn ihm dieser Verkauf gestattet werde, die übrigen Kunstschätze kostenlos dem Staate abzutreten. Der Staat hat aber von seinem Recht Gebrauch gemacht und kein Stück aus dem Lande gehen lassen. Die Villa Borghese, d. h. der eigentliche Park soll zu einem Preise von 3000000 Lire in den Besitz der Stadt übergehen, die ihn durch eine monumentale Brücke mit den Anlagen des Monte Pincio verbinden will.

— Der Wiener Bildhauer und Medailleur Rudolf Marschall, der mit seinen anläßlich der Jubiläen von Paul Heyse, Karl Weis und Marie von Ebner-Eschenbach modellierten Porträtplaketten reizvolle Kunstwerke geschaffen hat, ist vom Wiener Goethe-Verein beauftragt worden, zur Erinnerung an das vor Jahresfrist enthüllte Goethe-Denkmal in Wien ein Gedenkzeichen anzufertigen. Diese Goethe-Plakette reiht sich in künstlerischer Beziehung sowohl hinsichtlich der Komposition wie Durchführung der dargestellten einfachen Handlung den bisherigen Werken Marschalls würdig an. Ein die Menschheit verkörpernder Jüngling naht sich dem Denkmal, welches oben in zartem Relief dargestellt ist, um es mit einem Gewinde von Rosen und Lorbeer zu schmücken. Die Inschrift rührt von Professor J. Minor her. Während die nur in wenigen Exemplaren geprägte Plakette den Förderern des Wiener Goethe-Denkmals als Erinnerung dienen soll, wurde dem Obmann des Denkmalkomitees, dem vormaligen Generalintendanten der Hoftheater, Josef Freiherrn von Bezeny eine nach dem großen Modell Marschalls ausgeführte und von dem Künstler selbst sorgfältig ziselierte Plakette in Bronzeguß überreicht. m. m.

— Das neue Museum der Provinz Hannover, das nach den preisgekrönten Entwürfen des Baurats Professor Stier mit einem Kostenaufwand von 2 Millionen Mark errichtet worden, ist ein imposanter Monumentalbau. Ueber einem rechteckigen Grundriß von etwa 80:60 Metern steigt das Gebäude, das in den Formen der italienischen Renaissance aus hellem Granit und Sandsteinmaterial hergestellt ist, in drei Geschossen auf. Vorder- und Rückseite sind von zwei schmalen Eckrisaliten und einem breiten Mittelbau gegliedert. Ueber dem Hauptportal an der Front steigt eine Kuppel, die den Hauptrepräsentationsraum, den großen Ehrensaal im Obergeschosse, überwölbt, 45 Meter hoch empor; zwischen den freistehenden Säulen zieht sich als Verbindung der Oberlichtsäle an dem Oberstock eine Reihe von zehn Reliefs entlang, die nach den Entwürfen von Bandelach und Hering die Entwicklung der menschlichen Kultur von der Prähistorie bis zur Neuzeit friesartig illustrieren und zugleich die Einzelzweige der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, die das Haus birgt, nach außen hin künstlerisch verkörpern. Auch die Eck-

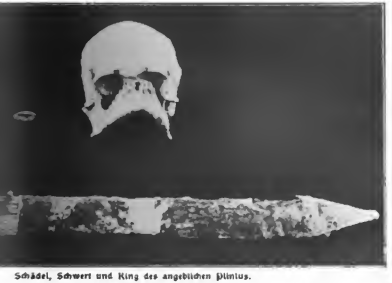




Ausgrabungsfeld in Bottaro bei Pompeji.

Digitized by Google

risalite wie die Zwickel über den Fenstern des Ehrensales haben reichen figürlichen Schmuck nach den Modellen der Bildhauer Küsthardt und Herting erhalten. Die Räume, um einen großen Innenhof gruppiert, zeigen die günstigsten Lichtverhältnisse und die beste Uebersichtlichkeit. Das Hauptvestibül leitet geradeaus zu einer doppelarmigen Vortreppe, die zu den Sälen des Mittelstockes und weiterhin zu dem halbkreisförmig in den Hof hinaustretenden Treppenhause führt, das den Zugang zu dem erwähnten Ehrensaale und den Oberlichtsälen und Kabinetten des Oberstockes vermittelt.



Schädel, Schwert und Ring des angeblichen Plinius.

Trotz des großen Umfanges der vorhandenen Räumlichkeiten wird das schnelle Wachstum der Sammlungen in nicht allzuferner Zeit den Neubau eines eignen Museums für die naturwissenschaftlichen und ethnographischen Abteilungen notwendig machen. A P.

Denkmäler.

Aufn. von Hofphot. Hornung, Tübingen.

Dr. Cuisko von Lorey.

Das Moltke-Denkmal in Düsseldorf, dessen Enthüllung kürzlich stattfand, ist eine gemeinsame Arbeit der Bildhauer Joseph Tüshaus und Joseph Hammerschmidt. Ersterer, der inzwischen verstorben ist, formte die 3,25 Meter hohe Hauptfigur, welche den gefeierten Strategen so wiedergiebt, wie er während des deutsch-französischen Krieges erschien, in schlichter Einfachheit und doch mit dem Ausdruck des großen Schlachtendenkers. Die übrigen Teile des Denkmals rühren von Hammerschmidt her. Zur Linken des Sockels reicht ein aus dem Feldzuge heimgekehrter Krieger dem Helden einen Lorbeerkranz dar, während rechts ein Invalide einem Knaben von den deutschen Ruhmesthaten erzählt. Alle Bronzeteile des Denkmals sind aus eroberten französischen Geschützen hergestellt.

— In dem Wettbewerb um das in Hamburg zu errichtende Bismarck-Denkmal hat der Bildhauer Hugo Lederer zu Berlin in Gemeinschaft mit dem dortigen Architekten Schaudt den ersten Preis von 10000 Mark davongetragen. Hugo Lederer, zu Znaim in Mähren geboren, zählt erst 31 Jahre. Vor kurzem ging er in dem für die Ausschmückung der Ruhmeshalle in Görlitz ausgeschriebenen Wettbewerb mit seinen Reliefs „Krieg“ und „Frieden“ als Sieger hervor.

Aufn. von B. Begger in Paderborn.

Das Eisenbahnunglück bei Altenbeken am 20. Dezember 1901.

Digitized by Google

Claudius von Schraudolph †.

— In weitesten Kreisen hat die Kunde von der Verstümmelung der Leiche Robert Hamerlings Aufsehen erregt. Der am 13. Juli 1889 in Graz verstorbene Dichter war auf dem Friedhofe zu St. Leonhard beerdigt worden.

Nachträglich sollte mit Zustimmung der Angehörigen die Beisetzung in einem auf demselben Kirchhof befindlichen Ehrengrabe erfolgen, das Verehrer des Dichters mit einem Grabdenkmal zu schmücken beabsichtigen, dessen Abbildung wir wiedergeben. Nach Vereinbarung des Komitees mit dem Grazer Stadtphysikat wurde als Tag der Exhumierung der 24. Oktober 1901 bestimmt, ohne daß die Angehörigen Kenntnis davon erhielten. Die Leiche Hamerlings wurde aus dem Grabe gehoben, in die Totenkammer gebracht und dort in einen neuen Metallsarg gelegt. Nach einiger Zeit exhumierte man den Sarg und setzte ihn in das Grab zurück. Dabei bemerkte man, daß die Leiche des Sängers mit einem Lorbeerreis geschmückt war.

Ausgrabungen.

Eine seltsame Kunde hat Ende November die Italiener in Aufregung versetzt. Bei Ausgrabungen, die der Ingenieur Matino in Bottaro, das ein Kilometer südwestlich von Pompeji liegt, unternommen hat, hat er eine Anzahl von Skeletten (acht bis zehn) gefunden, die unzweifelhaft als die Ueberreste von vornehmen Personen zu erkennen sind, die auf der Flucht vor dem Aschenregen ums Leben gekommen sind. Damit war aber die geschäftige Phantasie des glücklichen Finders und seiner Landsleute nicht zufrieden. Das eine dieser Skelette hatte noch am Halse eine goldene Kette neben ihm lagen ein Schwert mit elfenbeinernem, mit Bronze eingelegtem Griff, silberne Gefäße, Kandelaber und Geldstücke und die Ueberreste einer Sänfte. Daraus schloß man, daß es eine Person von Bedeutung gewesen sein müsse, die hier mit ihrem Gefolge vom Tode überrascht worden, und da bei dem Vesuvausbruch von 79 n. Chr. durch denselben blühende Städte vernichtet wurden, nur eine einzige hervorragende Person, nämlich Plinius der ältere, der berühmte Verfasser der „Historia naturalis", zuletzt Befehlshaber einer bei Misenum liegenden Flotte, umgekommen war, war der Schluß fertig, daß hier die Ueberreste dieses Plinius, dessen Tod sein gleichnamiger Neffe in einem seiner Briefe eingehend geschildert hat, aufgefunden worden seien. Es liegt auf der Hand, daß zwingendere

Ubert Helios, München.

Luise von Eisenhart-Rothe †.

Hinterbliebenen, bei jener Gelegenheit sei der Schädel des Dichters zum Zweck wissenschaftlicher Untersuchungen vom Rumpfe getrennt und bisher nicht zurückgegeben worden. Sie erhoben Beschwerde, und hierdurch gelangte die Sache in die Oeffentlichkeit. Die peinlichen Erörterungen, die sich an den Vorfall knüpften, sind aus der Tagespresse bekannt. Nach der Beisetzung der Leiche im Ehrengrab soll auch das Denkmal aufgestellt werden, eine von dichterischer Wärme durchdrungene Schöpfung des in Graz thätigen Bildhauers Hans Brandstetter, der darin den hohen Idealismus, der Hamerlings Schaffen erfüllte, in glücklichem Ausdruck gebracht hat. Der auf schlankem Pfeiler stehenden Büste des Verewigten hat sich ein liebliches Mädchen, die Verkörperung der Jugend, genaht, die das Bild

Ubert Carl Perle, Düsseldorf.

Das Moltke-Denkmal in Düsseldorf.

Digitized by Google

Phot. Carl Schuster, Meinbrobl.

Der Malberg im Grafenwald vor dem Einsturz.

Phot. Carl Schuster, Meinbrobl.

Der Malberg nach dem Einsturz am 17. Dezember.

Digitized by Google

Die Goethe-Plakette des Wiener Goethe-Vereins.

mehreren gravierten Platten erblicken wir das Rathaus, das Archiv, die Johanniskirche. Die Grundform des andern Tafelaufsatzes soll durch den Aufbau mit den schachtartigen Wölbungen die Gestalt eines Berges zum Ausdruck bringen. Auf diesem ist eine Ehrensäule errichtet, an deren Fundament Bergarbeiter damit beschäftigt sind, die aus der Tiefe gewonnenen Schätze zum Schmucke der Säule zu verwenden. Die untere Hälfte bringt das Berginnere und den Bergbau zur Darstellung. Der Rand der Schalen, die zur Aufnahme von Obst oder zarten Blumenarrangements dienen sollen, ist reich geschmückt mit farbigen Halbedelsteinen in der schrägen Anordnung der Erdschichten. Eine Metallverzierung unterhalb dieses Randes deutet den durch das Gestein sickernden Wassertropfen an. Trachen verkörperten die heimtückischen Gewalten des Berginnern. Auf den Felsgruppen erhebt sich der als Erdoberfläche gedachte Aufbau, dargestellt mit emporsprießenden Pflanzenornamenten und durch reich mit Früchten beladene Bäume, welche die Ehrensäule umgeben. Letztere besteht in ihrem oberen Teile aus einer klaren Bergkristallpyramide, bekrönt von einem Genius, der ein Band mit dem Bergmannsgruß „Glück auf“ emporhält. Der Aufsatz ist 1,04 Meter hoch.

Gedenktage.

Hundert Jahre waren am 13. Januar verflossen, daß Eduard von Bauernfeld, der einst gefeierte Lustspieldichter, in Wien zur Welt kam. Von Beruf Jurist und erst bei der Hofkammer, sodann bei der Lotteriedirektion angestellt, verließ er, von den politischen Verhältnissen angewidert, 1848 den Staatsdienst, um sich ganz der Litteratur zu widmen, in der er schon vorher schöne Erfolge errungen hatte. Von seinen zahlreichen Bühnenwerken, die auf allen deutschen Theatern zur Aufführung gelangten, sind namentlich zu nennen „Leichtsinn aus Liebe“ und „Das Liebesprotokoll“ (beide 1831), „Die Bekenntnisse“ (1834), „Bürgerlich und romantisch“ (1835), „Großjährig“ (1846), „Krisen“ (1851), „Fata Morgana“ und „Die Virtuosen“ (1856), „Moderne Jugend“ (1869) und das Versluſtspiel „Landfrieden“ (1870). Alle diese Arbeiten fanden großen Beifall, und einige von ihnen haben sich bis heute auf dem Spielplan der deutschen Bühnen behauptet. Minder glücklich war Bauernfeld im ernsten Drama. „Ein deutscher Krieger“ (1844) und „Franz von Sickingen“ (1850) fanden nur eine kühle Aufnahme. Das dagegen „Altwiener Bild“, das letzte Stück, das Bauernfeld, ein Jahr vor seinem Tode (9. August 1890), zur Aufführung brachte.

Aufn. von C. Krempfe, Hofphot., Freiburg i. B.
Dr. Franz Xaver Kraus †.

Bauernfeld verfaßte auch mehrere Libretti, so zu der Oper seines Jugendfreundes Franz Schubert „Der Graf von Gleichen“. Wertvolle Beiträge zur Wiener Lokal- und Theatergeschichte enthalten seine Memoiren „Aus Alt- und Neu-Wien“, die den zwölften und letzten Band seiner gesammelten Schriften bilden. Auch hohen kulturhistorischen Wert besitzen diese Aufzeichnungen.

Beweise vorgebracht werden müssen, ehe die Identität des Skeletts mit Plinius dem älteren nachgewiesen ist, um so mehr, als nach der Schilderung Plinius' des jüngeren sein Oheim an einer andern Stelle den Tod gefunden hat. Nach der an Bismarck erinnernden Bildung des mächtig gewölbten Schädels ist allerdings die Vermutung nicht abzuweisen, daß hier die Reste eines geistig bedeutenden Mannes vor uns liegen (s. die Abbildung). Die aus 84 Gliedern bestehende goldene Kette hat ein Gewicht von mehr als 667 Gramm. Ebensoviel wiegen die Armbänder. An den Fingern des Skeletts steckten mehrere Ringe, von denen einer 36 Gramm wiegt. Immerhin ist es ein recht interessanter Fund, der die Beachtung weiter Kreise verdient.

Kunstgewerbe.

Aus der Werkstatt des Silberschmieds Alex Schönauer in Hamburg sind vor kurzem zwei Meisterwerke von so hoher künstlerischer Vollendung und von solchem Reichtum der künstlerischen Erfindung hervorgegangen, daß es unsre Leser interessieren wird, sie durch Abbildungen kennen zu lernen. Es sind zwei große Tafelaufsätze, deren einer dem Bürgermeister Georg Referstein von den Bürgern Lüneburgs zu seinem siebzigsten Geburtstage dargebracht ist, während der andre eine Widmung des Vorstandes und Aufsichtsrats der Königs- und Laurahütte an den Vorsitzenden des Aufsichtsrats, Herrn Geh. Kommerzienrat Heimann in Breslau, ist. Bei dem ersteren Aufsatz sind zum großen Teil Lüneburger Motive zur Verwendung gelangt, am Sockel die Giebel bekannter Lüneburger Häuser, am oberen Teil symbolische Gestalten vom Lüneburger Rathaus. Auf

Bemalte Chonbüste eines lachenden Kindes. Von Konrad Meit.

Digitized by Google

Der mit dem ersten Preis ausgezeichnete Entwurf für das Bismarck-Denkmal in Hamburg.

Digitized by Google

Plastik.

Noch auf ihrem letzten qualvollen Krankenlager hat die Kaiserin Friedrich von dem warmen Kunstinteresse, das ihr Leben verschönt hat, einen erhebenden Beweis in einem der letzten Briefe an ihren königlichen Bruder gegeben. König Eduard möge, so etwa lautet dieser Brief, ein achtsames Auge auf eine bemalte Kinderbüste im Buckingham Palace haben, die dort unbeachtet in einem der Gänge aufgestellt sei; schon in ihren Kinderjahren habe diese Büste ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und seither habe sie bei jedem Aufenthalt in dem Palast sich daran erfreut; es sei ein hervorragendes Stück und wert, daß es einen guten Platz erhalte und bekannt werde. König Eduard hat diesen letzten Wunsch seiner Schwester zur Ausführung gebracht und der Büste, die anscheinend ein lachendes Kind, vielleicht auch eine lachende Zwergin darstellt, in Windsor Castle eine würdige Aufstellung geben lassen. Zugleich wurde der beste Kenner der mittelalterlichen und Renaissanceplastik, Geheimer Rat Dr. Bode in Berlin, ersucht, den Namen des Schöpfers dieser Büste zu bestimmen, und dem oft bewährten Scharfsinn des Direktors der Berliner Gemäldegalerie ist es auch gelungen, den Schöpfer in der Person des aus Worms gebürtigen Konrad Meit zu ermitteln, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Hofbildhauer der Residentin der Niederlande in Brüssel, Margarete von Oesterreich, thätig war. Den Beweis dafür hat Bode in einer gehaltvollen Studie erbracht, die im 4. Hefte des 22. Bandes des „Jahrbuchs der Königlich Preußischen Kunstsammlungen“ (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung) enthalten ist. Ihr haben wir die obigen Notizen und die kleine Nachbildung des interessanten Kopfes entnommen, der durch die farbige Bemalung den Schein vollen Lebens erhalten hat.

Phot. Friedr. Müller, München.

Max Adamo †.

Totenschau.

Im 88. Lebensjahre verschied in seiner Vaterstadt Köln Professor Dr. Heinrich Düntzer, der bekannte Litterarhistoriker und Goetheforscher. Am 12. Juli 1813 geboren, habilitierte er sich nach Vollendung der Universitätsstudien 1837 in Bonn als Dozent für klassische Litteratur. Im Jahre 1846 wurde er Bibliothekar des katholischen Gymnasiums zu Köln, welche Stellung er durch Jahrzehnte bekleidete. Einst ein Schüler Wachs und Welckers, veröffentlichte er zahlreiche Arbeiten über griechische und römische Klassiker, in den weitesten Kreisen aber wurde er bekannt durch seine Schriften über die Glanzzeit der deutschen Litteratur, namentlich über Schiller und Goethe. Als Kommentator und Biograph unserer Klassiker entwickelte er eine umfassende Thätigkeit, und sein Bestes leistete er wohl in der Herausgabe von Goethes Werken, die mit seinen Kommentaren in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen sind. Sein letztes Werk: „Mein Beruf als Ausleger“ erschien vor drei Jahren.

Im Alter von 56 Jahren verschied am 27. Dezember in Tübingen Professor Dr. Luisito von Lorey, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Forstwesens. In Darmstadt am 2. April 1845 geboren, trat er nach Vollendung des Studiums in die hessische Staatsforstverwaltung zu Gießen ein. 1878 wurde er an die Forstschule zu Hohenheim berufen, wo ihm zugleich mit der Professur

Phot. Karl J. Wünsche, Hannover.

Das neue Museum der Provinz Hannover.

Digitized by Google

die Vorstandschaft der forstlichen Versuchsstation übertragen wurde. Mit der im Jahre 1881 vollzogenen Verlegung des forstlichen Hochschulunterrichts nach Tübingen siedelte auch Lorey dorthin über. Er verfaßte mehrere bedeutende fachwissenschaftliche Werke und war auch Herausgeber der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung und des Handbuchs der Forstwissenschaft.

— In St. Michael bei Eppan in Südtirol starb am 4. Januar der Geschichts- und Genremaler Claudius von Schraudolph. Geboren am 4. Februar 1843 in München, war er zuerst Schüler seines Vaters Johann von Schraudolph, um sich dann später auf der Akademie unter Anschütz und Hiltensperger und auf Reisen durch Belgien, Frankreich und Italien weiterzubilden. Im Jahre 1883 wurde er zum Direktor der Stuttgarter Kunstschule ernannt, welches Amt er 1894 aus Gesundheitsrücksichten niederlegte. In den Tagen seines freudigen Arbeitens schuf er Wandgemälde im Kunstausstellungssaal zu Nürnberg (1884) und am Hotel Bellevue in München. Von seinen Staffeleibildern wurden vor allem das „Venezianische Konzert" und sein Gemälde „Faust und Wagner" geschätzt. Schraudolph war Ehrenmitglied der Münchener Akademie.

— Am 28. Dezember verschied in München, wo sie am 13. Dezember 1828 geboren ward, Luise von Eisenhart, die unter ihrem Mädchennamen Luise von

Tafelaufsatz für Geheimrat Heimann in Breslau.

Kobell weit bekannte und geschätzte Schriftstellerin. Poesie und Wissenschaft standen an ihrer Wiege: sie war die Tochter des berühmten Mineralogen und Dichters Franz von Kobell, dessen Denkmal die Münchener Gartenanlagen schmückt. In der Kunstepoche Ludwigs I. wuchs sie auf, in ihre Jugend fiel die große Zeit, da es in München eine Lust zu leben war, da Maximilian II. jene unvergleichliche Tafelrunde von Gelehrten und Dichtern um sich versammelte. Das hochbegabte junge Mädchen verkehrte im Kreise der sogenannten „Berufenen" und wie ein Kind des Hauses bei Liebig, Munckel, Tönniges, Siebold und andern; auch Wilhelm von Kaulbach war ihr freundschaftlich zugethan. 1857 reichte sie dem damaligen Assessor August Eisenhart die Hand zum glücklichen Ehebunde. Wie nur wenigen wurde ihr auch die Zeit Ludwigs II. und das rätselhafte Wesen des unglücklichen Königs, der ihr manchen Beweis seiner Huld gab, vertraut, nachdem ihr Gemahl 1869 den einflußreichen Posten des Kabinettsekretärs erhalten hatte, den er bis 1870 bekleidete. So lernte sie besonders die Ereignisse des Jahres 1870 kompetent beurteilen und konnte späterhin zur Gründungs-

Tafelaufsatz für den Lüneburger Bürgermeister Kelerstein.

Digitized by Google

Phot. Braun, Clément & Cie. Nachf., Paris

Coquelin der Aeltere in seinem Studierzimmer

geschichte des Deutschen Reiches wertvolle Beiträge liefern. Schriftstellerisch trat sie erst Ende der siebziger Jahre mit ihren „Nordseebildern“ an die Oeffentlichkeit. Dann folgten zahlreiche Artikel und Essays in den angesehensten Zeitschriften und Zeitungen. Bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten unterstützte sie kein Geringerer mit seinem Rat als Ignaz von Döllinger, der treue Freund ihres Hauses, dem sie, ebenso wie ihrem Vater, in einer Biographie ein schönes Denkmal setzte. Ihre erste große, auf intensivem Quellenstudium beruhende Publikation von künstlerisch-wissenschaftlichem Werte war das Werk „Kunstvolle Miniaturen und Handschriften des 4. bis 16. Jahrhunderts“; von bleibender künstlerischer Bedeutung ist das Prachtwerk „Ludwig II. und die Kunst“; sensationell wirkte das Buch „Unter den vier ersten Königen Bayerns“, aus dem auch der künftige Kulturhistoriker schöpfen wird. Was sie schrieb, trug den Stempel der Anmut, originellen Geistes und umfassenden Wissens ohne jede trockene Gelehrsamkeit. Obwohl sie in den letzten Jahren schwere Leiden heimsuchten, fand sie doch jeder Tag am Schreibtisch in ernstem Studium. Vor wenigen Wochen noch erfreute sie die Verehrer Joseph Viktor Scheffels mit einer feinsinnigen Zusammenstellung von Briefen des Dichters an ihren ihm innig befreundeten Gatten und sie selbst. Trotz ihrer reichen Begabung und ihrer regen schriftstellerischen Thätigkeit suchte und fand aber Luise

Eduard von Bauernfeld.

von Eisenhart ihr Hauptglück im Familienkreise, und wer sie in ihrem Hause, das lange Jahre einen Sammelpunkt geistigen Lebens bildete, schalten sah, der ehrte in ihr nicht nur die geistvolle, hochgebildete Schriftstellerin, sondern vor allem auch die liebenswürdige Hausfrau.

Ernster Fach

Einer der bedeutendsten Kirchengeschichtslehrer und Kunstschriftsteller ist Dr. Franz Xaver Kraus, dahingeschieden den der in Trier, wo er Gymnasialprofessor war, am 25. Dezember verstarb. Zu Trier am 18. September 1840 geboren, studierte er in Freiburg, Bonn und Paris, empfing 1864 die Priesterweihe und wurde 1865 Pfarrer in Pfalzel bei Trier. Nachdem er sich durch mehrere Schriften auf dem Gebiete der christlichen Kunst und Archäologie einen Namen gemacht hatte, wurde er 1872 zum außerordentlichen Professor der Geschichte und christlichen Archäologie an der neu errichteten Straßburger Universität ernannt und nahm 1878 einen Ruf als ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an der Universität Freiburg an. Er war Zeller der Theologie und Philosophie, und als vor kurzem die Berner Universität ihr Jubiläum feierte, ernannte ihn die dortige Juristenfakultät zu ihrem Ehrendoktor. In diesen Titeln spiegelt sich die außerordentliche Vielseitigkeit des Mannes wieder, der, ausgerüstet mit einem umfassenden Wissen auf dem Gebiet der allgemeinen Geschichte und der Kirchengeschichte, der Politik wie der Kunstentwicklung, zu den glänzendsten Vertretern des streitbaren Katholizismus gehörte. Die von ihm verfaßten Schriften sind sehr zahlreich; sein vor vier Jahren erschienenes großes Dante-Werk gehört zu den bedeutendsten über den Dichter der „Göttlichen Komödie“. Auch publizistisch war Kraus von eifriger Thätigkeit; die in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ unter dem Pseudonym „Spectator“ veröffentlichten „Kirchenpolitischen Briefe“ führten von ihm her. Als Universitätslehrer erfreute sich der Verewigte der höchsten Verehrung.

— Der Geschichtsmaler Max Adamo, der am 31. Dezember v. J. im Alter von 64 Jahren starb, gehörte zu jener Generation der Münchener Künstler, die noch von Wilhelm von Kaulbach und Moritz von Schwind beeinflußt worden war. Anfangs ein Schüler von Philipp Foltz, schlug er eine Richtung ein, die zwischen jenen beiden Meistern zu vermitteln suchte, und in dieser Art hat er auch einige Fresken im bayrischen Nationalmuseum gemalt. Als dann das glänzende Gestirn Karl von Pilotys aufging, schloß sich ihm Adamo mit Begeisterung an, und es gelang ihm bald, in seinen Geschichtsbildern ähnliche koloristische

Aufnahme von Hofphot. Zimmermann in München

Max Adamo.

Das Bildnerheim für die B

Digitized by Google

zinz Posen in Bromberg.

Wirkungen zu erzielen wie sein Meister. Seine Stoffe wählte er mit Vorliebe aus dem Aufstand der Niederlande und aus der englischen und französischen Revolution. Seine Hauptwerke dieser Art — Herzog Alba läßt niederländische Große zum Tode verurteilen, Oraniens letzte Unterredung mit Egmont, Karl I. Begegnung mit Cromwell und dem Parlamentsheere bei Childerlen, die Auflösung des langen Parlaments durch Cromwell und namentlich der Sturz Robespierres im Nationalkonvent (in der Berliner Nationalgalerie) — zeichnen sich ebensosehr durch Energie der Charakteristik wie durch dramatische Kraft und durch leuchtenden Glanz des Kolorits aus. Adamo schien berufen, die Geschichtsmalerei der Pilotyschen Schule mit neuem Leben zu erfüllen, aber seine Kraft war dieser Aufgabe auf die Dauer nicht gewachsen. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens ist er künstlerisch nicht mehr hervorgetreten, und erst bei der Nachricht von seinem Tode erinnerte man sich wieder der kurzen Glanzzeit, die Adamo in den siebziger Jahren durchlebt hat.

— In der Nacht zum 21. Januar verschied in München Geheimrat Professor Dr. Hugo von Ziemssen, der berühmte Kliniker. Am 13. Dezember 1829 in Greifswald geboren, machte er die ersten medizinischen Studien in seiner Vaterstadt, woran sich weitere Studien in Berlin und Würzburg schlossen. Im Jahre 1856 habilitierte er sich in Greifswald als Privatdozent und wurde Assistent von Niemeyer und Rühle. 1864 wurde er als Professor der Therapie und Pathologie nach Erlangen berufen, von wo er 1874 als Leiter der ersten medizinischen Klinik und Direktor des großen Krankenhauses links der Isar nach München berufen wurde. Wie sich Ziemssen um die Sanitätsverhältnisse der bayrischen Hauptstadt unvergängliche Verdienste erwarb, so wirkte er durch seine Forschungen und Schriften fruchtbringend für die medizinische Wissenschaft der gesamten Welt. Seitens der Regierungen, der Akademien und Universitäten wurden ihm die höchsten Ehren erwiesen; für seine aufopfernde Thätigkeit im Feldzuge von 1870/71 erhielt er das Eiserne Kreuz.

Nach Gemälde von J. C. Schauerhöfer, Hofphot., Berlin.

Ernst Wichert †.

— Ernst Wichert, der erfolgreiche Bühnen- und Romandichter, ist am 21. Januar in Berlin dahingeschieden. Zu Insterburg am 11. März 1831 geboren, widmete er sich der Rechtswissenschaft und wurde, nachdem er etliche Jahre in kleinen Ortschaften Litauens thätig gewesen, 1877 an das Oberlandesgericht zu Königsberg berufen. Von hier kam er 1887 als Kammergerichtsrat nach Berlin und trat 1896 mit dem Titel Geheimer Justizrat in den Ruhestand. Der deutschen Bühne hat Wichert eine Reihe wirksamer Stücke geliefert — es seien vor allem „Narr des Glücks“ und „Ein Schritt vom Wege“ erwähnt —, und auch im Roman wie in der Novelle schuf er Hervorragendes. Sein Bestes gab er in seinen Erzählungen, deren Stoff seinem heimatlichen Boden entlehnt war. In seinen „Litauischen Geschichten“ befinden sich Perlen deutscher Novellistik.

Das Denkmal für Robert Hamerlings Ehrengrab.

Don José Caamano, vormals Präsident des südamerikanischen Freistaates Ecuador, † Sevilla. — Opernkomponist Filippo Marchetti, 67 J., † 18. Jan., Rom. — Kardinal dell' Olio, Erzbischof von Benevent, 55 J., † 18. Jan. — Prof. Dr. Emil Selenka, Autorität auf dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie, 54 J., † 20. Jan., München. — Landschaftsmaler Karl Ludwig Fahrbach, 67 J., † 20. Jan., Düsseldorf. — Komponist und Kapellmeister Joseph Kopetzky, 52 J., † 20. Jan., Wien. — Gouverneur Köhler von Togo, † 21. Jan., Lome (Deutsch-Westafrika).

Digitized by Google

Für müssige Stunden.

Karnevals-Bilderrätsel.

Die Punkte sind durch Vokale zu ersetzen.

Umstellrätsel.

„Befehlen Sie noch ein Gewürz in den Kuchen,
Ich bitte gefälligst, ihn zu versuchen."
Die Köchin im Zweifel die Hausfrau fragt,
Und welche Antwort ihr diese wohl sagt?
Sie lautet befäl'gend, errate nun wie,
Ich helfe dabei deiner Phantasie.
Verzönn' ihr zu schweifen fern nach dem Osten
Es kümmern ja nicht sie Bahnen und Posten,
Und hat einen Königssitz sie erreicht,
So fällt die Lösung des Rätsels wohl leicht:
Der Name getrennt und anders gedreht
Die klare Bestimmung der Hausfrau verrät.

M. Sch.

Wechselrätsel.

Angstvoll ruft die Kinderschar
Sie mit schrillem Laut herbei,
Daß in drohender Gefahr
Ihr die Mutter nahe sei.

Aber wenn ein Fuß ihr fehlt
Und sie wandelt sich zum Mann,
Von welch edlem Geist beseelt
Klingen ihre Töne dann!

M. Sch.

Worträtsel.

Den Reinsten, Edelsten mir nennt
Des Götterstammes, den ihr kennt!
Durch eine irrgeführte Hand
Den Tod der Vielgeliebte fand,
Und alle Thränen, die ihm flossen,
Nicht neu sein Aug' dem Licht erschlossen.

Der Glieder Mischung sei erlaubt,
Und eine Note wählt als Haupt!
Dann mahnet die Persönlichkeit
An ferne, längst vergangne Zeit,
Als sich des Heldenbruders Schwerte
Die stolze Roma kaum erwehrte.

M. Sch.

Silbenrätsel.

1.

Schöner Wanderung zu zweien,
Zeiten, wo das Glück dir lacht,
Magst du wohl das Wörtchen leihen,
Aber keiner Sorgennacht.

2.

Für die Schüler, es zu hören
Vor den Ferien — Gaudium!
Doch den Redner wird's empören,
Schallt's im Auditorium.

1. 2. 3.

Bei der Kraft, die mächt'ger waltet,
Mehr noch fördert Jahr für Jahr,
Als ein Mißgriff sich's gestaltet
Leicht zu drohender Gefahr.

M. Sch.

Rösselsprung-Königszug.

mit	ge-	trägt	nis	dem
el	bei	je-	ein	ver-
nu-	wohl	from-	be-	kennt-
ma-	e-	mes	ge-	müt
vom	hängt	ab	from-	sich
kennt-	nicht	ge-	das	a-
müt	be-	nis	ber	me

Betonungsrätsel.

Das gleiche Wort zwei Uebel nennt,
Die nicht die kleinsten sind im Leben,
Und die Bedeutung beider trennt
Der Ton, den wir den Silben geben.

Das eine körperlich uns quält
Mit einer langen Reih' von Plagen,
Doch wenn die Waffen gut gewählt,
Wird oft der Sieg davongetragen.

Ward uns das andre vom Geschick
Und nicht durch eigne Schuld beschieden,
Entbehren wir wohl äußres Glück,
Nicht aber stets der Seele Frieden.

M. Sch.

Punkträtsel.

Wie heißt so mancher stolze Bau,
Der stolz aufragt zum Himmelsblau,
In dessen hochgewölbten Hallen
Oft fromme Lieder laut erschallen?

Zwei Punkte kommen vor im Wort:
Wenn man sie anders stellt — sofort
Nennt's einen Mann voll hoher Würden,
Dem schwer oft sind des Amtes Bürden.

F. M.-S.

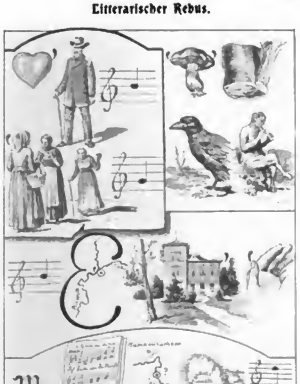
Trennungsrätsel.

Ein Richter mag nicht glänzend stets besitzen
Des Rätselworts getrennte Fähigkeit,
Doch wohl ihm, weiß die Unschuld er zu schützen,
Durch die vereinte endend herbes Leid!

M. Sch.

Digitized by Google

Litterarischer Rebus.



Buchstabenrätsel.

Mit T ein Wächter ist's zu Fuß
Und nicht etwa zu Pferde,
Obgleich es auch umkreisen muß
Im Laufe unsre Erde.

Mit B es uns zu eigen war
In längst vergangnen Zeiten,
Doch wird die Flügel Deutschlands Aar
Wohl nie mehr drüber breiten. M. Sch.

Silbenrätsel.

Das Erste ist am Mond nicht schön,
Wir beim Gewand es lieber sehn,
Und der Politiker nähm's quer,
Wenn seine Zeitung so nicht wär'.

Die Freude an dem Zweiten stört,
Daß es nicht sicher uns gehört,
Und gar nicht selten wird Verzicht
Zur unbedingt gebot'nen Pflicht.

Wer hier auf Erden irrt und strebt,
In einem von den Letzten lebt,
Und jeder weitgereiste Mann
Sah sich von ihnen viele an;

Das Ganze Heimat aber schreckt
Ihn mehr, als sie Verlangen weckt.
Ob jenes auch in seiner Treu'
Ihm wahrhaft lieb und wertvoll sei. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 6:

Der rätselhaften Inschrift: Es ist ein Trost für die Tabellen in der Schule: die Geister zählen die heiligen Götter dreimal, hüte dich, dein Tuch abzuwischen, du siehst es.

So lamentabel is in scho(n) langen Jahren um erste Ostern ka Wetter gewest wie des!

Des litterarischen Rebus: 1. Johannes Richard zur Megede. 2. J. G. Fischer. 3. Richard Voß. 4. Sofie Junghans.

Des Rätels: Reifige — Reifig.

Des Worträtsels: Matt.

Des Scherzrätsels: Genua — Genau.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Für erlauben die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe XIII.

Von G. J. Slater in Bolton.
(Aus dem Problemturnier der „Brighton Society".)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe X:

W. 1. d2—d4
S. 1. c4×d3
W. 2. Df1—a1
S. 2. Ke4×e3 oder beliebig
W. 3. Da1—e1, d4 matt.

A.

S. 1. Ke4×e3
W. 2. Kb4—c3 und
W. 3. Df1—e1, f3 matt.

B.

S. 1. g5—g4
W. 2 Se3—f5
S. 2. Lh7×f5, b7-b6, c4—c3
W. 3. Df1—e2, b1, Se6—c5 matt.

Aufgabe XIV.

Von C. G. Modin in Stockholm.
(„Aftonbladet".)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XI:

W. 1. Td2—d5
S. 1. Ke4×d5
W. 2. Se4—d6 und
W. 3. Tf4—f5 matt.

A.

S. 1. b3—b2
W. 2. Se4—d2†
S. 2. Ke4×d5, c3
W. 3. Tf4—f5, c4 matt.

B.

S. 1. a7—a6
W. 2. Td5—d4†
S. 2. Ke4—b5
W. 3 Tf4—f5 matt.

Aufgabe XV.

Von Isidor Gross in Karlstadt.
(Neu.)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XII:

W. 1. Le7—b6 (droht 2. Se5—d3 matt)
S. 1. Se8×b6, g3-g2
W. 2. Sd6—f5
S. 2. beliebig
W. 3. Se5—d3 matt.

A.

S. 1. Kf4—e3, e5
W. 2. Sd6—c4†
S. 2. K—f2, f4, d4
W. 3. Se5-d3, e6matt.

B.

S. 1. Lf6—d4
W. 2. Se5—d3†
S. 2. Kf4—e3
W. 3. Sd6—c4 matt.

Digitized by Google

Briefmappe.

Freunde unsers Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunst weihen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von **„Ueber Land und Meer" in Stuttgart** einzusenden. Nur schleunige Absendung unaufgefordert eingesandter Photos — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nützen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

Thalia in Th. Die Grabschrift Ferdinand Flecks, des einst berühmten Berliner Schauspielers, der auf dem Friedhof vor dem Halleschen Thore bestattet ist, hat, auf die vier Seiten des Denkmalsockels verteilt, folgenden Wortlaut:

Johann Friedrich Ferdinand Fleck
Erwachte zum Leben
Den 16. Junius 1757 zu Breslau,
Und ging schlafen den langen Schlaf
Den 20. Dezember 1801 zu Berlin.

Der Leidenschaften Flamme,
Des Hochsinns Adel,
Der Tugend Gottergestalt
Prägte er mit des Genius Hunge
Staunenden Hörern ins Herz,
Und das Laster erbebte.

Dem hartsinnigen Alter,
Dem despotischen Sonderling,
Dem höflichen Schmeichlervolk
Hielt er treu
Den Spiegel vor,
Und die Thoren erröteten.

Wahr, edel, groß
Auf der Bühne und im Leben,
Bleibet herrlicher Freund,
Zärtlicher Gatte und Vater:
Gking er droben in den Hainen,
Was er hienieden adelnd empfand.

G. v. F. in M. Recht hübsch ihn Gedanken, doch nicht vollendet in der Form.

M. G. in Pl. Es ist ein alter Aberglaube, daß Blutstillung durch Auflegen eines Spinngewebes herbeigeführt werden könne. Die Anwendung „Hausmittels" ist sogar sehr gefährlich, denn es kann Blutvergiftung und in deren Folge der Tod eintreten.

Automobil. Die Continental-Kautschuk- und Guttapercha-Compagnie in Hannover hat auch in diesem Jahre an ihre Kundschaft ein elegantes Neujahrsbüchlein versendet. Falls Ihnen ein solches nicht zugegangen ist, wenden Sie sich nur direkt dorthin.

Fr. M. S. in Magdeburg. Ganz hübsch, aber zu verbrauchte Lösung.

K. W. G. in Moskau. An der Universität Leipzig können Sie als Hörerin nur zugelassen werden, wenn Sie sich einer Nachprüfung unterziehen. Das Reifezeugnis eines russischen Mädchengymnasiums genügt nach neuerer Bestimmung nicht mehr.

C. D. in Z. Die internationale Fischerei-Ausstellung zu Wien wird im September d. J. eröffnet. Auch die deutsche Hochseefischerei ist darin vertreten und wird eine Kostbahn errichten. Um aber auch dem kleinsten Vertreter der Landfischerei die Teilnahme an der Ausstellung zu ermöglichen, hat das Komitee die Gebühren und Plazmieten auf ein Minimum herabgesetzt. Anfragen sind an das Bureau Wien I., Herrengasse 13, zu richten, von dem auch sämtliche das Unternehmen betreffende Druckschaften unentgeltlich bezogen werden können.

Baronin M. in W. Leider nicht verwendbar; Sie mögen jedoch Weiteres zur Prüfung einsenden.

H. N. in S. Die beiden großen Ströme Chinas sind der Hoangho und der Yangtekiang, letzterer ruhig dahingleitend in seinem wohlangebreiteten Bette auch bekanntlich selbst ungünstigsten Zeiten als sichere Wasserstraße benutzt, ersterer ein ungebändigter Strom, der schon häufig schlimme Verheerungen angerichtet hat.

B. J. in L. Unser Mitarbeiter Schleinmann „Pbilalethes" (Wahrheitsfreund) hat König Johann von Sachsen (* 29. Oktober 1873) Dantes „Göttliche Komödie" in metrischer Uebersetzung herausgegeben.

J. H. M. in T. Besten Dank für die freundliche Aufsicht, doch können wir nicht nochmals auf die Sache zurückkommen.

Abonnent in Baden. Touffaint-Langenscheidt, C. Häusser oder R. S. Rotenthal. Näheres darüber ist durch jede Buchhandlung zu erfahren. Die tadellose Aussprache des Französischen können Sie jedoch durch Selbstunterricht nicht erlernen.

P. in Triest. Die von Ihnen genannte Marke ist uns nicht bekannt, dagegen werden uns die Fabrikate der Firma E. von den Steinen & Comp. in Wald-Solingen empfohlen. Lassen Sie sich das Preisbuch kommen.

E. K. in N. Die jüngste Stadt Oesterreichs ist Tarnowitz in Nordschlesien, bisher ein Marktflecken, aber durch Verfügung vom 21. November 1901 zur Stadt erhoben. Der Ort, dessen Name unrichtig schon Ausgangs des zwölften Jahrhunderts erwähnt wird, zählt 14000 Einwohner; er ist begründet worden von dem Geschlechte derer von Tarrenburon.

B. M. in St. Ein gutes Glätchen Klauenr bereitet man sich am besten und einfachsten selbst mit Julius Schraders „blauer Patronen". Sie werden in ca. 90 Sorten hergestellt und geben ein Produkt, das den feinsten Marken gleichkommt.

Eine Patrone reicht für 2½ Liter Blauer und kostet, je nach Sorte, nur 60 bis 90 Pfennig. Eine hübsche Broschüre mit Vorschriften ist unentgeltlich durch Julius Schrader in Feuerbach-Stuttgart zu beziehen.

H. v. W. in P. Der Erbauer des evangelischen Diakonissenkrankenhauses in Wien, das wir jüngst in Bild und Wort so vorteilhaft haben, war der Stadtbaumeister Karl Brodhag, der auch viele Hochbauten der Wiener Stadtbahn ausgeführt hat. Er hat die Einweihung seiner jüngsten Schöpfung nicht lange überlebt: am 13. Dezember schied er dahin, erst 49 Jahre alt.

B. G. in L. Es ist in der That sehr erfreulich, daß sich die Franzosen jetzt mehr als früher mit der deutschen Literatur beschäftigen, und mit besonderem Vergnügen haben wir in der Zeitschrift „Monde moderne" die Uebersetzung von Paul Heyses Novelle „L'Arrabiata" gefunden. Nur ist der Uebersetzerin, Helene Mindy, in ihrem Begleitwort ein arges Malheur passiert. In der Aufzählung von Heyses schönsten Novellen wird auch „Le Marchand de vin de Meran" angeführt, während der Dichter doch nicht den „Weinhändler", sondern den „Weinhüter von Meran" verherrlicht hat.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigelegt ist. Die nachträgliche Einsendung des seinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verstellen sofort dem Papierkorb.

Gesundheitspflege.

A. in K. Ihr „mehrjähriger", nun genehmer, schleimgebenderhalskatarrh wird nichts andres sein als ein sogenannter Rachenkatarrh. Der chronische Rachenkatarrh läßt sich aber nur beseitigen, wenn die ihn hervorrufenden Schädlichkeiten wegfallen, das sind Alkoholgenuß und starkes Rauchen. Ferner sind Nasenduschen und Inhalationen sowie kurgemäßes Trinken von Emserwasser sehr zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Hoher Verdienst!

Personen, die sich als befähigt erachten und geneigt sind, als Nebenverdienst oder berufsmäßig gegen gute Provision Bestellungen auf gangbare Biere zu sammeln, wollen sich schriftlich unter M. K. 616 an die Expedition von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart, Rotebuhstraße 131/33, wenden.

Schwarze Seiden.

Stoffe in unerreichter Auswahl mit Garantieschein für gutes Tragen, als auch das Neueste in weißen und farbigen Seidenstoffen jeder Art. Nur erstklassige Fabrikate zu billigsten Engros-Preisen meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franco. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).
Königl. Hoflieferanten.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.
wird Ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische Affectionen** des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.
Brief- und Telegram-Adresse: **Kronenquelle Salzbrunn.**

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nach einer photographischen Aufnahme.

Junge Mädchen vom Berge Karmel.

Digitized by Google

Die Wacht am Rhein.

Roman von **C. Viebig.**

(Fortsetzung.)

XI.

Viktor von Clermont war gar nicht entzückt über sein Kommando nach Düsseldorf, obgleich der Major es als eine besondere Artigkeit gegen sich vermerkte, daß man den Sohn zum alten Regiment des Vaters versetzt, und so in seine Nähe. Traurig genug, daß es mit der Garde nichts geworden war — dazu fehlten die Gelder —, aber beim Regiment in Neu-Ruppin war's doch auch recht nett gewesen, Berlin so nah, man konnte des Sonntags immer und in der Woche abends öfter hinüberflitzen, unter den Linden flanieren und als seiner Majestät Leutnant gegen bedeutende Ermäßigung die Ballette im Königlichen Opernhaus genießen.

Jedoch hier, in dem kleinen Provinznest, was sollte man hier anfangen! Das Theater am Markt war die reine Bude, man sah es ihm schon von außen an, daß innen nichts los war. Ein ruppiger Schusterjunge in Berlin hatte mehr Witz, als die ganzen Düsseldorfer zusammen aufbringen konnten. Es war nirgends etwas los, der Hofgarten zum Sterben langweilig, die ziemlich breiten Straßen und Alleen förmlich ausgestorben. Ach, so ein Abend unter den Linden und auf der Friedrichstraße! Nur das war Leben! Da brannten die Laternen hell, man wogte mit auf und nieder, man betrachtete die Schaufenster, man ging zu Kranzler hinein, um ein Schälchen Eis oder eine Limonade zu schlürfen und die Hofequipagen vorüberfausen zu sehen.

Und wie ästimiert der Berliner seinen ersten Stand! Kam man in ein Restaurant, gleich stürzte der Kellner herbei, nahm den Mantel ab und fragte nach den Befehlen; er bediente so geschmeidig, als hätte man mindestens Sekt und Austern beordert. Hier mußte man erst dreimal rufen, hier galt nur der Proz!

Viktor begriff nicht, wie sein Vater es so lange hier hatte aushalten können. Freilich, der mußte, der Knüppel lag beim Hund. Um Gottes willen, nur nicht hier sitzen bleiben! Man versumpft ja ganz! Er beschloß, sich fleißig vorzubereiten und sich dann schleunigst zur wissenschaftlichen Prüfung auf Kriegsschule zu melden. Dann mußte man doch hier wegkommen.

Mißmutig lag der Leutnant auf dem eingesessenen, zu kurzen Sofa der Offiziersstube. Alle Tage das Trampeln der Mannschaft, das stereotype Pfeifen, und wenn alles schwieg das Wispern der Ahornbäume. Ein Tag wie der andre. Er gähnte und reckte die Arme über den Kopf. O die Langweile! Wenn jetzt nicht bald ein Krieg kam, dann war's zum Totschießen!

Er richtete sich halb auf und sah verzweifelt um sich. Den Fettfleck hier über dem Sofa an der Wand hatte wohl sein unglücklicher Vorgänger zurückgelassen, gleich ihm mochte der oft dagesessen haben, das Haupt angelehnt, ins öde Nichts stierend. Und hier, die Kopflehne, wies auch solchen Fleck auf, und dort, wo die Füße ruhten, war der Ueberzug zerscheuert und das Heu der sogenannten Polsterung schimmerte durch. Elendes Dasein!

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin —"

Horch, da sang wieder die Josefine! Die hübsche Josefine! Er lächelte und schloß lauschend die Augen halb. Die war wahrhaftig der einzige Lichtpunkt hier. Wie sie sang! Hell wie 'ne Lerche, und doch hatte sie auch Töne tief und warm. Von der reinen Herbstluft getragen, veredelt, geklärt, schwebten die Klänge des Liedes zu ihm herein.

Nettes Mädel, liebes Mädel! Wahrhaftig, er mußte ihr doch mal eine Freude machen, sie erwies ihm so oft allerlei Gefälligkeiten. Der Alte war ein Rauhbein, die Mutter eine Null, aber die Tochter — alle Achtung! Was sollte er ihr wohl schenken: ein Band, einen Kamm, eine Brosche, Konfekt, Blumen, einen Almanach?

Den seidengehäkelten Geldbeutel mit Stahlperlen, ein Geschenk Cäciliens, herausziehend, zählte er nach. O weh, zwar erst gestern Gage bekommen, aber da waren die fünf Thaler für die Kleiderkasse, die Tischgelder, die andern Abzüge — was blieb noch übrig? Wahrhaftig, er mußte sich beizeiten nach einer reichen Frau umsehen, — was soll ein armer Leutnant in Friedenszeiten sonst wohl machen!

Sein lächelndes Gesicht trübte sich — dem Mädel eine kleine Freude zu machen, selbst dazu fehlte es ihm! Plötzlich mußte er daran denken, wie er einst auf der Kasernenstraße gestanden und sehnsüchtig nach den Weckmännern im Bäckerladen geschaut. Jahre her, aus dem Kadetten ein Leutnant geworden, aber damals schon wie heute, immer dieselbe Misere! Und doch, er mußte wieder lächeln. Ob er ihr damals eigentlich den Weckmann gekauft hatte? Er wußte sich nicht recht zu erinnern. Aber das wußte er noch genau, ihre Arme hatte sie um seinen Hals ge-

Digitized by Google

schlungen im dunkeln Keller, und ihre warmen Lippen hatten ihn geküßt.

Er strich sich den Schnurrbart — horch, sie sang noch immer! Die hatte eine gute Lunge. Und nun sah er ihre schöne Gestalt vor sich, die kräftige Brust, die runden Arme, den federnden Gang. Was hatte sie eigentlich für Augen? „Blaue Augen schön, aber sehr gemön“ — nein, die ihren waren nicht gewöhnlich! Er mußte doch einmal tiefer hineinschauen. Sapperlot, unter welchem Vorwand ging er denn gleich hinüber in die Feldwebelwohnung?!

Plötzlich aus seiner Langweile aufgerüttelt, sprang er auf und sing an, Toilette zu machen. Er konnte ja dann auch auf die Königsallee gehen; nachmittags pflegten sich die Schönen Düsseldorfs zu zeigen, und Kameraden waren immer dort.

Umständlich begann er sich zu pomadisieren und zu frisieren: Scheitel über den Hinterkopf gezogen, Haare rechts und links über den Ohren aufgebürstet, den Schnurrbart gewichst, Mütze eine Ahnung schief gerückt, Taille eng gezogen, daß die wattierte Brust herausstrat. Nun noch Nägel poliert, diese schönen, rosigen Nägel mit den weißen Halbmonden und den langen, spitz zugeschnittenen Schuppen.

Als Viktor den Gang zur Feldwebelwohnung entlang schritt — was brauchte er erst offiziell über den Hof, hier war's viel bequemer —, hatte er noch immer keinen Vorwand für sein Kommen; na, der Alte würde ja nicht gerade da sein! Vorsichtig schob er die nur angelehnte Küchenthür auf, enttäuscht wollte er schon wieder den Kopf zurückziehen — niemand drin —, da trat Josefine aus ihrer niedrigen Kammerthür.

„Wer da?“

Sie hatte sich eben das Haar frisch aufstecken wollen, noch hing es ihr in schweren Zöpfen in den Nacken. Rot wurde sie bis unter das weiße Busentuch und dann blaß; sie war erschrocken, eben hatte sie an ihn gedacht.

Das Kommen und Gehen des Blutes unter der weißen Haut entzückte ihn. Und wie frisch ihre Lippen waren! Nun fiel ihm etwas ein: er wollte sich bedanken für die gestopften Socken, die sie ihm gestern durch Bruder Karlchen geschickt.

„Sie haben so viel Freundlichkeiten für mich,“ sagte er gedämpft und drückte ihre verarbeiteten Finger.

„Ach —? Och ne!“ Sie wollte ihm ihre Hand entziehen, aber er hielt sie fest.

„Diese fleißigen Finger“ — zart streichelte er drüber hin — „haben sich so für mich gequält!“

„Gequält?“ Sie hob auf einmal die gesenkten Lider und sah ihn so groß und voll an, daß er erschrak; dann drehte sie sich hastig um und lief ans Fenster. „Was Sie für dumm Zeug reden, Herr Leutnant — gequält, haha, da war doch gar nit viel an zu machen! Und das hab' ich ja so jern jethan! So jern — ach, ich jlaub', da kömmt der Vater!“ Der Gedanke schien ihr eine Erleichterung zu gewähren, oder war sie nicht so verlegen? Sie winkte: „Vater, Vater!“

„Nanu? Ich komme noch nicht,“ tönte des Feldwebels Stimme herauf.

Das war ja recht angenehm, daß der Alte noch nicht erschien! Als sich Josefine vom Fenster zurückwandte, begegnete sie dem feurigen Blick des jungen Mannes.

„Wollen Sie nit in't Zimmer eintreten?“ fragte sie beklommen, „die Mutter is drin!“

„Nein, ich danke!“ Er lachte.

Da mußte sie auch lachen. Ein Bann war gebrochen, unbefangen schwatzte sie wieder, und dazwischen rief sie: „Jemmich, mein Haar!“ und lief in die Kammer. Aber sie ließ die Thür offen, und er sah, wie sie die runden Arme hob und die schweren Zöpfe zur Krone aufsteckte.

Er wendete den Blick nicht. In Berlin gab's auch hübsche Mädchen, aber schnippische, blaßwangige; hier von der ging ein Strom von Gesundheit aus, eine Fülle von Jugend! Eine Sehnsucht stieg in ihm auf, sie zu küssen, ein Verlangen, das seinen Blick starr machte. Er fühlte, es war besser, daß er ging, ehe er Dummheiten machte. „Adieu, Josefine!“ sagte er gepreßt.

„O, jehn Sie schon?“ Sie kam auf ihn zugelaufen, Bedauern lag in ihrem Ton. „Adieu, Herr Leutnant!“

„Herr Leutnant —?!“ Er konnte nicht dafür, ganz wie von selbst hob seine Hand ihr gesenktes Kinn in die Höhe, fragend sah er ihr in das offene Gesicht. „Herr Leutnant?! Warum sagen Sie nicht Viktor? — Nein, Sie wollen nicht?“ Sie hatte heftig verneinend den Kopf geschüttelt. „Warum denn nicht, Sie haben's doch früher gesagt, sind wir nicht dieselben geblieben?“

Nun lachte sie hell auf, wie belustigt von einer Erinnerung. „Och ne! Das sollt' Ihnen jetzt wohl schlecht passen, am Speeschen Fraben im Dreck zu krosen und Regenwürm zu suchen! Wissen Sie noch, wie wir als jewettet haben, wer ue Regenwurm auf die Zung' legen kann? Ne, Herr Leutnant,“ — ihr Blick streifte ihn von oben bis unten, wie es ihm schien, mit einer leisen Bewunderung — „Sie sind nit derselbe mehr!“

„O doch! Freilich, die Regenwürmer“ — er schüttelte sich —, „die wären nicht mehr mein Fall. Aber wissen Sie noch, Josefine, wie wir im Keller fuhren, in der Bütte?“

„Och, auf Sankt Nikola — ja, ja!“ Sie klatschte in die Hände.

„Und wie ich Ihnen 'nen Kuß gab und Sie mir, auf Sankt Nikola, im dunkeln Keller?“ Er hatte sie um die Taille gefaßt und sich nahe zu ihr gebeugt.

„Das weiß ich nit mehr,“ flüsterte sie, aber er sah es ihr an, daß sie log. Sie stand wie gelähmt, willenlos, in einem süßen Schreck.

„Und ich bin doch noch derselbe!“ triumphierte er. Lachend, ehe sie sich wehrte, gab er ihr einen Kuß. Da raffte sie sich auf und

Digitized by Google

stürzte zur Küche hinaus. Er hörte die Stubenthür klappen.

Sehr guter Laune trat Viktor von Clermont auf den Kasernenhof — dumm, daß ihm gerade der Feldwebel begegnen mußte! Der Alte hatte so ein verdammt ehrliches Gesicht. Aber was war denn Unrechtes dabei? Er hatte eine hübsche Kindheitsgespielin geküßt, weiter nichts! Und wohlgemut schlenderte der junge Offizier zum Thor hinaus.

Es war gar nicht so übel, das alte Nest, nun die Sonne so freundlich alles vergoldete. Ihm als Knabe waren die Ferien, hier zugebracht, doch immer eine Wonnezeit gewesen. Unwillkürlich schwenkte er in die Bastionstraße ein, zur Königsallee kam er noch immer zeitig genug. Er ging zum Speeschen Graben; da war er unendlich lange nicht gewesen.

Ueber die Mauer des früheren elterlichen Gartens, an dessen Rückseite er nun entlang schlenderte, nickten die Bäume. Das Birnenspalier beim Nachbar war mächtig in die Höhe geschossen. Wie würde Josefine lachen, wenn er sie daran erinnerte, mit welchem Genuß sie die harten Birnen am Steintisch in der Laube mürbe geklopft hatten! Auch er lachte so laut auf, daß ein ehrsamer Rentner, aus der Vesper, von der Marxfarre, hier entlang wandelnd, ganz erschrocken nach dem Offizier hinstarrte, der einsam unten am Grabenrand stand und sich die Stiefel schmutzig machte. Was wollte der hier in dieser entlegenen Gegend?!

Ein seltsamer Duft stieg von dem dunkeln, stillen Wasser auf, und nun quakten die Frösche. So hatten die auch damals gequakt und — platsch — er trat derb zu, daß der Schlamm spritzte —, so hatten sie sich auch damals eilig in die Tiefe gerettet. Es wurde ihm ordentlich schwer, sich loszureißen von dem stillen Graben mit den großen Teichrosenblättern und dem grünen Entengries.

Die Herbstsonne fing an, sich zu neigen, ein schönes, warmes Rot hing wie ein Purpurmantel den Pappeln der Bergerallee im Rücken; vom Rhein her kündete ein feuchtes Wehen den nicht mehr allzu fernen Abend. Beschauliche, friedvolle Ruhe lag über den weißen Häusern und den blauen Schieferdächern. Ein paar Knaben schlugen Dopp mitten auf der Südstraße; hier fuhr kaum je ein Wagen.

Nun war er am Schwanenmarkt. Das war freilich das alte Kachelloch nicht mehr. Rund um das Viereck des Platzes standen Häuserreihen, die kaum eine Lücke mehr wiesen; Rasenflächen und wohlgepflegte Lindenbäume erinnerten nicht mehr an die stachligen Hecken und mannshohen Holunderbüsche von ehemals. Und doch — lag's an der Luft, die ihn frei umwehte, an den Schwalben, die zwitschernd über ihn hinstrichen zum nahen Lopohl? — er hörte wieder Kinderjubel. „Eins, zwei, drei, mein Herz ist frei!" — so schrie Josefine, sich freischlagend, atemlos vom raschen Nachlaufenspiel. Und an jener Ecke stand immer der Schinderhannes, der dicke, freche Bürgerssjung', die Hände in den Hosentaschen, die Beine gespreizt, und spuckte. Und hier an der Ecke der Löwenapotheke hatten Taubnesseln geblüht, wilder Thymian und gelbe Kettenblumen, Josefine hatte sie zum Strauß gepflückt. Ueberall Josefine und überall. Und sich selber sah er springen im verwaschenen Kittel, in ausgewachsenen Hosen, und eine gewisse Rührung überkam ihn.

Er dachte nicht mehr daran, auf der Königsallee zu promenieren; nachdenklich ging er die Bilkerstraße hinunter, am Elternhaus vorbei, über den Karlsplatz, immer weiter hinein in die alte Stadt. Von den Kirchen läutete es, aus den Bürgerhäusern roch es appetitlich; Kinder mit großen Blatzschnitten standen in den offenen Thüren, hinter ihnen im Dunkel des Flurs glimmte das ewige Lämpchen vorm Muttergottesbild. Am Markt, beim alten Jan Willem, saß noch immer die Obstfrau unterm Regenschirm; es war nicht „das Appellehn", bei der er einst geröstete Kesten für Josefine gekauft, aber sie erinnerte ihn daran. Und hier ums Standbild wimmelten damals die Martinslaternen, und er hatte Josefine von den sie bedrängenden Buben befreit.

Noch lag oben auf den Firsten Abendglanz, unten in der engen Zollstraße war es schon dämmerig. Er schritt durchs Thor. Der Strom in seiner ganzen Breite grüßte ihn. Die Wellen kräuselten sich im Abendwind, milchiger Schaum schwuppte an der Ummauerung hinauf, und nun hallte ein Böllerschuß, dumpfdröhnend; die „Rotterdam", das große Schiff der Kölner Dampfschleppschiffahrtsgesellschaft, beischte Durchlaß. Schrill gellt die Signalpfeife des Brückenwärters, rasselnd fällt die Kette, alle Mann an die Winde — das Joch ist ausgefahren, stolz rauscht die „Rotterdam" gen Holland hinunter, als lange Schleppe Fruchtkahn auf Fruchtkahn nach sich ziehend. Ein lautes „Hoihoh" hallt über den Rhein, die Schiffer rufen sich zu, und „Hoihoh" klingt's wie ein Echo, langgezogen aus nebliger Ferne.

Der feuchte Rheinwind legte kühle Finger an des jungen Mannes Wange. Hier hatte er einst mit Josefine gestanden und das Hochwasser angestaunt, und dann waren sie auf Umwegen, mit Gefahr beinahe, durch überschwemmte Gassen, über Bretterstege, zur Ratingerstraße geschlichen. Heute ging er auf dem nächsten Weg dorthin. Aus den uralten Häusern, unter deren Ziegeldächern einst die Rittergeschlechter gehaust, guckten Krämer und Kleinbürgerslente dem Offizier verwundert nach. Fast mißtrauisch. Was hatte der hier zu suchen? Er bemerkte nicht die unfreundlichen Gesichter. Er freute sich über die roten Dächer, die noch schimmerten, obgleich der Abend längst dunkelte, er freute sich über den Stern, der heimatlich traut über dem „Bunten Vogel" aufzog.

Die Laternen wurden angesteckt. Da glaubte er plötzlich Josefine vor sich her schreiten zu sehen — das war ihr Gang, ihr Wuchs, ihr blondes

Digitized by Google

Zur Nachsuche

Nach dem Gemäl

Digitized by Google

angekommen.

e von J. Vesin.

Digitized by Google

Haar! Rasch hinterdrein! Der schwankende Schein der nächsten Laterne war doch hell genug, ihm zu zeigen, daß er sich getäuscht. Aber auch ein schönes Kind, dieses andre rheinische Mädel!

Ihm war so wohl, so wohl zu Mut, so glückselig jung. Vom Rhein traf ihn ein voller Hauch, die Brust weitete sich und dehnte sich tiefatmend; belebt lief das Blut durch die Adern.

Am Himmel tanzten die Sterne. Er ging wie im Traum. Liebespärchen wandelten an ihm vorüber unter den Bäumen der Alleestraße, Arm in Arm, dicht aneinander geschmiegt, er hörte ihr gedämpftes Lachen. Wie sing doch das Lied an, das die Josefine immer sang? Er summte es vor sich hin, und dann lächelte er — ob sie wohl daheim nach ihm ausschaute? Natürlich! Sie stand am Fenster ihrer Küche, der simple Kattunrock kleidete sie gut. Die Arme auf die Fensterbrüstung gestemmt, beugte sie sich hinaus und sah ihn an, voll und warm.

Er summte wieder:

„Ein Märchen aus alten Zeiten.
Das kommt mir nicht aus dem Sinn."

Ganz nettes Liedchen! Weiter wußte er's leider nicht, aber es lag ihm im Ohr, förmlich auf der Zunge.

Am Alleeplätzchen in der Schaubschen Buchhandlung waren die Ladenfenster noch nicht geschlossen; Viktor hielt inne auf seinem Schlendergang. Er hatte doch Josefine etwas schenken wollen — ja, ja, er wollte ihr heute etwas mitbringen! Dumm, nun waren alle Läden schon zu! Nur hier nicht! Er betrachtete die Auslage.

Schulbücher: Daniels Leitfaden der Geographie, Zahns biblische Geschichte, Rechenfibeln und Lexika — Gott sei Dank, daß man so was nicht mehr brauchte!

Ferner: Briefsteller für Liebende, der Struwwelpeter, Franz Hoffmanns Erzählungen für die Jugend, Campes Robinson, Coopers Lederstrumpf und so weiter.

Und im andern Fenster allerlei Broschüren: „Der Kassettendiebstahl" — „Ehegeheimnisse des gräflichen Hauses H." — „König und Tänzerin" — niederträchtig, solche Intima dem Pöbel preiszugeben! Das konnte auch nur am sogenannten freien Rhein passieren!

„Vier Fragen eines Ostpreußen" — „Pfizer: Gedanken über Recht, Staat und Kirche" — „Steinacker: Ueber das Verhältnis Preußens zu Deutschland" — ah was, Politisches, das hatte ja gar kein Interesse!

Viktor wollte sich schon zum Gehen wenden — da gab's ja nichts für ein junges Mädchen —, als ihm noch ein paar Bücher in die Augen fielen, hübsch gebunden, mit Goldschnitt. Aha, Gedichte! Das wäre am Ende was! Junge Mädchen schwärmen für Gedichte, er wußte das von seiner Schwester her; sie schreiben sich die schönsten Stellen aus, lesen abends heimlich im Bett und legen sich das Buch unters Kopfkissen.

„Herwegh: Gedichte eines Lebendigen" — „Freiligrath: Glaubensbekenntnis" — „Hoffmann von Fallersleben: Unpolitische Lieder" — und da, an der Seite, ein Bändchen, klein wie ein Gebetbuch, aber weit leuchtend, auffallend durch sein brennendes Rot. Goldene Passionsblumen rankten sich darüber hin, ein weißseidenes Bändchen lag als Lesezeichen darin — riesig geschmackvoll! Es war weitaus das schönste der ausgestellten Bücher. O, sie würde sich gewiß darüber freuen!

Der blasse Ladenjüngling sah verwundert aus — was, ein Leutnant in der Buchhandlung?! Er riß die Augen weit auf.

„Ich möchte ein Gedichtbuch haben!"

„Ein Ge—dichtbuch?!" Maßloses Erstaunen lag nun auch im Ton.

Der Leutnant wurde ganz verlegen: „E — hm — ja, jawohl, ein Gedichtbuch!"

„Mit was dürfte ich dienen?"

Der Kauf kam nicht so leicht zu stande, der blasse Jüngling war bemüht, sich über den Geschmack des Käufers zu orientieren, und diesem wiederum waren die Namen, die der Verkäufer geläufig herzählte, Rauch und Schall. Es war für beide eine Erlösung, als der Leutnant auf das kleine rote Buch wies: „Ganz scharmant!"

Im Nu war es vorgeholt. „Kann ich Ihnen sehr empfehlen, wunderbar schön," rief enthusiastisch der Jüngling und schlug schwärmerischen Blicks die erste Seite auf: „Sehen Sie, schon vierte Auflage! Hochpoetisch! Sehr gefühlvoll!"

Gefühlvoll, ja, das war gerade das Richtige!

„Uebrigens von einem geborenen Düsseldorfer!"

„Na, dann wird's was Rechtes sein," wollte Viktor eigentlich sagen, aber er besann sich, das Buch sah doch wirklich sehr scharmant aus. Er bezahlte einen baren Thaler und fünfzehn Silbergroschen, obgleich er das im stillen für so ein kleines Ding ganz unerhört teuer fand. Da würde er eine Weile gehörig krumm liegen müssen, aber — na, wenn sie sich nur freute!

Diesen Abend brannte die Kerze in der Offiziersstube tief herunter, der Docht kohlte schon zolllang, niemand schnuppte ihn; eine wahre Traufe von Talgthränen floß auf den Tisch. Viktor lag auf dem Sofa, die Beine über die Seitenlehne gehängt, den Rock auf der Brust offen, und las in dem Buch, das er morgen der blonden Josefine verehren wollte. Er las und las. Sein Gesicht glühte — Donnerwetter, der Kerl hatte das Dichten weg! Die Josefine würde sich nicht schlecht wundern, es stand auch ihr Lied darin. Das war mal gut getroffen! Nun konnte sie es zu Ende singen! Wie würde sie sich freuen!

„Hurra!" Ganz toll vor Vergnügen sprang er auf und rannte mit seinem Buch in der Stube auf und ab.

Bis die Kerze erlosch, las der Leutnant in Heines „Buch der Lieder". Nur das eine ärgerte ihn:

„Die Leutnants und die Fähnerichs,
Die lecken ab die Straße."

Das war unverschämt!

Digitized by Google

XII.

Herbststürme zausten die Blätter von den Bäumen, der Westwind stieß gegen das Zolltor, der Rhein brandete ungestüm an die Werft, die Kähne, die die Schiffbrücke trugen, ächzten und rieben sich. Regentriefend, mit von der Nässe gedunkelten Mauern, schaute das alte Schloß finster in den Strom.

Weg mit dem Rumpelkasten! Die anwohnenden Bürger beklagten sich bitter, er nehme ihnen Luft und Licht und versperre die freie Aussicht. Wozu stand der noch da?! Seine Zeit war vorbei. Die schöne Jakobe von Baden, die nächtens da oben spuken sollte, war weiter nichts wie ein Windzug, der durch die zerbrochenen Scheiben pfiff, und ihr Hilfeschrei, der über den Rhein gellte, war Eulenruf und Dohlengekrächz. Traditionen, Ammenmärchen, weg mit ihnen!

Ein häßliches, naßkaltes, wehmütiges Wetter. Josefine schauderte. Sie stand in einem engen Hof der Bolkerstraße und blickte großen Auges an dem mit Kalk beworfenen kahlen Hinterhaus in die Höhe. Also da oben, hinter jenen Fenstern, war er geboren worden, er, der die schönen Lieder gemacht?! Der das zu sagen wußte, was sie ja auch tief innen fühlte, für das sie selber nur keine Worte fand — das, was hier im Wind über die Dächer flog und draußen vorm Thor im Rhein rauschte! O, das kleine rote Buch! Es hatte sie hergetrieben, sie wußte selber nicht warum.

Die Großmutter konnte sich seiner noch erinnern, die hatte den kleinen, blassen Jungen oft gesehen, wenn er in die Franziskanerklosterschule ging. Und bei seinem Vater, dem „Jud' Heene", hatte sie in der Bntike, die der auf dem Markt hielt, oft gekauft, und die Madam Heene war eine zierliche, kluge Frau gewesen, eine Schwester von dem van Geldern aus der Arche Noae in der Küttgesgass'. Aber daß der Heinrich Heine Gedichte gemacht, wollte sie nicht glauben. „Du bis ja jeck," sagte sie zur Enkelin, „dat kleine Judenjüngesken, hie aus Düsseldorf?! De kann dat nit. Oder de hat se irjenswo anders jelesen un abjeschrieben, Papier is jeduldig. Ne, ne, de macht mir noch lang nix vor! 'ne freche Jung' is de jewesen!" Weiter wußte sie nichts mehr von ihm. Und Josefine wollte mehr hören!

Nur die Dauwenspeck wußte noch was; trotz ihres hohen Alters und obgleich sie, ein wenig kindisch geworden, tagaus tagein in ihrem Lehnstuhl hockte, hatte sie für alle ihre Kunden ein treues Gedächtnis. Zur Madam Heine war sie auch geholt worden, ins Haus auf der Bolkerstraße neben dem Roten Kreuz.

Also hier?! Josefine war sehr enttäuscht. Heimlich war sie hergekommen — keiner durfte es wissen, alle hätten sie ja ausgelacht. Was sie eigentlich hier erwartet, war ihr nicht klar; nur so hatte sie sich's nicht vorgestellt. Keine Rosen an den Mauern, keine Sonne in den Fenstern! Hinter dem hölzernen Gatter des engen Höfchens ein schwächlicher Akazienbaum, der seine letzten verkrumpelten Blättchen den Winden preisgab.

Sie fröstelte und seufzte. Wie traurig, wie verlassen! Machte es die graue, kalte Nebelluft, die sich beklemmend auf die Brust legte, der scharfe Wind, der wie ein böses Tier gegen die Mauer des Hinterhauses fauchte und den Atem nahm? Es schnürte ihr etwas das Herz zusammen.

Eine Alte guckte aus dem Fenster und rief sie an, was sie denn hier wolle.

Zusammenschreckend stotterte sie etwas zur Entschuldigung.

„Kucken, wat? Hie is nix zu kucken! Heine — Heine?! De wohnt hie nit. Se meinen wohl Heimann, de mit wollene Strümp' handelt? Jegenüber!" Krachend schlug die Frau das Fenster zu.

Traurig ging Josefine fort — ein Düsseldorfer Kind, ach, und nicht gekannt! Mit spitzen Fingern fühlte sie in ihre Tasche, ja, da steckte ihr kleines rotes Buch! Sie trug es oft mit sich. Nachts lag es unter ihrem Kopfkissen. Ja, sie hatte es immer bei sich — hier. Mit einem leisen Lächeln legte sie die Hand aufs Herz.

Aber froh wurde sie erst, als die Kaserne in Sicht kam. Wie ein warmer Strom floß es von dort her durch die naßkalte Dämmerung und umschmeichelte sie. Ob sie den Viktor heute noch sprechen würde? Sie hoffte. Gestern hatte sie ihn nicht gesprochen, den ganzen Tag nicht. Eingeladen war er den Sonntag gewesen bei seiner Schwester; die vom Werths waren jetzt wieder in der Stadt. Ach, da würde er nun oft seine freie Zeit zubringen, das war natürlich; aber sie empfand einen Schmerz dabei. Und Gesellschaften würde er mitmachen, viele Bälle! Sie würde sich abends nicht mehr am Flinzeln seiner Kerze ergötzen können. Und ob er noch Zeit fand zu einem Flüstern im dunkeln Gang? Lieber Gott, weiter verlangte sie ja gar nichts, nur ab und zu ein Wort in abgestohlenen Minuten, ein rasches Sehen, ein heimliches Grüßen. Es war so schön gewesen — ein plötzlicher Schreck überfiel sie —, wenn das nun alles ein Ende hätte! Ach nein, kein Ende, es mußte ja immer schöner kommen, immer schöner! Hatte er sie denn nicht lieb? Sicher!

Wieder tastete sie nach dem Buch in der Tasche — das hatte er ihr ja geschenkt! Könnte sie ihn nur einmal um den Hals fassen, nur einmal ihm einen herzhaften Kuß geben!

Als sie auf der Straße an der Front der Kaserne vorbei ging, strich ihre Hand liebevoll längs der grauen Mauer hin. Die umschloß ein großes Glück. Eine heiße Zärtlichkeit wallte in ihr auf — wo gab es bessere, festere, schönere Mauern! Sie liebte jeden Stein. Hier hatte sie einst mit Rötel einen mächtigen Strich gezogen — noch glaubte sie den Kratz zu sehen — und hier aufs große Thor hatten die Jungens mit Kreide gekritzelt:

Digitized by Google

„Fina Rinke heiß' ich,
Schön bin ich, dat weiß ich"

und eine furchtbare Fratze dazu gemalt.

Liebe alte Kaserne! Mochten andre die Nase rümpfen über Mäuse und Ratten und Wanzen — pure Verleumdung! In der Kaserne war's gut sein. O Gott, wenn sie einmal wo anders wohnen müßte! Die Thränen schossen ihr plötzlich in die Augen, ein seltsames Angstgefühl erfaßte sie.

Als sie die knarrende Stiege hinaufkletterte, öffnete die Mutter oben die Stubenthür. „No, Fina, endlich! Wo bleibste denn heut so lang?" Und leiser raunte sie: „Et is Besuch drin, de Konradi! De hat Urlaub bis morgen früh!"

„Jesus!" Mehr sagte Josefine nicht; sie war zu Tode erschrocken.

„Du brauchst ja nit, wannste nit willst," flüsterte die Mutter noch rasch. „De is reformiert, nit viel besser wie 'ne Jud'. Du kriegst noch lang 'ne andre!"

„Ich will jar keinen," stieß Josefine heraus; und dann trat sie in die Stube.

Konradi saß beim Vater am Tisch, das flackernde Kerzenlicht fiel auf seine Gendarmerieuniform; die stand ihm gar nicht, häßlich war die überhaupt!

Ohne Druck lag ihre Hand in der seinen, aber er merkte es nicht, er war zu froh. Gestern abend hatte er die Nachricht bekommen: eine feste Anstellung in Bohwinkel! Eigentlich sollte er gleich heute antreten, aber er hatte sich noch den einen Tag frei gemacht und war hierher geeilt.

„So pressiert es?" sagte der Feldwebel. „Na, Kamerad, ohne Ihn können sie wohl keine Nacht mehr da ruhig schlafen? Ja, so 'n strammer preußischer Sergeant — was?" Er lachte in sich hinein und hob sein Glas: „Na, Kamerad, zum Wohl!"

Josefine war erstaunt, der Vater machte Scherz, der Vater hatte Bier holen lassen, heute am hellen Werktag! So vergnügt hatte sie ihn kaum je gesehen. Was er nur an dem Konradi fand!

Sie saß stumm und steif, und die Hand, nach der der Sergeant immer wieder unterm Tisch verstohlen faßte, wurde ebenso oft wieder zurückgezogen. Als der Vater einmal ans Fenster trat, nach den Wetteraussichten für die morgende Felddienstübung zu spähen, und Konradi ihr ins Ohr flüsterte, ob sie seinen Ring und sein Gedicht noch hätte, da machte sie nur „hm" und stand auf, um nach der Thür zu gehen.

„Halt," rief der Vater, „wohin?"

Sie mußte bleiben. „Setzen," sagte der Vater. Es half ihr nichts, sie mußte sich von dem Konradi angaffen lassen, als hätte er was bei ihr verloren. Wie sehr sie auch den Kopf wegwendete und seinen Blick vermied, und wenn er auch mit dem Vater sprach, immer doch hingen seine Augen an ihr.

Jetzt that er ihr fast leid, als er so beglückt von Bohwinkel sprach, dem sauberen Oertchen, hoch oben auf den Hügeln gelegen, mit dem weiten Blick ins bergische Land, auf all die Fabrikschornsteine, auf all die Eisengießereien und Schleifereien gen Solingen hin. Und die Luft war so stark da, ganz anders wie hier in der Stadt und in der Kaserne; wenn auch der Fabrikruß flog, noch gab's viele Ackerfelder, und man konnte gegen billige Miete ein Häuschen für sich allein haben und ein Stück Garten, wo man Kartoffeln pflanzte und Gemüse zog. Er erzählte mit Behagen. Solch eine Stelle hatte er sich immer gewünscht, wenn er einmal vom Militär loskam. Nun hatte er keinen Grund mehr, den ältesten Bruder, der daheim auf der ostpreußischen Huse saß, zu beneiden. Er hatte auch sein Glück gefunden. Mit aufglänzenden Augen strahlte er das Mädchen an.

Josefine hätte am liebsten geweint, sie wußte nicht aus noch ein. Blaß und verwirrt saß sie da.

Der Feldwebel merkte von alledem nichts; sehr interessiert ließ er sich von dem jüngeren Kameraden dessen Wirkungskreis, seine Pflichten und Thaten beschreiben: Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe, Kontrolle von Versammlungen, Schließung der Wirtshäuser, Aufschreiben der das Polizeiverbot Uebertretenden, Arretierungen von Landstreichern und Bettlern, Prüfung von Maß und Gewicht und so weiter.

Konradi berichtete mit Eifer. In Bohwinkel hatte er keinen über sich — der Vorgesetzte war in Mettmann —, er mußte allein aufkommen für Ruhe und Ordnung; und das würde nicht immer leicht sein. Es widerstrebte ihm, sich selber zu loben, sonst hätte er wohl gern erzählt, wie nur durch sein rechtzeitiges Dazwischenkommen und seine Besonnenheit einem größeren Krawall, vielleicht sogar einem Blutvergießen, vorgebeugt worden war, als die Arbeiter der Sonnenberger Färberei dem Fabrikanten Thür und Fenster einwarfen. Er hatte sich nicht gefürchtet, aber statt mit dem Säbel zu rasseln und schneidig vorzugehen, hatte er sich zur Ruhe gezwungen und gütlich auf die Leute eingeredet. Es waren im Grunde ja arme Teufel, die der Fabrikant, der bei der augenblicklichen Niederlage des Geschäfts nicht Arbeit genug für so viele Hände besaß, hatte entlassen müssen.

„Geht auseinander, geht auseinander," hatte er sie vermahnt. Und die Frauen hatten ihn dabei unterstützt, diese armen, hohläugigen Gespenster, die, ein Kleines im Arm, wo möglich noch eins an der Rockfalte, ängstlich wie geschenchte Vögel, ihre Männer und Liebsten umflatterten.

„Na, Heldenthaten habt Ihr ja gerade nicht verrichtet," lachte der Feldwebel.

„Nein, das nicht," sagte Konradi bescheiden und merkte gar nicht den leisen Ton gutmütigen Spottes im Lachen des andern.

Er hatte sich ein wenig zurückgerückt und den Arm auf Josefinens Stuhllehne gelegt; so faß er und sah auf das weiche, blonde Gekräusel, das sich da hinten in dem molligen Genick aus dem straff aufgekämmten, glatten Haar herausgestohlen hatte. Er konnte nicht widerstehen, er spitzte die Lippen und pustete zart auf die Löckchen.

Digitized by Google

„Au!“ machte sie unwillig und zuckte.

Es war gut, daß Frau Trina jetzt mit einer Bewirtung kam: geschabtes rohes Fleisch mit Zwiebel, Leberwurst und frischen Holländer Käs. Sie hatte sich ordentlich abrennen müssen, das Traktament, das ihr Mann angeordnet, so allein zu besorgen. Auch noch ein Krug Bier erschien.

Die Männer stießen fleißig an. Josefine mundete nichts — wenn der Konradi doch nur erst wieder fort wäre! Ihr Kopf glühte. Dieses Suchen nach ihrem Blick, dieses Tasten nach ihrer Hand machte sie so ungeduldig, so unglücklich, ganz böse. Sie wollte nicht — nein, nein —, und doch saß sie wie gelähmt unter dem Griff dieser festen, warmen Männerhand und hatte nicht mehr die Kraft, ihre Hand zum so und so vielten Mal fortzuziehen. Er streichelte sacht darüber hin und spielte mit ihren Fingern.

Ob wohl das Licht drüben in der Offiziersstube brannte? fragte sich Josefine beklommen. O, könnte sie es doch aufglimmen sehen! — Ob sie ihn wohl noch sprechen würde heute abend? Ach, den ganzen langen Tag und gestern den ganzen langen Tag kein Wort mit ihm gewechselt! Wo war er, was that er, was dachte er? Wo blieb er, kam er, war er schon da?! — Eine ungestüme Sehnsucht packte sie — sie hielt's nicht mehr aus, nein, nein!

„Jeses, Fina,“ sagte die Mutter plötzlich, „wat siehste schlecht aus! Is dich wat?“

„Ich — ich hab' — so schrecklich Kopfweh,“ stammelte Josefine.

„Nanu?“ Der Feldwebel zog die Brauen in die Höhe, es war ihm augenscheinlich fatal, daß die Tochter heute abend ausspannte. „Nimm dich zusammen! So'n bißchen Kopfweh! Macht nichts!“

„Doch!“ Mit einem Aufseufzen stützte Josefine den Kopf in die Hand. Sie wurde ganz blaß.

„O!“ Der Sergeant erhob sich. „Dann werd' ich lieber gehen,“ sagte er kleinlaut.

Frau Trina erhob nur schwache Einsprache, Josefine gar keine. Bloß der Feldwebel nötigte zum Bleiben: „Ae was, das Kopfweh geht schon vorbei. Man nich so ängstlich! Man reist doch nich her bloß für die halbe Stunde! Das neune ich Zeit und Geld verplempert. Geh, gieß dir Wasser auf den Kopf, mach 'nen Umschlag, leg dich 'uen Augenblick nieder, und dann kommste wieder 'rein, frisch, Mädel, hörste?!“

Die Tochter stand stumm auf; es zuckte um ihren Mund, als ob sie weinen wollte.

„Aber nein — es ist doch besser — ich werd' jetzt doch —“ Der Sergeant zögerte, das Wort „gehen“ kam ihm so schwer über die Lippen; erwartungsvoll sah er zu Josefine hin — würde sie ihn denn nicht zurückhalten?! Aber sie sagte kein Wort, er mußte sich schon entschließen, sich zu verabschieden. Bei der halben Nacht noch mußte er wieder fort. Lange hielt er beim Adieu ihre Hand in der seinen. Nun würde es vielleicht Wochen und Wochen dauern, bis er wieder herkommen konnte; es wurde ihm sehr sauer, so von ihr zu gehen.

Der Feldwebel begleitete Konradi hinüber ins Stammlokal, da trafen sie sämtliche Kameraden. Josefine atmete auf, als die Männer die Stube verlassen hatten. Auch Frau Trina rüstete zum Ausgehen, sie wußte, nun kam der Rinke vor Zapfenstreich nicht wieder, da konnte sie gut währenddes ihren Wilhelm besuchen.

„Leg dich im Bett,“ sagte sie zur Tochter, und dann lachte sie hell auf: „O du schlau Dingen! Dem hafte 't jut zu verstehn jejeben: Mach dich ab! Hahahaha! 'nacht, Fina!“ Damit ging sie.

Allein —! Mit einem zitternden Seufzer sah sich Josefine um, und dann stürzte sie hinaus ans Küchenfenster. Alles dunkel. O —! Sie stand und starrte und starrte. Hinten in der Kammer rauften noch die Brüder beim Zubettegehen, dann wurde es auch da still.

Auf dem Hof kein Tritt; keiner der Soldaten pfiff vor der Thür bei dem häßlichen Wetter. Der Himmel so dunkel, kein Stern, doch jetzt, jetzt — sie unterdrückte einen Freudenschrei —, jetzt flinzelte einer da drüben: sein Licht!

Er war zu Hause! Wie mit Gewalt zog sie's hinüber. Sie mußte ihn sprechen, heute noch sprechen! Wenn er doch käme, wie damals, zu ihr in die Küche träte! Ach, er wußte ja nicht, daß sie hier stand, ganz allein, und sich nach ihm sehnte. Sie öffnete das Fenster, daß die feuchte Nachtluft sie durchschauerte, und fing an zu singen; der Wind nahm ihr den Ton vom Munde, aber sie strengte sich an, stark kämpfte ihre Stimme gegen das Sausen und Heulen:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten —“

Sie sang das ganze Lied, siegreich drang es durch den Sturm der Herbstnacht, aber kein Fenster drüben klirrte — hörte er sie denn nicht?!

Wenn sie nun rasch hinliefe und an seine Thür pochte? Was war denn dabei? Gewiß nichts Unrechtes — sie hatte ihn ja so lieb!

Sie überlegte nicht mehr, schon war sie auf dem dunkeln Gang und huschte den entlang — rasch, rasch! Ihre Sehnsucht trieb sie schneller, als ihre Füße laufen konnten, sie strauchelte, sie stolperte — da — ein rascher, elastischer Tritt kam schon auf sie zu.

„Viktor!“ Mit einem jauchzenden Ruf streckte sie ihm die Hände entgegen.

Er faßte sie um den Leib wie damals im Keller in der schwankenden Bütte und zog sie hinein in sein warmes, erleuchtetes Zimmer.

Und wie damals küßten sie sich. Sie war ihm um den Hals gefallen, ohne daß sie wußte, wie das gekommen; sie folgte einem tiefinneren, stürmischen Drang.

Er preßte sie an sich, in fast knabenhafter, durch die Heimlichkeit noch gesteigerter Verliebtheit. Auch er glühte. Wie sie ihn liebte! Aber

Digitized by Google

— das schwor er sich, und eine gute und ehrliche Regung ließ sein hübsches, junges Gesicht männlicher erscheinen — zu nutze machen wollte er sich's nicht! Sie war seines Feldwebels Tochter, und er war ein Edelmann und trug des Königs Rock — noblesse oblige.

XIII.

Die Leiendecker in Düsseldorf hatten heuer mehr zu thun als sonst — der Februar achtundvierzig ging stürmisch zu Ende. Die Wetterfahnen quietschten, die Dachrinnen spuckten, jede Nacht klapperten die losen Ziegel und Schieferplatten, und der wilde Wind packte sie und schleuderte sie krachend hinunter auf die Gasse. Kopfschüttelnd stand der Hauswirt am nächsten Morgen vor seiner Thür: o weh, eine Reparatur dringend nötig! Alle paar Schritt baumelte das Seilchen mit dem Schieferstückchen unten daran vom Dachfirst nieder: Bürger, hüte dich, daß du nichts auf den Kopf kriegst!

Am Stammtisch wurde geklagt: was man doch nicht immer alles für Unkosten hatte! Ueberall krachte es. Auch im Hofgarten. Und das entrüstete die Bürger am meisten. War es nicht ein Skandal, die schönen alten Bäume so massenhaft zu fällen? Den Hofgarten, die Hauptzierde der Gartenstadt, ratzekahl zu scheren! Man wollte im Sommer doch mit Weib und Kind im Schatten spazieren gehen! Dem Friedlichsten lief die Galle über. Fulminante Artikel füllten die Spalten der Düsseldorfer Zeitung und des Kreisblattes und drückten durch ihre Länge und Breite das Politische ganz in ein Eckchen. Was ging es einen am Ende auch an, ob sie sich mal wieder in Paris massakrierten! Man betreuzigte sich und dankte Gott, daß man im soliden Düsseldorf wohnte. Man druselte noch halb im Winterschlaf, und wären die fliegenden Dachziegel nicht gewesen, man hätte noch gar nicht an den Frühling gedacht. Und doch zog er schon durch die Welt und stieß in sein Horn. — —

Auch über die Kaserne wehten Frühlingsstürme und stießen aufrührerisch gegen Dach und Wand. Aber die dicken Mauern dämpften den Schall, kein lauschendes Ohr drinnen, das ihn aufgefangen hätte. Drill Tag für Tag, Reveilleblasen und Zapfenstreich. Die Offiziere langweilten sich, die Unteroffiziere schimpften, die Gemeinen dachten sehnsüchtig an die Fleischtöpfe der Mutter und an die Küsse des Schatzes.

Josefine lebte den schönsten Traum. Alle Tage den Liebsten sehen, alle Tage ihn sprechen! Rasche Küsse auf dem dunkeln Flur, innige Umarmungen in der stillen Offizierstube. Sie lebte ein Doppelleben. In dem einen flickte und strickte sie, kochte und scheuerte und hastete sich ab, um im andern desto länger bei ihm sein zu können. Mit seinem Kuß ein gesteigertes Gefühl zu empfangen, ein Gefühl, was sie über sich selbst erhob, sie so glücklich, so selig machte, daß sie wähnte, sich aufschwingen zu können wie ein Vogel, mit jauchzendem Ruf in die Lüfte zu steigen, hoch, hoch, hinein in den sonnigen blauen Himmel.

Enger als je hielt die Kaserne sie umschlossen. Ihre ganze Welt war der Exerzierplatz, über den die Stimme des Geliebten schmetterte, der Hof, auf dem seine Tritte hallten, die enge Feldwebelwohnung, die Küche, der Gang, die Offiziersstube.

Auch Viktor war benommen. Die jungen Damen der Bälle und Gesellschaften langweilten ihn sterblich; oft fand er zwar Aehnlichkeiten mit seiner Josefine, aber der angelernte gute Ton, dieses Gucken nach der Frau Kommandeuse verdarb die Ursprünglichkeit. So viel er konnte, zog er sich von der Geselligkeit zurück, oder, wenn ein Vorgesetzter eben befahl, stöhnte er den ganzen Tag und verwünschte Fest und Festgeber. Das einzig Gute war, daß Josefine ihn dann wenigstens hinbegleitete. Heimlich erwartete sie ihn unten auf der Straße, in einem nahen Thorweg versteckt; ein Tüchelchen, tief in die Stirn gezogen, glaubte sie hinreichend als Vermummung. Sie fürchteten keine Entdeckung, sie dachten gar nicht daran; Arm in Arm, dicht aneinander geschmiegt, machten sie Umweg auf Umweg. Herren, den Mantelkragen hoch geschlagen, und Damen in Schleiern und Galoschen, zu Gesellschaften trippelnd, Bürger, zur Karnevalssitzung eilend, kreuzten einzig ihren Weg. Niemand sah sie im Dunkel. Und sie führten sich oft an der Hand und plauderten und lachten, und ehe er endlich hinauftstieg in den kerzenhellen Saal, drückte er sie noch einmal an sich, zärtlich, süßschmerzlich, wie zu ewigem Lebewohl. Und während er im Tanz die feinen Taillen junger Damen umschlang, fühlte er im Geist die kräftigeren Formen Josefinens, sie lag in seinem Arm, sie wiegte sich lustig auf den Klängen der Musik. Die jungen Damen tuschelten untereinander darüber, daß der Leutnant von Clermont beim Tanzen so fest halte; die ganzen Blumen am Ausschnitt hatte er ihnen zerdrückt; sie beklagten sich darüber, aber sie hatten es doch gern.

Zu seiner Schwester, in deren elegantes neues Haus am Hofgarten, kam Viktor selten. Wenn sie sich darüber beklagte, konnte er mit Recht sagen: ich habe keine Zeit. Er hatte wirklich keine, sie ging hin mit Auflauern, Beobachten, verstohlenen Begegnungen, verliebten Träumen und Wünschen. Der Schwester hatte er nie von Josefine gesprochen, dazu war er längst nicht mehr unbefangen genug. Cäcilie fragte auch nichts, sie gab es sogar nach und nach auf, dem Bruder über sein Seltenkommen Vorwürfe zu machen, ihr Leben war ganz ausgefüllt. Es gehörte ihrem Mann, der sie auf Händen trug, es gehörte ihrem Glück, es gehörte vor allem dem Kind, das sie erwartete. Der zukünftige Vater strahlte schon — ein Sohn, ein Stammhalter! Der zukünftige Großpapa hatte den kostbaren Schmuck, den er seiner verstorbenen Frau einst aus einer besonders reichen Jahreseinnahme gekauft, dem berühmtesten Juwelier von Paris zu noch kostbarerer Neufassung geschickt; die Schwiegertochter sollte ihn

Digitized by Google

am Tauftag als einen von Generation auf Generation zu vererbenden Familienschmuck tragen. Der alte Herr hatte jetzt nur die eine Sorge, daß bei den fortdauernden Krawallen in Paris seinem neukreierten Familienschmuck ein Ungemach passieren könne.

Josefine war seltsam bewegt, als Viktor ihr von Cäciliens Hoffnung erzählte. Sie sagte kein Wort, aber sie wurde glühend rot, und in ihre Augen kam ein Leuchten, ein feuchtes Flimmern. Still blieb sie den ganzen Tag wie sonst nie.

Hätte der Feldwebel nicht so viel zu thun gehabt, ihm wäre wohl manches im Wesen der Tochter aufgefallen, diese geradezu überströmende Zärtlichkeit und dann wieder dieses ganz in sich Versinken. Aber plötzlich waren von Berlin Befehle gekommen, die Reservisten einzuziehen, die Compagnien zu verstärken, Proviantamt und Montierungsdepot neu zu versehen — was, sollte mobil gemacht werden?! Krieg gegen Frankreich?!

Mit Windeseile verbreitete sich das Gerücht. Jetzt sprach auch die Bürgerschaft nicht nur mehr vom Hofgarten, hatte doch jeder einen Sohn, einen Bruder, einen Verwandten, einen Freund, der im Kriegsfalle mit mußte. Krieg, Krieg!

Einige Ueberkluge in der Düsseldorfer Zeitung suchten freilich den Krieg ganz wo anders; sie redeten von einer „Gärung im deutschen Volk", von seinem Schrei nach Einheit und Freiheit, sie wiesen auf Baden, Württemberg, Nassau, Bayern und Hessen hin, wo die Fürsten dem Volk stürmisch geforderte Freiheiten bereits bewilligten.

Ach was, in Düsseldorf wurde nicht gegärt! Und was sollte man denn fordern? Hatte nicht jeder sein behagliches Haus, sein gut Essen und Trinken, abends seine Pfeife beim Glas Bier? Schwarzkieker die! Erst wollte man einmal ordentlich Fastnacht feiern; der Präsident von der Dotzmühl (Karnevalsverein) hielt alle Abend Sitzung ab, die Gecken planten einen großartigen Umzug.

Daß die Fabrikarbeiter im Bergischen Skandal machten und Lohnerhöhung forderten, war weiter nichts Beunruhigendes. Da gab's andrer Orten viel notleidendere Bevölkerung, die armen schlesischen Weber zum Beispiel, die trugen von jeher die Signatur „Hunger" auf dem Gesicht. Für diese wurde gesammelt, und der junge Verein Malkasten stellte herrliche lebende Bilder gegen einen Reichsthaler Entree zu ihrem Besten. Die Charaktermaske des hungernden Webers feierte Triumphe auf dem bald folgenden großen Künstlermaskenball.

Auch die kleineren Bürgersleute hatten ihre Feste, im „Breidenbacher Hof", bei Geisler, bei Cürten, im „Luftballon", in sämtlichen größeren Sälen der Stadt: Karnevalssitzung mit Tanzvergnügen. Die Mädchen kürzten ihre bunten Röcke, die Burschen suchten sich die greulichste Larve aus, manch komplette Bürgerfrau zwängte sich in ein Schäferinnengewand oder setzte sich Kranz und Schleier der Düsselnixe aufs Haupt. Bis tief in die Nacht brannten die Lämpchen der Nähterinnen, Goldband und Flitter wurden rar, alle Läden waren übervoll von Larven und Pritschen und Brillen und Perücken, Dreispitzen und Dormeusen. Selbst die Kinder bekamen ihr Mäschen. Die Stadt war im Rausch, ein Duft von Naunzen und Muzenmändelchen zog mit dem Wind.

In Elberfeld sollte sich eine Bürgerwehr gebildet haben, man hatte etliche herumlaufen sehen mit weißen Binden um den Arm — helau, waren die Wupperthaler auch Fastnachtsgecken geworden?! Am Rosenmontag trug man ein großes Papierschild durch die Straßen: „Wupperthaler Bürgerwehr", und Lahme, Krüppel und Uralte folgten wankend, die weiße Binde mit: „Schutz der Bürger" um den Arm.

Helau, helau! Die Jungen schlagen Rad, die Mädchen kreischen, Hoppedi, packt die Maribill und rast mit ihr hinein in die Menge der Zuschauer, alles lacht, jauchzt, jubelt, schreit, selbst die gesetztesten Leute werden vom Torkel erfaßt.

„Helau, helau!" heult es die Straßen entlang, Pritschenschläge knallen, Männer stolpern in Frauenkleidern, Kinder führen Haube und Brille der Großmutter aus; die „Ferken" in den Sackleinenanzügen, mit der Dummejungensfrisur und der bammelnden Schiefertafel am Hals, tanzen einen Ringelreihen um den alten Jan Willems — weh dem Mädchen, das sie greifen! Abgeküßt wird sie, da hilft kein Sträuben. Nicht Stand noch Obrigkeit wird respektiert, jeder Rücken muß Pritsche kosten, jeder Cylinder wird eingeleit.

„Verrücktes Volk!" schimpfte der Feldwebel. Sonst hatte er sich an Karnevalstagen so viel als möglich in der Kaserne gehalten und auch seinen Weibsleuten verboten, diese zu verlassen. Dort hörte man wenigstens nicht das verdammte Helau, das Rasseln der Knarren, das Schrillen der Pfeifen, das Knallen der Pritschen, das Tuten, das Parpen, das Trommeln, das Quietschen; von weitem nur sah man, durch den breiten Exerzierplatz getrennt, das bunte Gewimmel in der Königsallee.

Heute mußte Rinke einen Zug Reservisten von der Köln-Mindener Bahn abholen, und auch Frau Trina war, kaum daß er die Kaserne verlassen, entschlüpft, um spornstreichs auf die Straße zu eilen; galt es doch, ihren schönen Wilhelm zu bewundern, der zur Ehre auserwählt war, in der Mitte des Fastnachtszuges als Prinz Karneval auf rosenbekränztem goldenen Thron im vierspännigen Schimmelwagen zu fahren.

Rinke marschierte neben seinen Reservisten her, vom Bahnhof zurückkehrend — da — unweit des Lattenthores, stieß er auf den Karnevalszug. Schon war er verdrießlich: Kerle hatten ja gar keine Haltung mehr, trottelten, ihre Bündel am Stecken, der eine so, der andre so. Nicht mal Schritt am Leibe! Und nun noch die Gecken! Nahmen die ganze Breite der Haroldstraße ein — Donnerwetter, die würden doch passieren lassen?! I wo, Bande! Mit Musik und Gejohle zogen sie ungeniert ihres Wegs.

Digitized by Google

Er mußte seinen Zug Halt machen lassen. Er wendete seine Augen ab, wer mochte wohl solchen Unsinn ansehen? Aber die Reservisten grinsten; jetzt brachen sie in ein wieherndes Gelächter aus.

„Helau, die Dotzmühl! Vivat die Dotzmühl! Helau, helau!“

Der Wagen des Karnevalvereins „Dotzmühl“ passierte eben. Eine ungeheure Kaffeemühle stellte er vor; oben wurden die Weiber hineingestopft, weißhaarig und bucklig, unten kamen sie wieder heraus, blondhaarig und schlank, schlugen Purzelbäume und warfen Kußhände ins Publikum. Aber nun — ein grelles Aufjohlen, ein furchtbarer Knall — Hanswurst hatte eine Riesenbombe oben in die Mühle geworfen, unten flatterte ein ellenlanger Zettel heraus und blähte sich im Winde:

„Zwischen mir und mein Volk soll sich kein Blatt Papier drängen!“

„Helau, helau!“ Das war ein ohrenbetäubendes Freudengeschrei, ein unaufhörliches Gelächter; es pflanzte sich fort von vorn nach hinten, von links nach rechts, von groß zu klein.

Der Feldwebel rollte die Augen, der Atem verging ihm fast — hah, die Proklamation Seiner Majestät! Die Proklamation, die Proklamation!

„Verfluchte Rasselbande!“ Mit Mühe hielt er an sich, blaß war er geworden bis in die Lippen.

„Ohne Tritt — marrrsch!“ Auf was warteten die Kerle denn noch? Er wollte sie lehren, zu grinsen! Noch einmal: „Marrrsch!“

Langsam setzte sich der Reservistenzug in Bewegung, aber er traf auf Widerstand. Die Gecken machten nicht willig Platz. Was wollte der Preuß', der Störenfried?! Konnte der nicht warten, bis Seine Hoheit, Prinz Karneval, passiert?!

„Helau, helau!“ Es klang drohend; scheußliche Fratzen flatschten den Feldwebel an.

„De Preuß', de Preuß'!“ Ein Geraune war's nur, aber es wurde zum Murren, zum lauten Murren. Vergebens zeterte Hanswurst, knallten neue Bomben, aller Aufmerksamkeit war auf den Preußen gerichtet, aller Blicke bohrten sich in die Uniform. Freche Bengels legten zwei Hände an die Nase: „Helau!“

Des Feldwebels Hand fuhr ans Seitengewehr. Eine dunkle Blutwelle schoß ihm zu Kopf, die Stirn ader schwoll ihm, rot tanzte es ihm vor den Augen, mit einem gewaltsamen Griff packte er den nächsten am Rock: „Platz!“

„Helau, helau!“

Hanswurst hatte die Hand aufs Herz gelegt wie ein Verliebter, dem Preußen einen schmatzenden Handkuß zugeworfen und dann, sich abkehrend, mit einer Gebärde des Abscheus lang die Zunge herausgestreckt: „Brrr!“ — Der Zorn der Menge löste sich in schallendes Gelächter. „Helau, hahahaha!“ Die Lacher bildeten willig eine Gasse. Bebend vor verhaltener Wut, knirschend vor Empörung führte der Feldwebel seinen Zug durch. Man ließ ihm freie Bahn, aber hinter ihm gellte das Gelächter. Jauchzen und Vivatruf begrüßten jubelnd Prinz Karneval.

Es war ein schlimmer Tag für Rinke. Als er, im Innersten empört, kochend vor Wut, kaum die äußerliche dienstliche Haltung bewahrend, dem Hauptmann Meldung von dem Vorgefallenen machte, zuckte der nur die Achseln: „Ja, in solchen Tagen! Ueberhaupt hier am Rhein! Wir sind auf exponiertem Posten. Ruhe, Vorsicht, Mäßigung! Ich werde aber mit dem Herrn Major sprechen.“

Der Feldwebel war zum erstenmal mit seinem Vorgesetzten nicht einverstanden — was, diese Frechheit gegen des Königs Rock sollte ungeahndet bleiben?! Kam das nicht fast einem Treubruch gegen den König gleich? Und sich selber fühlte er ungeheuer blamiert. Das Knallen, Schreien, Kreischen, Juchzen, Lachen — das unverschämte Lachen — lag ihm unausgesetzt noch in den Ohren. Die Pflastersteine der Kasernenstraße waren spitz wie Nadeln gewesen, sie stachen ihn noch; auch der Boden des Kasernenhofs prickelte ihm unter den Füßen. „Ruhe, Vorsicht, Mäßigung“ — ah, nun würde der Hauptmann dem Major Meldung machen, der Major dem Obersten, der Oberst dem Höchstkommandierenden, und der befahl die Herren zu einer vertraulichen Besprechung in der Mitte des Exerzierplatzes, bei der er, die Hände auf dem Rücken, redete und die Herren Offiziere, im Halbkreis ihn umgebend, zuhörten. Ruhe, Vorsicht, Mäßigung! —

Am folgenden Mittag beim Appell redete der Hauptmann zur Compagnie, ganz besonders wendete er sich dabei an die neu Eingezogenen, die stramm, die Hände an der Hosennaht, die Augen starr auf den Vorgesetzten gerichtet, standen.

„Wir leben in einer ernsten Zeit,“ sprach der Hauptmann, „ihr werdet es wohl auch schon bemerkt haben. Ihr seid wieder einberufen und habt aufs neue die Ehre, Seiner Majestät, eurem König, zu dienen. Zeigt euch dieser Ehre würdig. Betrachtet euch nicht als solidarisch mit der Bürgerschaft; ihr seid jetzt nur Soldaten. Aber euer König ist ein gnädiger Herr, voller Langmut und Milde, er wünscht ein gutes Verhältnis zwischen euch und der Bürgerschaft. Geht also Rempeleien aus dem Wege, mischt euch nicht unter das Volk. Seid immer eingedenk, daß ihr die Ehre habt, des Königs Rock zu tragen!

„Ich mache also hiermit bekannt, daß von heute ab, gegen Androhung von drei Tagen Mittelarrest, jedem Mann hiesiger Garnison verboten ist, öffentliche Wirtshäuser zu besuchen, in denen Bürger verkehren, auch der eventuelle Besuch in Bürgerhäusern einzustellen ist. Es bleibe jeder Stand für sich. Wir leben in einer ernsten Zeit. Ruhe, Vorsicht, Mäßigung!

„Und nun laßt uns nach guter alter Soldatensitte rufen: Seine Majestät, unser allergnädigster Herr und König, Friedrich Wilhelm IV. — Hurra!“

Die Kerle rissen das Maul auf, dreimal schallte es über den Kasernenhof, kurz und scharf,

Digitized by Google

wie aus der Pistole geschossen: „Hurra! hurra! Hurra!“

Der Hauptmann winkte ab. „Weggetreten!“ kommandierte der Unteroffizier, auseinander stoben die Kerle, lässig, mit müden Beinen stolperten sie zur Reisfuppe mit Kohl.

In der Feldwebelwohnung war schlecht Wetter, echte Aschermittwochstimmung.

Frau Trina trug ein noch immer nicht ganz verwischtes Aschenkreuz auf der Stirn — das hatte sie sich heute morgen, nüchternen Magens, noch vor der Frühsuppe, in Lambertus geholt, gerade als die letzten Gecken am Kalvarienberg hinter der Kirche vorbei durchs Morgengrau nach Haus taumelten. Der Feldwebel sah's mit Zorn.

„Kannste dich nicht waschen?! Muß das da den ganzen Tag kleben?!“ fuhr er sie an.

Sie wischte zum Schein. „Et jeht nit ab!“

Da nahm er sein Sacktuch, spuckte darauf und rieb ihr damit unsanft über die Stirn. „So.“

Das Essen schmeckte ihm nicht — warum denn heute überhaupt so ein labbriges Fastengericht, nach dem einem der Magen schon um zwei wieder lang hing? Was ging ihn der Aschermittwoch an! Und noch dazu waren die Nudeln nicht einmal gar! Als er um zwölf hungrig heraufgekommen war und nach alter Gewohnheit zuerst in die Küche geguckt, hatte er Josefine nicht darin gefunden; das Wasser strudelte zwar auf dem Herd und floß zischend über, aber die Nudeln lagen noch trocken auf dem Tisch. Und Josefine war hastig den Gang heruntergekommen, hochrot, mit verwirrtem Haar und hatte sich entschuldigt: der Leutnant habe um einen Thee bitten lassen, er sei erkältet, da hätte sie eben rasch selber den Thee hingebracht. Warum war sie so verlegen gewesen, hatte so unnütz viel Worte gemacht, hatte ihm nicht in die Augen gesehen, wie sich's gehörte, sondern scheu zur Seite geblickt? Donnerwetter, was hatte sie bei dem Leutnant zu suchen!

Jetzt beim Mittag nahm der Vater die Tochter scharf aufs Korn. Sie aß nicht; er sah es wohl, wie sie heimlich dem jüngsten Bruder noch ihr Teil zuschob. Ganz benommen guckte sie vor sich hin mit einem verträumten Lächeln. An was, an wen dachte sie?! Rinke empfand es plötzlich wie einen Schmerz — da war was zwischen ihm und seiner Josefine.

„Na!“ — früher hatte sie immer gleich seinen Blick bemerkt, jetzt mußte er erst die Faust vor sie hinlegen —, „he, Josefine!“

Erschrocken zuckte sie zusammen und stieß einen leichten Schrei aus.

„Nanu?!“

Die Brüder fingen an, verstohlen zu kichern.

„Nanu, an wen denkst du denn?“ Es sollte vielleicht neckend klingen, aber er verstand nicht zu scherzen, seine Stimme war scharf: „Wohl an Konradi?“

Sie gab keine Antwort, schüttelte nur, energisch verneinend, den Kopf.

„Na, na, das wäre doch nicht unmöglich! Der wird nu wohl bald mal wieder einpassieren. Soll ich ihm schreiben?“

„Nein!“ Kurz klang das Nein, wie angstvoll herausgestoßen.

„Warum denn nicht, wenn ich fragen darf? Na?!“ Argwöhnisch sah er sie an: das war nicht bloß mädchenhafte Thurei! Und blaß war sie geworden und preßte die Lippen aufeinander und senkte den Kopf.

Die Jungen fingen wieder an zu kichern.

„'rans!“ schrie der Vater und zeigte auf die Thür, und sie flohen in die Küche. Dort stopften sie die Fäuste in den Mund und tanzten einen Indianertanz. Hau, nun kriegte die Fina es! Daß die Fina den Sergeanten nicht mochte, das wußten ja alle längst, nur der Vater nicht. Das war dem recht, warum war der immer so streng!

Drinnen in der Stube fing die Mutter an, das Geschirr abzuräumen; sie that sehr geschäftig und wollte es nach der Küche tragen, aber: „Bleib!“ rief ihr Mann.

„Was ist los mit dir?“ sagte der Feldwebel zur Tochter. Seine Stimme war ruhig, scheinbar gemütlich, aber doch vibrierte etwas in ihr. Sie kannten den Ton, der verhieß Sturm. „Was hast du gegen Konradi'n?“

„Nix!“

„Er ist dir sehr gut!“

„Och —?!“

„Thu nicht so, als ob du das nicht wüßtest! Und en braver Kerl ist er — wenn auch en bißchen nau —, anständig ist er durch und durch! Warum bist du so obstinat? 'nen besseren Mann kriegst du nicht!“

„Ich will jar keinen!“

„Sie hat ja noch Zeit,“ wagte Frau Trina einzulenken. Die Tochter that ihr leid, die saß da, wie verdonnert, hielt die Hände im Schoß und rang die Finger ineinander. „Un ich mein', Rinke, du könnst et als auch noch abwarten, bis dat de 't Fina los wirst!“

Er brauste nicht auf, wie sonst wohl; ruhig klang es, fast müde: „Zeit — abwarten?! Zeit — jawohl, das ist jetzt 'ne tolle, kein Respekt mehr, kein Parieren! Man paßt nich mehr in den Kram.“ Schwermütig stützte er den Kopf in die Hand und sah vor sich hin, versunken in seine Gedanken. „Zeit —?! Wer weiß, wie viel man noch hat!“ Die Lippen spitzend, fing er an zu pfeifen. Es war das alte Soldatenlied: Morgenrot, Morgenrot — er fuhr plötzlich nervös auf: „Ich hab' 'ne Unruhe! Ich hab' sie nu mal! Eh's los geht, möcht' ich die Josefine versorgt sehen!“

„Jesus, Rinke, wat hastе for Ideen,“ sagte Frau Trina, „mer könnt ja wirklich meinen, et jäb' Krieg, un du —“

Ein jäher Laut unterbrach sie. Mit weit aufgerissenen Augen hatte Josefine den Vater angesehen; nun sprang sie auf, nun hing sie ihm am Halse. Sie legte das Gesicht auf seine Schulter und schluchzte so in ihn hinein:

Digitized by Google

„Bis still, Vater, still! Du sollst so wat nit sagen, du darfst so wat nit sagen! Och, Vater, du mußt ewig bei mir bleiben! Vater, jelt, du läßt mich noch hier, ich brauch' noch nit weg? Och, jelt ja, Vater?! Mein lieber Vater!"

Das war doch noch sein altes Mädel, ohne Hinterhalt, seine Tochter, die kindlich an ihm hing! Ha, das that wohl! Ein Glücksstrahl flog über sein Gesicht. Er hob ihren Kopf von seiner Schulter und strich ihr die wirren Haare zurück; seine Hand ruhte für Augenblicke schwer und kühl auf ihrer glühenden Stirn.

„Treue, Tapferkeit und Gehorsam, Pflichtgefühl und Ehre" — warum er das jetzt sagte? Er wußte es selber nicht, die Worte drängten sich ihm gewaltsam auf die Lippen. „Aber die Ehre ist die größeste unter ihnen. Mein Kind, über alles die Ehre!"

XIV.

Feldwebel Rinke war erstaunt, daß er auf einen Brief an Konradi, der eine sehr freundliche Aufforderung zu recht baldigem Besuch enthielt, heute aus Bohwinkel die Antwort bekam: „Leider jetzt unabkömmlich!" Was sollte das heißen? Sollte der die Josefine schon vergessen haben? Denn daß der Konradi nicht mal einen Tag Urlaub bekommen könne, wie er schrieb, war doch kaum anzunehmen. So schlimm würden die Arbeiterkrawalle dort wohl nicht sein.

Mit einem etwas geringschätzenden Lächeln las Rinke den Brief noch einmal durch. Konradi sprach von einem Arbeiteraufstand in und um Solingen, von Bedrohung benachbarter Eisengießereien, von einem Aufgebot der ganzen Gendarmerie im Bezirk — Dienst Tag und Nacht — gar nicht aus den Kleidern kommen — Fabrikgebäude bewachen, Chausseen abpatrouillieren und so weiter. Hastig war's hingekritzelt, als wäre es im Stehen geschrieben. Kaum ein Gruß darunter.

Ausreden! Als ob nicht der Anblick allein eines preußisch gedrillten Gendarmen mit blanker Waffe schon genügt haben würde, einen ganzen Haufen solchen Gesindels in die Flucht zu jagen. Der Konradi hatte nur keine Lust zu kommen!

Verärgert ging der Feldwebel heute seinen Pflichten nach. Er bohte sich in Gedanken gegen sich selber — wer hatte ihn denn geheißen, dem jüngeren Kameraden so die Avancen zu machen? Und böse war er auch auf Josefine — das kam von ihrem bockigen Wesen, nun schnappte der ab!

In einer nervösen Unruhe lief Rinke hin und her; seit ein paar Tagen verließ ihn eine bestimmte Angst nicht mehr, in einer schlaflosen Nacht hatte sich's in ihn eingebohrt wie eine fixe Idee: hatte der Leutnant von Clermont mit der Josefine etwas vor oder nicht? Ein Wunder wäre das nicht; er war jung, sie war jung, sie war hübsch, und er wahrhaftig ein glänzender Herr, in den sich ein Mädel wohl verschießen konnte. Und die Josefine war jetzt in den Jahren.

„Himmelkreuzsakrament!" fluchte er in sich hinein, und dann rannte er plötzlich, von einer heftigen Unruhe erfaßt, an die Stiege, die zu seiner Wohnung hinaufführte, und lauschte. Ob der Leutnant schon wieder nach der Küche kam und um heißes Wasser bat? Ueber den Gang waren es ja nur ein paar Schritt — und der Gang war einsam und dunkel.

Das Blut stieg ihm zu Kopf, er kletterte eilends hinauf. Vorsichtig lugte er durch die Thürspalte. Josefine war in der Küche — allein. Sie saß auf dem Schemel am Fenster. Das Messer, mit dem sie Kartoffeln schälen sollte, war ihrer Hand entfallen, die Kartoffeln aus ihrer Schürze bis mitten in die Küche gekollert, sie merkte es nicht. Sie merkte nicht einmal, daß der Zipfel ihres Rockes in die Wasserschüssel am Boden stippte. Mit einem glücklichen Gesicht träumte sie in den blauen Himmel hinein — oder starrte sie nach dem Fenster der Offiziersstube drüben?

Behutsam schlich Rinke wieder hinunter; er schämte sich, den Spion gespielt zu haben, und doch war er erst beruhigt, als er den Leutnant von Clermont zum Thor schreiten sah. Der ging nun aus. Schlank und elastisch schritt er über das holprige Pflaster längs der Blocks, geschickt balancierte sein Fuß im blitzblanken schmalen Stiefel über schmutzige Stellen, ein Stäubchen lag ihm wohl auf dem Waffenrockärmel, er schnippte es weg, und dann pfiff er in die laue Luft und machte mit einem: „fisch, fisch — puff!" die hungrigen Spatzen bange, die unter den kuospenden Ahornbäumen schirpend des Frühlings warteten. In einem Schwurr flogen sie auf, übers ganze Gesicht lachend, sah der Uebermütige ihnen nach.

So heiter, so wohlgemut, was kostet die Welt! Der Feldwebel sah nach, bis das schwere Thor hinter dem schlanken Offizier ins Schloß gefallen war. Nein, da war kein Zweifel, den mußte ja ein Mädel lieben! Und konnte man ihr darum böse sein? Nein, nicht einmal! Lachte ihm doch selber das Herz im Leib, wenn er dem Jungen nachsah. Der hatte doch noch mehr los als sein Vater! Dem merkte man es an, daß er im Corps erzogen war, von Grund auf militärisch. Forsch war er, ein Sappermenter. Vor der Front stand er wie 'ne Tanne, seine helle Stimme schmetterte über den Platz. Die Kerle hatten Dampf vor ihm, er sah jeden Mann; sein Auge, das sonst so lustig herumfackelte, bekam dann einen ganz niederträchtig scharfen Blick, sein Kinn straffte sich, und wenn er zwischen den zusammengebissenen Zähnen herausstieß: „Krummer Hund!" dann zitterten sie alle. Der Feldwebel schmunzelte. Bei den Vorgesetzten war der Leutnant gut angeschrieben, ja, der kriegte noch mal die Generalsepauletten! Ach, wie stolz konnte der Major auf den Sohn sein!

Das Schmunzeln verschwand jäh, ein Zug von Gram vertiefte die Furchen, die Rinke von der Nase herab nach den Mundwinkeln liefen.

Digitized by Google

Ach ja, der Junge konnte 'nem Vater schon Freude machen!

Er stand noch lange und starrte auf einen der schmalen Abdrücke, die der leichte Tritt des Leutnants, kaum sichtbar, im weichen Grund hinterlassen. Wenn er nur die Josefine in Sicherheit wüßte! Ihm wurde heiß und kalt. Aber vielleicht täuschte er sich? Nun, desto besser; doch gefährlich war die Nähe jedenfalls. Zu fatal, daß der Konradi dienstliche Abhaltung vorschützte! Der Esel! War es denn die Josefine nicht wert, daß man sich ein bißchen um sie mühte? Solch ein Mädel zu gewinnen, ist ebenso schwer wie Major werden.

Er grollte dem Kameraden. Arbeiterunruhen — Unsinn! Grollend ging er zum Mittagessen. Da fand er große Aufregung. Die Knaben waren soeben aus der Schule gekommen; vor Eifer schrieen sie durcheinander: „Der Wehrwolf bei Hammersphar brenne! Die Gießereien zu Rinkenberg und Höchscheid und Burgthal würden auch demoliert! Nun marschierten die Aufständischen auf Solingen selber los! Alle Maschinen hatten sie auseinandergerissen — huh — und auf Eisenstangen die Fabrikherren aufgespießt!"

Frau Trina schrie laut auf: „Materdeies, wann die hiehin kommen!" Sie war gar nicht zu halten, wollte durchaus auf die Straße und Erkundigungen einziehen.

Der Vater wetterte noch über den Unsinn, — die Jungen schwiegen, aber in ihren Augen las man weitere Schreckensnachrichten — da wurde auch schon Alarm geblasen.

Grell tutete es von den Höfen herauf, die Trommel wirbelte. Aufgescheucht aus ihrer kurzen Mittagsrast rannte die Mannschaft umher, Stiegen knarrten, Thüren klappten, Kommandos erschallten — in einer halben Stunde schon rückten zwei Compagnien Sechzehner aus. Sie waren für Solingen designiert.

Also der Konradi hatte doch keine Ausflüchte gemacht! Mit einer gewissen Befriedigung stand der Feldwebel im Kasernenthor und sah den Abmarschierenden nach, sah den letzten Tornister, das letzte Paar der nägelbeschlagenen Kommißstiefel um die Ecke verschwinden. Ihm war's lieb, daß seine Compagnie nicht Befehl zum Ausrücken erhalten hatte — die Waffen gegen solches Pack zu gebrauchen, war keine Ehre. Das war keinen Schuß Pulver wert wie ein ehrlicher Feind. Stockprügel, Stockprügel! Gewehr umgedreht und mit dem Kolben feste zu! Er spuckte aus: „Bande!"

Die Aufregung seiner Frau war ihm lächerlich. Was, Angst?! Nur die Bajonettspitzen brauchte der Pöbel von weitem blitzen zu sehen und den gleichmäßigen Tritt der Kolonne zu hören, da gab er schon Fersengeld. Es giebt nichts auf der Welt, was so einschüchternd wirkt, als die Geschlossenheit der Truppe und das militärische Kommando.

Frau Trina aber gab sich nicht zufrieden. Sie war im „Bunten Vogel" gewesen, da hatte die Wirtsstube gestopft voll gesessen; die Leute erzählten von einer Deputation, die von Köln nach Berlin gereist war — recht so, der König mußte mehr Freiheiten geben! Einige hatten gar gewußt, daß in Berlin selber auch Unruhen ausgebrochen seien. Mit Pflastersteinen sei nach den Soldaten vorm Schloß geworfen worden.

„Jawohl — Soldaten mit Pflastersteinen schmeißen! Hat sich was! Daß du dir solchen Blödsinn vorreden läßt," fuhr ihr Mann sie an. „Scheint fast, du amüsierst dich noch drüber!" Er glaubte an diese Gerüchte nicht. Ja, hier am Rhein, da mochte es wohl schon eher möglich sein, daß es einmal rebellisch spukte — Volk ohne Haltung, ohne Disciplin —, aber in Preußen, in der Hauptstadt, gleichsam unter den Fenstern Seiner Majestät? Unmöglich!

Der Feldwebel hielt sich heute noch strammer als gewöhnlich. Als er auf die Straße trat, um hinüber ins Stammlokal zu gehen, reckte er sich kerzengerade; wie Falken, zum Niederstoßen bereit, lauerten seine Blicke. Die Mütze hatte er etwas schief auf das an den Schläfen schon stark ergraute Haar gerückt und den Schnauzbart aufgestrichen; er sah unternehmend aus.

Die Kameraden am runden Tisch fanden, daß heute nicht gut mit Rinke auskommen war. Die ewigen Erzählungen von den Pöbelrevolten reizten ihn — war es der Rede wert, nur ein Wort darüber zu verlieren? Und als gar einer im Flüsterton, mit bedenklicher Miene, die Geschichte zum besten zu geben wagte, die auch Frau Trina heute berichtet, riß ihm die Geduld. Was, der Pöbel sollte die Schloßwachen insultiert haben, und ein Soldat verbreitete solche Infamie?! Das war eine Beleidigung des ganzen preußischen Militärs!

Mit Mühe nur konnten sie ihn beruhigen. Mißmutig, früher als sonst, ging er heim. Auf der Straße traf er noch reges Leben. Vor den Haustüren standen Gruppen, Menschenmassen wogten hin und her; Neugierige liefen hinter schreienden Knaben drein, die ausposaunten, hinter Bilk und vom Hammer Damm aus könne man die ganze Stadt Neuß brennen sehen. Viele rannten hinaus auf die Felder. Jenseits Dorf Hamm, überm Rhein, mußte ein mächtiger Brand wüten; Rauchmassen wälzten sich dem Strom zu, und Feuersäulen lohten auf, Funkenregen, ganze Funkengarben schossen durch das nächtliche Dunkel.

Bleiche Gesichter sahen sich an. Bis auf die Kasernenstraße glaubten ängstliche Gemüter den Brandgeruch zu spüren. Viele Bürger stiegen zur Bodenluke heraus aufs Dach und observierten den Himmel. Am Morgen wurde es bekannt: eine große Fabrik zu Neuß war niedergebrannt, von ruchlosen Händen angesteckt. Und aus Mühlheim an der Ruhr, aus Lübbecke, aus Gütersloh, aus Elberfeld, aus vielen andern Orten in geringerer und weiterer Entfernung liefen beunruhigende Gerüchte ein.

Die Wirtshäuser der Stadt waren heute überfüllt, dicht gedrängt saßen die Bürger auf

Digitized by Google

der Bierbank; so viel hatten sie lange nicht am Stammtisch zu bereden gehabt, — gut, daß es ein Sonntag war! Aber auch wenn es Wochentag gewesen, wäre keiner seinen Geschäften nachgegangen — der St. Sebastian-Schützenverein hielt heute Generalversammlung auf dem Hunsrück. Da strömten sie nun hin.

In der Kaserne war es still, totenstill. Im Morgengrauen waren noch Schützen nach Lennep ausgerückt, da hatte es für kurze Zeit Leben gegeben; jetzt lag der weite Platz leer, in den Pfützen spiegelte sich eine bleiche Sonne, und der scharfe Märzwind schnaufte darüber hin.

Die Sonntage waren immer langweilig, aber der heutige kam Rinke endlos vor. Zeitung mochte er nicht lesen, wozu sollte er sich ärgern? Mit großen Schritten lief er in der Stube auf und ab, und dann stand er wieder am Fenster und trommelte unruhig auf die Scheiben. Stirnrunzelnd betrachtete er den Himmel — so zerrissen war der, bedeckt von gejagten Wolken, die in fratzenhaften Umrissen Gestalt von Ungeheuern gewannen. Jetzt trieb ein Untier von der Allee heran, mit ausgebreiteten Schwingen segelte es über den Kanal, über den Exerzierplatz, gerade aufs Fenster zu. Unwillkürlich trat der Feldwebel zurück, ihm war, als senke sich das schwarze Wolkengebild schwer herab.

„Josefine!“ Keine Antwort. Noch einmal: „Josefine!“ Wo steckte sie nun wieder?! Er ging in die Küche, in die Schlafkammer, durch die ganze Wohnung, er rief auch auf dem Gang. In der Leere hallte seine Stimme — niemand da. Fröstelnd rieb er sich die Hände. Ganz allein! Die Käthe war mit den Jungen zu den Großeltern gegangen — vielleicht die Josefine auch? Sie hatte ihm aber nicht Adieu gesagt.

Er entschloß sich, auch auszugehen. Das Seitengewehr umschnallend, verließ er die Wohnung; auf einmal hatte er's eilig. War sie mit der Mutter gegangen — oder wo war sie? Einen scheuen Blick warf er hinauf zur Offiziersstube — der Leutnant war nicht da, der Bursche fläzte sich im Fenster.

Seine Unruhe trieb ihn nach dem „Bunten Vogel“. Und als er so, weit ausholenden Schrittes, durch die Straßen ging, fiel ihm plötzlich ein, wie er schon mehr als einmal dort hingeeilt in Hast und Unruhe, einen Flüchtling zu suchen. Das erste Mal: die junge Mutter und das junge Kind — ach, was war die Josefine für ein süßes Kindchen gewesen!

Mit Blitzesschnelle entrollten sich ihm siebzehn Jahre. Immer Josefine — in der Wiege — in den ersten Schuhchen — pfeilschnell dahinschießend im wilden Lauf — beim Exerzieren: Gewehr auf — mit dem Schulkranzen — vorm Einsegnungstag im ersten langen Kleid — eine Mutter unter den Geschwistern — fleißig am Waschzuber — trillernd wie eine Lerche — immer und immer Josefine! Allezeit war sie seines Herzens Freude und Wonne gewesen. Ihn dünkte heute die unbestimmte Angst um sie fast größer als jene in schneeiger Winternacht, da er hier entlang gestürzt, den verlorenen Sohn zu suchen.

Und immer und immer der gleiche Weg, das Pochen an die gleiche Thür! Mußten sie denn alle dahin laufen, immer nach dem „Bunten Vogel“? Weib, Sohn, Tochter, und er wie ein Narr hinterdrein!

Ein jähes Gefühl stieg in ihm auf, das sein Blut wallen machte und sein Auge verdunkelte. O, dieses behäbige Bürgerhaus mit seiner allezeit offenen Thür, mit seiner ewigen Lampe unterm Marienbild, mit seinem Duft nach Rheinland und Rheinwasser! Es stahl ihm das, was sein war.

Des Feldwebels Gesicht wurde sehr finster, mit einem bösen Blick sah er umher — o, diese Stadt! Nein, er hatte sie nie lieben gelernt, verhaßt war ihm ihr Pflaster! Nie würde er hier eine Heimat finden, fremd blieb ihm ewig der Boden.

Die Fröhlichkeit widerte ihn an — horch, wahrhaftig, da gröhlten sie schon wieder!

Er war auf dem Hunsrück angelangt. In der Wirtschaft bei Prehl standen Fenster und Thüren offen, die Räume schienen zu eng, um die noch immer zuströmenden Männer und Burschen zu fassen. Drinnen redete eine mächtige Stimme — aha, jetzt brausende Hochrufe! Was war denn los?

Eine schwarz-rot-goldene Fahne entfaltete sich plötzlich aus einem Fenster des Obergeschosses, flatterte im Winde und blähte sich; und innen im Lokal und außen auf der Gasse huben plötzlich Hunderte wie aus einer Kehle an:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt —“

Weit dröhnten die kräftigen Stimmen der St. Sebastian-Schützenbrüder.

Der Feldwebel blieb an der jenseitigen Häuserreihe stehen — waren die jetzt schon alle betrunken? Es schien wenigstens so. Sie jubelten laut, sie schlugen sich auf die Schultern, schüttelten sich die Hände, saulen sich in die Arme und küßten sich — Männer küßten sich! Buben, kaum drei Käse hoch, wurden in die Höhe gehoben, jubelnd haschten sie nach dem schwarz-rot-goldenen Zipfel. Klatschend trieb der Wind die Fahne gegen Mauer und Fenster; jetzt breitete sie sich aus, spannte sich über die Gasse wie ein straffes Tuch in leuchtenden Farben.

Schwarz-rot-gold — hm! Kopfschüttelnd ging Rinke weiter, aber neuer Gesang schallte hinter ihm drein und verfolgte ihn bis zum Ende der Gasse. Noch weiter vernahm er das:

„Teutschland, Teutschland über alles!“

Trotzig stieg es in ihm auf — schwarz-rot-gold, was sollte das?! Es gab nur eine Fahne:

„Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?
Die Fahne weht mir schwarz und weiß voran!“

Schwarz-weiß! Ein ungeheurer Stolz schwoll in ihm. Aufgereckt, kerzengerade stieg er über die

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Straße; ein paar Knaben lachten hinter ihm her. So kam er im „Bunten Vogel“ an.

Seine Frau und seine Söhne fand er dort, Josefine nicht.

„Och Jott, Rinke, du hast auch immer jett,“ sagte Frau Trina auf sein hastiges Fragen. Sie sah ihren Mann ordentlich mitleidig an. „Wat du der immer für Sorg' machst, rein um jar nix! Da kann mer ja sein Leben nit froh werden. Wo soll et Fina dann hin sein? Et is doch kein klein Stümpken, dat verloren jeht!“

Rinkes erstes Gefühl war gewesen, wieder nach Hause zu gehen und dort auf die Tochter zu warten; nun blieb er doch hier. Wenn sie nun nicht bald kam und er allein sein mußte mit seinen Gedanken?! Ihm grauste davor. Mechanisch streifte er die Handschuhe herunter und schnallte das Seitengewehr ab.

Frau Trina hatte ihn neben sich auf die Bank gezogen, sie freute sich, daß er endlich wieder einmal mit ihr hier saß; hatte sie es doch längst aufgegeben, ihn darum zu bitten. Nun zwinkerte sie vergnügt ihrem Aeltesten zu: „Du, Willem, bring dem Pappa jett zu trinken!“ Der Sohn that's, aber dann drückte er sich zur Thür hinaus, die Großmutter mußte selber aufstehen und dem Schwiegersohn das Bierglas neu füllen.

Heute waren keine Gäste im „Bunten Vogel“, alles steckte beim Prehl auf dem Hunsrück. Eine große Behaglichkeit lag über der halbdunkeln, altmodischen Wirtsstube. Das ewige Lämpchen unterm Marienbild glimmte mild mit rötlichem Schein, friedlich still war's draußen auf der Straße, kein Hund bellte, kein Fußtritt hallte.

Stiller wurde es auch in des Feldwebels Seele. Frau Trina hatte ihre Hand in die seine geschoben; das war lange nicht geschehen. Auch das freundliche Gesicht der alten Frau, gegenüber am Tisch, that ihm wohl. Nachtragend war die nicht, das mußte man ihr lassen. Vom alten Peter Zilges nicht zu reden, der lächelte in einem fort, kindisch zufrieden.

Ein Gespräch wollte aber trotzdem nicht in Fluß kommen; man begnügte sich, nur einander freundlich anzusehen. Langsam sank die Dunkelheit.

Da krachte auf einmal ein Schuß auf der Straße, die Frauen stießen ein erschrockenes „Jesus Maria“ aus; die Knaben wollten neugierig zur Thür stürzen, ein barsches „Halt“ des Vaters hielt sie zurück. Der Feldwebel war auch aufgesprungen und horchte, den Kopf vorgeneigt.

Noch mehr Schüsse. Und nun plötzlich Fackelglanz draußen im Dunkeln; ein ganzer Trupp Menschen zog vorüber, Männer, Jünglinge, Knaben. Und nun Freudengeschrei: „Illuminieren! Bürger, Lichtches eraus! Hoch der König! Vivat, de soll leben! Lichtches, Bürger, illuminieren!“ Die Stimmen gellten durcheinander.

Das war ein Trappeln und Rennen, ein Pflasterdröhnen, die stille Ratingerstraße belebt wie durch Zauberschlag. Nun trabte ein Rudel Jungen heran: „Hä küt, hä küt! Hoch de San Sebastian-Schützeverein! Hoch de König! Hoch, hoch, hoch!“ Ein paar Stadtmusikanten fiedelten und bliesen aus vollen Backen. Jetzt brausende Jubelrufe — der Chef von St. Sebastian erschien, fast wankend unter der Wucht der schwarz-rot-goldnen Fahne. Jubelnd, jauchzend, singend umringten ihn die Schützen; heute marschierten sie nicht in Reih' und Glied, heute lief jeder wie er wollte und schwamm auf Freudenwogen.

„Düsseldorfer Bürger, Stadt illuminieren!“ Von allen Seiten tönte das Verlangen, der Rheinwind trug den Ruf weiter. Und Menschen, Menschen, froh erregte Menschenscharen. Und Freudenschüsse vom Mühlenplätzchen, vom Burgplatz, vom Markt her; nach dem Rathaus drängte die Menge. Das knatterte und knallte und blies und fiedelte und juchzte und frohlockte. Die Träger schwangen ausgelassen ihre Fackeln, greller Schein überglänzte alles, flüssiges Feuer tropfte aufs Pflaster; wie bespritzt mit Blut standen die weißen Mauern der Häuser.

Frau Trina war mit der Mutter und den Kindern an die Hausthür gelaufen, in größter Neugier faßte sie einen der Vorüberstürzenden am Aermel: „Wat es dann passiert? Sagt doch!“

„Ich weiß et nit — Vivat, hoch, hoch, hoch!“

Sie mußte sich an einen andern wenden: „He, wo lauft ihr dann hin?“

„Nao'm Rathuhs! Mir bringen de Fahn' derhin!“

„Warum dann? Warum schreit ihr dann e so?!“

„Ich weiß nit!“

„Wat? Och, sagt doch!“

„Ich weiß et nit! Ho—ch!“

Keiner hielt ihr stand. Eine genügende Antwort bekam sie nicht. „Mer feiern,“ das brachte sie endlich heraus.

Der Schnakenbergs Hendrich kam jetzt die Straße lang. Der war auch bei den Schützen, eine Preismedaille trug er auf der Brust. Es gab Frau Trina einen leichten Stich durchs Herz — ach, wie schön müßte es sein, am Arm eines solchen Preisschützen alles gucken zu gehen!

„Pit — Sie — 'n Abend, Herr Schnakenberg!“

Der Hendrich war doch immer noch galant; trotzdem alles vorwärts drängte, blieb er einen Augenblick bei ihr stehen. „Kuck ens an — dat Tring!“

„Och, sagen Se doch, wat wird dann jefeiert?“

„Och, de König in Berlin — no, wissen Se — de König, de hat en Amnestie erlassen. Freiheiten soll de jejeben haben. Vor en Stund' is de Nachricht jekommen. 'schwind, Madam Rinke, 'schwind, nu jiebt et wat zu kucken! Mer bringen ene Fackelzug nao'm Jägerhof. De Prinz Friedrich, de Protektor vom Verein, de soll leben! Hoch de Prinz Friedrich! Hoch de San Sebastian-Schützeverein! Hoch de König! Hoch die Freiheit! Hoch dat janze königliche Haus — hoch!“

Und „hoch“ schrie's nach hundertfach. „Nao'm Jägerhof, nao'm Jägerhof!“

Digitized by Google

Die Menge flutete aus der Richtung nach dem Rathaus zurück; das Durcheinander entwirrte sich schnell. Zu zweien und dreien reihten sich die Schützen, Fackelträger rechts und links, voran die schwarz-rot-goldne Fahne. Wohlgeordnet, mit Musik und Gesang, setzte sich ein Zug in Bewegung. Und immer noch schlossen sich Bürger an, auch Frauen und Mädchen und Kinder liefen nebenher, immer mit im Schritt, und mischten ihre hellen Stimmen in den Chor der Männer.

„Was ist des Deutschen Vaterland?!" —

Mächtig dröhnte es durch die Nacht.

Nun hielt es Frau Trina nicht mehr aus, ihre Söhne waren schon längst auf und davon, sie stürzte in die Stube zurück: „Rinke, ich jeh' kucken!"

Der Feldwebel stand am Fenster, beide Hände aufs Fensterbrett gestützt, und starrte hinaus. Als seine Frau rief, sah er sich nicht um. Das mächtige: „O nein, o nein, o nein, — sein Vaterland muß größer sein," das draußen noch immer anschwoll, verschlang jeden andern Ruf.

„Rinke, Rinke!" Trina stieß ihn an.

Da fuhr er herum. „Was willste?"

„Kucken jehn! Komm doch auch mit! 'schwind, lassen mer jehn!"

„Ja," sagte er hart, nahm sein Seitengewehr vom Haken an der Wand und zog den Gurt mit einem Ruck straff zu.

„Mutter," rief der alte Zilges von der Ofenbank her. Der Fackelschein, das Knallen, das Laufen draußen hatten ihn anscheinend gar nicht berührt, still hatte er dagesessen und die Daumen umeinander gedreht; nun hörte er den brausenden Chor. Aufhorchend legte er die Hand hinters Ohr. „Mutter, wat singen se da?"

Seine Alte trat zu ihm, den Arm um seine Schultern legend, schrie sie ihm ins Ohr: „Dat Lied von Deutschland!"

„Von Deutschland — Deutschland —?"

„E ja. Wat es des Deutschen Vaterland, dat neue Lied!"

„Deutschland — Vaterland?!" grämelte der Greis. „Mir sin Düsseldorfer Bürger!"

Der Feldwebel hatte es gehört; kurz sah er nach Bürger Zilges hin, seine Mundwinkel zogen sich dabei in einem verächtlichen Lächeln herab — der alte, eingefleischte rheinische Dickkopf!

Dann folgte er seiner Frau zur Thür, strammen Schrittes, Brust heraus, sein Rock warf keine Falte — jeder Zoll ein Preuße.

Die Straßen waren hell, in allen Fenstern brannten Lichter; wer nicht genug Leuchter hatte, stellte seine Kerzchen in ausgehöhlte Kartoffeln. Auch Oellämpchen halfen aus. Alle Hausthüren waren geöffnet, alle Gesichter glänzten froh. Der scharfe Märzwind hatte sich mit dem Abend gelegt, leichte Lüfte nur wehten vom Rhein und spielten um die schwarz-rot-goldene Fahne.

Im Hofgarten reckten die Bäume ihre Knospen ins Fackellicht, und der stille Weiher spiegelte den Glanz wieder. Feuchtwarmer Hauch strich säuselnd um erstes junges Gras. Der Winter war vorbei, Träume wachten auf, die noch geschlafen; hoch in den Wipfeln rauschte es von Frühling, Frühling!

XV.

Wie ein wüster Traum erschien dem Feldwebel die vergangene Nacht. War's denn Wahrheit, die schwarz-rot-goldene Fahne wehte wirklich über der Stadt, auch im hellen Licht des neuen Tages? Auf dem Rathaus hatten die Verrückten sie aufgepflanzt.

Aber einen stillen Triumph hatte er: Der königliche Prinz im Jägerhof hatte den Fackelzug abgelehnt. Er war nicht auf dem Balkon erschienen trotz aller Rufe: „Es lebe Prinz Friedrich", „es lebe der König"! Trotz aller Gesänge! Dunkel waren die Fenster geblieben, das Schloß schien ausgestorben, einzig ein paar Lakaiengesichter hatten sich scheu hinter den Scheiben des Parterregeschosses gezeigt. Das enttäuschte Volk hatte lange geharrt, leid konnten einem die langen Gesichter fast thun, aber da — frech wie sie waren — fingen einige an zu knurren. Hier ertönte ein greller Pfiff, dort einer, schon wollte Rinke das Blut heiß zu Kopf steigen, da wurde ihm eiskalt.

Ein Mädchen war vorübergegangen, ein blondes Mädchen, am Arm eines schlanken Herrn in Zivil. War das nicht Josefine? Ja, und das war der Leutnant, kein andrer hielt den Rücken so gerade. Sie waren es, und wenn sie sich auch noch so vorsichtig im Schatten hielten! Auf den Prellstein an der Jägerhofstraßenecke war sie neugierig geklettert, lachend hatte sie sich auf seine Schulter gestützt, dann hatte er sie herabgehoben, und in zärtlichem Aneinanderschmiegen waren sie wieder untergetaucht zwischen einsamen Büschen des Hofgartens.

Nun sollte sie ihm aber her heute morgen! Mit einem Fluch fuhr der Feldwebel aus dem zerwühlten Bett, aber der Fluch wurde zum Stöhnen. Sein Mädel, seine Josefine! Es wurde ihm doch schwer. Sie liebte den Leutnant, wie unglücklich würde sie sein! Aber — laß sie weinen! — jetzt fest sein wie Eisen, kalt Blut. Er setzte die strengste Miene auf.

Als er nach ihr rief, kam sie ahnungslos gelaufen, rosig angehaucht vom Morgentraum und von einem inneren Glück.

„Willste wat, Vater?"

Er sah sie nicht an, machte sich mit seinem Anzug zu schaffen. Es klang nur so nebenbei: „Wo warst du gestern?"

„Jestern? — och — die Illumination kucken!"

„So, hm" — er machte eine Pause und sah sie scharf an, die plötzlich dunkelrot geworden war — „allein, he?!"

„Ich — och — Vater, wat biste so komisch! Ich — wat is dann, wat haste dann?"

Wie verlegen sie war! Gott sei Dank, das Lügen und Verstellen hatte sie doch noch nicht ganz gelernt! Sie war sehr ängstlich.

Digitized by Google

„Ob du allein gegangen biſt? frag' ich dich! Antwort!"

„Ich — ja — ne —" ſie zögerte, ſie wand ſich, und dann ſagte ſie haſtig: „Ja, ja, allein!"

„Du lügſt!"

Zwei Worte nur waren es, aber ſie fielen wie zwei Hammerſchläge. Joſefine knickte förmlich zuſammen, ihre Röte verwandelte ſich in Bläſſe, ihre Lippen zitterten. Nun war ſie wie damals der Wilhelm — keine Silbe, kein Laut —, ſie wich nur zurück, langſam, Schritt für Schritt.

Er folgte ihr. Jetzt faßte er ihren Arm und zog ſie zu ſich heran. Dicht waren ſeine Augen den ihren; ob ſie die Lider auch niederſchlug, ſie fühlte doch ſeinen ſcharfen Blick. Der wühlte ſich förmlich in ſie hinein, der durchfuhr ihr Herz — ſo viel Strenge, ſo viel Zorn in dieſem Blick, ach, und ſo viel Gram!

„Du lügſt!" wiederholte er. Es klang wie ein Schmerzensruf, wie eine bange Frage. „Hab' ich dich lügen gelehrt? Sag, hab' ich?" Er preßte ihren Arm mit eiſernem Griff. „Hab' ich dich nicht gelehrt: über alles die Ehre?!"

Sie gab keine Antwort, da übermannte ihn der Zorn, er rüttelte ſie, daß ihr die Haarnadeln flogen und die loſe aufgeſteckten Zöpfe herunterfielen. „Ich habe dich geſtern geſehen!"

Die Tritte der Mutter näherten ſich außen der Thür. „Bleib draußen," brüllte der Feldwebel und drehte den Schlüſſel um, und dann packte er wieder den Arm der Tochter und flüſterte heiſer, in einem Ton verzweifelter Wut: „Du lügſt ja — pfui Teufel!" Mit einer Gebärde der Verachtung ſtieß er ſie von ſich.

Da raffte ſie ſich auf. Mit einer trotzigen Gebärde den Kopf aufreckend, trat ſie dicht vor ihn, ein Zug entſchloſſener Energie ließ ihre weichen Züge feſter erſcheinen, den ſeinen ähnlich. Die Thränen herunterſchluckend, ſah ſie ihm gerade ins Geſicht. Sein Ton wurde unbewußt milder, wie der einer Klage: „Du — du — warum belügſt du mich?!"

Es kämpfte in ihrem Geſicht, dann kamen die Thränen, und ſchluchzend ſtieß ſie heraus: „Wir — fürchten — dich — alle —! Weil wir dich fürchten!"

Er ſtarrte ſie an, ſeine Augen erweiterten ſich entſetzt. „Du — auch?!"

Sie gab keine Antwort.

Er war von ihr weggetaumelt. Da ſtand er, gegen den Tiſch gelehnt, als müſſe er ſich ſtützen. Jetzt fuhr er ſich langſam mit der Hand über die Stirn, über das ganze erblaßte Geſicht. „Alſo du fürchteſt mich auch," ſagte er tonlos. „Mein Gott, mein Gott!" — Dies flüſterte er nur noch in ſich hinein, niemand ſollte es hören, es war wie ein heimliches Stoßgebet: „Sie fürchten mich alle, alle. Herrgott, nur dies eine hier laß mir — die Joſefine! Sie ſoll mich nicht fürchten!" Sein Blick verdunkelte ſich, brennend ſchoß ihm etwas Heißes ins Auge.

Joſefine ſah die tiefe Betrübnis des Vaters. Sie lief auf ihn zu und ſchrie: „Ich ſag' et ja, ich ſag' et! Nein, ich fürcht' dich nit! Vater, mach kein ſo traurig Geſicht! Ich bin mit dem Viktor jejangen — wir haben uns lieb" — ein Ausdruck des Entzückens verklärte ihr Geſicht — „ach, janz ſchrecklich lieb! — Ne, lügen will ich nit mehr, dadrum ſollſte dich nit jrämen! Meinswegen ſchlag mich — ich kann nix dafor, ich hab' ihn ſo lieb!"

„Hm, ja — ſo ſehr lieb?"

„Och ja, och ja!"

„Er dich auch?"

„Ja, och ja!"

„Joſefine! —" Rinke holte tief Atem, es lag ihm allerlei auf der Seele, eine große Angſt, aber er fragte nur noch: „Hat er dich oft beſtellt?"

Sie nickte. Einen Augenblick zögerte ſie, aber dann ſetzte ſie ganz von ſelbſt hinzu: „Spazieren jejangen ſind wir abends auch, und dann —" hier wurde ihre Stimme leiſer, ſie flüſterte es, alle Furcht vergeſſend, in einer glückſeligen Erinnerung — „ich hab' ihn auch auf ſeiner Stub' beſucht. Dat war am ſchönſten, — ſo!" Sie ſeufzte tief auf und ſtrich ſich mit beiden Händen das Haar aus dem Geſicht.

War das auch wirklich alles? Des Feldwebels Blick blieb auf der Tochter haften, als wolle er in ihrer Seele leſen. Sie hielt den Blick aus. Sie wartete, halb kühn, halb bang — was würde er nun ſagen, was thun?! Jetzt hob er die Hand — unwillkürlich kniff ſie die Augen zu — jetzt würde der Schlag fallen.

„Setz dich," ſagte der Vater.

Erſtaunt öffnete ſie die Augen weit, ſeine Stimme klang gut, lächelte er wohl gar?

Ein flüchtiger Sonnenſchein war über Rinkes Geſicht geglitten, ruhiger nahm er am Tiſch Platz. Gottlob, noch war nichts verloren, es konnte noch alles gut werden! Und raſch flogen ſeine Gedanken zu Konradi hin. Er atmete tief auf, wie von einer Laſt befreit, aber dann trommelte er energiſch auf die Tiſchplatte. „Nu machſt du aber 'n Ende! So weit, aber nicht weiter, hörſt du? Ich mache dir keinen Vorwurf, wirſt dir alleine ſagen, was da zu ſagen iſt. Jetzt heißt es" — er machte eine ſchwenkende Armbewegung — „ganzes Bataillon — kehrt!"

Sie ließ den Kopf hängen. Er ſprach weiter, ſcheinbar ohne die Thränen zu bemerken, die über ihre Wangen ſtrömten. Er redete lange auf ſie ein, ohne Zorn, ohne Härte — Donnerwetter, konnte er es dem Mädel denn verdenken, daß es in den Clermont verſchoſſen war? Schneidiger Junge! Und ein Mann von Ehre war's auch. Ja, ein echter Offizier, nicht nur adlig von Stand! Er fühlte ſich ganz beruhigt: nein, da war nichts paſſiert.

„Heule man nich, Joſefine," ſagte er zuletzt und ſtrich der Tochter leicht über das Haar, „danke Gott! Bei 'nem andern als dem Leutnant von Clermont hätt'ſt du böſe anlaufen können! Und nu, Kopf oben! So was vergißt ſich,

Digitized by Google

wenn man Mumm hat, und den haste ja! Heirate 'nen braven Mann. Der Konradi wird dich schon glücklich machen!"

Sie zuckte zusammen; immer tiefer hatte sie den Kopf gesenkt, nun warf sie sich vornüber auf den Tisch und brach in fassungsloses Schluchzen aus.

„Na, na!" Er stand auf und sah ziemlich bestürzt auf sie nieder; dann aber lief er mit kurzen Schritten vor ihr auf und ab, die ungebärdige Heulerei begann ihn zu ärgern. Was hatte sie sich denn eigentlich eingebildet, sollte diese Liebelei immer so weiter gehen?! „Hör auf," sagte er streng und zwang sie, den Kopf aufzuheben, „nimm dich zusammen! Was fällt dir denn ein. Du bist 'ne Feldwebelstochter, er ist Offizier. Was soll noch die Flennerei?! — Hör auf!" schrie er und stampfte mit dem Fuß, als ihr Weinen von neuem losbrach. „Wenn der Konradi will, könnt ihr bald Hochzeit machen — nur keine lange Zerrerei — dann hat die liebe Seele Ruh'. Na, dem Konradi wird's schon recht sein!"

Ein verwirrter, banger Ausdruck kam in Josefinens Gesicht, sie öffnete den Mund, aber ehe sie noch irgend etwas gesagt, schnitt ihr der Vater schon das Wort ab; sie brachte es nur zu einem einzigen angstvollen Laut.

„Maul halten," sagte er hart, und seine Züge wurden eisern, „geantwortet wird nicht, aber pariert. Und daß du mit dem Leutnant nicht mehr weiter scharmutzierst, drauf giebst du mir dein Wort; du hast auch eins: dein Ehrenwort." Er hielt ihr die Hand hin: „So!"

„Vater, ich kann nit — wat soll der Viktor wohl sagen — och, Vater!" Sie wand sich und schluchzte.

„Was der sagen wird? Na, so dumm! Sprich noch mal mit ihm, besser noch, du schreibst ihm, schreib ihm, was dir dein Vater gesagt hat. Und ich sage dir: Adieu wird er sagen, Adieu, Josefine!' Der hat Ehre."

„Vater, ich kann et nit, wahrhaftijens Jott, ich kann't nit — sag du et ihm! Ich sterb'!"

Nun that sie ihm doch wieder bitter leid, ihre Augen waren rot vom Weinen, ihre Lippen schmerzlich verzogen; sie hing sich an seinen Rock: „Sag du et ihm!"

Das Herz that ihm weh. „Mädel, red keinen Unsinn, überleg dir's doch. Wie kann ich dem Leutnant wohl damit kommen — ich, sein Feldwebel! An dir ist's, du allein mußt dich 'rausfinden. Zeig mal, daß du bist, für was ich dich immer ästimiert habe! Allezeit: Treue, Tapferkeit und Gehorsam und — und —" Es kam ihm etwas in die Kehle, er räusperte sich stark, und dann fiel er in seinen gewohnten Ton: „Donnerwetter, da schlägt's ja schon sechse! Josefine, die Suppe, die Suppe, ich muß 'runter! Kerle werden täglich schlapper!"

Sie sprang auf, ihre Kniee zitterten, doch ob auch blind vor Thränen, tappte sie rasch zur Thür — die Suppe, die Suppe, es war höchste Zeit!

Die Morgensuppe schmeckte heute dem Feldwebel nicht. „Na, hast ihr wohl mit Thränen gesalzen," sagte er mit einem Versuch zum Scherzen, als er, an der Küche vorbei, zur Treppe ging.

Sonst hätte die Tochter gelacht, heute hörte sie nicht; sie stand am Herd und starrte in die verlodernden Flammen. —

Als Rinke im Bureau sich den Gänsekiel zurecht schnitt, beschloß er, nachher, in der ersten freien Minute, gleich an Konradi zu schreiben — jetzt nur nicht lange gefackelt!

Er dachte gar nicht daran, wie schwer es ihm sein würde, die Tochter zu missen, nur fort mußte sie, bald Hochzeit machen! Er fühlte, jetzt stand er nah' am Ziel, sie würde nicht mehr widerstreben; jetzt ging sie lieber von hier, als daß sie dem Leutnant täglich begegnete.

Eben legte er sich einen Briefbogen zurecht, als der Hauptmann ihn herausrufen ließ; in großer Erregung pendelte der draußen auf und ab.

Heute war alles in der Kaserne, überall sah man Offiziere. Auf dem Exerzierplatz stand der General von der Gröben inmitten der höchsten Chargen. Kein lautes Wort war zu hören, die Mannschaft hielt man auf den Stuben. Es wurden Gewehre geputzt, Munition verteilt — zwanzig Patronen pro Mann — der Pionier-sektion das große Schanzzeug beordert, auch Brotbeutel gefüllt. Ging's wieder zu einem Tumult? Eine gewisse Neugier: wohin diesmal? erfüllte die stumpfen Gemüter der Mannschaft. Aber mit beunruhigten, gereizten Blicken sahen sich die Vorgesetzten an. Wer aus der Stadt kam, wußte von sich zusammenfindenden Volksmassen zu berichten, eine aufgeregte Menge wogte durch die Straßen. Was gestern bereits nur besonders Eingeweihte gewußt, was als grauenvoll geheime Kunde spät abends von Berlin eingetroffen war und den königlichen Prinzen im Jägerhof sein Ohr hatte verschließen lassen vor den Hochrufen des fackeltragenden, fröhlichen Volkes, das war jetzt stadtbekannt — die Kämpfe des 18. März!

In der Hauptstadt Revolution! Glocken heulten Aufruhr, Barrikaden auf den Straßen, Tote auf dem Pflaster! Vierzehntausend Mann Soldaten hatten von zwei Uhr nachmittags bis in die fünfte Morgenstunde des 19. März mit dem Volk gekämpft! Was würde nun werden?! Würde es jetzt auch hier losgehen? Eine bange Schwüle lag in der Luft, eine erregende Spannung auf den Gemütern.

Die abgelöste Wache, die gegen Mittag vom Burgplatz her ein gutes Stück durch die Stadt zu marschieren hatte, berichtete, in der Kaserne angekommen, von beleidigenden Zurufen, von Pfeifen, Johlen und Schimpfworten. Ein paar Mädchen in einem Fenster hatten sogar die Zunge herausgestreckt.

Die Sechzehner waren empört. Die Gereiztheit der Offiziere teilte sich nun auch der Mannschaft mit, man wäre am liebsten ausgerückt.

Der Feldwebel rannte umher wie ein Tier im Käfig. Hei, wenn er nur hervorspringen

Digitized by Google

dürfte hinter dem schweren Thor, hinaus auf die Straße und dem Pöbel, der schon seit Stunden Plätze und Gassen füllte, Achtung lehren! Aber niemand durfte die Kaserne verlassen. Eine wilde Empörung kochte in ihm. Die wollten sich wohl auch zusammenrotten, wie die Horden in Berlin, die erst den einzelnen Posten vor der Bank niedergeknallt und dann, gleichsam berauscht vom vergossenen Blut, es gewagt hatten, die Truppen vor dem Schloß anzugreifen, sozusagen dem König ins Gesicht zu schlagen!

Er hätte seine Frau prügeln können, die, als er zum Mittag hinaufkam, die armen Berliner Bürger bejammerte. Heftig gebot er ihr Schweigen, aber sie hielt den Mund nicht. Die Frauenzimmer verleideten ihm die Wohnung — auch Josefinens verweinte Augen trugen ihr Teil dazu bei —, war es denn jetzt an der Zeit, unnützen Liebesgedanken nachzuhängen? Eilends stieg er wieder hinab auf den Hof und machte die Runde und strich umher wie ein ruheloser Geist.

Mit Kartätschen und Bomben müßte Seine Majestät dreinfeuern lassen, dann würde es schon Respekt kriegen, das übermütige Bürgerpack, dem der Buckel juckte vor lauter Wohlleben. Gut, daß der Prinz Wilhelm dem König zur Seite stand und General von Prittwitz die Truppen befehligte; das war auch so ein ganz Schneidiger! Wenn nur erst der Prinz Wilhelm seinen Posten als Gouverneur der Rheinlande anträte, dann sollten sie hier schon Augen machen: strammes Regiment, echt preußischer Geist — hoch der Soldatenprinz!

Er braunte darauf, etwas Genaueres über die Ereignisse in Berlin zu erfahren, denn es waren doch nur Bruchstücke, die in die Kaserne drangen. Die verzehrende Ungeduld zu stillen, schickte er einen seiner Jungen nach der Expedition der Düsseldorfer Zeitung; unendlich lange blieb der aus. Zuletzt kam er wieder, ohne Zeitung; kein einziges Blatt war zu haben gewesen, die Leute hatten sich darum geschlagen.

In Scharen standen die Düsseldorfer vor den Zeitungsaushängen und begehrten stürmisch zu erfahren, ob das teure Bürgerblut umsonst vergossen sei, ob der König in Berlin nun nicht schleunigst gut machen werde, was die Soldaten am Volk verbrochen. Auf einmal waren die Berliner Bürger den Düsseldorfer Bürgern wie Brüder. Man trug Leid um jeden, der auf den Barrikaden gefallen im Kampf um bürgerliches Recht. In jedem Wirtshaus wurde für die Hinterbliebenen der toten Brüder gesammelt; manch einer gab in der ersten Aufwallung weit mehr, als er vermochte. Viele schwarze Kleider zeigten sich, verweinte Gesichter und zornige Mienen. Hunderte waren ja hingemordet, von Bomben zerrissen, auf Bajonette gespießt, mit Kolben zerschmettert. Wie ein Schneeball, der, ins Rollen geraten, zur Lawine wird, so vergrößerte sich im Volksmund die Zahl der Opfer von Stunde zu Stunde. Es wurden ihrer Aberhunderte. Die Straßen der Hauptstadt trieften von Blut, nicht Greise hatte man geschont noch Knaben. Weg mit dem Militär! Das Volk war Mannes genug, sich selber zu schützen, wenn Gefahr drohte — gebt ihm nur Waffen!

Ein Murren grollte durch die Stadt.

Es war Abend, als Rinke den außergewöhnlichen Befehl erhielt, als Wachthabender die Hauptwache am Burgplatz zu beziehen; das war sonst nicht seines Amtes. Er fühlte es wohl, es war eine besondere Auszeichnung. Nicht umsonst hatte der Hauptmann heute ein Lied zum Preis der altgedienten Unteroffiziere angestimmt: — „sie sind der Mörtel, der die Mauern des preußischen Heeres zusammenhält, sie sind gleich ionischen Säulen" — ja, so sagte er: ionische Säulen —, „die das ganze Gebäude tragen."

Ein hoher Stolz schwellte die Brust des Feldwebels, als er mit seinen Leuten im Dunkeln auszog.

Trüb' nur flackerten die Laternen, der Märzwind wollte sie löschen. In den Häusern rechts und links brannte nur wenig Licht, früh waren auch die Läden geschlossen, kaum jemand schien daheim, alles auf der Gasse. Aber still waren trotzdem die Straßen, stumm gingen die Bürger hin und her, und wo ihrer mehrere zusammen standen, flüsterten sie. Es war wie in einem Trauerhaus; selten nur, daß das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland", von einem Rudel halbwüchsiger Jungen gesungen, die dumpfe Stille unterbrach.

Rinke ließ seine Augen überall umgehen — nichts Verdächtiges! Und doch war die Mannschaft scharf bewaffnet. Der Erlaß dazu war heute nachmittag gekommen; General von der Gröben hatte auch das Militär, das drüben überm Rhein lag, in die Stadt zurückgezogen.

Wie immer marschierte die Wache ihres Weges; doppelt laut trappten die schweren Kommißstiefel durch die Stille. Von den Insulten des Mittags keine Spur. Um den alten Jan Willem und auf den Treppen des Rathauses standen zwar viele Menschen, aber sie verhielten sich schweigend. Einen bösen Blick sandte Rinke zum Rathausgiebel hinauf — da flatterte die schwarz-rot-goldene Fahne; doch kein Pfiff ertönte. Bande! Angst hatten sie! Mit einem Gefühl der Befriedigung reckte der Feldwebel seine lange Gestalt noch gerader.

Finster lag das alte Schloß, und auch in dem Flügel, der der Akademie diente, flimmerte kein Lichtchen. Auch kein Licht vom Himmel. Vom Rhein her wehte es scharf. Das Sausen des Windes und das Knarren der Wetterfahnen auf den alten Häusern am Burgplatz waren die einzigen Geräusche, die die Mannschaft vernahm, als sie in Gewehr stand. Da plötzlich ein schriller Pfiff! Dann alles wieder still.

Aus der Ratingerstraße schiebt sich stumm ein schwarzer Menschenknäuel gegen den Burgplatz, vom Markt her auch einer, und von „Hinter der

Digitized by Google

Akademie“ noch einer. Von allen Seiten drängt es herzu. Im Moment ist der Platz von Menschen besetzt. In langen Reihen nehmen sie Aufstellung, der Hauptwache in geringer Entfernung gegenüber. Noch verhalten sie sich ruhig, aber schon ruft eine spottende Knabenstimme: „Helau, Preuß'! Preuß'!“

Meist sind es junge Bursche, kaum dem Knabenalter Entwachsene, die sich zusammengefunden haben; Lungerer sind auch dazwischen, Eckensteher und Betrunkene, die sich taumelnd kaum aufrecht halten.

Mit spöttischem Zucken des Mundes musterte Rinke die Gegner — das waren Helden! Unbeweglich stand seine Mannschaft, Gewehr bei Fuß.

„Stillgestanden — das Gewehrr — über!“

Die Läufe blitzen.

Da — wieder der gellende Knabenruf: „Se han jeladen!“ Hohngelächter. Und nun nachäffendes Geschrei: „Stillgestanden — das Gewehrr — über!“

Wiederum wieherndes Lachen aus hundert Kehlen. Aber auch andre Rufe mischen sich ein; ein Trunkener flucht, ein Aufgeregter heult: „Se schießen auf et Volk!“ „Wie in Berlin,“ schreit ein andrer. Und „Preußen weg, Platz for den Bürger,“ tönt es vielstimmig.

Des Feldwebels Augen funkelten. Er hatte blank gezogen, eine grimmige Lust kam ihn an, dem vordersten Schreier die flache Klinge auf dem Buckel tanzen zu lassen. Sein braunes Gesicht war fahl geworden, die Ader auf seiner Stirn dick geschwollen; er biß die Zähne zusammen, krampfhaft umklammerte seine Rechte die Waffe.

Das dauerte so eine Ewigkeit. „Preuß', Preuß', ſſ, ſſ, ſſ!“ „Ach—tung! „Präsentiert das — Gewährrr!“ „Bataillon — marrrſch!“ Sie machten es ganz gut nach, sie hatten es oft genug vom Exerzierplatz schallen gehört.

Rinke fühlte die Blicke seiner Mannschaft, die Leute brannten vor gereizter Ungeduld — ein Wort, ein Kommando — es wäre eine Erlösung gewesen! Aber fest preßte er die Lippen zusammen — Ruhe, Vorsicht, Mäßigung! Er hatte keinen andern Befehl. Regungslos stand er, wie aus Erz, keine Muskel zuckte, und doch lag Verachtung in seiner Haltung; sie reizte.

Ein paar Fackeln waren erschienen, nun zeigte sich der Platz im auf und nieder huschenden Schein. „Preußenkerl! Blutbund!“ Aus der hintersten Ecke kommt ein Stein geflogen, aus derselben Richtung schwirrt drohendes Gemurr. Immer näher rückt der Haufe, immer näher. Jetzt stehen sich die Parteien dicht gegenüber, Auge in Auge.

Schon wieder fliegt ein Stein — gut gezielt — polternd fällt er zwischen die Gewehrstände. Unwillkürlich packen die Soldaten ihre Waffe fester; des Feldwebels Hand, die die blanke Klinge hält, zuckt. Wütende Augenpaare glitzern sich an.

„Nicht mit Steinen schmeißen! Um Gottes willen, nicht schmeißen!“

Vom Rathaus her kommen ein paar Männer angestürzt, barhaupt, mit flatternden Rockschößen. Angesehene Bürger sind es, ältere Leute, und auch aus andrer Richtung kommen welche gelaufen. Sie verlieren sich unter der Menge, aber man hört ihre beschwichtigenden Stimmen. Sie ermahnen, sie bitten: „Ruhe, um Gottes willen, Ruhe!“

„Die Preußen sollen sich scheren! Preußen, Lumpenhunde, macht euch ab!“

Steine prasseln; grell johlt der Pöbel auf. „Warten!“ Die Bürger drängen sich durch, mit erhobenen Armen, wie zum Schutz, schieben sie sich zwischen die Parteien. „Ruhe, Ruhe, sie gehn ja schon! Eben kommt der Befehl — sie ziehn ab — nur warten! Warten!“

Langsam weicht die Menge zurück, aber sie bleibt noch; auf der andern Seite des Platzes faßt sie Posto, später kommt der Befehl: „Abziehen! Zurück in die Kaserne!“

Das war ein schmachvoller Rückzug! Feldwebel Rinke glaubte nie eine gleiche Demütigung erfahren zu haben; er wagte nicht aufzusehen, finster bohrte sich sein Blick ins Straßenpflaster. Wenn auch der Pöbel, zufriedengestellt durch den Abzug der Soldaten, lautlos, ohne höhnenden Zuruf die Truppe passieren ließ, er glaubte doch den Spott zu fühlen. Aller Augen wähnte er auf sich gerichtet. Er hatte es nicht acht, daß die Ruhestörer andre Wege einschlugen; sie drängten in die Wirtshäuser. Arm in Arm durchzogen sie die Gassen, „des Deutschen Vaterland“ singend. Viele Häuser zeigten schwarz-rot-goldene Fähnchen, Bürger eilten nach dem Rathaus, um ihre nur durch das Nachtessen unterbrochene Beratung behufs eiliger Gründung einer Bürgerwehr fortzusetzen.

Einsam torkelte der Feldwebel über den nächtlichen Kasernenhof, als er die Mannschaft hatte abtreten lassen. Alles drehte sich mit ihm, er fühlte sich wie betrunken und hatte doch keinen Tropfen über die Lippen gebracht. Gleich einem Fieberkranken flog ihm der Atem. Nur einen Augenblick Rast — seine Füße wollten ihn nicht mehr tragen — und dann noch einmal fort, zum Hauptmann! Er mußte den sprechen, und würde es Mitternacht. Warum eigentlich? Das wußte er selber nicht, aber so hielt er's nicht aus, er mußte jemand ausschütten, was ihm das Herz abdrückte, was ihn ganz und gar füllte mit Schmerz, Zorn, Empörung. Ach, wäre nur erst der Prinz Wilhelm im Rheinland!

Einen sehnsüchtigen Seufzer stieß er aus. Sein Auge irrte zum Himmel empor und suchte verlangend einen hellen Stern — nur schwarzes Gewölk.

Jetzt stürmte jemand durch die Finsternis an ihm vorbei, er kannte den raschen, elastischen Tritt — der Leutnant! Pflichtschuldig legte er die Hand an die Mütze.

„Feldwebel, sind Sie's?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Digitized by Google

Viktor von Clermont blieb stehen. „Ist es wahr, die Wache ist zurückgezogen worden?“ stieß er heraus.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

„Donner und Doria!“ Weiter sagte der junge Offizier nichts, aber Rinke, der in der Dunkelheit sein Gesicht nicht erkennen konnte, glaubte durch den Ton zu sehen — dem da schlug auch die Röte der Scham, des Unwillens ins Gesicht! Ah, eine gleichgestimmte Seele, das that wohl!

„Haben Sie schon die neueste Post gehört?“ fragte der Leutnant hastig. Man merkte es ihm an, er konnte es nicht mehr bei sich behalten. „Majestät hat die Truppen zurückziehen lassen — alle Truppen — da!“ Er riß ein Zeitungsblatt aus der Tasche. „Von heute abend, das Allerneueste aus Berlin! Und die Proklamation Seiner Majestät! Hier, lesen Sie!“

Gierig griff Rinke nach der Zeitung; ehe er danken konnte, war Clermont fort, hineingeschossen ins Dunkel wie eine brennende Rakete. Der Feldwebel nahm sich nicht erst Zeit, in seine Wohnung hinaufzuklettern; unten, vorm Treppenaufstieg, schwankte eine Laterne und gab ein spärliches Licht, hier blieb er stehen. Hastig entfaltete er das Blatt — es war zerknittert und eingerissen, als hätte einer mit der Faust dreingeschlagen und es dann wütend zerknüllt, — kaum konnte er es noch lesen.

Da stand 's! Die Hundsfötter hatten den König herausgeschrieen, auf den Balkon des Schlosses war er getreten, sie hatten ihm Leichen entgegengehalten — Rebellenleichen! Gebrüllt: „Hut ab!“ Und er — er hatte sich verneigt!

Vor des Feldwebels Augen flimmerte es, die Buchstaben tanzten. Mit einem Fluch suchte er weiter.

Hier die Proklamation!

„An meine lieben Berliner!“

„Lieben Berliner! „Haha!“ Rinke wußte nicht, daß er mißtönend auflachte. Ganz betäubt, ganz entsetzt, mit Blicken, vor denen alles verschwamm und die doch grausam deutlich sahen, verschlang er das Folgende. Jetzt buchstabierte er wie ein Kind:

„Ich gebe euch Mein königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen —“

Er konnte, er wollte nicht weiter lesen, nein, nein! Und doch noch dies, hier noch dies:

„Vergesset das Geschehene, wie Ich es vergessen will —“

War es möglich?! Das Zeitungsblatt in seiner Hand schwankte. Ungestraft sollten die frechen Empörer ausgehen, ungeahndet Soldatenblut vergossen, mit Mörderhänden an Preußens Thron gerüttelt haben! Wo blieb die Tapferkeit, wo blieb die Ehre — wo der Prinz Wilhelm? Was sagte der?!

Brennend überflog sein Auge die Zeilen, suchte und suchte — Prinz Wilhelm, Prinz Wilhelm — da stand nichts von ihm!

Ein Windstoß löschte die schwankende Laterne, schwarz war der Hof, schwarz der Flur. Der Feldwebel hatte sich schwer gegen die Wand gelehnt. Das in zwei Stücke zerfetzte Zeitungsblatt hielt er in beiden Fäusten und schluchzte in Zorn und Schmerz.

XVI.

Im Düsseldorfer Kreisblatt spukte die Freiheit:

„Sie sind längst dahingegangen, die vom deutschen Frühling fangen.
Und der Lenz der deutschen Freiheit, endlich hat er angefangen!
Seht, es knospet eine Rose aus der blutgetränkten Erde!
Eine Rose, nicht ein Veilchen, zeiget, daß es Frühling werde.“

In schwarzer Umrahmung stand fettgedruckt:

„Berlins großen Toten!
Selig, die in Gott sterben! —
Opfernd euer rotes Blut, ginget ihr in den schwarzen Tod
für die goldene Freiheit!“

Der Theaterdirektor am Markt wurde öffentlich von vielen deutschen Brüdern bedankt, daß er Schillers Wilhelm Tell zur Aufführung gebracht.

Die Bürgerwehr bezog fleißig ihre Standquartiere in den besten Wirtschaften der Stadt. Auch der „Bunte Vogel“ war von einer Compagnie zum Sammelplatz ausersehen, ihr Hauptmann war ein Maler.

Die Bürgerwehr hielt sich tüchtig dran, das mußte man sagen. Der Chef des St. Sebastian-Schützenvereins war zum obersten Befehlshaber gewählt, und der ließ marschieren und exerzieren, drüben auf der andern Seite in der Scheibenbahn schießen, hielt Paraden ab und veranstaltete Sammlungen, um ärmere Mitglieder ordentlich auszurüsten. Der Hofkappenmacher auf dem Stadtbrückchen lieferte die Kappen, die Offiziere stolzierten mit Säbel und Schärpe.

Die Stadt war in guter Hut. Daß die Bürgergarde nicht anwesend war, als eine Rotte Pöbel vorm Hotel zum „Prinz von Preußen“ schimpfte und johlte und die Fenster einwarf, war eben nur ein unglücklicher Zufall. Die resolute Hotelbesitzerin hatte sich aber auch so zu helfen gewußt: sie hieß den Hausknecht eine Leiter anlegen, und unter Beifallsjubel wurde das Schild heruntergeholt.

Alles trug die schwarz-rot-goldene Kokarde. Schwarz-rot-goldenes Band war rar geworden; die Damen trugen es auf den Hüten, als Schleifen am Busen, und die jungen Mädchen knüpften es um die Taille und ließen die Enden flattern. Selbst die Kinder trugen etwas Schwarz-rot-goldenes.

Der Feldwebel fühlte jedesmal ein Zucken in der Hand, wenn er solchen Rangen auf dem Schulweg begegnete. Seine eignen Buben hatten sich auch Kokarden gekleistert aus buntem Glanzpapier, aber als er die an ihren Mützen entdeckte, hatte er die Bengels verwichst, daß sie drei Tage nicht sitzen konnten. — —

Der Frühling war mit Macht gekommen, schöner denn je blühten die Kastanien drüben in

Digitized by Google

der Allee. Sonst hatte sich Rinke gefreut, wenn die erste Lerche am grünen Kanalrand aufstieg und hoch überm Exerzierplatz schmetterte — heuer nicht. Und er hätte doch froh sein können, seine Josefine war ja Konradis verlobte Braut, im Sommer sollte die Hochzeit sein. Aber es drückte ihn etwas — waren es seiner Tochter glanzlose Augen? Ach was! Die mußte sich nur erst in die veränderte Situation finden; das machte ihm weiter keine Sorge. Aber er mußte sich zu sehr über die Zeitungen ärgern, und doch konnte er es nicht lassen, sie zu durchstöbern. Was er sonst als unerhörteste Verschwendung weit von sich gewiesen, that er jetzt, er partizipierte auch noch am Düsseldorfer Kreisblatt. Und da ihm die Gedichte, die ein gewisser Ferdinand Freiligrath, der am Windschlag wohnte, darin veröffentlichte, zu anstößig waren, bat er, beim Leutnant von Clermont ab und zu einen Blick in die Kreuzzeitung werfen zu dürfen, die dieser mit so und so viel Kameraden zusammen hielt.

Viktor von Clermont hatte jetzt keine Langweile mehr, er lag nicht mehr auf dem Sofa und ließ die Beine über die Lehne hängen, er lauerte auch nicht mehr im Gang auf die Schritte Josefinens, beobachtete nicht mehr ihr Fenster, weit — wie ein Frühlingstraum in rauhen Tagen, lag jene goldene Zeit. All sein Denken gehörte der Politik.

Mit seinem Schwager hatte er ein paarmal schon heftige Auseinandersetzungen gehabt, Herr vom Werth war ein blinder Bewunderer des Königs. Er nannte dessen Nachgiebigkeit Seelengröße, die der nicht nur erst jetzt, sondern auch früher schon gegen Andersgläubige bewiesen habe. Aha — Viktor ärgerte sich — da merkte man den Rheinländer!

Viktor betrat kaum mehr das Haus seiner Schwester; wenn Cäcilie ihn sehen wollte, mußte sie sich schon mit ihm im Hofgarten treffen oder einen Spaziergang auf der Allee verabreden. Dann machte es ihm wohl Spaß, neben der eleganten Frau, die nach der Geburt eines prächtigen Sohnes sich erst zu voller Schönheit entfaltet hatte, herzugehen und die bewundernden Blicke aufzufangen, die ihr galten. Aber eigentlich langweilte er sich mit ihr; Weiber haben eben absolut kein Verständnis für Politik. Selbst Josefine hatte keine Ahnung gehabt. Und doch, wenn er in freien Momenten an sie dachte, verlangte ihn nach ihr.

Das arme Ding! Wie mochte sie geweint haben, als sie ihm auf Befehl des Vaters schrieb: aus muß es sein! Sie hatte so unbeholfen geschrieben und doch so rührend; Thränen waren aufs Papier geflossen, man sah die Spuren. Auch seine wenigen Geschenke hatte sie zurückgeschickt: ein Armband von Rosenholzperlen, ein Muschelkästchen, ein kleines Bild von „Paul und Virginie“; nur das rote Büchelchen mit den goldenen Passionsblumen hat sie behalten zu dürfen, sie würde darin lesen und seiner gedenken.

Fatal, daß der Alte dahinter gekommen war, höchst fatal! Selbstverständlich mußte nun alles aus sein! Aber daß Rinke, als Vater, sich nicht persönlich in die Sache gemischt hatte, war einfach riesig schneidig; der Feldwebel hatte wahrhaftig Takt, wußte, was ihm einem Vorgesetzten gegenüber zukam. Mit keinem Blick ließ er ahnen, daß er um die Sache wußte, in respektvollster Haltung wie immer stand er da.

Viktor begann eine Art dankbarer Zuneigung für den Untergebenen zu empfinden, der ihm eine Beschämung erspart. Früher hatte er sich mit ihm nie in eine Unterhaltung eingelassen, jetzt sah man ihn öfter, nach dem Vorbild des Herrn Hauptmanns, mit dem Feldwebel über den Kasernenhof pendeln. Da war so vieles, was sie ähnlich empfanden; wenn sie auch nicht darüber sprachen, sie fühlten es sich an. Noch einer vom alten Schrot und Korn, dachte der Leutnant, und in des Feldwebels trübes Auge kam ein Hoffnungsstrahl: in dem würde Preußen auferstehen!

(Fortsetzung folgt.)

Flottenlied.

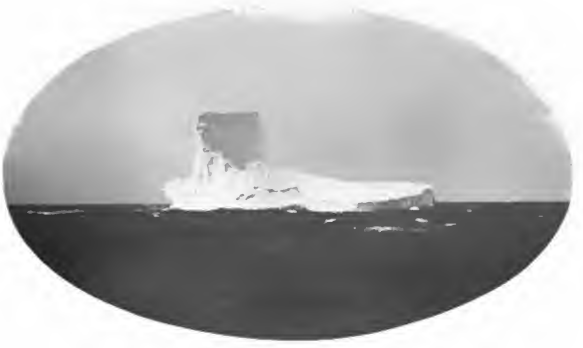
Das lang' einst verhöhnt war und lang' einst verlacht,
Alldeutschland, wie leuchtest du jetzt:
Der Kaiserkrone versunkene Pracht
Hast neu du aufs Haupt dir gesetzt.
Und nicht nur zu Lande steht machtvoll dein Heer, —
An Mut und an Treue ihm gleich.
Durchkreuzt deine Flotte, Alldeutschland, das Meer
Im Schutze von Kaiser und Reich.

Was vor Zeiten die mächtige Hansa begann,
Jetzt wurde es herrlich vollbracht:
Auch auf dem Ozean halten fortan
Wie am Rheine wir mutig die Wacht.
Dem Frieden zum Schutze, dem Kriege zur Wehr,
Gewaltig und maßvoll zugleich,
Durchkreuzt deine Flotte, Alldeutschland, das Meer
Im Schutze von Kaiser und Reich.

O halte du droben, der stets mit uns war,
Auch die Flotte in gnädiger Hut!
Beschirme die Schiffe vor jeder Gefahr
Und segne den Pfad durch die Flut!
Doch muß es einst sein, zwingt je uns zur Wehr
Der Feinde vermessener Streich,
Dann lenke die Flotte Alldeutschlands durchs Meer
Zum Siege für Kaiser und Reich!

Otto Franz Gensichen.

Digitized by Google



Aus zwei Etagen bestehender Eisberg.

Im Zauber der Eiswelt.

Woher kommt es doch, daß jene kühnen Männer, die es vergeblich unternommen haben, in die Eiswelt des kalten Nordens einzudringen, um endlich den lange gesuchten Nordpol zu erreichen, trotz aller erlittenen Strapazen immer wieder in jene unwirtlichen Gebiete zurückkehren, da der bleiche Hunger und der tödliche Frost lauern, da gewaltige Eismassen das gebrechliche, von Menschenhand gezimmerte Fahrzeug zu zermalmen drohen, da alles Leben erstorben scheint und wochenlange Nacht sich über unabsehbare Eisfelder legt? Es ist nicht nur der Drang nach Abenteuern oder die Sucht, durch neue Entdeckungen sich Ruhm zu erwerben — ein geheimnisvoller Zauber, der über jenen Todesgefilden ausgebreitet ist, zieht sie vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt an. Wenn die Mitternachtssonne als ein blutroter Ball tief am Horizonte im Kreise dahinwandelt, was beleuchtet da ihr milder Strahl? Riesendiamanten sind es, Kristallberge, die bald ins Rötliche, bald ins Himmelblaue, bald ins Blaßgrüne spielen, während ihr Gipfel im herrlichsten Weiß prangt. Der Nordpolfahrer Dr. Hayes, ein Amerikaner, spricht in den Ausdrücken höchster Begeisterung von diesen Wundern einer ungeahnten Märchenwelt. „In der Ferne glitzerten Riesenstreifen polierten Metalls, massiver Flammen: in der Nähe ragten ungeheure Blöcke blendend weißen Marmors, die mit riesigen Perlen und Opalen ausgelegt waren. Einer war wie ein Kolosseum halb unter der blutroten Wasserlinie begraben. Das Sonnenrad, das sich langsam am Horizont hinwälzt, trat dahinter, und nun schien es, als hätte die alte römische Ruine plötzlich Feuer gefangen. In dem Schatten der Eisberge war das Wasser ein lebhaftes Grün; sanft stuften sich die Farben ab auf der flachen Zunge eines im seichteren Meere treibenden Berges. Wo das Eis über das Wasser hing, wurde die Färbung kräftiger. Eine tiefe Höhle verband die massive Farbe des Malachits mit der Durchsichtigkeit des Smaragds, während ein breiter Strich Kobaltblau quer durch seinen gewaltigen Körper lief. Und dazu sprangen von den schimmernden Massen tausend kleine, sprühende Wasserfälle in das schweigende Meer."

Man ist geneigt, solche Schilderungen in das Gebiet der Phantasie, der ungezügelten Einbildung zu verweisen. Und doch entsprechen sie nur der Wirklichkeit, ja sie erreichen sie bei weitem nicht. In der That, kein menschlicher Mund ist im stande, die Herrlichkeiten jener schweigenden Eiswelt auszusprechen, und kein Pinsel vermag die wunderbaren Farbentöne darzustellen, die das Sonnenlicht auf dem kalten Eise, auf der smaragdenen Meeresfläche und den steilen Felsküsten entfernter Inseln hervorzaubert.

„Da sitzest du vielleicht auf einer Schneebank; ringsumher schneeblitzende Felsenhügel und Gletscher. Myriaden von Krystallen schimmern im blassen Mondlicht — See und Land nichts als Eis; mächtige Eisberge auch am fernsten Horizont, wo sie sich gleich langen Gebirgsketten auftürmen. Du bist weit vom Lande. Du hörst nicht mehr das Krachen der mit der Flut steigenden und sinkenden Eistafeln. Da regt kein Tier ein Glied, kein Baum einen knarrenden Ast, kein Vögelein die kleine Kehle. Du fehnst dich fast nach einer heulenden Bestie und erschrickst vor den eignen Herzschlägen, dem Hall der eignen Schritte. Plötzlich drängen all deine Sinne sich ins Auge. Es beginnt am Himmel zu dämmern, zu zucken, zu leuchten. Bald strahlt es wie von Millionen Glorien. Ein licht- und feuerfarbener Triumphbogen wölbt sich am Himmel. Feuergarben steigen auf, bläulich-weiß, gelb, grün, rosenfarben, purpurglühend. Jetzt ist der ganze Himmel ein Glanz, eine majestätische Kuppel auf Säulen bunten Lichtes!"

Digitized by Google

Was sind gegen diese Herrlichkeiten des Polarlichts, die oft Nacht um Nacht aufflammen und den Himmelsdom wie in einen Mantel wallenden Feuers hüllen, all die glänzenden Feuerwerke und Illuminationen, die die Menschen zu Ehren gekrönter Häupter veranstalten! Hier entfaltet die Natur diese unbeschreibliche Pracht in Gebieten schweigender Einsamkeit für den jagenden Eskimo, das stumpfsinnige Walroß, den trägen Seehund, den kreischenden Pinguin und den grimmigen Eisbären.

Am meisten ziehen den Seefahrer immer wieder die Eisberge an. Ihre sonderbaren Formen geben

donnerähnlichem Krachen ins Meer ab, daß das Wasser turmhoch aufspritzt. Dies nennt man das „Kalben" des Gletschers. Dabei kommt das Eis mit einer schmalen Kante auf das Wasser zu liegen, in das es sofort tief einsinkt. Mündet dagegen der Gletscher in einer flachen Bucht, so schiebt sich das Gletschereis über die Wasserfläche hin, nur wenig in das nasse Element einsinkend. Da aber das Wasser seinem Einsinken einen gewissen Widerstand entgegensetzt, es trägt und in die Höhe treibt, so bricht es endlich ab, wenn auch mit geringerem Getöse. Es bleibt aber auf seiner breiten Seite

Tafelförmiger Eisberg, von der Schmalseite gesehen.

der Phantasie beständigen Spielraum, und „das Auge wird nicht müde, diese Festungen mit ihren Zinnen, diese Dome und steil anstrebenden Türme, diese Amphitheater und wild zerklüfteten Eisgebirge an sich vorüberziehen zu lassen".

Woher kommen aber diese Kolosse? fragt da unwillkürlich der Leser. An den unwirtlichen Küsten der Polarländer ist ihre Heimat; manche treiben aus unbekannten Gegenden daher. Gewaltige, oft viele Kilometer breite Gletscher steigen an den eisumstarrten Küsten Grönlands und Labradors an das Meer hinab. Träge schiebt sich die zähe Eismasse im flachen Gletscherbette dahin, bis sie das Wasser erreicht hat. Fällt die Küste steil ab, so stürzt wohl ein ungeheurer Block mit

liegen und bildet nun einen fast würfelförmigen Eiskoloß.

Wie weit die einzelnen Eisberge ins Meerwasser einsinken, ist schwer zu sagen. Kaum jemals dürfte aber mehr als ein Drittel ihrer Masse über den Wasserspiegel hervorragen. Im Oktober des Jahres 1883 begegnete dem deutschen Schiff „Margarete" auf seiner Reise nach Grönland ein Eisberg, der 490 Meter tief auf dem Grunde aufsaß und noch 198 Meter über das Wasser emporragte. Das war ein Riese seiner Art; denn er war dabei noch fast drei Kilometer lang und über einen Kilometer breit. Gewöhnlich ragen sie nur 30 bis 60 Meter in die Höhe, tauchen aber in wärmeren Gewässern bis zu sechs Siebentel ihrer Höhe ins

Digitized by Google

Eisberg mit dicken Schichten blauen Eises.

Eisberg, gesichtet am 4. Dezember 1898. (Auf der vorspringenden Zunge eine Kolonie von Pinguinen.)

Digitized by Google

Wasser ein, so daß sie immerhin ganz gewaltige Eismassen darstellen, denen jedes Schiff ängstlich ausweicht. An den Küsten Grönlands, besonders im Osten, stauen sie sich wohl in ungeheuren Massen an und schieben sich zu ganzen Gebirgen übereinander, dabei die wunderlichsten Formen bildend. Die Mitglieder der preußischen Nordpolexpedition vom Jahre 1869 haben in ihrem Backsteinhaus, das auf einem ungeheuren Eisfeld errichtet war, einen langen, grimmigen Polarwinter überstanden. Ringsumher starrten gebirgsgleiche Eisbergwälle in die Höhe, die sie mit den Namen bekannter europäischer Hochgebirge: Pyrenäen, Alpen, Karpathen u. s. w. benannten; eine besonders merkwürdige Eisform bekam den Namen „Brandenburger Thor".

Zersetzter Eisberg mit hochliegender Hohlkehle und polierten Wänden.

Nachdem der Eisberg ins Wasser gestürzt ist, geht eine lange Reise in unbekannte Meereszeiten an. Sie mag bis zu zehn Jahren dauern. Meeresströmungen, die sich an den Küsten fühlbar machen und auf den offenen Ozean hinausführen, nehmen die Reisenden auf ihren Rücken. Die Wogen des Ozeans schlagen brandend an ihre Flanken und höhlen zuweilen ganze Grotten aus, die dann im tiefsten Kobaltblau prachtvoll schimmern. Die Wärme der Sonne schmelzt die Kanteustirne des Riesen mehr und mehr ab, so daß er bald nicht mehr den formlosen, massigen Block bildet, als der er ins Meer gestürzt ist, sondern mit allerlei Zinnen und Zacken geschmückt erscheint, von denen glänzende Wasserfäden in die Tiefe rinnen. Auch die Seiten erscheinen bald mehr oder weniger zerklüftet und in prächtiger Weise gebändert. Wo in die von den Sonnenstrahlen durchfressene Eismasse die Luft einströmt, da erstrahlt sie im blendendsten Weiß, gegen welche die Farbe des anhaftenden Schnees fast wie ein düsteres Grau erscheint; wo aber Wasser in die Fugen eingedrungen ist, da nimmt das Eis einen entzückend blauen Ton an, der sich bis zur satten Fülle des dunkeln Kobalts steigert. Der Anblick eines so gestalteten Eisbergs ist geradezu von ergreifender Schönheit und Pracht. „Ein feiner Duft scheint über dem Ganzen zu liegen," schreibt Karl Chun, der Leiter der deutschen Tiefsee-Expedition. „Hie und da treten blendende, schneeweiße Flächen hervor, während die Spalten, Grotten und Amphitheater in allen Abstufungen von Blau schimmern. Das den Eisberg bespülende Wasser nimmt die Färbung von Kupfervitriol an und hebt sich scharf von dem bei bedecktem Himmel grau erscheinenden Meere ab. Belebt werden diese Eisriesen von Pinguinkolonien, die sie bei ihren langen Reisen als Standquartier benutzen, und umflogen von Sturmvögeln und Albatros, welche in der Brandung des Eisbergs ein günstiges Jagdgebiet finden."

Tafelförmiger Eisberg mit Brandungswoge.

Digitized by Google

Mächtig schlagen die Wogen beim Seesturm an die Seiten des Eisbergs an — ein überwältigendes Schauspiel für den Seefahrer. Beim Anprall in seinen Gischt zerstiebend, bäumen sie sich in Brandungswogen von fast unerhörter Höhe längs der eisigen Mauern auf, um den Kamm des Eisbergs mit weißem Schaum zu überschütten. Haben sie den Koloß genügend unterhöhlt, so lösen sich mächtige Stücke ab und stürzen klatschend ins Meer, wo sie sich dann den in zahlloser Menge umhertreibenden gefährlichen Eisschollen anschließen.

Was aber den nagenden Wogen und den sengenden Strahlen der Sonne nicht gelingt, das thut die Wärme des Wassers in der Tiefe. Dort herrscht selbst in den Eismeeren 300 bis 400 Meter unter der Oberfläche immer noch eine Temperatur von 2 Grad C. Wärme. Langsam, aber sicher bringt diese die Eismassen des immer tiefer einsinkenden Riesen zum Schmelzen, bis er endlich ganz im Ozean untergeht und seine Eiskrystalle sich im Wasser auflösen. Aber bis dahin hat er viele hundert Seemeilen zurückgelegt und ringsumher unangenehme Kälte verbreitet, eine Kälte, die oft genug auch in unserm vom Golfstrom wohldurchwärmten Europa empfunden wird, denn er sich doch nur im hohen Norden, bei Spitzbergen und am Nordkap, nähern kann.

Wo immer Menschen einen Eisberg erblicken, da empfinden sie ein bewundernd Staunen angesichts dieser imposantesten aller Erscheinungen der Eiswelt.

J. Kammerer.

Die Krebskrankheit als soziale Gefahr.

Die Krebserkrankungen häufen sich, seitdem es eine Sterblichkeitsstatistik giebt, in auffälligem Maße. Sie waren nie selten, scheinen aber seit einiger Zeit derart um sich zu greifen, daß sie den Rang einer sozialen Gefahr erhalten. Wir sagen ausdrücklich „scheinen“, denn die Zahlen sind nicht ganz eindeutig. Außer Zweifel ist die Thatsache, daß heute ungleich mehr Menschen an einer Krankheit sterben, die die Diagnose „Krebs“ trägt, und zwar etwa fünfmal so viel als vor etwa 50 Jahren: damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß heute die Krebserkrankungen wirklich fünfmal so häufig sind wie damals. Denn erstens ist es sicher, daß die seiner ausgebildete diagnostische Kunst heute viele Krankheiten als krebsartig erkennt, die vor einem halben Jahrhundert ohne Diagnose oder mit einer falschen Diagnose zu Ende gegangen wären; und ferner kommt in Betracht, daß der Krebs eine Krankheit des höheren Alters ist. Seitdem die allgemeinen hygienischen Verhältnisse sich so wesentlich gebessert haben, seit namentlich der verderblichste Kindermörder, die schwarzen Pocken, bei uns so gut wie ausgerottet ist, seitdem ferner Typhus und Kindbettfieber, die Vernichter des blühenden Lebens, außerordentlich stark zurückgedrängt worden sind und auch die Todesfälle an Tuberkulose beträchtlich abzunehmen beginnen, seitdem ferner die andern großen Seuchen erfolgreich abgewehrt worden sind und als Massenerscheinungen für Deutschland nicht mehr in Betracht kommen: seit all dem kommen verhältnismäßig viel mehr Menschen zum Alter über 40 Jahre, und es sind daher sozusagen viel mehr „Krebskandidaten“ vorhanden. Aber man hat doch den Eindruck, als wenn die enorme Zunahme der Erkrankungen und Todesfälle an bösartigen Geschwülsten viel größer sei, als durch diese Erwägungen erklärt werden kann. Diese Zunahme ist, absolut genommen, wahrhaft erschreckend, es macht beinahe den Eindruck, als sollten wir einen großen Teil des Terrains, das die öffentliche Hygiene mit den größten Opfern gegen die Tuberkulose gewinnt, an den Krebs wieder verlieren. Eine sehr genaue Untersuchung, die kürzlich in Hamburg angestellt wurde, zeigt ein rapides Ansteigen der Krebskurve, während die Kurve der Tuberkulosesterblichkeit stark sinkt. Wenn die Entwicklung der Ziffern dieselbe bleibt, so wird in absehbarer Zeit die Krebssterblichkeit in dieser reichen Gemeinde mit ihren verhältnismäßig hochstehenden Arbeiterhaushalten die an Tuberkulose überwiegen, ein Ergebnis, das noch vor ganz kurzer Zeit niemand für möglich gehalten hätte. Diese Zunahme ist eine so ungeheure, daß sie selbst dann das Eingreifen der Oeffentlichkeit erforderte, wenn es sich um eine nur scheinbare Ausbreitung des Krebses handeln sollte, schon aus dem Grunde, weil das öffentliche Bewußtsein im höchsten Maße dadurch beunruhigt wird.

Aber es giebt noch innere Gründe, die ebenfalls darauf hinwirken, die Krebserkrankungen als soziale Krankheiten vor das Forum der sozialen Hygiene zu bringen. Und zwar ist es der Umstand, daß sich die Anzeichen für eine „Infektiosität“, für eine parasitäre Ursache, immer mehr gehäuft haben. Einige unsrer ersten Autoritäten, wie Leyden und Czerny, stehen heute auf dem Boden, daß die Carcinome höchst wahrscheinlich auf der Infektion durch lebende Erreger (Mikroparasiten) beruhen. Sobald auch nur der Verdacht einer derartigen Aetiologie (Ursache) auftauchte, hatte die Hygiene zu sprechen; denn ihr eigentlichstes Arbeitsgebiet sind von jeher die Infektionskrankheiten, aus dem klaren Grunde, weil die zersplittertsten Einzelkräfte unmöglich im staude sind, deren ursächlichen Erreger anzugreifen. Und so sehen wir denn heute, daß die moderne Hygiene mit allen ihren reichen, in den letzten Jahren ausgebildeten Hilfsmitteln den Kampf gegen den unbekannten Feind auf der ganzen Linie aufnimmt. Fußend auf den glänzenden Erfolgen, die die letzte Frucht der sozialhygienischen Bestrebungen, nämlich die internationale Organisation, bei ihrem Kampfe gegen die verheerenden Volksseuchen erzielt hat, sind auch zur Bekämpfung des Krebses großartige internationale Veranstaltungen und Verabredungen ins Leben gerufen worden. Die Grundlage dafür bilden naturgemäß Komitees der führenden Mediziner in allen einzelnen Nationen; es sind umfassende Enqueten veranstaltet worden, um das vorhandene Thatsachenmaterial zunächst einmal möglichst lückenlos in die Hand zu bekommen, als solide Grundlage für weitere Untersuchungen. Als Zeichen für das gewaltige Interesse, das jetzt auch die Laienwelt ergriffen hat, möge noch erwähnt werden, daß auch von privater Seite große Summen zur Verfügung gestellt werden, die der Krebsforschung dienen sollen. Erst in jüngster Zeit ist einem der bahnbrechenden Führer der modernen Medizin,

Digitized by Google

Paul Ehrlich, dem Direktor des Institutes für Serumforschung in Frankfurt a. M., von privater Seite eine jährliche Rente von 40 000 Mark überwiesen worden, um das Krebsproblem in seinem Institut mit ausreichenden Hilfskräften zu bearbeiten.

Diese gewaltige wissenschaftliche Energieentfaltung hat in der kurzen Zeit mehrere nicht unbeträchtliche kritische Ergebnisse gezeitigt. Einige Annahmen, die immer wieder in der Krebsdiskussion auftauchten, ohne jemals klar bewiesen oder widerlegt werden zu können, sind durch die kritische Sichtung des riesigen Enquetenmaterials gestützt, beziehungsweise erschüttert worden. Zunächst hat sich herausgestellt, daß gewisse Schädigungen als Krebsreize zu wirken scheinen, und zwar sowohl einmalige schwere Verletzungen bestimmter Organe, als auch besonders langdauernde chronische Irritation. Daß ganz bestimmte Reize häufig bösartige Geschwülste erzeugen, war ja längst bekannt, wie der Hautkrebs der Paraffinarbeiter, der typische Sitz des Hautkrebses bei Schornsteinfegern, und vor allem die Thatsache, daß nur Raucher an Lippenkrebs erkranken, und zwar regelmäßig in dem Mundwinkel, in dem sie die Pfeife zu halten pflegen. Wunderlich ist dabei allerdings, daß so gut wie niemals rauchende Frauen ergriffen werden. Alle diese Erfahrungen sind durch die Enquete bestätigt worden; nicht minder die häufige Entwicklung von Magenkrebsen nach langdauernden entzündlichen Prozessen.

Von noch viel größerem Interesse sind diejenigen Ergebnisse der Enquete, die deutlich auf eine parasitäre Ursache des Carcinomes hinweisen; es sind deren mehrere. Zuerst eine ganze Anzahl von Fällen, in denen eine Uebertragung von Körper auf Körper eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat; direkt beweisbar ist dies ja im Einzelfalle niemals. So wird ein Fall berichtet, in dem der Besitzer eines krebskranken Hundes ebenfalls an Carcinom erkrankte und zu Grunde ging; sehr häufig sind im Verhältnis die Fälle des sogenannten cancer à deux, wo beide Ehegatten von der Krankheit befallen werden; ferner deutet es auf sogenannte „Wohnparasiten" des menschlichen Haushaltes hin, daß wilde Tiere niemals, unsre Haustiere sehr häufig an Krebs erkranken; und schließlich ist die allerwichtigste der Feststellungen, daß der Krebs wie die Tuberkulose in bestimmten Lokalitäten, Städten, Straßen und sogar Häusern in besonderer Häufigkeit auftritt. Es giebt geradezu „Krebshäuser", deren Einwohnerschaft, wie auch die Mietsparteien wechseln mögen, immer besonders häufig von Krebs befallen werden. Wenn hier nicht der Zufall in einer unerhörten Weise spielt, bleibt kaum eine andre Möglichkeit übrig als die Annahme von belebten Krebserregern.

Es möchte scheinen, als wenn die ebenfalls schon lang vermutete und durch die Enquete zu noch größerer Wahrscheinlichkeit erhobene Vermutung, daß der Krebs eine erbliche Krankheit ist, gegen die parasitäre Natur spräche. Doch ist das nur ein Schein; denn damit irgend eine Infektionskrankheit zu stande komme, ist immer zweierlei nötig, erstens die Anwesenheit des spezifischen Erregers, und zweitens die für sein Gedeihen günstige „Disposition" des befallenen Individuums. So kann man sich auch sehr wohl vorstellen, daß diese Disposition für Krebserkrankungen erblich ist.

Wenn das der Fall ist, dann stellt sich allerdings dieses Leiden als eine exquisite soziale Gefahr dar, und das gerade aus dem Grunde, weil es fast ausschließlich Individuen im reifen Alter befällt. Während die an Tuberkulose leidenden Familien im Laufe weniger Generationen dadurch auszusterben pflegen, daß die vererbte Krankheit ihre Nachkommen in immer jüngerem, zur Fortpflanzung weniger geeignetem Alter fortrafft, hätten wir im Krebs eine Krankheit, die meistens während der ganzen fortpflanzungsfähigen Zeit latent bleibt. Während also an der Tuberkulose die Familie ausstirbt, sterben hier nur Individuen, bleibt die verhängnisvolle Disposition immer erhalten. Das würde die starke Verbreitung der Carcinose mit zu erklären vermögen, denn natürlich müssen wir annehmen, daß auch nicht erblich belastete Menschen die Krankheit erwerben können und nun ihrerseits weiter vererben.

„Erkenne, um zu heilen!" Solange wir den Erreger der furchtbaren Krankheit nicht kennen, bleibt jede Maßnahme der praktischen Hygiene ein Tappen im Dunkeln; alle unsre Bemühungen müssen dahin gerichtet sein, mit den Mitteln der mikrobiologischen Untersuchung die Ursache zu erkennen, um die Wirkung zu beseitigen. Und man darf sagen, daß die moderne Wissenschaft sich der Tragweite dieser Aufgabe bewußt ist; die Entdeckung des präsumtiven Krebserregers steht im äußersten Vordergrunde der heutigen Forschung. In allen Ländern arbeiten jüngere und ältere Kräfte mit heißem Bemühen um den hohen Preis, bisher leider ohne Erfolg. Nach Dutzenden von Fehlschlägen sind wir heute mehr als skeptisch gegen jede neue angebliche Entdeckung geworden, aber wir zweifeln trotzdem nicht daran, daß eines Tages der winzige Mörder entdeckt werden wird. Heute wissen wir noch nicht einmal, welchem der beiden Hauptreiche er mit Wahrscheinlichkeit zuzurechnen sei, ob es sich um ein pflanzliches Bakterium handle, um einen Sproßpilz, oder um eines der niederen Tiere aus der Klasse der Protozoen. Jetzt, wo die soziale Initiative mit ihren reichen Mitteln an die Stelle des privaten Forscherdranges tritt, jetzt, seitdem es gilt, eine soziale Krankheit zu bekämpfen, ist die Aussicht gewachsen, bald zum Ziele zu gelangen und damit Freund Hein wieder eine seiner schärfsten Sicheln zu zerbrechen.

Dr. F. Kanjow.

Gram.

Das macht mich oft so traurig und verzagt,
Daß in dein Herz ein süß Erinnern ragt
An einen Traum, der fremd und wundersam
Einst in dein stilles, junges Leben kam.
Und streift dein Mund mir leise übers Haar,
Denk' ich an Eine, die viel schöner war,
Die du geküßt, die deine Lieder sang . . .
Mag sein, dein Herz vergaß ihr Bild schon lang,
Und doch — in all mein Glück drängt sich der Gram
Um jenen ersten Kuß, den sie mir nahm.

Maidy Koch.

Digitized by Google

Ein Vogelnest im Winter.

Zwischen den nackten, zum Teil dürren Aesten eines Ailanthusbaumes schwebt das Nest, einem Strohballen ähnlich, den ein Knabe hinaufgeworfen haben könnte. Aber es ist ein wirkliches Vogelnest. Ich habe es schon im Frühjahr gesehen und beobachtet, wie die Alten ein- und ausflogen. Genau in der Höhe meines Studierzimmers im zweiten Stockwerk steht es in den Zweigen. So oft ich den Blick durch das Fenster werfe, sehe ich das Vogelnest. Im Sommer war es verhüllt von den Blättern und Zweigen; je mehr es herbstelte und Winter wurde, um so deutlicher kam es zum Vorschein. In den Hausgärten in Wien hängen Hunderte solcher Vogelnester. Es ist nichts weiter daran zu sehen und zu bestaunen. Aber ich bemerkte, daß mein Vogelnest mit jedem Tag kleiner wurde. Der Wind, zuweilen ein Sturmwind, hat es arg mitgenommen, hat es hier hergeworfen mitsamt dem starken Baumaste; aber kleiner hat er das Nest nicht gemacht. Das hatte andre Ursachen. Wem gehört eigentlich das Nest?

Eine ziemlich lächerliche Frage — auf den ersten Blick. Ein altes, verwittertes Vogelnest in einem Baumaste kann doch niemand gehören als höchstens dem Haus- und Garteneigentümer.

Gemach! Es erhebt sich hier eine kitzliche Eigentumsfrage. Das Haus gehört dem, der es erbaut hat; der Grund und Boden gehört dem Grundeigentümer.

Die Partei, die es erbaut hat, die das Baumaterial von allen Seiten, auch aus fremden Gärten und Höfen, herbeigeschleppt hat, kann unbedingt Ansprüche erheben, daß der Bau ihr Eigentum ist. Wenn wir diese Darlegung als berechtigt anerkennen, kommen wir erst auf den bedenklichen Punkt. Es haben sich nämlich zwei Parteien gemeldet, die Ansprüche auf das lustige Besitztum erheben.

In den Monaten April und Mai war das Nest bewohnt von einem Amselpaar. Dieses beherrschte den Ailanthusbaum und den Garten. Nahezu in jedem Hausgarten in der Nachbarschaft sitzt solch ein Amselpärchen, oft auch mehrere; zur Freude der Hausherrnleute und der Parteien.

Den Bau des Hauses konnte ich nicht in allen Details beobachten, weil das Bauwerk eines Morgens fertig dastand. Das sprossende Laub umkleidete zu gleicher Zeit den Bauplatz, während die Vögel vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein bei der Arbeit waren. Genug, ich konstatiere, daß es ein Amselnest war. Ein Vogelkenner, der es heute noch sehen würde, könnte seinen Zweifel dieser Behauptung gegenüber ausdrücken. Indessen sind Zeugen genug vorhanden, welche meine Angabe zu bekräftigen vermögen.

Schon als die Amseln ihre Jungen fütterten, stellten sich täglich mehrere Spatzen ein, um den Vorgang zu beobachten, so als wenn das für sie etwas ganz Neues und Ungewöhnliches wäre. Und eines schönen Tages im August hatte ein Spatzenpärchen Besitz von dem Nest ergriffen.

Der Vorgang war um so interessanter, als es sehr selten vorkommt, daß Vögel noch im August paaren. Es war um die Mitte Oktober, als meine Spatzen endlich mit ihren flüggen Jungen zum Vorschein kamen. Während der Brutzeit stellten sich aber fast täglich die Amseln ein und beobachteten ihrerseits die Spatzen, so wie sie früher von diesen beobachtet worden waren. Von einem Streit und Kampf konnte ich aber nichts bemerken. Es war nur auffallend, daß die zwei Amseln oft lange Zeit in dem Baume zu sitzen liebten, in welchem ihr ursprüngliches Familienhaus, ihr rechtmäßiges Eigentum, stand.

Wenn den Spatzen die Beobachtung zu lange dauerte, flogen sie fort und kamen mit einer größeren Anzahl von Genossen zurück. Oft war dann der Baum dicht besetzt; lauter Spatzen und die beiden Amseln dazwischen.

Bis in den Winter hinein bewegte sich in dem Baum der sonderbare Eigentumsprozeß; vor wenigen Tagen aber ereignete sich ein Gewaltstreich. Eine Amsel stand auf dem Neste und arbeitete und wirtschaftete mit ihrem gelben Schnabel eifrig herum. Es war am Morgen des 11. Januar, ein denkwürdiger Tag. Kein Spatz war vorhanden; die ganze Gesellschaft war im Nebengarten auf einem beliebten Futterplatze. Meine Amsel konnte nach Gutdünken wirtschaften. Mein erster Gedanke war, daß der Vogel sein altes Nest zerstören wollte! Das that er keineswegs. Er nahm nur einen Halken, oder vielmehr einen Halm heraus und trug ihn davon. Sein goldener Schnabel erglänzte im hellen Sonnenstrahl, als er durch das Gezweige dahinflog.

Dieser Vorgang war in zweifacher Hinsicht für den Beobachter beachtenswert. Der Kenner unsrer Vogelwelt wird es sehr selten bemerkt haben, daß eine Amsel in der ersten Hälfte des Januar mit einem Halm im Schnabel dahinfliegt. Das bedeutet, daß der Vogel zu bauen anfängt. Es sind die ersten Vorübungen zum Nestbau. Um die Mitte des Februar kann man die Wahrnehmung schon überall machen. Im März kann schon das Nest fertig sein. Der Beginn des Nestbaues im Januar würde also die Schlußfolgerung gestatten, daß der milde Charakter des Winters anhalten dürfte. Am 10. Januar war es etwas kälter geworden, am 11. war es gegen Mittag schön und warm, und am Abend trat ein lauer Regen ein. Der 12. Januar war trüb, aber wärmer. Die erstaunlich feine Vorempfindung vieler Vögel für die Witterung ist in der Neuzeit wiederholt betont worden; ich gab mich also der Hoffnung hin, daß meine Amsel sich nicht täuschte.

Das wäre das eine beachtenswerte Moment. Ein zweites betraf das Nest selbst und die strittige Eigentumsfrage.

Kaum war die Amsel verschwunden, da erschienen zwei Spatzen und nahmen bei dem Neste ihre Sitze ein. Sie waren unruhig und erhoben ein lautes Geschrei. Bald kamen ihrer mehrere, und nach einer kurzen Frist zählte ich etwa 18 Stück. Es war eine ad hoc einberufene Versammlung, die in offenbarer Aufregung war. Sie hüpften auf und nieder in den Zweigen, immer in der Nähe des Nestes.

Ob einer der Gesellen die Amsel bei ihrer That beobachtet hatte, konnte ich nicht wissen, aber es war wahrscheinlich. Auf das Geschrei der ersten

Digitized by Google

Die alte Dorfkirche in Schöneberg.

waren die andern herbeigekommen. Augenscheinlich waren sie unschlüssig, was geschehen müsse. Die Amseln ließen sich nicht mehr blicken. Da bemerkte ich, wie einer auf den Rand des Nestes flog und zu zupfen anfing. Die Amsel hatte es vorher auch so gemacht, nur viel derber. Wenn ich jetzt darauf ausginge, meiner Sache einen sensationellen Anstrich zu geben, dann könnte ich sagen, die Amseln kehrten plötzlich zurück und ermordeten den Räuber oder Zerstörer ihres Eigentums. Aber ich war immer ein Feind der sogenannten Sensation und hielt immer dafür, die Vorgänge treu und trocken darzustellen.

Mein Spätzlein kam aus dem Neste hervor mit einem Halm im Schnabel; es setzte sich zu den andern; es wußte nicht, wohin mit seiner Beute. Offenbar ein unerfahrener Jüngling, der noch nichts wußte von einem Hausbau, von der Gründung eines Hausstandes. Aber eine Ahnung von der Liebe hatte er. Seinem Beispiel folgte ein zweiter und ein dritter. Aber nicht alle nahmen Hälmchen. Sie setzten sich auf den Rand des Nestes, pickten herum und kamen mit leerem Schnabel zurück. Jene, die ein Hälmchen genommen hatten, es war beiläufig die Hälfte der Schar, saßen ganz still in dem Baume. Es waren lauter Weibchen, mit Ausnahme des ersten, der einen braunen Kopf hatte. Eine kuriose Gesellschaft! Der erste Schritt war gethan. Sie hatten das Material für einen Nestbau, und jetzt wußten sie nicht, was damit anfangen . . .

Der Vorgang war ganz unverständlich. Wenn sie dem Beispiel der Amsel gefolgt wären und die Halme zu einem Nestbau fortgetragen hätten, würde dieses die Annahme bestärkt haben, daß auch die Spatzen eine Fortdauer der milden Witterung erwarteten. Sie nahmen aber die Hälmchen nur aus dem Neste, um sie nach einer Weile fallen zu lassen.

Der 13. Januar war ein schöner, warmer Tag. Die Amsel erschien auf dem Baume, holte einen Halm aus dem Neste und entfloh. Im nächsten Augenblick waren auch die Spatzen, etwa ein Dutzend, wieder da und erhoben ein großes Geschrei. Sie hielten auf den durchfonnten Aesten ihre Beratung.

Durch ihre große Zahl und durch ihr Geschrei schreckten sie die Amseln ab. Diese ließen sich nicht sehen, solange die Gesellschaft dort beisammen saß.

Es war gar kein Zweifel, die Spatzen betrachteten das Nest als ihr Eigentum; sie gönnten den Amseln keinen Faden davon. Aber sie selbst wußten mit dem Material nichts anzufangen! Vielleicht weil die Zeit ihnen noch nicht gekommen zu sein schien, vielleicht weil sie in Bezug auf das Wetter doch feinfühliger sind als die rauhen Amseln.

Der Hausmeister, ein Stück Gärtner und alter Vogelfänger, gab sein Urteil folgendermaßen ab: „Ja, ganz natürlich. Das Material wird von den Vogerln benutzt wie der alte Schotter bei einem Neubau. Jetzt haben sie noch nicht den rechten animo. Aber passen S' auf, im Frühjahr, da werden sie alle schleppen, die Amseln und die Spatzen . . . Wem das alte Nest gehört?" Er warf einen kurzen Blick hinauf. Nach einigem Nachdenken und in einer Anwandlung von Großmut sagte er: „Wem es gehört? Na, mir nicht. Den Vogerln gehört's!"

E. A. Barriocco.

Schöneberg.

Zur Entwicklung von Groß-Berlin.

Für den Statistiker würde es ohne Zweifel ein besonderes Vergnügen sein, den Aufschwung Schönebergs von einem Dorfe zu einer Großstadt, welche seit dem 1. Oktober v. J. die Zahl von 100000 Einwohnern erreicht hat, genauer in allen Einzelheiten zu schildern, wie es für den Historiker von Wichtigkeit wäre, die Entwicklung des „schönen Berges" von den Zeiten der deutschen Einwanderung bis auf heute in glänzenden Bildern vorüberziehen zu lassen, aber ich sehe davon ab. Denn ich bin nur ein einfacher Bürger Schönebergs und wohne dabei noch an seiner äußersten Peripherie. Jeder, der einmal in Thüringen den ehrfurchtgebietenden Punkt aufgesucht hat, wo mehrerer Fürstentümer Grenzen zusammenstoßen, wird mir aber nachfühlen, welche Bedeutung das Wohnen an der Grenze des Weichbildes von Berlin, Charlottenburg, Schöneberg und Wilmersdorf, ich will nicht sagen auf den Charakter des modernen Menschen, aber auf sein Gefühl der Bodenständigkeit ausüben muß. Das Nachbarhaus rechts von mir gehört zu Charlottenburg, auf der andern Seite der Straße fängt Wilmersdorf an, das Haus um die nächst Ecke ist berlinisch, und ich selbst wohne in Schöneberg. Aber das Wohnen an so exponierten Ecken hat auch seine Schattenseiten. Die Schöneberger elektrische Straßenampel leuchtet mir bis in den frühen Morgen hinein, der Wilmersdorfer oder Spandauer Wind umkost den

Digitized by Google

auf dem Balkon Sitzenden, das Summen der Elektrischen tönt in meine Träume, und der Kulturfortschritt in Form von Spreng- und Kehrwagen sucht mich regelmäßig heim. Dann schiebt die Schöneberger Kehrmaschine den Schmutz von dem Asphaltpflaster säuftiglich auf das Charlottenburger Kopfpflaster, und von dort geschieht das gleiche. Ich sehe dem Kampfe der Wagen und Gefänge dann von meinem Ballon aus zu und nehme natürlich für die Schöneberger Partei, eingedenk des alten Spruches:

Berliner Kind,
Spandauer Wind,
Charlottenburger Pferd
Sind alle drei nichts wert.

Das ist die einzige Rache, die ich ausüben kann, denn soviel ich weiß, hat man, abgesehen von dem antiquierten „Milchmädchen von Schöneberg", eine poetische Verunglimpfung des Ortes neuerdings nicht mehr gewagt, nur seine Millionenbauern gaben Anlaß zu einigen mehr oder weniger satirischen Kapiteln.

Auf die früheren Terrains der Millionenbauern, die Schöneberger Wiesen, hat man nun einen ganz neuen Stadtteil hingebaut um den Viktoria Luise-Platz, von dem nach allen Seiten die an das schöne Bayerland erinnernden Straßen ausstrahlen. Berlin und Charlottenburg halten den Anfang gemacht mit der Nürnberger, Bayreuther, Passauer und Augsburger Straße, daran schlossen die Schöneberger nun weiter die Eulmbacher-, Bamberger-, Fürther, Luitpold-, Geisbergstraße u. s. w., so daß hier ein richtiger bayrischer Winkel entstand, in dem es auch gut zu wohnen ist. Eine schweizer Freundin von mir lehnte es aber doch ab, in die Geisbergstraße zu ziehen, obgleich ich ihr klar zu machen suchte, daß es sich um den berühmten Geisberg handle, den die Bayern im Jahre 1870 erstürmten, und nicht um einen simplen Gaisberg. Es blieb ihr doch zu genierlich, meinte sie, die Adresse nach Hause aufzugeben, wo man mit dem Worte immer den Begriff einer etwas steilen, schwer zu passierenden und unfeinen Straße verbinden werde.

Paulaskirche.

Dieses neue Viertel ist bautechnisch eine höchst bemerkenswerte Leistung, und zwar sowohl hinsichtlich der Ausnutzung des Grund und Bodens wie auch der äußeren Ausgestaltung. Im älteren Berlin herrscht bekanntlich infolge der geringen Breite der Bauplätze bei großer Tiefe die Notwendigkeit vor, die berüchtigte Berliner Stube zu bauen, ein meist dunkles oder schlecht beleuchtetes Durchgangszimmer zwischen den hellen Vorderstuben und den hinteren, auf einen Schornsteinschacht, den man euphemistisch Hof nennt, mündenden düsteren Räumen. Der Besucher des „Aufganges nur für Herrschaften" kennt nur die lichten und freundlichen Räume des Hauses, der Hintertreppler muß sich über den engen, übelriechenden Hof auf wackligen, schmierigen Treppen mit seinen Küchenwaren drängen, die dann nach ihrer Zubereitung in der Küche in der Berliner Stube, dem Eßzimmer, wieder auftauchen. Es ist alles so nüchtern als irgend möglich.

Luitpoldstrasse.

Digitized by Google

In diesen neuen, der Bebauung geöffneten Terrains und unter dem Zwange einer vernünftigen Bauordnung boten sich nun dem Bauküstler manche neue Probleme, deren Lösung auf die eine oder andre Art versucht werden mußte. Natürlich in dem Sinne, daß jeder Quadratmeter des kostbaren Terrains seine praktische Verwendung fand, aber

wenn es kalt wird, so wird die Dampfheizung in Aktion gesetzt, welche für die Bewohner dieser neuen Häuser ebenso unentbehrlich geworden ist wie das elektrische Licht und der Aufzug. Was aber diesem Stadtteil einen besonderen Reiz verleiht, ist das Hervortreten des Daches als Dekoration. Im älteren Berlin war das Dach etwas ganz Nebensächliches

Bambergerstrasse.

zugleich unter Berücksichtigung der Erfordernisse des nervösen modernen Menschen, des Verlangens nach Luft und Licht. Durch Erker, Vorbauten, Balkons, Loggien und allerlei merkwürdige, individuellen Launen entstammende Fensteröffnungen kann überall, nicht nur von der Straße, sondern auch von den oft mit kleinen, netten Gartenanlagen verzierten Höfen Licht in die Häuser strömen, durch die breiten Straßen fegt der Wind und sorgt für Lufterneuerung, und

geworden, da der Abschluß nach oben durch Zink und Blech in auffallender, aber doch ärmlicher Weise erreicht wurde und von dem schiefergedeckten Dache fast gar nichts mehr zu sehen war. Auf diesen neuen Häusern sind aber nun die mit tiefroten oder grünen Ziegeln bedeckten Hauptdächer und die bunten Dächlein auf Türmchen, Erkern und Giebeln wieder zu ihrem Rechte gekommen, so daß hier in Verbindung mit den Giebeln und

Digitized by Google

Prinz Heinrich-Gymnasium

Vorbauten wirklich reizvolle und farbenfrohe Exterieurs geschaffen wurden, die der modernen Baukunst durchaus zum Lobe gereichen. Ueber den Stil der einzelnen Bauten läßt sich streiten, aber schließlich kommt es doch in den neuen Straßen wesentlich auf den Gesamteindruck an. Dagegen sind die öffentlichen Bauten durchaus den besten Vorbildern nachempfunden, was mir besonders der Fall bei dem Rathaus, dem Prinz Heinrich-Gymnasium und der Pauluskirche zu sein scheint. In den letzten Jahren hat man sich bei uns vielfach mit den märkischen Backsteinbauten der Spätgotik beschäftigt und überall Stoffe zu neuen Anregungen gefunden. Die Gelehrten streiten sich noch immer darüber, ob dieser gleich bei seinem ersten Auftreten so hoch entwickelte Backsteinbau aus den Niederlanden oder aus

Viktoria Luise-Platz.

Digitized by Google

Oberitalien stammt, aber die Architekten nahmen auch hier das Gute, wo sie es fanden, und suchten es weiter auszubilden, nicht immer mit Glück. Denn diese backsteinene, zierliche und dabei etwas dünn gewordene Spätgotik ist doch nicht mehr als eine Soubrette, die dem Versucher, der sie zu einer Primadonna stempeln möchte, übermütig ins Gesicht lachen würde.

Tiefer neue Stadtteil schiebt sich immer weiter in die alten Schöneberger Wiesen hinein, wo neben den mit der harten sperrigen Melde bedeckten wüsten Gebieten — der „Melde-Walachei", wie sie mein Aeltester nannte — die kleinen Leute in ihren Laubenkolonien ihr Gemüse, Kohl, Bohnen, Kartoffeln und besonders riesige Kürbisse ziehen.

Jeder Kolonist hat sich auf seiner umzäunten Parzelle ein primitives Häuschen hingebaut, freut dort an warmen Sommerabenden dem Genusse einer kühlen Blonden und hält gute Nachbarschaft, was sich besonders bei dem Erntedankfest zeigt. Dazwischen thut sich wohl eine Art Heckenwirtschaft auf: „Bei Vater Berg zum lustigen Aufenthalt im Grünen", mit dem Blick auf die Kartoffelfelder, die heranwachsenden Steinkolosse der Großstadt, und einem gefährlichen Nordhäuser.

Wenden wir uns nun dem historischen Schöneberg zu, gelegen auf der Geest, dem landigen Höhenrücken, der das Spreethal umkränzt und auf unserer Seite die Dörfer Tempelhof, Schöneberg und Wilmersdorf trägt, so ist vorerst zu bemerken, daß das Wort „Berg" in der Mark immer einen Euphemismus bezeichnet. Die Pferde, die früher von Berlin nach Potsdam die schweren Wagen zogen, brauchten sich sicher nicht mehr als vorher anzustrengen, wenn sie sich der Dorfane näherten. Entweder haben die ersten Ansiedler diese Bezeichnung aus Ironie gewählt oder um das schöne Wort nicht aus ihrem Sprachschatz zu verlieren.

Früher, da Berlin am Potsdamer Thor aufhörte, wäre der Marsch nach Schöneberg keine leichte Sache gewesen, wenn nicht rechts und links der Chaussee große Sommerwirtschaften dem müden Wanderer Erquickung geboten hätten. Daneben hatten sich Leute, die ruhig leben wollten, Landhäuser gebaut, so recht ins Grüne hinein, und ein paar Philosophen saßen an dem Botanischen Garten, der inmitten dürrer Kartoffelfelder lag. Damit war die Grenze von Berlin erreicht; was darüber hinaus lag, war Schöneberg. Kleine, halb in die Erde versunkene, einstöckige Häuser, zum Teil noch mit Stroh gedeckt, Sommerwirtschaften mit großen Gärten und Tanzböden, eine einfache märkische Dorfkirche mit nichts Merkwürdigem, weder innen noch außen noch auf dem Friedhof, aber halb versteckt unter uralten Linden, daneben

Die Hauptstraße

Digitized by Google

das einfache Pfarrhaus, dessen Bewohner einer der am besten dotierten Pfarrer im Königreich Preußen war, vielleicht auch heute noch ist, und schließlich am Ende der Dorfstraße der Krug, der Gasthof

besonderen Zauber umflossen. Es waren nicht allein die schönen alten Kastanienbäume des Gartens, deren Schatten mich erquickte, sondern vielmehr — fast zögert die Feder, es niederzuschreiben — die „Butterstullen" genannten Kombinationen von kernhaftem Schwarzbrot, frischer Butter und etwas Geräuchertem oder Käse. Auf diesen Dörfern um Berlin konnte bis vor wenigen Jahren eine kinderreiche Familie um ein Billiges noch in allerlei ländlichen Genüssen schwelgen, wenn sie es nur verstand, die richtigen Quellen aufzusuchen.

Und auch ihm sei noch ein Wörtchen der Erinnerung gegönnt, dem „Schwarzen Adler" in Schöneberg, der bis vor etwa zehn Jahren mit seinem großen Garten und anschließenden Park — heute erhebt sich darauf ein Stadtviertel — Tausende von Gästen am Sonntag aufnahm und auch alltags, wo es freilich viel stiller herging, viel besucht wurde. Ein Sonntag im „Schwarzen Adler" — wo möglich mit Illumination und Feuerwerk — das war das Ideal der Berliner Dienstmädchen und nicht minder der jungen Krieger jeglicher Uniform, die ihre Schönen im Tanze schwangen. Für den glückseligen Sonntag sparten Ricke wie Mine, um sich dem schmucken Dragoner oder Grenadier, der ja selbst „bloß knapp bei Groschens" war, für alle Liebe dankbar zu erweisen, und über manches zarte Verhältnis, das nachher seine standesamtliche Bekräftigung erhielt, breitete der „Schwarze Adler" schützend seine Schwingen. Auch im Soldatenliede, das ja vielfach auch zum Volksliede geworden ist, spielte der stolze Vogel Schönebergs seine Rolle. Ging's hinaus ins Feld oder auch nur ins Manöver, so sangen die strammen Jungen:

Wenn wir auswandern.
Wandern wir zum Halleschen Thor hinaus.
Schwarzbraunes Mädel,
Du bleibst zu Haus.

Aus den Kehlen der Rückkehren den aber schallte es frohlockend:

Wenn wir heimkehren,
Kehren wir im Schwarzen Adler ein,
Schwarzbraunes Mädel,
Du schenkst uns ein!

Schöneberg.

zum Hirschen. Eine Fuhrmannskneipe schlecht und recht, mit einem Hirschgeweih über der Thür, wo je nach der Jahreszeit bald frischmilchende altmärkische Kühe oder fette Schweine zum Verkauf standen, aber in meiner Erinnerung von einem

Das ist natürlich heute alles vorbei. Die elektrischen Bahnen rasseln über die Dorfstraße, die heute Hauptstraße heißt, bis Friedenau, Steglitz und wer weiß noch wohin, und an Stelle der früheren Sommergärten sind Mietskasernen ent-

Digitized by Google

Rathaus in Schöneberg.

standen, während die Millionenbauern in ihren Villen immer mehr zusammenschrumpfen. Schöneberg ist eben eine ganz moderne Stadt geworden, hat sich überraschend schnell in die neuen Verhältnisse hineingefunden und die verschiedenen Verwaltungszweige vortrefflich organisiert. An die „Eingemeindung“ in Berlin denkt man heute anscheinend weniger als vorher, und auch mit Recht, denn den Vorteilen der Zentralisation stehen auch manche Nachteile gegenüber. Aber der Moloch der Weltstadt verschlingt doch schließlich alles. Ist heute schon eine wirkliche geographische Grenze nicht mehr vorhanden, so wird die gemeindebürgerliche im Laufe der Zeit immer mehr verschwinden. Und schließlich, auch als stolzer Schöneberger Bürger kann man sich Berliner nennen. Gustav Meinecke.

Sinnsprüche.

Trotze dem Sturme verwegen,
Bricht gegen dich er hervor!
Steigt doch dem Winde entgegen
Singend die Lerche empor!

*

Sag dir's in der Stille,
Wenn dein Mut erschlafft:
Jede Kraft ist Wille,
Jeder Wille Kraft! Otto Franz Gensichen.

Maskerà.

Von

Johanna von Düring.

Der griechische Karneval hat wieder begonnen. Maskenzüge durchschwärmen die Straßen Peras, und die unermüdliche Drehorgel ertönt die ganze Nacht. Aufgeputzte Dirnlein in grellfarbigen, phantastischen Gewändern tanzen oft am hellen Tage durch die Reihen der Straßengänger, und groteske Spaßmacher reizen durch grobe Witze das niedere Publikum zum Lachen. In allen Schaufenstern prunken glänzende Dominos, allerhand Flitterstaat und abscheuliche Larven.

Die griechischen Dienstmädchen stecken, sobald sie nur einen Augenblick freie Zeit haben, die Köpfe zusammen. Sie lachen und flüstern und empfangen so viel Besuch von Schwestern und Cousinen und Tanten, daß das Schwatzen in den Küchen, an den Thüren und an den Fenstern gar kein Ende nimmt.

Wir wohnen zwar auf dem Lande, aber wo auch immer Griechen sind, um die Karnevalszeit singen sie alle dasselbe Lied. Ist es doch auch die einzige Zeit im Jahre, wo die Mädchen um die Erlaubnis bitten, einmal abends ausgehen zu dürfen. Das ganze Jahr warten sie darauf wie die Kinder bei uns auf den Weihnachtsbaum. Es ist auch die einzige Zeit, wo das junge Volk sich kennen lernen kann, wo sich das Herz zum Herzen findet, und mancher denkt an den Karneval als an die seligste Zeit seines Lebens zurück. Andern ist freilich auch schon ihre Seligkeit dabei in Stücke gegangen, und von einer solchen Geschichte will ich erzählen.

Ich hatte auch einmal zwei griechische Mädchen, eine Köchin Ireni und ein Stubenmädchen Eudoxia. Ireni war gar nicht hübsch, wenn man ihren treuen Hundeaugen nicht diese Bezeichnung geben wollte: sie hatte schlechte Zähne, eine fleckige Haut und fast negerähnliche krause Haare.

Eudoxia dagegen hätte man wohl eine Schönheit ersten Ranges nennen können. Lang und schlank, mit feinen Händen und Füßen wie ein richtiges Herrenkind. Ueppiges, blauschwarzes Haar, die zarte, mattweiße Haut und die großen, etwas schiefstehenden Mandelangen gaben ihr einen japanischen Zug, und bei unsern Bekannten hieß sie nur „die hübsche Japanerin“. Sie war jung, kaum zwanzig Jahre alt, bescheiden und anhänglich. Das waren aber ihre einzigen Vorzüge Ireni gegenüber. Im übrigen konnte man sie weder sehr fleißig noch sehr zuverlässig nennen. Ewig stand — solange das Wetter es nur einigermaßen erlaubte — am offenen Fenster des Plättzimmers irgend ein Besuch Eudoxias, und ihre Zunge bewegte sich meist, indes das Plätteisen stillstand. Oder die Hausthür mußte abends noch durchaus geöffnet werden, oder ein Gang zur Schwester, die in derselben Straße diente, war unerläßlich. Sie hatte sich in den vier

Digitized by Google

Jahren ihres Dienstes noch nicht einen Para erspart. Ihre Eltern waren blutarme Lentchen auf Naxos, und alles, was die vier Schwestern in Konstantinopel verdienten, wurde in regelmäßigen Zwischenräumen in die Heimat geschickt, um Eltern, Großeltern, zahlreiche Geschwister und den Mann der einen Schwester zu unterstützen.

Ireni war das, was man als „Dienstbotenperle“ zu bezeichnen pflegt: tüchtig als Köchin, anhänglich, eifrig und mit selbständigen Gedanken versehen. Sie arbeitete schon sehr lange in der Fremde. Als vierzehnjähriges Mädchen, ganz unerfahren, mit rotverweinten Augen war sie nach Konstantinopel gekommen. Verwandte hatten ihr einen Dienst besorgt, weil daheim auch Schmalhaus Küchenmeister war und das kleine Feld auf Andros die große Familie nicht ernähren konnte. Zwölf Jahre hatte sie nun fleißig gearbeitet, gespart und manch schönes Geschenk erhalten. Zwar hatte sie noch nicht die nötigen hundert Pfund zusammen, die zur Aussteuer einer Griechin gehören sollen, aber sie war doch nahe daran. Dazu waren ihre Koffer gefüllt mit mancherlei schönen Stoffen und feinster Wäsche, als ob sie einstmals einen Prinzen heiraten sollte. Das ist so griechische Sitte; Leib- und Bettwäsche dieser gewöhnlichen Mädchen sind so glänzend schön, so fein gestickt, mit so reichen Spitzen besetzt, daß jede vornehme Frau ihre Freude daran haben würde.

Die gute Aussteuer und Mitgift spricht sich hier ebenso schnell herum wie zu Hause in Deutschland, und so war es nicht zu verwundern, daß die häßliche Ireni eine Menge Anträge empfing. Leider waren diese Bewerber nun ihre Hand nur Inselgriechen aus ihrer Heimat oder von den benachbarten Inseln. Der Tachydromos — der den Briefverkehr zwischen den Inselbewohnern und ihren ausgewanderten Angehörigen vermittelt und ihnen auch die Briefe schreibt — saß öfters bei ihr in der Küche, und häufig fragte ich dann: „Nun, Ireni, hast du dich endlich entschieden?“

Dann pflegte sie zu lachen und zu sagen: „O, Madama, ich will keinen von ihnen allen; sie wollen doch nur mein Geld. Auf unsrer Insel ist das merkwürdig; Sie müßten einmal hinkommen, Madama, und sich das Leben meiner Leute dort ansehen. Schön ist es bei uns im Frühjahr, im Sommer und im Herbst, so schön wie hier. Unser Honig duftet nach tausend Blumen, und unsre Olivenbäume sind bei der Ernte schwarz von Früchten. Aber ich lebe doch lieber hier im Dienst als dort in der Freiheit. Unsre Insel ist arm, und unsre Männer sind faul. Wir bringen das Geld für das Haus, wir bringen das Bett und die feine Wäsche und die Hände zur Arbeit. In der ersten Zeit geht es noch gut, da helfen sie uns das Feld bebauen und ziehen aus auf den Fischfang. Wenn aber der Winter kommt und sie nichts zu thun haben, dann geht unser Geld im Mastik*) zum Hause hinaus. Und wenn kein Para mehr im Schranke ist, dann wird das schöne Bettzeug verkauft und die Wäsche, und all die Arbeit und Fremde der langen Jahre ist umsonst gewesen. Und froh sind unsre Frauen, wenn sie zu alledem nicht noch Prügel bekommen. Denn das ist sehr oft der Fall. Meistens ist alles mühsam Erscharrte so schnell wieder durchgebracht, daß die junge Frau nach der Geburt des ersten Kindchens als Amme in die Welt ziehen muß, um aufs neue Geld zu verdienen, damit das arme Kleine leben kann. Nein, ich will mich nicht verheiraten!“

So waren die beiden Mädchen beschaffen, die ich im Hause hatte und die mir gleich angenehm waren, der äußeren und der inneren Vorzüge wegen. Bald aber mußte ich wahrnehmen, daß die ältere der jüngeren öfters Lebensweisheit zu predigen versuchte. Weil sie das nun in schroffer, oft sehr grober Weise that, so lehnte sich Eudoxia gegen solche Bevormundung auf, und da schon ein altes Sprichwort sagt, „wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück,“ so waren ihre Entgegnungen oft nichts weniger als fein.

Einmal, als ich gerade Blumen am offenen Fenster in einer Vase ordnete, wurde ich Zeuge eines solchen Zankes.

„Und ich sage dir,“ hörte ich die Stimme Irenis, „daß es sich nicht schickt, so lange anszubleiben, wenn man dich bittet, bloß ein paar Limonen zu holen.“

„Aber ich konnte doch nicht früher kommen,“ erwiderte Eudoxia gereizt, „der Bakal*) hatte keine Limonen mehr und schickte erst den Jungen aus, um sie aus dem andern Laden holen zu lassen.“

„Das kann jeder sagen; du liebst es nur, mit den Männern zu schwatzen und ihnen Augen zu machen.“

„Bist du meine Mutter, daß du mir Reden halten willst?“ schrie Eudoxia erbost.

„Deine Mutter möchte ich gar nicht sein, du schlechte Person, du würdest mir nur Unehre machen.“

„Das sag' ich der Madama,“ rief Eudoxia außer Atem, und man hörte es der Stimme an, wie sie zitterte. „Was spielst du dich so auf, du, du —“ fuhr sie zornig fort. „Du glaubst, du seiest etwas, weil du Geld hast. Du kriegst deswegen doch keinen Mann, und wenn du zum Bakal gehst, wird gewiß niemand ein Auge um dich verlieren.“

Das war der Schuß ins Schwarze. „Du Schlange, du Unwürdige,“ spruidelte die andre voll Wut hervor, „das sollst du mir bezahlen.“

Ein Schlag, ein Schrei, und die beiden schienen mir in der schönsten Rauferei zu sein. Jetzt mußte ich einschreiten, und verwirrt und beschämt fuhren die Mädchen bei meinem Eintreten auseinander. Eudoxia verschwand im Garten nach der Waschküche zu, während Ireni mit unverständlichem Gemurmel an ihre Arbeit ging.

Danach war lange Zeit Ruhe, und während des Winters kam ich sogar zu der Meinung, daß sie sehr aneinanderhingen.

Ireni wurde auffallend liebenswürdiger, geschmeidiger, strahlender, und als ich eines Tages in die Küche kam, saß da in Begleitung der üblichen Anstandstante ein junger Patriotis (Landsmann) mit einem Kopf wie ein Apollo, mit richtigen Siegerangen und krausen, schwarzen Locken.

Alle erhoben sich grüßend bei meinem Eintritte, und Ireni beeilte sich, mir diesen Kaffeebesuch vorzustellen. „Einer von unsrer Insel, von Andros,“ lächelte sie mich an, „er ist hergekommen, um Oel zu verkaufen, und hat mir Grüße von meinen Lenten gebracht.“

Als sie später zur Tagesabrechnung zu mir

*) Orientalischer Schnaps.

*) Mehl- und Vorkosthändler.

Digitized by Google

hinaufkam und wir alles für den kommenden Tag erledigt hatten, fragte ich scherzend: „Nun, Ireni, jetzt ist wohl der Rechte gekommen?“

„Ach, Madama,“ stammelte sie und wurde rot bis an die Wurzeln ihrer krausen Haare.

„Ist es einer, der dich heiraten will?“

„Ich weiß noch nicht,“ sagte sie verlegen lächelnd und ihre Schürze zwischen den Händen zwirbelnd; „aber es kann wohl sein, denn die Govatterin, die mit ihm war, hat ihm erzählt, was ich alles erspart hätte, und hat mich so gelobt, daß ich lachen mußte.“

„Und er? Hat er dir gar nichts gesagt?“

„Ja,“ beichtete sie verlegen, „er hat mir erzählt, daß er ein weites Olivenfeld besäße und eine große Fischerbarke. Sein Haus wäre zwar eng und klein, und es wohnten noch sein alter Vater und ein kleiner Bruder mit ihm zusammen; wenn er sich aber verheiratete, dann baute er für sich und seine Frau ein hübsches eignes Haus am Meere. Vielleicht, wenn ihm eine hier gefiele, holte er sich seine Frau gleich hier von Konstantinopel.“

Sie war glühend rot geworden, die kleine, häßliche Person, und ein Vorschimmer des kommenden Glückes lag schon in ihren Augen.

„Ich dächte, Irene,“ sagte ich scherzend, „du hast dich verschworen, nie in deine Heimat hin zu heiraten?“

Sie senkte den Kopf und antwortete nicht, und ich begriff sofort, daß die Jugendschönheit ihres Patriotis es ihr bereits angethan hatte.

„Wie heißt er denn?“ fragte ich weiter, um über diese Verlegenheitspause hinwegzukommen.

„Aristidi.“

„Und bleibt er noch längere Zeit hier? Werdet ihr euch noch öfters sehen und kennen lernen?“

„Ach, Madama, ja, wir haben uns verabredet, uns am Sonnabend auf der Maskerà zu treffen.“

Die Tage darauf war eitel Freude und Singsang, nicht nur in meinem Hause, sondern in den Häusern der ganzen Straße. Alle griechischen Mädchen bereiteten sich zur Maskerà vor; daß sie die Erlaubnis dazu von ihren Herrinnen erhielten, war ganz selbstverständlich.

Auch Ireni und Eudoxia gingen halb wie im Traume umher, und die letztere verlor den Kopf noch öfter als gewöhnlich, denn es war die erste Maskerà in ihrem jungen Leben, der sie entgegensah.

Und endlich war der Sonnabend da, und meine beiden Mädel waren fertig zum Tanze. Als ich hinunterkam, um sie mir im Ballstaat anzusehen, fand ich das ganze Zimmer von einem Schwarm fremder Mädchen und älterer Frauen besetzt, die auch ballfertig waren und nur noch auf die meinen warteten, um im großen Zuge zum Tanze zu gehen. Von großem Putz war bei keiner etwas zu bemerken, und das Tanzlokal, das ihrer wartete, war kein glänzend erleuchteter Ballsaal, sondern die halbdunklen, kleinen Zimmer irgend welcher bekannten Familie. Dennoch war es nach ihrer Meinung ein ganz ausnahmsweise schöner Abend, dem sie entgegengingen, und man las ihnen die helle Freude von den Gesichtern ab.

Unter all diesen zum Teil recht hübschen Mädchen sah Eudoxia aus wie eine verkappte Königin. Sie trug ein abgelegtes weißes Wollenkleid von mir, mit rosa Hals- und Gürtelschleifen, und ihre schöne Gestalt wie die Anmut der Haltung kamen bei dieser modischen Tracht prachtvoll zur Geltung.

Ireni war daneben das häßliche graue Entlein, und sie schien es schon zu fühlen, denn ihre Augen leuchteten nicht mehr, und ihre ganze Stimmung war gesunken.

Ich steckte jeder von beiden noch ein paar Ballblumen an, die ich hervorgesucht hatte, und bald sah ich die ganze Gesellschaft lachend und schwatzend durch den Schmutz der Straße beim Scheine eines blassen Laternchens hinunterziehen . . .

Es war schon gegen Morgen, und ich lag nur noch im Halbschlummer, als leise Musik von fernher an mein Ohr schlug, eine Tanzmelodie, von einer griechischen Drehorgel gespielt. Lockend klangen die festen, rhythmischen Weisen, die immer näher schwebten, immer stärker anschwollen, und mit einem Male war's mit meinem Schlaf vorbei. Denn die Musik erklang jetzt unten auf der Straße, und zugleich hörte ich nahende Schritte und heitere Stimmen. Schnell aus dem Bette springend, warf ich mir einen Morgenpelz über und lugte hinter dem Vorhange hervor auf die Straße, die von meinem Erkerplatz aus in ihrer ganzen Länge zu übersehen war. Schon lag helles Morgenrot über Himmel und Meer und beleuchtete mit seinem Feuerschein eine vom Tanz heimkehrende Maskengesellschaft, Männer und Frauen. Die meisten hatten trotz der winterlichen Morgenkühle nichts Wärmendes über ihre Festkleider gezogen, und so bot dieses bunte Bild im Morgenlicht einen reizvollen Anblick. Die Larven in der Hand, mit gerösteten Wangen, wirrem Haar und übermütiger Lustigkeit in den Augen, kamen sie daher wie der verkörperte Siegeszug der Kraft und Jugend.

Auch Eudoxia war unter ihnen, und ich erkannte sie gleich von weitem in ihrer eigenartigen Schönheit. Die roten Blumen, die ich ihr gestern in den Gürtel gesteckt hatte, glühten in ihren schwarzen Haaren, und auf ihrem weißen Gesicht lag ein Widerschein der Morgenröte. Neben ihr schritt ein schöner junger Mensch in Albanesentracht, mit Fustanella und goldgestickter roter Sammetjacke. Der niedrige Fes war tief in den Nacken geschoben, und die schwarzen Locken krausten sich keck über der schönen, kräftigen Stirn. Er sprach eifrig auf sie ein und auf ihre Schwester, die an ihrer andern Seite ging, und einmal blieb er stehen, ergriff Eudoxias Hand und schien dringend um etwas zu bitten.

Die Voranschreitenden drehten sich um und lachten, während ein häßliches Mädchen unter ihnen den Zurückbleibenden mit zorniger Stimme etwas zurief. Ich erkannte Ireni, und nun fiel es mir mit einem Male wie Schuppen von den Augen. Der schöne Albanese war ja Aristidi, ihr Patriotis, ihr Traum, der Gott ihrer letzten Tage. Und nun war ihr ganzes Glück auf dieser Maskerà in Stücke gegangen.

Man sah es ihrem Gesichte an, daß es von verhaltenem Weinen zuckte, und da sie nun alle bis an unser Haus gekommen waren, trennte sie sich schnell von den übrigen, ging auf die Thür los, und ich hörte von oben, wie sich der Schlüssel knarrend bewegte und die Thür mit dumpfem Tröhnen ins Schloß fiel.

„Warte, Ireni, warte doch auf Eudoxia,“ riefen die andern Mädchen, aber keine Antwort kam zurück. Einige begannen zu klopfen, nur schüchtern, um uns nicht im Schlaf zu stören, doch hatten sie keinen Erfolg — Ireni öffnete nicht. Eine Weile

Digitized by Google

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Willkommen!

Nach dem Gemälde von A. Seifert.

Digitized by Google

Digitized by Google

stand die ganze Gesellschaft hilflos vor der Thür, bis der schöne Albanese ein Witzwort dazwischenwarf und alle in Lachen ausbrachen.

Dann fing der Zug an, sich allmählich aufzulösen. „Adiosas, adiosas," erklang es von allen Seiten, und hie und da glitt eine Mädchengestalt von dem Trupp ab, um noch vor dem Aufstehen der Herrschaft zu Hause zu sein. Eudoxia sah ich mit ihrer Schwester gemeinsam in deren Heim verschwinden und war im Herzen froh, daß der Zwischenfall so schnell ausgeglichen war. Die zurückgebliebenen Männer zogen, mit Aristidi an der Spitze, singend und lachend die Straße hinauf, der Orgel nach, deren Töne immer zarter, immer duftiger zu mir drangen, zuletzt nur abgerissenen melodischen Ausrufen glichen und endlich ganz erstarben.

Und während ich in Gedanken den Rhythmus des Tanzreigens und den farbenfreudigen Zug der glücklichen Jugend nochmals an mir vorüberziehen ließ, schwand der rötliche Schimmer am Himmel, und die Sonne stieg strahlend hinter den Bergesgipfeln auf.

Als ich ein paar Stunden später hinunterkam, hantierte Ireni in der Küche mit verschmollenen Augen herum. Da die Töpfe und Kasserollen nach allen Richtungen umherflogen und auch bei meinem Erscheinen kein Wechsel in der Stimmung eintrat, so fragte ich nur kurz:

„Ist Eudoxia nicht da?"

„Nein."

„Wo ist sie denn?"

„Sie wird sich wohl noch auf der Straße umhertreiben."

Ich sah sie strafend an, ohne ein Wort zu sagen, und sofort sank sie schluchzend auf einen Stuhl nieder, schlug die Hände vors Gesicht und rief jammernd:

„Ich bin so unglücklich, Madama, so unglücklich; sie hat mir mein Glück gestohlen!"

Ich suchte sie zu trösten, zu beruhigen — mir traten dabei selbst die Thränen in die Augen —, aber es war alles umsonst; sie schrie und jammerte weiter. Da nun auch Eudoxia nicht erschien, so begab ich mich selber an die Arbeit, bis ich durch wiederholtes heftiges Klingeln an der Hausthür darauf aufmerksam gemacht wurde, daß jemand Einlaß begehre.

Ich sah zum Fenster hinaus und erblickte Eudoxias Schwester.

Sofort eilte ich hinunter und öffnete ihr.

„Madama," sagte die dicke Frau, nachdem sie hinter mir her die Treppen hinauf in das Wohnzimmer gekeucht war, „Madama, pardon, daß die Eudoxia noch nicht da ist; sie kommt aber nicht mehr in Ihr Haus."

Ich war einfach starr vor Verwunderung.

„Warum denn nicht?"

„Die Ireni will sie totstechen."

„Ach, Unsinn, Marigo," sagte ich; „wie kommt Ihr denn auf solche Gedanken?"

„Ja, Madama, es ist doch wahr," und dabei rannen ihr auch schon die Thränen aus den Augen, und die dunkelblaue Schürze kam in lebhafte Bewegung.

„Was für einen Grund hat sie denn?"

„Sie war ja immer schon auf die Eudoxia eifersüchtig," weinte die dicke Marigo, „nun ist sie aber ganz toll, weil der Aristidi während der ganzen Masken nur mit der Eudoxia gegangen ist. Und sie hat gesagt, sie würde sie töten, wenn sie sie allein hätte. Also, verzeihen Sie, Madama, aber die Eudoxia kommt nicht wieder in Ihr Haus, und ich bin nur hergekommen, um es Ihnen zu sagen und ihren Koffer zu holen."

„Was wird denn nun deine Schwester thun?"

„Sie wird nach Hause gehen und heiraten."

„Wen denn?"

„Nun, eben den Aristidi. Wir sind ganz zufrieden, Madama; er ist doch ein wohlhabender Mann auf seiner Insel, und er will die Eudoxia, obwohl er weiß, daß sie gar nichts hat. Wir haben heute schon alles abgemacht, und wir andern drei Schwestern werden ihr eine kleine Aussteuer einrichten."

Was war da zu thun? Ich machte gute Miene zum bösen Spiel und beschloß, Eudoxia sogar noch ein Hochzeitsgeschenk zu besorgen.

Am Nachmittage desselben Tages hatte Ireni schon alle Einzelheiten dieses Begebnisses von ihren Freundinnen gehört, und gegen Abend kam sie zu mir herauf.

„Madama, verzeihen Sie, ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich gehe."

„Du auch? Was ist denn los?"

„Ich möchte in meine Heimat zurück."

Mich erfaßte ein plötzlicher Schreck, indem ich an die schaurigen Bemerkungen Marigos dachte, und mir verfagte fast der Atem, als ich fragte: „Und was willst du denn auf der Insel?"

„Ich will heiraten."

„Du auch? Wen denn?"

Ein hartes Lächeln ging über ihre Züge.

„Sie wissen, Madama, daß mich im letzten Jahre der Georgios von unserer Insel haben wollte. Er ist der reichste Mann auf Andros; ich hatte aber nein gesagt, weil er alt und häßlich und lahm ist. Nun will ich ihm aber mein Ja durch den Tachydromos schreiben lassen und auch, daß ich bald komme. Denn der Georgios ist der Nachbar vom Aristidi und zugleich der Dorfschulze, und ich will mein Haus schön und in Ordnung haben, wenn die beiden Hungerleider heiraten, und ich will sie jeden Tag an mich erinnern, so daß sie noch im Grabe an mich denken."

So wurde ich meine beiden Mädchen an einem Tage los, und das war das Ende von der Maskerd.

Digitized by Google

Victor Hugo.

Zu seinem hundertsten Geburtstag, 26. Februar 1902.

Auf künstlerischem und litterarischem Gebiete begegnen uns während des neunzehnten Jahrhunderts drei Gestalten, die sich gleichmäßig durch die Stärke und Ursprünglichkeit ihrer Begabung, durch das hohe Alter, das sie erreichten, und ihre lang anhaltende Schaffenskraft auszeichnen: Goethe, Victor Hugo und Verdi. Der große deutsche Dichter wurzelt zwar mit seinem Wesen in dem voraufgegangenen Jahrhundert, allein er füllt mit seinen Lebenstagen noch fast das ganze erste Drittel des neunzehnten aus und ragt geistig in dieses wie ein Führer und Wegweiser hinein, sich in ihm die große und gebietende Stellung sichernd, die er in der Weltlitteratur einnimmt. Von den beiden Genossen unterscheidet er sich dadurch, daß er stets seiner Zeit voranschreitet und über ihr steht, während der französische Dichter und der erst vor Jahresfrist verstorbene italienische Tonmeister echte Kinder ihrer Zeit sind und mit deren Geiste gleichen Schritt halten. Giuseppe Verdi behauptet dabei vor Victor Hugo den Vorrang, daß er verständnisvoller als dieser in das Wesen seiner Umgebung eindringt, Schranke nach Schranke, Vorurteil nach Vorurteil überwindet und dadurch das Wunder erlebt, daß ihm der letzte Lebensabschnitt eine zweite Jugend künstlerischen Schaffens beschert, durch die er sich dauernd erst die Weltmeisterschaft auf dem von ihm gepflegten Gebiete künstlerischer Thätigkeit erringt.

Gewiß, Victor Hugo ist eine dichterische Größe seltenen Ranges, die ihren bestimmten Wert behaupten und der man stets und allerorts zu huldigen genötigt sein wird, aber für die Weltlitteratur bemißt die Bedeutung des Dichters sich nur nach derjenigen, die in dieser die Litteratur seines Heimatlandes beanspruchen kann. Einer der größten Vorzüge des Poeten hat sich in eine seiner schlimmsten Schattenseiten verkehrt, seine Bodenständigkeit. Victor Hugo, so sehr er auch dem Reinmenschlichen zustrebt, ist stets und will stets nur Franzose sein, auch da, wo ein höheres Ziel ein Ueberwinden der Schranken von Land zu Land, von Volk zu Volk erfordert. Man hat ihn den geistigen Zwillingsbruder Giuseppe Verdis genannt, dabei indes übersehen, daß bei aller Aehnlichkeit das Zwillingspaar sehr ungleicher Art ist. Der italienische Tonmeister hat sich von keinem seiner Landsleute und Zeitgenossen an Vaterlandsliebe übertreffen lassen, sein Name ist zu typischer Bedeutung für die moderne politische Entwicklung seines Heimatlandes geworden, allein er ist immer Künstler geblieben, er hat nie die Grenze überschritten, die das Wirken des Künstlers von dem des Politikers scheidet, und bei aller glühenden Vorliebe für das Land seiner Geburt nie übersehen, daß es einen Bestand von geistigen Gütern giebt, der nicht diesem oder jenem Landstrich, diesem oder jenem Volksstamm, sondern der ganzen Menschheit zugeteilt ist. Mit den zunehmenden Lebensjahren erweiterte sein Blick sich stetig, während bei dem gefeierten französischen Poeten in der letzten Lebensperiode der geistige Horizont sich mehr und mehr verengte, wodurch über ihn das Mißgeschick heraufbeschworen wurde, daß er sich selbst, seinen Wert und seinen Ruhm überlebte. Trotz der stürmischen Huldigungen, die ihm am Abend seines Lebens ab und zu noch von seinen Landsleuten bereitet wurden, gehörte er, als er vor siebzehn Jahren sein müdes Dichterange schloß, seit Jahrzehnten schon nur noch der Litteraturgeschichte an. Selbst seine Heimatgenossen ersparten ihm während

Mit Genehmigung von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York

Victor Hugo. Nach dem Gemälde von Léon Bonnat.

Digitized by Google

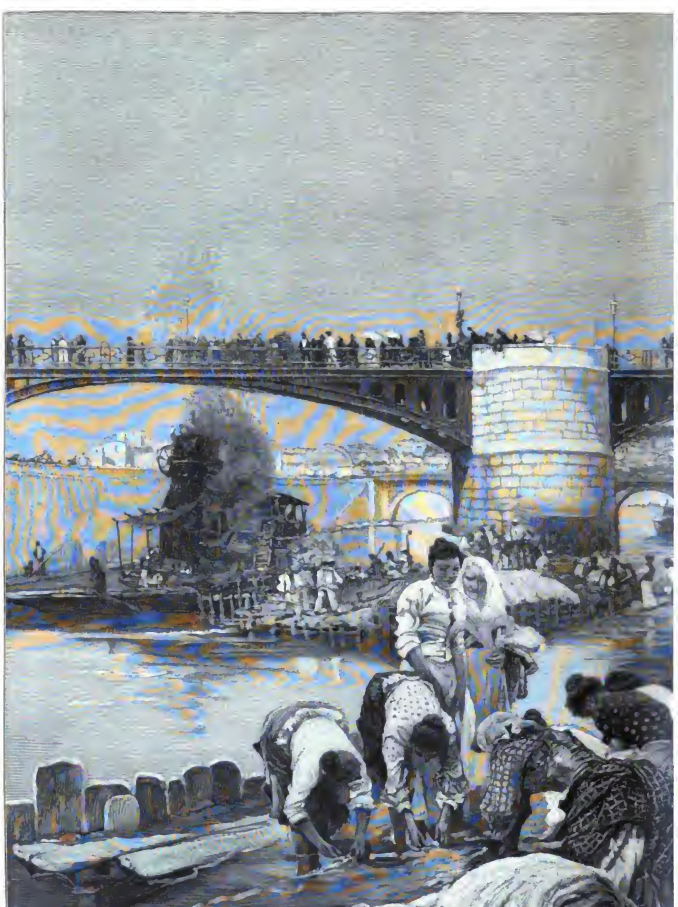
seiner letzten Lebensjahre, wenn er sie allzu oft, in den Mantel des Sehers und polternden Donnergottes drapiert, mit verfitzierten politischen und sozialpolitischen Deklamationen heimsuchte, die beißende Kritik nicht, die sie einst dem alternden Rossini gegenüber mit den Worten ausgeübt: „Vous vous écoutez trop.“ Ihr hört euch zu gern. Von geradezu greisenhafter Schwäche und einseitigster, eigensinnigster Verbissenheit zeugt das 1872 erschienene Schmähgedicht „L'année terrible“, das sich in geradezu wahnwitzigen Beschuldigungen gegen Deutschland ergeht. An ihm hat weder der einstige Tichtergenius noch überhaupt in dem richtigen Gleichmaß verharrendes Menschengemüt teil.

Die Großthat in dem Tichterleben Victor Hugos ist und bleibt seine siegreiche Durchführung des Kampfes der französischen Romantiker gegen die Klassizisten. Es braucht hier kaum daran erinnert zu werden, was dieser Kampf, das litterarische Vorspiel der Julirevolution, zu bedeuten hatte. Die französische Romantik hatte nichts oder doch nur sehr wenig mit der deutschen gemein. Ihre Bestrebungen gingen weniger darauf aus, ein neues Element in die Litteratur einzuführen, als darauf, veraltete Vorurteile zu vernichten. Was sich in Deutschland unter Lessings, Herders, Schlegels und Goethes Führung längst auf friedlichem Wege vollzogen hatte und in England noch früher durchgedrungen war, die Beseitigung und Ueberwindung veralteter, akademisch-verzopfter ästhetischer Anschauungen, das sollte in Frankreich zu einer Zeit, da der Dunstkreis des öffentlichen Lebens mit revolutionären Ansteckungsstoffen geradezu durchsetzt war, gewaltsam erreicht werden. In mancher Hinsicht läßt sich der damalige Kampf mit dem heute zwischen den „Jungen“ und „Alten“ geführten vergleichen, wie ja thatsächlich auch einer der Väter des modernen Naturalismus, Balzac, aus dem Heerlager der französischen Romantiker des Jahres 1830 hervorgegangen ist. Faßt man das dem Sinne nach zusammen, was Victor Hugo in dem Vorworte zu seinem „Cromwell“ 1827 programmatisch ausgesprochen hat, so könnte man fast glauben, die Ziele seien damals und heute fast die gleichen gewesen. Es sollte, so sagt der Dichter, zunächst darauf ankommen, dem ästhetischen Wert des Unschönen Geltung zu verschaffen, und er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß das Abstrakt-Schöne der eigentliche und höchste Gegenstand der Kunst sein solle. An sich sei das Schöne in dieser Auffassung schon einseitig, weil es nur einen einzigen Ausdruck habe, das Häßliche aber tausend. Das Schöne umfasse darüber hinaus aber die Formen lediglich in ihrem einfachsten Verhältnis als schlechthin notwendiges Ebenmaß in ihrer tiefsten Uebereinstimmung mit unserm innerem Wesen, während das Häßliche nur ein Glied in einer vielgliedrigen, weit höheren Harmonie sei. Trotz dieser Ausführungen ist indes Hugos Naturalismus nur ein sehr bedingter; der Dichter strebt zwar nach Naturwahrheit, aber er glaubt, für den Künstler sei sie nur durch den Gegensatz, durch die malerische Gegenüberstellung auf Grund des altüberlieferten Zwiespaltes zwischen Leib und Geist zu erreichen. Die Wesenheit der Menschennatur ergiebt sich ihm aus der Gegenüberstellung kontrastierender Typen, wie des Quasimodo und der Esmeralda, oder aus der Verschmelzung derartiger Typen zu einer einzigen Gestalt, wie sie uns in der Marion de Lorme oder der Lucrezia Borgia begegnet, in der ehemaligen Courtisane, die sich zum von reiner Liebe durchglühten Weibe durchringt, oder der Giftmischerin, in der Blutdurst und Mutterliebe sich paaren. Im Grunde genommen ist sein romantischer Naturalismus nur eine rhetorische Formel, und damit dürfte ein Punkt getroffen sein, der ein hervorstechender Zug nicht nur Victor Hugos, sondern der ganzen von ihm geleiteten Bewegung ist, wie das ein geistvoller Kritiker auch mit den Worten gekennzeichnet hat: Die Romantik auf französischem Boden ist trotz ihrer vielen gemein-europäischen Bestandteile in mancher Hinsicht eine klassische Erscheinung, ein Produkt klassisch-französischer Rhetorik. Hugo und die mit ihm verbundenen Dichter und Schriftsteller preisen die Natur, aber das, was sie unter dem Namen des Alltäglichen, des Prosaischen und Gewöhnlichen fliehen, ist allzu oft nur die Natur in ihrer unreinen Wesenheit.

Victor Hugo focht den von ihm geleiteten Kampf auf der Bühne aus. Es war ein denkwürdiger Tag in der Geschichte der französischen Litteratur, als im Februar 1830, fünf Monate vor dem Ausbruch der Julirevolution, dieser Kampf zwischen der Partei der Vergangenheit und der der Zukunft durch die erste Aufführung des „Hernani“ im Théâtre Français eingeleitet wurde. Hundert Abende hintereinander wurde das Stück ausgepfiffen, und hundert Abende hintereinander antwortete dem Pfeifen der stürmische Beifall der begeisterten Jugend, bis durch die schrankenlose Hingabe der letzteren die romantische Kunst trotz des hartnäckigsten Widerstandes die erste feindliche Schanze eroberte und damit den entscheidenden Sieg einleitete. Und doch war das Werk, um das es sich handelte, kein Meisterwerk; wie alle späteren Dramen Hugos widerstrebte es mit seinem lyrischen Inhalte und seiner rhetorischen Form den Grundgesetzen der

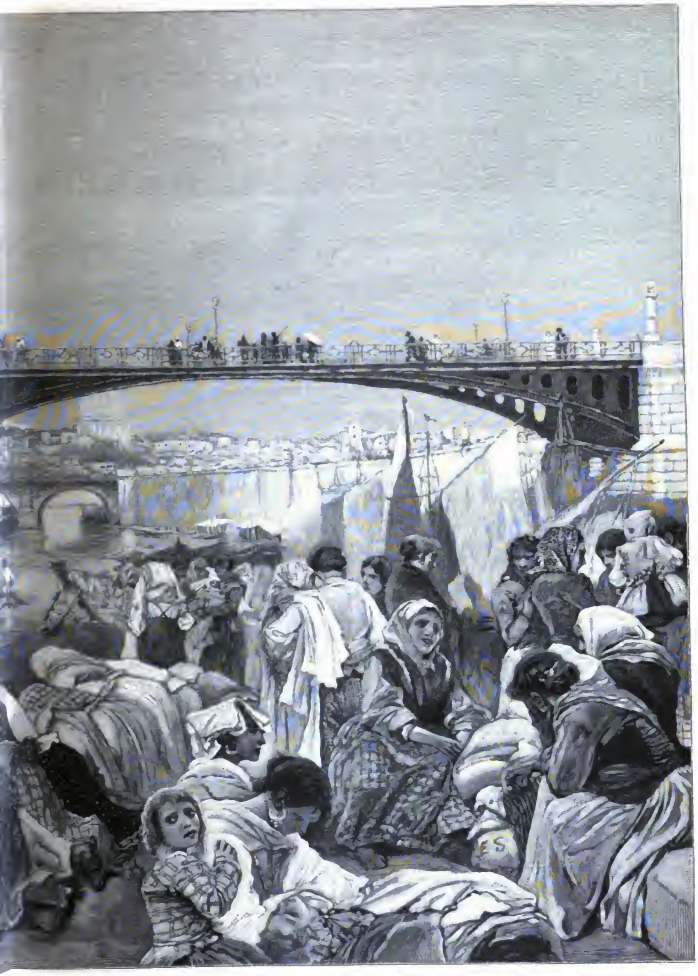
Das Wohnhaus Victor Hugos in Paris. (= Wohnzimmer des Dichters.)

Digitized by Google



Wäscherinn
Nach dem Gemä

Digitized by Google



…nen am Tiber.
…ilde von E. Serra.

Digitized by Google

Bühnendichtung. Was ihm seine mächtige Wirkung verlieh, war die Thatsache, daß in ihm zum ersten Male seit dem Bestehen der französischen Bühne ein dichterischer Feuergeist auf dem Theater zum Wort gelangte, um rückhaltlos seine Gedanken über Freiheit und Macht, über Ehre und Hoheit, über Liebe und Tod zu äußern, Gedanken, wie sie unausgesprochen in dem Geiste von Tausenden und Abertausenden seiner Landsleute lebten, die Brust mit stürmischem Drange erfüllend.

Victor Hugos Dramen sind heutzutage, soweit ihr Andenken nicht in einigen italienischen Opernterten „Hernani“ und „Rigoletto“ von Verdi, „Lucrezia Borgia“ von Donizetti fortlebt, vergessen. Auch von seinen Romanen haben sich, abgesehen von „Notre Dame“, nur die der späteren Periode, „Die Armen und Elenden“ und die „Meerarbeiter“, erhalten, während „Han der Isländer“ und „Bug Jargal“ auch in dem Heimatlande des Dichters kaum noch Leser finden. Seinen wahren dichterischen Genius entfaltete Hugo nur in seinen lyrischen Poesien und vor allem in jenen, die aus der Zeit stammen, da der Dichter noch nicht durch den Politiker beeinträchtigt wurde. In dieser Hinsicht stehen die Sammlungen „Les Orientales“, 1828, „Herbstblätter“ (1831) und „Dämmerungslieder“ („Chants du crépuscule“, 1835) unerreicht da, wenn in der letzteren auch mit dem berühmten Liederreyklus „An die Vendômesäule“ schon vernehmbar politisch-revolutionäre Saiten angeschlagen werden. Wurde in der ersten dieser Sammlungen eine Farbenpracht der Schilderung entfaltet, wie sie vorher kaum je erzielt worden war, so waltet in der zweiten ein Stimmungsreiz vor, wie er gleich zart und innig nur von einem, von reinstem und wärmstem Menschlichkeitsgefühl durchglühten Dichtergemüt ausgehen konnte; in den „Dämmerungsliedern“ endlich kommt in brausenden Accorden ein sittliches Pathos zum Ausdruck, das auch heute noch, zwei Menschenalter nach Entstehung der Dichtungen, seine volle Wirkung auf den Leser ausübt.

Hat Victor Hugo in seinem langen Dichterleben auch noch manches geschaffen, was sich dauernd die Bewunderung der Nachwelt erhalten wird, so hat er doch nie wieder die Höhe erreicht, die er in jenen drei Sammlungen behauptet, weil sich nie wieder so wie in ihnen der hohe dichterische Standpunkt mit dem hohen menschlichen deckt.

Wie der Dichter selbst seinen Beruf faßt, und was zugleich die Triebkraft der mit ihm strebenden Genossen gewesen, das hat er in den „Dämmerungsliedern“ in einem schönen Gleichnisse ausgeführt. „Hoch im Kirchturm,“ so sagt er, „hängt eine alte Glocke. Anfänglich war ihr Erz rein und blank, sie trug nur die Inschrift ‚Gott‘ und darunter eine Krone. Aber der Turm wurde von vielen besucht, und jeder, der des Weges kam, hat seinen Namen oder ein schmutziges Wort, eine Dummheit oder eine Plattheit, in die Glocke eingeritzt. Staub und Spinnwebe bedecken sie jetzt, in die Ritzen ist Rost eingedrungen, der allmählich das Erz verzehrt. Aber was macht das der Glocke aus? Selbst wenn alles schläft, in schweigender Nacht seufzt sie, wie der Vulkan ständig raucht; ein klagendes Gebet findet seinen Weg durch das Erz. Auch in meiner Seele, die von Anfang an nur das Gepräge ihrer edlen Herkunft trug, haben allerlei Gäste, die Leidenschaften, unheilige Namen eingeritzt und den göttlichen Stempel fast verlöscht. Aber das schadet meiner Seele so wenig wie der Glocke. Wenn eine unsichtbare Hand sie in Bewegung versetzt und befiehlt: ‚Singe!‘ so tönt es plötzlich aus ihrem bebenden Innern durch die besudelte Oberfläche mit mächtigem und hinreißendem Klange, und Staub, Rost und Ritze, alles muß in die große Harmonie einstimmen.“ L. Holthof.

Prinzesschens Marotte.

Novellette

von

Klaus Rittland.

Und du? Was thatest du, Gundel?“ fragte Prinzeßchen gespannt.

Ihre Augen leuchteten. Die schöne Gundel von Dierschach, Prinzeßchens Jugendfreundin, warf mit einer vornehmen Geste den Kopf zurück.

„Natürlich sah ich ihn entrüstet von oben bis unten an und sagte: ‚Herr Cialdini, wie können Sie sich eine derartige Kühnheit erlauben?‘ dann rauschte ich zur Saloutthür hinaus. Nein, diese Frechheit ging mir denn doch zu weit!“

„Eine unglaubliche Frechheit,“ gab Prinzeßchen zu, — „nun, und — natürlich nimmst du von jetzt ab keine Gesangstunde mehr bei ihm?“

„N—nein, natürlich. Das heißt — ich weiß noch nicht — die beste Schule hat er doch zweifellos.“

Prinzeßchen lächelte schlau vor sich hin. Dann ergriff sie die Hand der Freundin. „Du, Gundel, gesteh mal ehrlich — aber sieh mir dabei in die Augen: war's nur Empörung, was du empfandest, als er —“

„Aber Hoheit!“ Gundels Wangen erglühten.

„Na?“

„Das heißt — ja, wenn Hoheit mich so aufs Gewissen fragen.“

„Ach was, immer Hoheit, Hoheit. Sag doch endlich mal wieder Anna Sophie.“

Aber das brachte Gundel nicht über ihre höfisch-devoten Lippen. „Liebe, süße Hoheit,“ — sie neigte tief den hübschen Kopf — „Gott ja, es ist doch, trotz allem, ein ganz wunderbares, angenehm gruseliges Gefühl, wenn ein Mann einen

Digitized by Google

so ansieht und so spricht, mit halb erstickter Stimme, wenn sein ganzes Wesen so aufglüht in einer heißen Flamme ... Ich liebe Cialdini ganz gewiß nicht, keine Spur, — und doch — wie soll ich's nur erklären —"

Prinzeßchen atmete erregt auf. „Hm, ich kann's mir schon denken, Gundel."

Da trat Fräulein von Benda, die Erzieherin, ein und erinnerte Prinzeßchen daran, daß Ihre Hoheit, die Frau Herzogin, sie zum Nachmittagsthee erwarte.

„Na, ja doch." Prinzeßchen hätte so gern noch mehr von dem angenehm gruseligen Gefühl gehört. Aber es half nichts, sie mußte Gundel verabschieden.

Beim Thee war sie sehr zerstreut. Die Herzogin-Mama fand sie echauffiert. Der kahlköpfige Kammerherr von Strachwitz schlug allerhand „kalmierende Mittel" vor, und die ältliche Prinzessin Helene meinte, das käme vom vielen Radeln. Sie fand es so entsetzlich unpassend, daß eine Hoheit auf dem Rade herumstrampelte.

„Ach, Quatsch!" entgegnete Prinzeß Anna Sophie und erhielt dafür ein halbes Dutzend niederschmetternder Blicke.

Leider, leider gehörten solche unfürstlichen Kraftausdrücke zu den vielen Fehlern der reizenden kleinen Hoheit!

Nach dem Thee fuhr man ins Theater: Romeo mit Kainz als Gast. Prinzeßchen hatte schon oft den Romeo gesehen. Man schleppte sie in alle Shakespeareschen Dramen, und folglich haßte sie den großen Briten.

Heute aber empfand sie etwas Besonderes dabei, etwas, das sie verstimmte.

Sehr nachdenklich saß sie in der „kleinen Hofloge".

„Ein himmlisches Blondköpfchen, die Prinzessin Anna Sophie," sagte eine dicke Dame im Parkett zu ihrem Gatten.

„Aber so schläfrig schaut sie drein," erwiderte er, „diese Herrschaften langweilen sich gewiß oft zum Sterben!"

Nein, Langeweile war es nicht, was in diesem Moment Prinzeßchens Herz bedrückte, eher leidenschaftliche Sehnsucht und ein ungeduldiges Rebellengefühl.

Sie hatte eben eine Bemerkung darüber gemacht, daß der Romeo doch eigentlich ein kecker Gesell wäre und zu rasch mit seiner Liebeswerbung ins Haus fiele. Da hatten die Herzogin und ihre Damen milde gelächelt und schöne Dinge über die Gewalt der Leidenschaft gesagt.

Die Gewalt der Leidenschaft! Es mußte doch was Entzückendes sein. Alle erkannten sie an, alle billigten sie, auf der Bühne und in Romanen, alle hatten so etwas erlebt — nur sie, die arme Prinzessin, sollte ewig darüber schweben, hoheitsvoll und würdig. Denn von dem Prinzen, den man ihr dereinst als Gatten auswählen würde, — ach Gott, von dem erwartete sie nicht viel. Von fürstlichen Ehen hatte sie einen recht nüchternen Begriff, die kleine blonde Prinzessin.

Und außerdem?

Sie beobachtete die fesche Comtesse Hohenheim in der Loge gegenüber: wie ungeniert die mit dem Husarenleutnant kokettierte! Und die pikante kleine Baronin Altenau — Himmel, was blitzte die den langen Bülow mit ihren lebhaften Wieselänglein an! Prinzeßchen wandte den Kopf und redete den neuen Kammerjunker, den schönen Klittwitz, an — eine Frage, die einen kleinen herausfordernden Nebensinn hatte —, aber Klittwitz stand nur steif in devoter Haltung da und antwortete korrekt nach dem Buchstaben.

Prinzeßchen biß sich ungeduldig auf die Lippen.

In den nächsten Wochen machte sie ihrer Umgebung das Leben so schwer als möglich.

Bei den allmorgendlichen Spazierritten mit dem Adjutanten Graf Werthern und Gattin brachte sie den armen Grafen schier zur Verzweiflung, indem sie auf den abscheulichsten Wegen beständig Galopp ritt. Natürlich mußten die Begleiter sich der Gangart fügen, und die Gräfin saß so unsicher im Sattel, daß ihr Gatte in tausend Aengsten schwebte. Aber wenn man zur Vorsicht mahnte, hieß es stets: „Ach Gott, was kann man denn weiter verlieren, als das lumpige bißchen Leben?"

Beim Diner starrte sie düster vor sich hin und aß so gut wie nichts.

Beim Nachmittagsthee sagte sie den alten Damen Malicen, und wenn der gute Strachwitz seine allgemein beliebten, wenn auch nicht mehr verblüffend neuen Witzchen machte, zog sie die Augenbrauen immer mit einem Ausdruck so hoffnungsloser Langeweile in die Höhe, daß der arme Kavalier ganz konsterniert wurde.

Alle paar Tage zog sie sich wegen Migräne zurück, und wenn sie mit Gundel allein war, seufzte sie und citierte Schopenhauer, den sie sich aus des Herzogs Privatbibliothek geholt hatte und den sie jetzt als „das einzig Wahre" erklärte.

Anfangs März war der letzte Hofball des Winters. Prinzeßchen sah in ihrer schillernden, wasserblauen Toilette wie ein süßes Nixlein aus.

„Mit wem befehlen Hoheit den ersten Walzer zu tanzen?" fragte der dienstthuende Kammerherr. Sie zögerte.

„Sonst pflegte Baron Göben die Ehre zu haben."

„Ach, der! Nein, ich will — mit Leutnant Müller werde ich tanzen."

„Mit Leutnant —" Der allzu bürgerliche Name wollte dem Kammerherrn gar nicht über die Lippen.

„Nun ja, mit Leut—nant Mül—ler!"

Der Kammerherr erfüllte schaudernd den hohen Befehl. Leutnant Müller, ein Vetter der hochadeligen Gundel, obwohl er eben nur Müller hieß, hatte das blonde Fürstenkind schon längst von weitem mit schwärmerischen Blicken verfolgt. Ein bildhübscher Junge — der Kopf eines feurigen Neapolitaners und das Gemüt eines schmachtenden Schäfers. Er betete Anna Sophie heimlich an und nannte sie in seinem Tagebuch nur „die

Digitized by Google

hohe Minnekönigin!" Als der Kammerherr ihn befahl, wurde er blaß vor freudigem Schrecken.

Prinzeßchen amüsierte sich darüber und neigte sehr, sehr huldvoll das feine Rasseköpfchen.

Der Walzer begann, Leutnant Müller tanzte perfekt, aber Prinzeßchen war doch nicht ganz zufrieden. Sie hatte öfters bei andern Paaren beobachtet, daß der Kavalier seine Dame ein wenig an sich zog, natürlich nur, wenn er in sie verliebt war. Leutnant Müller aber hielt sich in so tadellos korrekter Entfernung von ihr, als ob sie mit frischer Oelfarbe angestrichen wäre.

In der Pause lenkte sie das Gespräch auf Hauptmanns „Einsame Menschen". „Ach ja, solche Herzenseinsamkeit, das ist etwas Trauriges," seufzte sie.

„Zu Befehl, Hoheit, ja." Der Leutnant war so in Verlegenheit geraten, daß er kein geistreicheres Wort fand.

„Sie sind erst seit kurzem im hiesigen Regiment?" fragte dann die Prinzessin. „Fühlen Sie sich wohl bei uns?"

Nun hätte er wieder Gelegenheit gehabt, etwas Nettes, Bedeutungsvolles zu sagen. Aber er lobte nur den angenehmen Dienst, die ganze Pause durch sprach er vom Dienst. Prinzeßchen war bitter enttäuscht. Und für heute gab sie die Absicht, sich zu amüsieren, auf. Sie tanzte mit dem steifen Göben, mit dem kahlköpfigen Strachwitz und dem langweiligen Werthern. Alle erstarben in Respekt, sagten in einem fort: „Sehr wohl, Hoheit," und lächelten entzückt.

Beim Souper trank Ihre Hoheit etwas mehr Sekt, als nötig war. Und nachher zog sie ihre Freundin Gundel in ein vertrautes Eckchen.

„Na, Gundel, amüsierst du dich? Selbstverständlich. Ich langweile mich tot. Ach, ich sage dir, ich möchte — auskratzen möcht' ich, unter die Zigeuner oder unter irgend eine herumziehende Komödiantentruppe, — glaubst du, daß ich Talent hätte? Hahaha!" Dann brach sie plötzlich in Thränen aus.

„Aber Hoheit, um Gottes willen," — zärtlich küßte Gundel die Hand ihrer fürstlichen Freundin, — „wollen Hoheit mir nicht sagen, was —"

„Nichts fehlt mir. Ein bißchen nervös bin ich."

„Nein, nein, Hoheit haben irgend einen Kummer, einen unerfüllten Wunsch oder —"

Prinzeßchen lachte unter den Thränen auf.

„Jawohl, einen Wunsch. Und weißt du, was ich mir wünsche? Auch mal so was zu erleben wie du, wie ihr Mädels alle. Daß auch mal einer gegen mich unverschämt würde, wünsch' ich mir! So, nun weißt du's! Mach nicht so dumme Augen, Gundel. Natürlich verstehst du mich nicht."

„Nein, Hoheit, allerdings, so eine seltsame Marotte — wie dürfte sich jemand auch nur die geringste Freiheit gegen Hoheit herausnehmen?"

„Gundel, du bist ebenso langweilig wie alle andern." Und Prinzeßchen schwebte in den Tanzsaal zurück.

Eine Viertelstunde später hatte die indiskrete Gundel sehr lebhaft und vertraulich mit ihrem Vetter Müller hinter der Lorbeerwand zu tuscheln — und dem Leutnant wurde bald heiß, bald kalt, himmelstürmende Träume durchzogen seine brave junge Seele, — eine wundervolle, unfaßbare Möglichkeit erfüllte ihn mit bangem Entzücken.

Wochen verginnen.

Der Frühling kam mit seinen tausend holden Wundern. Und der Hof siedelte nach Schloß Rosenburg, der Sommerresidenz, über.

Es war ein milder Mainachmittag. Prinzeßchen hatte mit ihrer Erzieherin eine stille Bank im Park aufgesucht, und Fräulein von Benda hatte ihr einen Vortrag über die „kirchliche Kunst des Mittelalters" gehalten, unterstützt durch ein paar Bände Lübke und Schnaase. Nach Beendigung dieser Unterrichtsstunde im Freien hatte Prinzeßchen der verehrten Lehrerin zugeredet, sich, ja nicht stören zu lassen, sie wolle sich nur ein wenig Bewegung machen. Und Fräulein von Benda las stillzufrieden in ihrem geliebten Schnaase weiter.

Prinzeßchen flog inzwischen wie ein freigelassener Vogel durch die verschnittenen Heckengänge, an den sauberen, bunten Teppichbeeten vorüber nach dem algenbewachsenen Teich mit der durch einen plumpen Steinmeergott behüteten Fontäne. Hinter dem Teich lief das Drahtgitter entlang, welches den für die höchsten Herrschaften reservierten Parkteil von dem öffentlichen trennte. Prinzeßchen trat an das Gitter und beobachtete neugierig aus der Ferne eine Gruppe fröhlich schwatzender Menschen. Ein Fliederbusch verbarg sie selber vor fremden Blicken.

Wie süß die lilablauen Dolden dufteten! Und wie träumerisch die Fontäne plätscherte! So eine große, zärtliche Sehnsucht zog durch diese prangende Frühlingswelt, diese Welt voll knospenden, schwellenden, ans Licht drängenden Lebens. Das Herz der kleinen Prinzessin krampfte sich zusammen in glühendem Verlangen. Auch einmal jung sein dürfen, sich als Weib fühlen, begehrt, geliebt! Ach, es müßte so schön sein.

Da sah sie, wie sich aus der fernen Menschengruppe eine Gestalt loslöste, ein junger Mann in Uniform. Zögernd schritt er am Drahtgitter entlang, bei jeder Lichtung im Gebüsch aufmerksam hindurchspähend.

Prinzeßchen geriet in heftige Erregung.

Das war ja Gundels Vetter, der Leutnant Müller mit dem Neapolitanerkopf.

Jetzt war er ganz nahe an ihr Versteck gekommen. „Em, em," hustete sie und nickte dem Ueberraschten vertraulich zu.

Er machte Front und grüßte ehrerbietig, während eine dunkle Glutwelle sein schönes, junges Gesicht überströmte.

„Sie kennen wohl den Rosenburger Park noch nicht, Leutnant Müller?" redete die Prinzessin

Digitized by Google

ihn an. „Vielleicht interessiert es Sie, auch den Teil in der nächsten Umgebung des Schlosses zu sehen? Kommen Sie nur herein. Ich übernehme die Verantwortung. Dort links ist ein Weg."

„Hoheit sind zu gnädig," — er wandte sich nach der bezeichneten Richtung — „aber wenn ich nur nicht — der Weg ist durch eine Kette versperrt —"

„Na, dieses schäbige Hindernis werden Sie doch wohl nehmen können!"

So, nun stand er an ihrer Seite.

Was für ein reizendes Abenteuer! O, wenn Fräulein von Benda das wüßte.

„Sie wollen gewiß gern den Poseidon sehen, kommen Sie." Und Prinzeßchen führte ihren Günstling vor das wulstige Steingeschöpf mit den krampfhaft gebauschten Muskeln. „Er stammt aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und ist nach einem Werk des berühmten — hm, Bernini hieß er, glaub' ich, kopiert."

„Sehr schön, wirklich großartig," stammelte der beseligte Leutnant.

„Nein, schanderhaft ist er," entgegnete Prinzeßchen, „aber der Flieder riecht dieses Jahr ganz besonders gut, finden Sie nicht auch? Und nun sollen Sie mal den Theesalon sehen und den Irrgarten."

Sie schlenderten miteinander durch die steifen, altfranzösischen Laubgänge, sehr schweigsam, ein wenig befangen. Und dann standen sie vor dem „Theesalon", einem zierlichen Rokokogartenhäuschen mit sehr breiten, vielscheibigen Glasthüren und einer niederen Freitreppe, an der rosablühende Hortensien prangten. Rings in der Runde leuchtete ein herrlicher Frühlingsblumenflor.

Berauschend stiegen die süßen, warmen Düfte empor, hell lachte die Maisonne auf das Köpfchen des schönen Fürstenkindes: wie mit Goldstaub bestreut glitzerten die blonden Wellen. Ihr Gesicht glühte von seliger Daseinslust, und der glückliche Leutnant glaubte ein Märchen zu erleben.

Mehr und mehr schwand seine Scheu.

Jetzt führte ihn Anna Sophie in den aus grünen Taxuswänden gebildeten Irrgarten, und sie plauderten von ihren Lieblingsdichtern, von Musik und von seiner Cousine Gundel. „Die liebe, schöne Gundel! Ich hab' sie von jeher beneidet um ihre Schönheit!" seufzte Prinzeßchen.

Feurig flammte sein Auge auf: „O, Prinzessin, Sie brauchen kein Weib auf Erden zu beneiden."

Entzückt neigte sie das Köpfchen zur Seite. „Weiter, nur weiter!" sagte die Bewegung. Das war nicht der gewöhnliche devote Schmeichlerton. Nein, in diesem Moment gab es keine Hoheit mehr für ihn, nur ein junges, liebreizendes Mädchen! Leidenschaftlich ergriff er ihre Hand.

„Sie sind das schönste, süßeste Geschöpf auf Erden, und ich liebe Sie — o Gott, ich liebe Sie!"

„Jetzt wäre eigentlich der Zeitpunkt da, entrüstet von dannen zu rauschen," dachte Prinzeßchen, aber sie brachte es nicht fertig, nein, im Gegenteil.

Einige Minuten später wollte Gundel, die eben aus der Stadt gekommen war, ihre liebe Hoheit in dem wohlbekannten Irrgarten aufsuchen, da sah sie — einen jungen Mann auf den Knieen und ein Paar roter Mädchenlippen, die sich gütig zu dem Glücklichen herabneigten.

Lautlos, wie sie gekommen, verschwand die unfreiwillige Lauscherin.

Und als kurze Zeit darauf die beiden Freundinnen in traulichem Zwiegespräch bei einander saßen, schmiegte Prinzeßchen ihren Kopf an Gundels Brust und flüsterte: „Du, Gundel, ich hab' was erlebt. Jetzt kenn' ich es auch, das angenehm gruselige Gefühl! Ach, Gundel, es ist doch das Schönste auf Erden!"

Vom Kürbis.

Vom Kürbis läßt sich nicht nur allerlei für die Küche herrichten, sondern auch allerlei plaudern, das füglich ein kleines Stückchen Kulturgeschichte bedeutet. Daran werden wir unter anderm zur Weihnachtszeit erinnert, wenn lustige Knaben die aufgespeicherten Kürbisse mustern, um demnächst ein übermütiges Spiel damit zu treiben. In den östlichen Provinzen ist es nämlich sehr beliebt (unter anderm zwischen Weihnacht und Fastnacht), in einen ausgehöhlten Kürbis nicht nur Augen, Nase und Mund zu schneiden, sondern auch gegen die innere Seite ein rotes Tuch zu hängen und dahinter ein brennendes Licht zu stellen. Das Ganze wird so befestigt und so dahergetragen, daß Ahnungslose, denen die glutäugige Figur zur Abendzeit oder in der Nacht begegnet, keinen geringen Schrecken bekommen mögen.

Natürlich werden recht große Kürbisse zu diesem Spaße gewählt, und wenn die Bäuerin von alter Art ist, hat sie eigentlich nur große Kürbisse seinerzeit geerntet. Es ist dies — nach der Meinung des Volkes — leicht zu bewerkstelligen, wenn man die jungen Kübisse „füttert" oder „tränkt".

Diese Sitte ist ziemlich verbreitet, das heißt nicht nur in den östlichen Provinzen, auch nicht nur in deutschen Gebieten, auch nicht nur in Bezug auf Kürbisse. Doch fangen wir mit Ostpreußen an!

Man schiebt unter die noch kleinen Kürbisse Bretter, auf denen sie gut lagern, und stößt oder schneidet in jeden Kürbis (am sogenannten Herzpolchen oder auch seitwärts) ein kleines Loch, in das man täglich mehrmals süße, am besten ganz frische Milch gießt. Anfangs sind die Portionen (mit dem Löffel verabreicht) nur klein; erst allmählich, wenn der Kürbis größer geworden ist, kann auch die Menge der Milch eine größere sein. Alle Einwände und Vorstellungen: eine solche Behandlung müßte zu Fäulnis führen, werden trimmphierend abgelehnt. Auch die Kerne werden schon vor den Einlegen in die Erde einen Tag lang in süße Milch gelegt; am geeignetsten ist dazu der Tag

Digitized by Google

vor Himmelfahrt, und am Himmelfahrtstage selber ist die Abendzeit zu bevorzugen.

In Westpreußen wird ein langes, starkes Rohr bis in die Mitte des Kürbisses gesteckt. In das niemals geschlossene Rohr füllt man die Milch. Zuletzt, sagt das Volk, verzehrt der Kürbis immer schneller die Milch und verlangt zu seinem Wachstum immer mehr.

In Schleswig-Holstein nimmt man ein Stück Zeug, um das eine Ende am Stengel nahe der Frucht zu befestigen, während das andre in eine Schale mit Milch oder Wasser gelegt wird. „Das Wasser wird schneller aufgesogen; nach der Milch aber wird das Fleisch fester." Oder man steckt in den Kürbis auch ein Stück Schilfrohr, das mit dem freien Ende gleichfalls in eine Schale mit Milch oder Wasser gelegt wird.

Dasselbe Verfahren ist unter anderm in Serbien bekannt, doch in Bezug auf Melonen. Wenn die Bauern recht große und namentlich schmackhafte Wassermelonen haben wollen, schneiden sie die Frucht an; in eine entsprechend große (ausgebohrte) Oeffnung wird dann starker Wein oder Schnaps gegossen, wonach das ausgeschnittene Stück der Schale wie ein Deckel über das Bohrloch gelegt wird. Ratsam ist es, die Ränder des Deckels mit Brotteig zu verkleben, damit keine Luft hinzudringe. Man behauptet, daß der Geschmack vortrefflich sei, die Frucht aber auch berauschend wirke. Aehnliches ist aus Transkaukasien (Araxesthal) bekannt.

Das Zudecken der ausgeschnittenen Kürbisscheibe ist auch in Polen bekannt, wo das „Füttern" mit Milch — wie in Preußen — täglich geschehen muß.

Doch genug von der Kinderstubenzeit der Kürbisse! Nehmen wir an, sie wüchsen insgesamt riesengroß. (Ein bei Allenstein in Ostpreußen mit Milch aufgezogener Kürbis wog 180 Pfund.) Es ist in solchem Falle ein rechtes Glück, daß sie nicht an Bäumen hängen, eingedenk jener Fabel von J. Benj. Michaelis, „Der Bauer unter der Eiche", welcher Bauer so jehnlichst wünschte, statt der Eicheln da oben Kürbisse zu sehen. Und die Nase, auf die solch Früchtchen fällt!?

Uebrigens ist jener Kürbis, der über Jona wuchs, gar kein Kürbis gewesen. Luther hat das hebräische Wort kikajon nach bereits vorliegender irrtümlicher Uebersetzung zwar mit „Kürbis" verdeutscht, es handelt sich aber nach Aussage eines unsrer ersten Botaniker um die Rieninspflanze, die in wenigen Tagen eine Laube bilden kann.

„Und Jona (erzürnt darüber, daß Gott die Drohung gegen Ninive zurücknahm) ging zur Stadt hinaus und setzte sich gegen Morgen der Stadt und machte sich daselbst eine Hütte, da setzte er sich unter, in den Schatten, bis er sähe, was der Stadt widerfahren würde. Gott der Herr aber verschaffte einen Kürbis, der wuchs über Jona, daß er Schatten gab über sein Haupt, und errettete ihn von seinem Uebel (wahrscheinlich nervöses Kopfweh). Und Jona freute sich sehr über den Kürbis. Aber Gott verschaffte einen Wurm des andern Tages, da die Morgenröte anbrach; der stach den Kürbis, daß er verdorrte. Als aber die Sonne aufgegangen war, verschaffte Gott einen dürren Ostwind; und die Sonne stach Jona auf den Kopf, daß er matt ward. Da wünschte er seiner Seele den Tod und sprach: ‚Ich wollte lieber tot sein, denn leben.' Da sprach Gott zu Jona: ‚Meinst du, daß du billig zürnest um den Kürbis?' Und er sprach: ‚Billig zürne ich bis an den Tod.' Und der Herr sprach: ‚Dich jammert der Kürbis, daran du nicht gearbeitet hast, hast ihn auch nicht aufgezogen; welcher in einer Nacht ward und in einer Nacht verdarb. Und ich sollte nicht jammern Ninives, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn 120000 Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist, dazu auch viele Tiere!?'"

Da die Geschichte so lehrreich ist, freuen wir uns noch jenes Mißverständnisses.

Von einer richtigen Kürbislaube, einigermaßen berühmt zu nennen, lesen wir in der Allgemeinen Litterarischen Rundschau (25. April 1897); besagte Laube lag auf den Hufen, einer ländlichen Vorstadt von Königsberg. Von dieser bescheidenen idyllischen Kürbislaube ging damals der von Martin Opitz wieder ins Leben gerufene poetische Geist aus; hierhin hatte sich die Muse geflüchtet vor dem Lärm und den Schreckissen des Krieges. Die Priester dieses Apollotempels am Pregel waren Simon Dach, Robert Robertin und Heinrich Albert, zu denen sich Roldenbach, Andreas Adersberg, Georg Mylius und Johann Stobbe gesellten. Die Laube gehörte Heinrich Albert, der die Lieder seiner Freunde in Musik setzte; manche seiner Melodien haben sich noch heute im Munde des Volkes erhalten. Simon Dach singt in einem solchen, in der Kürbislaube erdachten Liede:

‚An diesem Ort allhie
Will ich mich aller Müh'
Und Traurigkeit entschlagen.
Herr Bruder, Orpheus' Kind,
Hebt an mit mir, beginnt
Ein Lied, so uns ergötze!
Dies will der Bäume Zier
Und dieses gute Bier,
Dies will der Garten wissen.'

Die Kürbisse wurden mit den Namen der Gäste beschrieben, und kleine Reime wuchsen mit den Früchten in die Länge und Breite aus. Der erfindsame Organist Albert setzte auch noch Weisen zu diesen Reimen, damit man sie gleich ‚vom Kürbis' singen konnte. Seine Liedersammlung ward ‚Musikalische Kürbishütte' genannt.

Zu Ebersdorf im Königreich Sachsen übte auch jemand das Einzeichnen auf Kürbissen, nämlich die sogenannte Pfefferjette; es sind erst wenige Jahre her. Einmal wanderte ein Liebhaber der Frucht, deutlicher gesagt, ein Dieb, über die Straße seiner eignen Wohnung zu. Unterm Arm hielt er einen Kürbis, auf welchem die Leute mit Erstaunen lasen: „Bei der Pfefferjette gemaust." Sollte Jette noch leben, so werden ihr jetzt die Ohren klingen.

Gegen Ohrensausen soll man, heißt es im Spreewalde, den Stengel vom Kürbis klein schneiden und auf glühenden Kohlen räuchern; der Rauch muß in die Ohren ziehen. Die Spinnerinnen dort tragen gedörrte Kürbiskerne bei sich, um sie beim Spinnen langsam zu knabbern, wie gleicher Weise die Neapolitaner Melonenkerne — „Zeitvertreib" genannt — verzehren. Zum Zeitvertreib benutzen Knaben gern Kürbisscheiben als Diskus. Zum Zeitvertreib liest man wohl auch diese kleine Planderei vom Kürbis.

E. Lemke.

Digitized by Google

Das Gestell mit den Wählern.

Fernsprechämter.

Der Fernsprecher, der noch vor zwei Jahrzehnten allgemein als merkwürdiges Wunder angestaunt wurde, ist heute ein alltägliches Verkehrsmittel geworden, dessen Benutzung für den Gedankenaustausch einen Umfang angenommen hat, der von den meisten Fernsprechenden selbst kaum geahnt wird. Im Reichstelegraphengebiete sind gegenwärtig über 250 000 Fernsprechapparate im Betriebe, ungefähr 2 Millionen Mal ertönt von den Fernsprechstellen aus täglich der Ruf: „Bitte Verbindung mit Nummer so und soviel“, und ebenso oft kommt die Antwort vom Fernsprechvermittlungsamte: „Bitte rufen“, oder „Besetzt, bitte später nochmals anzurufen.“

Sind nur wenige Fernsprechleitungen in ein Vermittlungsamt eingeführt, so kann die Herstellung der gewünschten Verbindungen auf verhältnismäßig einfache Weise erfolgen. Jede Fernsprechleitung ist auf solchen Fernsprechämtern geringen Umfanges mit einem kleinen Elektromagneten und einer Stöpselklinke verbunden. Der von einem Fernsprechabonnenten durch Drehen seiner Apparatkurbel in die Leitung gesandte Weckstrom bethätigt den Elektromagneten so, daß dieser seinen Anker anzieht und damit die Hemmung einer kleinen Klappscheibe freigiebt. Letztere fällt ab und macht die Nummer der Leitung sichtbar, aus welcher der Anruf erfolgt ist. Der Beamte des Fernsprechamtes schaltet hierauf durch Einstecken einer Stöpselschnur in die unter der Anrufklappe befindliche Stöpselklinke seinen Abfragefernsprecher in die Leitung, nimmt den Wunsch des Anrufenden entgegen und stellt die gewünschte Verbindung dadurch her, daß er die Stöpselklinken beider Leitungen mittels einer Stöpselschnur verbindet. Solche Stöpselschnüre bestehen aus einer Anzahl baumwollener Litzen, die je mit einem schmalen vergoldeten Kupferbändchen umwickelt sind. Die Kupferbändchen, welche sämtlich an ihren Enden mit den Messingstöpseln der Schnur in Verbindung stehen, bilden den metallischen Leiter, durch den die Sprechströme aus der einen Leitung in die andre übertreten.

Sobald das Gespräch beendet ist, muß dies dem Vermittlungsamte durch dreimaliges kurzes Drehen der Rufinduktorkurbel des Apparates angezeigt werden; hierdurch fällt wiederum die Anrufklappe der betreffenden Leitung ab. Auf dieses Zeichen hin wird die Verbindung durch Herausnahme der Stöpselschnur aus den Klinken der beiden Leitungen aufgehoben.

Diese Betriebsweise ist also verhältnismäßig einfach, sie eignet sich aber nur für Fernsprechämter bis zu etwa 150 Teilnehmerleitungen. Es sind dann gewöhnlich 50 Teilnehmerleitungen auf einen sogenannten Klappenschrank geschaltet, also drei Schränke nebeneinander aufgestellt. Zur Bedienung dieser drei Schränke sind in der Regel zwei Beamte erforderlich, in den Stunden schwachen Verkehrs genügt ein Beamter, besonders lebhafter Verkehr erfordert für jeden Schrank einen Beamten. Bei

Digitized by Google

Das Hauptfernspre

diesen einfachen Betriebsverhältnissen sind naturgemäß die oft beklagten falschen Verbindungen leicht zu vermeiden, sie gehören hier auch zu den Seltenheiten.

Die Aufstellung von mehr als drei solcher Umschalteschränke in einem Fernsprechamte empfiehlt sich nicht, da sonst die Stöpselschnüre zu lang würden oder besondere Verbindungsleitungen von Schrank zu Schrank gezogen werden müßten. Größere Aemter werden deshalb mit sogenannten Vielfachumschaltern ausgerüstet, die entweder in Schrankform oder Tischform gebaut werden. Unsre große Abbildung stellt das mit tischförmigen Vielfachumschaltern für 12400 Leitungen der Firma Stock & Cie. ausgestattete Hauptfernsprechamt in Berlin dar. Während bei den gewöhnlichen Umschalteschränken von einem Arbeitsplatze nur eine beschränkte Anzahl Leitungen unmittelbar zugänglich ist, können bei den Vielfachumschaltern von jedem Arbeitsplatze aus Verbindungen mit sämtlichen Teilnehmern eines Fernsprechamtes unmittelbar und ohne Hilfe eines zweiten Beamten ausgeführt werden. Was das besagen will, erhellt erst daraus, daß man jetzt in der Lage ist, Umschaltetafeln bis zu 20000 Leitungen herzustellen. Von jedem Arbeitsplatze aus kann also der Beamte — oder richtiger gesagt die Beamtin, da bei größeren Fernsprechämtern fast ausschließlich weibliches Personal beschäftigt wird — eine Verbindung mit jedem der 20000 Teilnehmer ohne nennenswerten Zeitaufwand herstellen. Um dies zu ermöglichen, ist jede Leitung an sämtlichen Arbeitsplätzen entlang und in jeder Umschaltetafel an eine Stöpselklinke geführt. Eine Vielfachumschaltertafel hat also nicht nur für jede ihrer Anrufklappen eine Klinke, sondern es ist auch für jede andre Anschlußleitung des Amtes eine Stöpselklinke vorhanden. Die Klinken derjenigen Leitungen, welche nur durch die Umschaltetafel hindurchgeführt sind, heißen Verbindungsklinken, die Klinken derjenigen Leitungen, welche in der Tafel auf Klappe liegen und zur Entgegennahme der Gesprächsanmeldungen dienen, dagegen Abfrageklinken.

Wenn eine Anrufklappe fällt, so verständigt sich die Beamtin mit dem Teilnehmer, indem sie durch Einstecken des einen Stöpsels eines Schnurpaares in die betreffende Abfrageklinke ihr Abfragesystem einschaltet; die gewünschte Verbindung stellt sie dann durch Einstecken des zweiten Stöpsels des Schnurpaares in die Verbindungsklinke der betreffenden Leitung her. Bedenkt man, daß die Beamtin die Verbindungsklinke unter 10 bis 20 Tausend Stück

Digitized by Google

hamt in **Berlin.**

schnell und sicher heraussuchen muß, so wird man es verzeihlich finden, wenn in solch großen Betrieben hin und wieder einmal ein falsches Loch gestöpselt, also eine falsche Verbindung hergestellt wird. Und dennoch sind die Mehrzahl der falschen Verbindungen nicht auf Verstöpselung zurückzuführen, sondern vielmehr darauf, daß die gewünschte Teilnehmernummer nicht deutlich genug angemeldet und die Rückmeldung derselben durch die Fernsprechbeamtin nicht berichtigt wird.

Bei Fernsprechämtern mit Vielfachbetrieb ist durchschnittlich zur Bedienung von 80 bis 100 Anschlußleitungen je eine Fernsprechgehilfin erforderlich. Die Ausgaben für das Bedienungspersonal sind also verhältnismäßig hoch, zumal es bei der intensiven und dauernden Anspannung der Gehörnerven im allgemeinen nicht angängig ist, den Fernsprechdamen einen längeren Dienst als durchschnittlich 7 Stunden täglich zu geben.

Angesichts der hohen Kosten für das Betriebspersonal kann es nicht wundernehmen, daß sich die Technik bald mit der Frage beschäftigt hat, ob es nicht möglich sei, die Herstellung der Verbindungen auf den Fernsprechämtern nicht durch Menschenhände, sondern durch automatische Vorrichtungen ausführen zu lassen. Eine Reihe von automatischen Systemen ist erfunden worden, aber zumeist sind diese Erfindungen auf dem Papier geblieben, einen wirklichen praktischen Erfolg hat bis jetzt nur das von dem Amerikaner Almon B. Strowger erfundene elektromechanische System gehabt. Bereits 1893 wurde es in einer kleinen Stadt des Staates Indiana der Vereinigten Staaten praktisch erprobt. Bei einer Zahl von 100 Teilnehmern arbeitete es zwar damals schon zufriedenstellend, aber es war noch zu kompliziert und kostspielig, um sich für größere Betriebe zu eignen. So mußte z. B. jeder Teilnehmerapparat durch fünf Leitungen mit der Vermittlungsanstalt verbunden werden. Nach vielfachen Verbesserungen wurde das System im Jahre 1898 als geheimes Verkehrsmittel zwischen der Wohnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten und den Wohnungen seiner Ratgeber, sowie zwischen den wichtigsten Regierungsgebäuden in Washington in Betrieb genommen.

Nach einem längeren zufriedenstellenden Probebetrieb ist in Berlin vor einiger Zeit ein elektromechanisches Fernsprechamt nach dem System Strowger von der Reichstelegraphenverwaltung neben den übrigen Fernsprechämtern in den öffentlichen Verkehrsdienst eingestellt worden.

Digitized by Google

Aeußere Ansicht eines Wählers.

Die Grundzüge der technischen Einrichtung dieses automatischen Fernsprechamtes sind im wesentlichen folgende: Jeder Teilnehmer erhält auf dem Amte einen zu jeder Zeit ihm zur Verfügung stehenden Schaltapparat oder Wähler zugeteilt, mit dem seine Anschlußleitung dauernd verbunden ist. Letztere ist doppeldrähtig. Jede Teilnehmerstelle erhält ferner noch eine besondere Verbindungsleitung mit der Erde.

Eine unserer Abbildungen veranschaulicht den wichtigsten Teil des automatischen Amtes: das Gestell mit den Wählern. Jeder Wähler besteht in der Hauptsache aus einer Welle, die durch elektromagnetische Wirkung in die Höhe gehoben oder um ihre Achse gedreht wird. Die galvanische Batterie zur Bewegung der Wähler ist auf dem Vermittlungsamt aufgestellt.

Die Einstellung der Wähler auf eine mit einem andern Teilnehmer gewünschte Verbindung geschieht von den Teilnehmerstellen aus durch einfache mechanische Vorrichtungen. Jede Teilnehmerstelle ist zu diesem Zwecke mit einem Fernsprechapparat ausgerüstet, in den ein Nummernschalter eingebaut ist. Mittels dieses Nummernschalters wird es dem Teilnehmer möglich, seinen Wähler im Amte auf die der gewünschten Verbindung entsprechenden Kontaktstücke zu dirigieren. Von den beiden kleinen Abildungen zeigt die eine die äußere, die andre die innere Ansicht eines solchen Fernsprechapparates. Soll z. B. die Anschlußnummer 43 angerufen werden, so nimmt man den Fernhörer des Apparats aus der Gabel, greift in die Fingeröffnung 4 der Nummernscheibe und dreht dieselbe nach unten, bis der Finger den Anschlag trifft. Darauf läßt man die Scheibe los, die nun selbstthätig in ihre Ruhelage zurückschnellt. Hierdurch wird der Elektromagnet des Wählers auf dem Vermittlungsamt viermal wirksam, und die Wählerwelle steigt infolgedessen vier Schritte empor. Dieses Verfahren wird bei der Fingeröffnung 3 wiederholt; die Wählerwelle dreht sich jetzt um drei Schritte, und ihre Kontaktarme liegen nunmehr auf den Kontaktplatten der Anschlußleitung Nr. 43. Es ist sodann in der Sprechstelle nur noch die Kurbel des Weckinduktors nach innen zu drücken und zu drehen, um den gewünschten Teilnehmer 43 hierdurch auf gewöhnliche Weise anzurufen. Ist die Leitung anderweit besetzt, so nimmt es der anrufende Teilnehmer durch ein stark summendes Geräusch im Fernhörer wahr. In diesem Falle hat der anrufende Teilnehmer, ebenso wie nach Beendigung eines zu stande gekommenen Gesprächs, seinen Fernhörer wieder in die Gabel einzuhängen. Hierdurch werden die Elektromagneten seines Wählers derart bethätigt, daß die Wählerwelle in ihre Ruhelage zurückfällt.

Wir haben es also bei dem selbstthätigen Vermittlungsamt eigentlich nicht mit Automaten zu thun, sondern mit Apparaten, deren Bewegungen Schritt für Schritt vom Teilnehmer selbst auf elektromechanischem Wege veranlaßt werden. Die weitere Ausbildung und praktische Verwertung des Strowger Systems haben jetzt die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in die Hand genommen.

Das Berliner elektromechanische Fernsprechamt arbeitet sicher und erfüllt vollständig den angestrebten Zweck, den Teilnehmern mit regem Fernsprechverkehr neben der allgemeinen Fernsprecheinrichtung noch eine Anlage zur Verfügung zu stellen, auf der sie unmittelbar und schnell mit ihren Geschäftsfreunden in Verbindung treten können. Wenn hiernach auch anzunehmen ist, daß die elektromechanische Fernsprechvermittlung weiterhin eine große praktische Bedeutung erlangen wird, so muß doch die Beantwortung der Frage, ob sie die Fernsprechvermittlung durch Menschenhände einmal vollständig verdrängen wird, der Zukunft überlassen bleiben. Die Zeit der letzten Fernsprechgehilfin liegt jedenfalls noch in grauer Ferne.

Otto Denisch.

Innere Ansicht eines Wählers.

Digitized by Google

Tugendpreise.

Genaue Kenner Frankreichs haben uns Deutsche oft davor gewarnt, das französische Volk einseitig nach gewissen litterarischen Produkten zu beurteilen. Nichts wäre verzeihlicher als solche Einseitigkeit. Wir lesen ihre Maupassant, Prévost, Pierre Louys, Mirbeau, Laforeſt; wir lassen uns von ihren Boulevardkomödien erschüttern, von ihren ausgelassenen Schwänken amüsieren; leichte französische Ware beherrscht den Bücher- und Theatermarkt. Im Handumdrehen ist dann das Urteil fertig: hier haben wir ein Land, wo nur das Laster salonfähig, nur die Frivolität gangbare Artikel ist, wo die Tugend verlacht, das ehrbare Philisterium gehöhnt wird, wo es eine kleine Schande ist, als wohlanständiger Mensch durchs Leben zu gehen.

So ungefähr müßte das Frankreich aussehen, das wir uns nach den litterarischen Ablagerungen des gallischen Esprits konstruieren. Allein es giebt noch eine andre Litteratur, die wir Deutsche leider zu wenig würdigen und in der ein ganz andrer französischer Geist zu uns spricht: ein Geist tiefer Erkenntnis der nationalen Gebrechen, ein Geist des ernsten Insichgehens, ein Streben nach sittlicher Läuterung und eine Sehnsucht nach dem ewig gleichen Ideal bürgerlicher Tugend. Und dieser andern Litteratur entspricht auch ein andres Frankreich: ein ehrlich arbeitendes, tüchtiges und braves, das sich die Fähigkeit bewahrt hat, die Tugend zu würdigen und in ihren erhabensten wie in ihren bescheidensten Aeußerungen zu ehren.

Es ist jetzt 119 Jahre her, daß Jean Baptiste Baron de Monthyon, ein edler Menschenfreund, den berühmten prix de vertu gestiftet, und daß Monseigneur de Boisgelin, der Erzbischof von Aix, den ersten Bericht über die Zuerkennung dieses Preises erstattet hat. Welcher Wandel der Geschicke, der Meinungen und Strebungen liegt zwischen jener Zeit und unsern Tagen! Aber der Prix Monthyon ist geblieben, alljährlich wird in feierlicher Sitzung der Académie Française über seine Verteilung referiert, und dieser Bericht ist stets einem der vornehmsten Geister der Nation anvertraut.

Man hat oft gelächelt über diese feierliche Zeremonie der Krönung tugendsamer Mitbürger und Mitbürgerinnen. Vielleicht liegt ja auch etwas Theatralisches in dem großen Apparat, vielleicht steckt etwas Pose in den Huldigungen der Größten des Volkes für die bescheidenen Helden und Heldinnen still geübter Tugend. Aber es lebt doch ein edler Gedanke in dieser Zeremonie. Man bedenke: das vornehmste geistige Institut des Landes, die Gesellschaft der 40 Unsterblichen, huldigt der Tugend, der Tugend an sich, die ohne äußere Ehren, ohne Aspirationen das Gute als etwas Selbstverständliches, als eine Art Naturgebot vollbringt; und einer der Unsterblichen wendet alle Fülle der Gedanken, alle Kunst der Sprache, alle Feinheiten und Liebenswürdigkeiten eines hochkultivierten Geistes daran, diese Huldigung zum vollendeten Panegyrikus zu gestalten. Wahrlich, wenn irgendwo, so ist hier die große pathetische Geste verzeihlich.

Unlängst fand wieder eine Jahressitzung der Akademie statt, in der Graf Albert de Mun über die Verteilung des Prix Monthyon und andrer Tugendpreise berichtete. Seine Rede war ein Meisterwerk an Feinheit und Eleganz, durchweht von Güte und Seelenadel, verblüffend durch die Kunst, das scheinbar Geringfügige und Bescheidene von hoher Warte zu betrachten und den Hörern weite Gesichtskreise zu erschließen. Er hatte von manchen Thaten jenes Heroismus des täglichen Lebens zu berichten, der sich dem Heldentum der großen Kämpfe würdig zur Seite stellen darf. Hier seien nur einige der schönsten Beispiele von Hingebung und Selbstaufopferung erwähnt.

Es war am 4. August 1900, in der Nähe der Eisenbahnstation Saint-Chély—d'Apcher, wo die Bahn die Landstraße im Niveau überschreitet. Die Bahnwärterin Sophie Boudon hört den Zug kommen, die Lokomotive ist nur noch wenige Meter von der Straßenübersetzung entfernt. Plötzlich sieht sie ein zweijähriges Kind aufs Geleise laufen. Den Zug kann sie nicht mehr anhalten, und mit einem Aufschrei stürzt sie auf das Kind zu. Der Zug saust vorbei, und zwischen den Schienen liegt völlig unversehrt das Kleine, neben ihm die zermalmte Leiche einer andern Frau, die gleichfalls zur Rettung herbeigeeilt war, und einen Schritt weiter Sophie Boudon, bedeckt mit entsetzlichen Wunden. Zwei Wochen schwebt sie zwischen Leben und Tod; sie wird gerettet, aber ihr Gesicht bleibt unnachtet, ihr Gedächtnis ist völlig erloschen, und niemand wird ihr begreiflich machen können, warum und wofür sie den Tugendpreis von 1500 Franken erhalten hat ...

Cäcilie Morand, die einen Preis von 1000 Franken erhielt, ist ein verkrüppeltes, zwergenhaftes Mädchen, das als Näherin auf dem Lande 16—18 Stunden täglich arbeitet, um 65 Centimes zu verdienen. Seit ihrem dreizehnten Lebensjahre sorgt sie für einen paralytischen Vater, eine kranke Mutter und zehn Geschwister ... Ergreifend ist das Martyrium der Veronika Madec in Cuiberon: der Vater gelähmt, die Mutter unheilbarem Blödsinn verfallen; die Schwester hatte einen Matrosen geheiratet, der sich bald nachher tötete, worauf die unglückliche junge Frau sich am nächsten Balken erhängte. Eine Erbschaft hinterließ sie der Schwester Veronika: zwei kleine Kinder, die nun mit den Großeltern sich in die Liebe und Sorgfalt Veronikas teilen.

Daneben fehlt es nicht an herrlichen Vorbildern der Hingebung im freigewählten Berufe: Schwester St.-Joseph von den Karmeliterinnen in Avranches, die seit 40 Jahren als Lehrerin der Jugend, als Wohlthäterin der Erwachsenen wirkt und sich den Ehrennamen „la mère des pauvres" erworben hat; Rosalie Lambert in Antrain, verehrt von allen Leidenden und allen Aerzten, eine liebevolle, für ihren Dienst begeisterte Krankenpflegerin, die sich an den Pariser Kliniken ernsten Studien unterzogen hatte und im Volksmunde den schönen Titel „Notre Dame de partout" führt; Emma Caudron, der Liebling von Rouen, eine einfache Näherin, die die Zuflucht der armen Waisen geworden. Eines Tages starb neben ihr eine arme Witwe, die ein elfjähriges Töchterchen hinterließ. Das Kind stand sonnagen auf der Straße. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken und als ob es die selbstverständlichste Sache der Welt wäre, nimmt Emma Caudron das Kind zu sich, ernährt es, kleidet es und lehrt ihm das Nähen. Andre Kinder verlieren ihre Eltern, und die Nachbarn finden es ganz natürlich, die armen Kleinen zu Emma zu bringen,

Digitized by Google

die es ihrerseits ebenso natürlich findet, die Waisen aufzunehmen. Die Zahl ihrer kleinen Pflegebefohlenen wächst so sehr an, daß sie ein förmliches Institut bildet, wo sie aber vom Ersten bis zum Letzten alles selbst besorgt und nur den einen Ehrgeiz bethätigt, den armen Kindern die Mutter zu ersetzen. Auch sie hat einen Ehrennamen errungen: jedes der Kleinen nennt sie einfach: „Ma mère".

Auch sonst gab es Werke der liebevollen Hingebung und der treuen Sorge für fremde Interessen, die die Anerkennung der Akademie fanden. Paul Ravet ist ein kleiner Eisenbahnbeamter, der jeden Augenblick seiner freien Zeit dem „Volkssekretariat" in Paris widmet — einer wohlthätigen Institution, die den Zweck hat, den Armen in allen Lebenslagen mit Rat und Hilfe beizustehen, insbesondere ihnen den Advokaten und Notar zu ersetzen, Schriftstücke und Eingaben für sie zu verfassen u. dergl. Ravet ist der leitende Kopf und die organisatorische Kraft des Unternehmens, dem er nicht nur seine Mußestunden, sondern auch einen Teil seiner Einnahmen opfert. Abbé Gueusset hat sich seit dem Jahre 1870 freiwillig und ohne jedes Entgelt der Militärseelsorge gewidmet und sich namentlich im Kriege ausgezeichnet, indem er mitten im Schlachtfelde die schwer und tödlich Verwundeten aufsuchte, um ihnen Seelentrost zu spenden.

Mancher Leser mag fragen, wozu wir ihm all das erzählen. Das sind ja doch keine unerhörten und ganz besonderen Großthaten, das sind lauter typische Fälle von Menschenliebe und Selbstaufopferung, die bei uns und anderswo ebenso anzutreffen sind wie in Frankreich. Gewiß, diese schlichte bürgerliche Tugend ist kein Monopol eines Volkes, sie gedeiht überall, wo Menschen von Herz wohnen.

Eine Eigentümlichkeit Frankreichs ist nur dieser feierliche Krönungsakt, der sich vor den Augen der ganzen Nation abspielt. Später haben gemeint, diese offizielle Reklame könne zur Entwicklung einer Prix Monthyon-Industrie führen. Sie mögen beruhigt sein: Thaten, wie die, von denen hier erzählt wurde, vollbringt man nicht für Reklame und für ein paar hundert Franken. Sehen wir jedoch ab von den Ausgezeichneten: ein Gutes hat dieser Jahresbericht jedenfalls. Es wird der Nation wieder einmal zum Bewußtsein gebracht, wie viel Leid und Schmerz und Elend mitten unter uns, aber uns unbekannt, nistet, wie viel Unglückliche der Tröstung harren. Und die Glücklicheren *sollen* das von Zeit zu Zeit erfahren; die peinliche Erregung, die sie dabei empfinden, ist ohnehin ein sehr bescheidenes Opfer, das sie dem neidischen Schicksal darbringen.

Emil Löbl.

Aus dem Reiche der Sterne.

Wie in unserm letzten Artikel erwähnt, ist der helle Stern Capella in Wirklichkeit eine gewaltige Doppelsonne oder ein Doppelstern, den man als solchen nicht im Fernrohre, sondern nur mit Hilfe des Spektroskops erkennen kann. Auch an andern Sternen hat dieses Instrument nachgewiesen, daß sie Doppelsterne sind, und merkwürdige Aufschlüsse über deren Verhältnisse gestattet. Von diesen Sternen ist einer besonders interessant: der Algol im Sternbild des Perseus. Er zeigt die Eigentümlichkeit, daß er jeden dritten Tag, während eines Zeitraums von etwa neun Stunden, an Helligkeit ab- und wieder zunimmt. Diese auffallende Erscheinung führte schon vor mehr als 100 Jahren zu der Voraussetzung, sie möge durch Vorübergang eines dunkeln Körpers vor dem Algol entstehen, ähnlich wie bei einer partiellen Sonnenfinsternis die Lichtabnahme der Sonne durch das Davortreten der Mondscheibe. Hiernach müßte man also annehmen, daß Algol eine selbstleuchtende Sonne ist, welche von einem dunkeln oder wenig leuchtenden Planeten in einem Zeitraum von nicht ganz drei Tagen umkreist wird, so daß der dunkle Planet die Scheibe des Algol neun Stunden lang für den Blick von der Erde aus mehr oder weniger verdeckt. Da Algol, wie alle Fixsterne, nur als Lichtpunkt erscheint, so stellt vermutlich seine teilweise Verdeckung sich von der Erde aus als eine Helligkeitsabnahme dar. Unter dieser Annahme ließen sich die wahrgenommenen Erscheinungen des Helligkeitswechsels vom Algol sehr gut deuten; nur insofern konnte man Bedenken haben, als, wie die Rechnung zeigte, die beiden Sterne, Algol und sein Trabant, im Verhältnis zu ihrem Durchmesser sehr nahe bei einander stehen müßten. Es folgte nämlich, daß der Abstand beider Sterne voneinander höchstens zweieinhalbmal so groß sein könnte als der Durchmesser des Algol, während z. B. der Abstand des Mondes von der Erde 30 Erddurchmesser beträgt. Indessen, weshalb sollten in andern Sternsystemen die Entfernungsverhältnisse nicht wesentlich andre sein als bei uns? Ueber diese Schlußfolgerungen wäre man freilich ohne die Hilfe des Spektroskops nicht hinausgekommen. Erst als es gelang, das Spektrum des Algol mit seinen dunkeln Linien genau zu photographieren, eröffneten sich weitere Aussichten. Im Winter 1889 bis 1890 wurde auf dem astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam die erste genaue photographische Aufnahme des Algolspektrums erhalten. Ihre Prüfung ergab, daß die dunkeln Linien um einen geringen Betrag hin und her schwanken während eines Zeitraums, welcher der Periode des Lichtwechsels entspricht. Wenn der Stern Algol an Helligkeit abnimmt, zeigte die Verschiebung der Spektrallinie stets ein Entfernen desselben von der Erde im Betrage von 5,3 geographischen Meilen in der Sekunde; wenn dagegen die Helligkeit des Algol wieder zunimmt, hat sich die Bewegung des Sterns geändert, und er nähert sich der Erde mit einer Geschwindigkeit von 5,7 Meilen in der Sekunde. Damit ist erwiesen, daß Algol sich mit einem relativ dunkeln Begleiter um den gemeinsamen Schwerpunkt bewegt und die periodische Helligkeitsänderung thatsächlich durch Verdeckung des hellen Sternes hervorgerufen wird. Aber noch mehr. Aus der Dauer des Lichtwechsels und den spektroskopisch ermittelten Geschwindigkeiten ließen sich unter Voraussetzung einer kreisförmigen Bahn, deren Fläche in der Gesichtslinie zur Erde liegt, und der ferneren Annahme, daß beide Weltkörper gleich dicht seien, die Größenverhältnisse des Algols und seines dunkeln Begleiters berechnen. Diese Rechnung ergab, daß der wahre Durchmesser

Digitized by Google

Bestrafter Vorwitz.

Nach dem Gemälde von A. Mecjerjch.

Digitized by Google

Digitized by Google

des Algol 1707000 Kilometer beträgt, jener seines relativ dunkeln Begleiters 1336000 Kilometer. Die Mittelpunkte beider Weltkörper sind 5194000 Kilometer voneinander entfernt, also nahe vierzehnmal so weit wie der Mond von der Erde. Der Hauptstern Algol bewegt sich in der Sekunde in seiner Bahn durch 42 Kilometer, der Begleiter durch 88 Kilometer; daraus folgt weiter, daß Algol an Gewicht $^1/_9$ der Sonnenmasse besitzt, sein Begleiter $^1/_5$. Ferner müssen beide Sterne von mächtigen Atmosphären umgeben sein, und die Atmosphäre Algols muß eine große Leuchtkraft besitzen, das heißt sich in einem Zustande hoher Glut befinden. In den letzten Jahren hat man auch noch bei einer Anzahl andrer Sterne ähnliche Verhältnisse nachgewiesen. So bei einem veränderlichen Stern im Sternbild der Leyer. Auch hier sind es zwei Sterne, welche sich umeinander bewegen, aber beide sind hell, und ihre Umlaufszeit umeinander beträgt 12 Tage 21 Stunden. Sie durchlaufen dabei eine Bahn von 8600000 Meilen Durchmesser, und der Hauptstern muß unsre Sonne an Masse oder Gewicht um das Achtzehnfache, der Nebenstern sie um das Zwölffache übertreffen. In diesem Falle stehen die beiden Sterne, welche das System bilden, verhältnismäßig weit voneinander entfernt, in andern Fällen hat man dagegen gefunden, daß ihre Entfernung voneinander sehr gering sein muß, ja in einem Falle muß man annehmen, daß die glühenden Atmosphären der beiden Sterne sich berühren. Damit haben wir nun Zustände im fernen Weltraum kennen gelernt, welche von denjenigen, die uns im Sonnensystem entgegentreten, völlig abweichen. Während hier etwas Fertiges, ein Dauerzustand, für lange Zeiten vorliegt, sind in jenen Sternsystemen die Verhältnisse sehr unstabil, gewissermaßen unfertig. Was daraus wird, werden vielleicht unsre Nachkommen einmal ergründen. Jedenfalls aber darf die wissenschaftliche Forschung der Gegenwart stolz auf diese Forschungsergebnisse sein; denn es war ihr vergönnt, jene fernen Lichtpunkte als Sonnen nachzuweisen, ihre Größenverhältnisse zu ergründen und wie auf einer Wage ihr Gewicht zu bestimmen. **L.**

Der Verschollene.

Ein kleiner Roman

von

Balduin Groller.

Karl Bondrich hatte ein monatliches Einkommen von einhundertundzwanzig Gulden und dabei eine kolossale Passion für Diamanten. Natürlich konnte letztere nur eine vorwiegend platonische sein. Es war auch nicht sowohl der Besitz, der ihn reizte, als vielmehr die fortwährende Beschäftigung mit Diamanten, das Studium dieses kostbaren Gesteines. Man hat seine Liebhabereien, seinen Sport, der sich dann, wenn nur der richtige Mann mit dem richtigen Temperament dahinter steckt, förmlich zu einer Wissenschaft entwickeln kann.

Bondrich hatte auch schon seinen Ruf in den Wiener Fachkreisen, sein Urteil galt als unbedingt zuverlässig, und nicht selten wurde sein Gutachten eingeholt, wenn ein schwieriger Fall vorlag oder ein besonders wertvoller Stein mit aller erforderlichen Umsicht geschätzt werden sollte. Seinem bürgerlichen Beruf nach war er Bankkassier.

So verbrachte er sein Leben zwischen den Schätzen Golkondas. Hunderttausende gingen ihm täglich durch die Hände, das war das Geschäft, und in seiner freien Zeit wühlte er in Diamanten, das war das Vergnügen. Und dabei war er ein armer Teufel. Denn von dem unmenschlich vielen Gelde kam knapp so viel auf ihn, daß er das Leben fristen konnte, und von den vielen Diamanten, die ihm das Herz erfreuten, hatte er praktisch genommen auch nicht mehr als von dem Gelde, das er mit vollen Händen einnahm und ausstreute. Einen schönen Brillantring hatte er allerdings, den er mit Stolz trug. Der Stein war nicht allzu groß, aber von seltener Schönheit, und er hatte es sich schwere Opfer kosten lassen, um in seinen Besitz zu gelangen. Jahrelang hatte er drückende Monatsraten leisten müssen, aber nun hatte er auch einen Stein, — sie sollten nur suchen, ob sie seinesgleichen fänden!

Er war so arm, daß er aus den Sorgen gar nicht herauskam. Zwar für ihn allein hätte es ja gelangt, aber es gab da eine kleine rothaarige Engländerin, die es ihm angethan hatte mit ihrem goldroten Haar, ihren kohlschwarzen Augen, mit ihrem Gesicht wie Milch und Blut und mit ihrem fröhlichen Lachen. Es war eine längst ausgemachte Sache, daß sie sich heiraten sollten, aber es ging nicht recht. Zwar sie war Sprachlehrerin und erwarb selbst tapfer, was sie brauchte, es wäre also scheinbar gegangen, aber wenn sie beisammensaßen und rechneten, da wollte es doch niemals klappen. Erstlich einmal hätten sie sich doch ihre eigne Wirtschaft einrichten müssen, und es war nicht abzusehen, woher sie dazu die Mittel nehmen sollten, und dann — auch das war ins Auge zu fassen — würde Mistreß Annie nicht ebenso kontinuierlich ihre Stunden geben können, wie es Miß Annie gethan. Man muß doch an alles denken. Aber wenn sie es auch könnte, er wollte nicht, durchaus nicht. Das würde er seiner Frau unbedingt nicht gestatten. Dagegen duldete er keinen Widerspruch; das war einmal Prinzipsache, und dagegen ließ sich nichts machen. Und so kamen sie mit ihrer Liebe und ihren schönen Zukunftsplänen gar nicht weiter, worüber sie beide bei aller gelegentlichen Fröhlichkeit recht desperat waren.

Digitized by Google

Eines Tages kam Bondrich nach der Bureauzeit ein wenig erregt zum gemeinsamen Mahle.

„Was hast du, mein Darling?“ fragte Miß Annie, deren scharfem Beobachterblick nichts entging.

„Meine Kasse hat mir heute nicht gestimmt,“ entgegnete er; „ich muß gleich nach Tisch einen sehr reichen Mann besuchen.“

„Doch kein Unglück, Charley? Sei aufrichtig!“

„Keine Idee! Der Mann hat mir irrtümlich tausend Gulden zu viel bezahlt, die will ich ihm wiederbringen.“

„Tausend Gulden! Und er weiß es vielleicht gar nicht und würde es wahrscheinlich niemals bemerken!“

„Wahrscheinlich nicht; er ist sehr reich.“

„Und uns wäre damit geholfen. Gerade was wir zur Errichtung unsers Hausstandes brauchten!“

„Ja, wenn wir das hätten, Annie, das wäre freilich gut!“

Bondrich aß diesmal etwas hastiger als sonst und putzte sich dann fein heraus, um bei Herrn Berthold Wismuth, dem bekannten mehrfachen Verwaltungsrat, seine Aufwartung zu machen.

Herr Wismuth war gar nicht erfreut über die Eröffnung; es wäre ihm augenscheinlich lieber gewesen, wenn der Irrtum gar nicht aufgekommen wäre. Es ist ja für einen vorsichtigen Kapitalisten, der etwas auf sich hält, nicht angenehm, in den Ruf eines zerstreuten Schußbartels zu geraten.

„Mir war die Sache auch nicht angenehm,“ gestand Bondrich. „Ein Kassier gerät immer ins Gedränge, wenn's ihm nicht stimmt, ob ihm nun etwas fehlt oder ob er zu viel hat. Letzteres ist natürlich weniger bedrohlich, aber immerhin doch auch beunruhigend. In unserm Falle war der Fehler wenigstens sofort und zweifellos festzustellen, ich konnte Ihnen nur nicht gleich von der offenen Kasse weg nachlaufen.“

„Schön, schön,“ meinte Herr Wismuth. „Sie müssen mir aber Ihr Ehrenwort geben, daß Sie's nicht weitersagen.“

Bondrich gab sein Ehrenwort, aber er wunderte sich über die nervöse Angst und Fahrigkeit des reichen Mannes. Da saß der in einer fürstlich eingerichteten Wohnung, völlig einfachtig, hatte nicht Kind noch Kegel, hatte nichts als sein Geld. Da war nicht der Schimmer eines Glücks. In diesen ängstlichen dunkeln Augen mit ihren neurasthenisch erweiterten großen Pupillen, die in dem bleichen, von schwarzem Haupt- und Barthaar umrahmten Antlitz brannten, leuchtete kein Strahl des Frohsinns, es war weit eher Trübsinn, der dort glühte. Als er mit seinen weißen, zitterigen Händen nach der großen Banknote griff, die ihm Bondrich überreichte, warf er einen Blick auf dessen Hand und rief: „Was Sie da für einen schönen Ring haben!“

Ob der schön ist! Bondrich war jetzt ganz in seinem Element, da er von seinem prächtigen Stein reden durfte.

„Darf ich ihn ansehen?“ fragte Wismuth.

Bondrich that den Ring herunter, und nun kamen sie ins Reden. Wismuth war sichtlich auch Liebhaber und Kenner, und er beschloß seine sachgemäßen Bemerkungen mit der Frage, ob der Stein verkäuflich sei.

„Warum nicht?“ entgegnete Bondrich. „Wenn ich meinen Preis bekomme! Das ist aber nicht leicht; ich stelle ihn ziemlich hoch.“

„Zum Beispiel?“

„Der Stein hat seine ganze Geschichte. Irgend jemand hatte ihn ins Versatzamt gegeben und dort verfallen lassen. Es waren dreihundert Gulden darauf gegeben worden, und bei der Versteigerung erstand ich ihn für sechshundert.“

„Dann haben es alle, die dabei waren, nicht verstanden.“

„So ist es. Ich stelle den Preis dreimal so hoch. Unter achtzehnhundert Gulden gebe ich den Stein nicht her.“

„Ich hatte ihn auf zweitausend Gulden geschätzt und bin auch bereit, so viel dafür zu geben.“

„Wenn Sie wollen, können Sie ihn für achtzehnhundert haben, Herr Wismuth, da ich den Preis einmal genannt habe. Schenken möchte ich mir nichts lassen.“

Das Geschäft wurde gemacht. Bondrich ging vergnügt von dannen. Leid that es ihm freilich um seinen schönen Stein, aber er tröstete sich bald. Er wußte wieder einen Gelegenheitskauf, einen andern Stein, und der war doch noch etwas ganz andres! —

Der andre Stein wurde nicht gekauft. Die Engländerin litt es nicht, sie hatte eine viel vernünftigere Idee. Mit so viel Bargeld in der Hand konnten sie nun endlich heiraten, und das thaten sie denn auch.

Das brachte aber eine große Umwälzung in Bondrichs Leben. Er hatte nicht gewußt, was das kostet, verheiratet zu sein. Die kleine Engländerin mochte ihre tausend Reize und Vorzüge haben, aber eine Sparmeisterin war sie nicht. Sie hatte Sinn für ein gutes Leben und liebte schöne Toiletten. Ihre Neigungen liefen ins Geld, und Bondrich gelangte sehr bald zur Erkenntnis, daß er mit seiner kleinen Beamtengage da nicht durchkommen werde. Die Stelle war allerdings sicher, mit ihr aber auch das Elend. Pensionsanspruch bot sie auch, bevor man aber an Altersversorgung und Tod denkt, möchte man ein wenig die Zeit der Manneskraft und das Leben überhaupt berücksichtigen. Er verließ also diese Stellung, um eine zwar weniger gesicherte, aber dafür erheblich einträglichere anzutreten. Ein angesehenes Diamantenhaus, das sich nicht mit dem Verkauf im einzelnen befaßte, sondern nur an Händler und Wiederverkäufer lieferte, nahm ihn als Agenten und Reisenden in seine Dienste. Bondrichs feste Bezüge hatten sich bei dieser Stellung verdoppelt; mit Hinzurechnung dessen, was er von seinen Diäten erübrigen konnte und was als Gewinnanteil von den durch ihn vermittelten Geschäften auf ihn entfiel, konnten sie sich auch verdrei- und vervierfachen. So ließ es sich schon existieren. —

Digitized by Google

Einige Monate nachdem Bondrich seinen ersten und einzigen Besuch bei Wismuth gemacht hatte, erschien dieser bei ihm.

„Ich hätte vertraulich mit Ihnen zu reden, Herr Bondrich," begann er.

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Herr Wismuth."

„Vertraulich; ich habe ja Grund, Ihnen zu vertrauen."

Wismuth machte eine Pause, ehe er fortfuhr, als wolle er sich noch einmal alles genau überdenken. Bondrich beobachtete ihn während dieser Zeit genau, und der Mann kam ihm noch bleicher und in seinem Wesen noch unruhiger und verstörter vor als bei ihrer ersten Begegnung.

„Sie müssen mir aber Ihr Ehrenwort geben," nahm Wismuth nach einer Weile wieder das Wort, „Ihr heiliges Ehrenwort, daß kein Mensch von unsrer Zusammenkunft und von dem, was wir miteinander verhandeln werden, je ein Sterbenswörtchen erfahren wird."

Bondrich gab sein Wort, worauf Wismuth fortfuhr:

„Die Sache ist nämlich die: es giebt viel Geld zu verdienen, — auch für Sie!"

„Dazu bin ich natürlich immer bereit, Herr Wismuth; lassen Sie hören."

„Wie Sie wissen, bin ich Verwaltungsrat der Kreditbank. Als solcher erfahre ich manchmal doch etwas mehr als andre Leute. Nehmen wir einmal einen praktischen Fall: ich kann beispielsweise einen Tag, wohl auch achtundvierzig Stunden früher als die Börse genau wissen, wie der Jahresabschluß der Kreditbank ausgefallen ist und wie hoch die Dividende ist, die sie bezahlen wird. Das allein würde genügen, alljährlich ein Vermögen zu gewinnen."

Bondrich sah das ein.

„Ich selbst," fuhr Wismuth fort, „kann mich schwer rühren — aus zwei Gründen. Erstlich einmal würde es mir übel ausgelegt werden, wenn man darauf käme, daß ich den Vorteil meiner Stellung in solcher Weise ausnütze, und dann könnte ich es nicht einmal recht. Wenn ich den Auftrag zu einer Operation gäbe, dann würde das schwerlich geheim bleiben, und wenn mir mehrere und viele nachgehen und mit hineinsteigen, dann wird voraussichtlich die beabsichtigte Wirkung nicht nur aufgehoben, sondern vielleicht gerade in ihr Gegenteil verkehrt werden."

Bondrich sah auch das ein.

„Da bin ich denn," erläuterte der bleiche Mann weiter, „auf die Idee verfallen, mich hinter einen Vertrauensmann zu stecken, von dessen Existenz man in meinen Kreisen nicht die leiseste Ahnung hat. Die Idee habe ich schon lange, nur fehlte mir immer der Mann meines Vertrauens; der sollen nun Sie sein, wenn Sie wollen."

„Darüber läßt sich reden."

„Niemand weiß, daß ich Sie kenne, und niemand soll uns jemals beisammen sehen. Ich werde Ihnen meine Aufträge telephonisch — Sie werden sich unverzüglich ein Telephon beschaffen — oder telegraphisch zukommen lassen, und Sie werden sie ohne Aufschub an die Landesbank weitergeben, bei welcher Sie sich unter singiertem Namen — sagen wir Mister Udeis — ein Konto eröffnen lassen. Von dem Gewinn, den wir erzielen werden, überlasse ich Ihnen für Ihre Vermittlung den vierten Teil."

„Schön, — und von dem Verlust?"

„Am Verlust sind Sie nicht beteiligt, den würde ich allein zu tragen haben."

„Das läßt sich hören. Nun aber noch eins: man wird bei der Landesbank nicht geneigt sein, mir einen größeren Kredit einzuräumen."

„Wird auch nicht verlangt. Sie wissen so gut wie ich, daß Aufträge für die Börse mit einer entsprechenden Deckung in Barem belegt sein müssen. Daran habe ich natürlich gedacht und die Deckung gleich mitgebracht."

Er zählte auf dem Tische Bondrich zweihundert Stück Tausender vor und schob sie ihm hin.

„Das dürfte genügen," sagte er.

„Das genügt in der That schon für kolossale Operationen," gab Bondrich zu und erhob sich, um sich nach seinem Schreibtisch zu begeben.

„Was haben Sie da vor?" fragte Wismuth.

„Eine Bestätigung will ich Ihnen schreiben über den richtigen Empfang."

„Lassen Sie das; ich brauche keine Bestätigung; sie würde mir nichts nützen. Wenn Sie mir das Geld unterschlagen, werde ich dennoch nicht zu Gericht laufen, um meine Verbindung mit Ihnen öffentlich aufzudecken. Hätte ich kein Vertrauen zu Ihnen, dann wäre mir auch Ihre Bestätigung nicht gut genug. Das Ganze ist eben eine Vertrauenssache und muß eine solche bleiben."

„Und was soll ich zunächst thun?"

„Vorläufig gar nichts; warten Sie meine Verfügungen ab." —

Kaum hatte sich Wismuth entfernt, als Mistreß Aunie hereingewirbelt kam und nun vergnügt durchs Zimmer tanzte. Sie hatte gehorcht und so alles erfahren. Das ließ sie sich gefallen! Nun waren sie ja da, die glänzenden Aussichten!

Bondrich wartete nun auf die Aufträge. Er wartete zwei, drei, vier Tage, es kam nichts. Die Sache wurde ungemütlich. So viel freudes Geld im Hause, — doch eine verantwortungsvolle Geschichte; und er hatte nicht einmal eine eiserne Kasse. Am fünften Tage las er eine Notiz in der Zeitung, die ihn doch beträchtlich aufregte und beunruhigte. Der bekannte mehrfache Verwaltungsrat und Großspekulant Herr Berthold Wismuth sei seit einigen Tagen abgängig. Er wollte sofort eilen, Erkundigungen einzuziehen, aber dann erinnerte er sich der übernommenen Verpflichtung, unter keinen Umständen seine Verbindung zu verraten, und so wartete er denn, was die nächsten Morgenblätter zu berichten haben würden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ruine Hohen-Eppan in Tirol.
Originalzeichnung von W. Zeno Diemer.

Digitized by Google

Die Sache nahm größere Dimensionen an, und den ersten Notizen folgten ausführliche Artikel und „Originalberichte". Die ganze Börse geriet in Aufregung, aber bald stellte es sich heraus, daß zur Beunruhigung kein Grund vorlag. Von keiner Seite kamen Meldungen von schwebenden Engagements; nirgends wußte man etwas von Verlusten, die eine Flucht wahrscheinlich gemacht hätten oder die den Verschwundenen in den Tod hätten treiben können. Es meldeten sich weder Gläubiger noch Schuldner. Das Ereignis ward um so rätselhafter, als auch nicht die Spur seines notorisch sehr großen Vermögens zu entdecken war. Alles, was herausgebracht wurde, war, daß er kurz vor seinem Verschwinden durch einige Banken Wertpapiere in großen Beträgen flüssig machen ließ, aber auch das bot keine Anhaltspunkte zur Aufklärung, denn es fehlte jeder Hinweis darauf, was er dann mit dem baren Gelde angefangen habe. Verwandte meldeten sich nicht, vielleicht hatte er deren auch keine mehr. Er war in früher Jugend schon vor Jahrzehnten aus einer kleinen Stadt im Württembergischen zugereist; Freunde hatte er nie gehabt, kurz, von keiner Seite konnte Licht in das Dunkel gebracht werden.

Die Dienerschaft in der verlassenen Wohnung war völlig ratlos. Nach tausend Kombinationen einigten sich die Zeitungen in der Annahme, daß der Mann entweder das Opfer eines Verbrechens oder seiner eignen Nervenüberreizung geworden sei. Da für das erstere nicht die mindesten Anzeichen vorlagen, hielt man das letztere für nur um so wahrscheinlicher. Man wußte, daß er immer sehr nervös gewesen sei, und nahm an, daß er sich in einem Momente geistiger Störung an irgend einer einsamen und schwer zugänglichen Stelle selbst den Tod gegeben habe.

Die Thatsache stand fest: Berthold Wismuth war und blieb verschollen.

Bondrich glaubte nicht an den Tod des Mannes. Er nahm sich vor, sich bereit zu halten, wenn jener wiederkehren sollte. Das empfangene Geld legte er, damit es doch auch seine Zinsen trage, sicher in der Sparkasse an. Er dachte viel über die merkwürdige Episode nach; da aber bei allem Denken nichts herauskam, gab er es endlich auf und widmete sich ganz seinem Berufe.

Es ging Karl Bondrich nun weitaus besser als früher in den beengten Verhältnissen. Bald sollte aber auch er erfahren, welchen Wert die sicheren Anstellungen haben, wenn sie auch mancherlei Entsagung auferlegen mögen. Das Haus, dem er seine Dienste einige Jahre mit gutem Erfolge gewidmet hatte, fallierte infolge einer Krise, die auf dem Weltmarkte der Diamanten wieder einmal ausgebrochen war, und nun stand er da ohne Erwerb und trotz aller emsigen Bemühungen ohne Aussicht, sich einen solchen zu schaffen. Die nicht erheblichen Ersparnisse waren bald aufgezehrt, und es hielt nun die Not ihren Einzug bei ihm.

Ein Unglück kommt gewöhnlich nicht allein. Gerade als Bondrichs mit der bitteren Sorge um das tägliche Brot zu kämpfen hatten, begann ihr vergöttertes einziges Kind, ein herziges Mädchen von acht Jahren, zu kränkeln. Der Arzt machte ein sehr ernstes Gesicht und empfahl längeren Aufenthalt im Süden, womöglich in Aegypten. Wie leicht sich das ausspricht, — längeren Aufenthalt im Süden! Ja, um Gottes willen, woher sollte er das Geld dazu nehmen?!

Mistreß Annie verwies ihn auf das Sparkassenbuch. Jetzt werde der Verschollene sicher nicht mehr auftauchen, und wenn auch, — ein gewisses Anrecht hätten sie ja doch! Er lehnte schroff ab. Wenn er schon das Kapital nicht anrühren wolle, drang sie weiter in ihn, so könnte er doch wenigstens die Zinsen für sich verwenden. Er wies auch diesen Gedanken zurück. Es giebt zweierlei Kassierernaturen, die unehrlichen und die ehrlichen. Bei beiden nützt alles Reden nichts. Bei den einen nicht, daß sie ehrlich bleiben, bei den andern, daß sie unehrlich würden.

Er erklärte, daß er lieber verhungern als zum Diebe werden wolle. Sie erwiderte, daß es sich da erstlich nicht um einen Diebstahl und weiter nicht sowohl um ihn als um das Kind und ein wenig doch auch um sie, die Frau und die Mutter, handle. Er blieb hartnäckig bei seiner Meinung, und — das Kind starb.

Ein gebrochener Mann, kehrte er von dem Leichenbegängnis in sein verödetes, nun doppelt und dreifach verödetes Heim zurück. Denn nun hatte er auch nicht mehr den Trost und den Halt an der Liebe seines Weibes. Mistreß Annie trug den Schmerz äußerlich ruhiger als er, aber in ihrer Seele, der Seele der Mutter, bohrte nicht nur das Leid um das verlorene Kind, sondern auch der Vorwurf und der tiefe Ingrimm wider den herzlosen Vater.

Die Not wurde immer drückender. Frau Annie fühlte sich seelisch und leiblich zu schwach, ihre Lektionen wieder aufzunehmen, und er war nun außer stande, seine Frau zu ernähren. Da sprachen sie sich denn ruhig aus und beschlossen auseinanderzugehen. Sie wollte Zuflucht in ihrem Elternhause suchen, und würden einmal die Zeiten besser werden, dann wollten sie wieder zusammenkommen.

Annie fuhr also nach England zurück, bis Schottland sogar, wohin ihr Vater, ein britischer Steuerbeamter, versetzt worden war, und Bondrich fuhr fort in seinen qualvollen Bemühungen, sich kümmerlich durchzuschlagen. Nun, da er allein war, ging's freilich auch leichter. Er war wieder mobiler und konnte manches anpacken, was früher durch die Umstände ausgeschlossen erschien. Schließlich landete er wieder bei einer Diamantenfirma. Er mußte wieder reisen und erwarb bald genug, um wieder flott zu werden. Mit Annie war auch brieflich eine Verständigung und Annäherung erreicht worden, und so fuhr er denn, auf der Strecke immer seine Geschäfte

Digitized by Google

besorgend, nach Glasgow, um sie sich zurückzuholen.

Bondrich saß in dem Speisesaale eines Hotels in Glasgow, um vor dem Schlafengehen noch ein Glas Wein zu trinken. Die Wohnung seiner Schwiegereltern wäre zu beengt gewesen, um auch ihn noch zu beherbergen, und dann hatte er auch ihnen nicht zur Last fallen wollen. So hatte er sich denn in einem Hotel einquartiert. Wie er nun so dasitzt und seinen Wein schlürft, zuckt ihm der Strahl eines Diamanten ins Auge. Er wird aufmerksam und blickt etwas genauer nach dem Nebentisch. Dort sitzt ein Herr ganz allein, ein ehrwürdiger Greis mit schneeweißem Haupt- und Barthaar, — aber der Herr interessiert ihn weniger, ihn interessiert der Ring, den er am Finger trägt.

Was das für ein schöner Stein ist! Er ist nicht übermäßig groß, aber das Feuer und die Reinheit! Er mag unter Brüdern seine — er rechnet nicht weiter. Wie er noch einmal genauer hinsieht, giebt es ihm einen Stoß gegen das Herz, es legt sich ihm um den Hals und beengt ihm den Atem. Das ist ja sein erster Diamant gewesen; das ist der Ring, den er vor zehn Jahren — ach, es waren darunter recht bittere Jahre! — an Wismuth verkauft hatte! Und nun, da der Anfang gemacht war, ging's auch mit dem Erkennen weiter. Das war auch — entsetzlich rasch gealtert zwar — das war wirklich und wahrhaftig Wismuth, der Verschollene!

Bondrich hielt an sich und überlegte eine Weile. Er wollte sich erst sammeln. In England, dem klassischen Lande der Kaltblütigkeit, pflegt man mit stürmischen Scenen kein Glück zu haben, und darum wollte er auch keine aufgeregte Erkennungsscene veranstalten. Er erhob sich ohne Hast, ging an den Nebentisch und redete den einsamen Gast in deutscher Sprache ruhig an:

„Guten Abend, Herr Udeis!"

Der Greis sah ihn verständnislos an, antwortete aber ebenfalls deutsch:

„Sie scheinen mich zu verkennen, mein Herr. Ich heiße nicht Udeis."

„Möglich, daß Sie den selbstgewählten Scheinnamen vergessen haben, — aber Herr Wismuth sind Sie doch?"

Wismuth blickte erstaunt auf.

„Allerdings — indessen — woher — ? Aber, bitte, wollen Sie nicht an meinem Tische Platz nehmen?"

Er winkte einem Kellner, daß er Bondrichs Flasche herüberschaffe.

„Sie erkennen mich also nicht mehr, Herr Wismuth?" fragte Bondrich, sich niederlassend.

„Sie müssen verzeihen, Herr — Herr —"

„Bondrich, Karl Andreas Bondrich ist mein Name."

„Sie müssen verzeihen, Herr Bondrich, mein Personen- und Namensgedächtnis ist sehr, sehr schlecht."

„Aber dann hätte ich Ihnen ja auf die schönste Weise mit Ihrem Gelde durchbrennen können!"

„Mit was für einem Gelde?"

„Sie erinnern sich gar nicht, daß Sie mir Geld, viel Geld anvertraut haben?"

„Das ist unmöglich. Ich habe nie jemand Geld anvertraut."

„Sie kennen mich überhaupt nicht, Herr Wismuth?"

„Ich glaube nicht, daß ich Sie jemals zuvor gesehen habe."

„Dann muß ich Ihrem Gedächtnis ein wenig zu Hilfe kommen, Herr Wismuth. Sie haben da einen schönen Stein am Finger."

„Ja, er ist schön, und er ist mir sehr lieb, schon wegen der Erinnerung, die sich mir daran knüpft."

„Ein teures Andenken?"

„Nicht eigentlich was man so nennt. Ich habe ihn von einem jungen Manne gekauft, der —"

„Da habe ich Sie ja, wo ich Sie haben wollte. Von einem jungen Manne, dem Sie einmal an der Kasse irrtümlich tausend Gulden zu viel ausbezahlt hatten, und der —"

„Ganz richtig," unterbrach ihn nun Wismuth lebhaft, „es ist das eine meiner angenehmsten Erinnerungen. Denken Sie nur, ich wäre selber niemals darauf gekommen, und der bringt sie aus freien Stücken zurück!"

„Es freut mich, daß Sie sich der Thatsache erinnern, Herr Wismuth. Und nun nur noch eine kleine Anstrengung, und Sie erinnern sich vielleicht auch des Mannes. Er sitzt nämlich an Ihrem Tische."

Wismuth betrachtete seinen Gast genau, und dann schien es in ihm aufzudämmern.

„Ja, wahrhaftig, — jetzt erkenne ich Sie wieder! Sie müssen Nachsicht mit mir haben, Herr Bondrich. Es ist viel Zeit darüber hingegangen, und ich bin ein alter Mann."

„Sie sind gar kein alter Mann, Herr Wismuth."

„Wohl wahr, aber die Leiden machen alt. Mein Haar ist weiß, und ich kann mit Byron sagen: ‚but not with years!' Ich freue mich wirklich, Sie wiederzusehen, Herr Bondrich. Sie haben damals einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich gemacht. Ich hatte einen Menschen gefunden, dem ich vertrauen konnte. Das war in meinem Leben eine ganz neue Erscheinung. Ich habe mich oft und oft nach Ihnen gesehnt, und wenn es anginge, möchte ich Sie nun auch nicht wieder von mir fortlassen."

„Erst müssen wir trachten, uns zu verständigen, Herr Wismuth. Sie erinnern sich der einen Thatsache und einer zweiten, viel wichtigeren nicht!"

„Was ist das für eine Thatsache?"

„Daß Sie mir einen sehr großen Geldbetrag übergeben haben."

„Davon weiß ich nichts, und — ich möchte auch nicht, daß Sie darüber sprechen," fügte er mit seltsamer Unruhe und Aengstlichkeit hinzu.

„Wir müssen die Sache aber doch ins reine bringen, Herr Wismuth. Ich will das Geld nicht noch weiter durchs Leben schleppen. Es hat mir keinen Segen gebracht, und Jahre meines Lebens hätte ich drum gegeben, wenn Sie es mir

Digitized by Google

nicht anvertraut hätten. Wie kommt es, daß Sie sich gerade daran nicht erinnern?"

„Ich weiß es nicht, Herr Bondrich, ich weiß nur, daß ich ein unglücklicher Mensch bin!"

„Wir werden schon darauf kommen, merken Sie nur gut auf, Herr Wismuth. Eines Tages kamen Sie zu mir und sagten, Sie glaubten, in mir Ihren Vertrauensmann gefunden zu haben."

„Das kann schon wahr sein, — und weiter?"

„Sie fügten dann hinzu, daß Sie als Verwaltungsrat doch manches erführen, was nutzbringend verwertet werden könnte, daß aber Ihnen selbst die Hände gebunden seien, und daß daher ich in Ihrem geheimen Auftrage die Geschäfte besorgen sollte. Als Deckung zählten Sie mir zweimalhunderttausend Gulden zu."

„Das war eine ganz gescheite Idee," sagte Wismuth lächelnd, „und es scheint mir ganz plausibel, daß ich so zu Ihnen gesprochen habe. Ist es aber nun nicht schrecklich, daß mir jede, auch die leiseste Erinnerung daran fehlt?"

„So etwas ist aber doch ganz unerklärlich!"

„Ich will es Ihnen erklären, Herr Bondrich. Sie sind der einzige Mensch auf der Welt, mit dem ich darüber reden will und kann. Sie waren natürlich sehr überrascht, als ich plötzlich als verschollen ausgerufen wurde?"

„Das können Sie sich doch denken, Herr Wismuth!"

„Ich war es nicht minder, als ich davon in den Zeitungen las."

„Ja, warum haben Sie sich dann nicht gemeldet?"

„Ich habe mich geschämt. Mit mir war etwas ganz Merkwürdiges geschehen. Eines Tages finde ich mich ohne Kopfbedeckung auf einem Bahnhofe in Stuttgart. Ich komme zu mir und weiß nicht, wie ich dahin gelangt bin. Jede Erinnerung an die letzten Tage war wie ausgelöscht. Ich habe jahrelang darüber gegrübelt, — wie ausgelöscht! Eine Lücke in meinem Dasein, die ich durchaus nicht auszufüllen vermochte. Als ich mich zu sammeln versuchte, fand ich, daß ich mein ganzes Vermögen in Barem bei mir trug. Herrgott, ich bin irrsinnig! sagte ich mir, und dann kam ich doch dazu, nach reiflicher Selbstprüfung, daß dem nicht so sei. Ich war vollständig geistesklar, nur über die unselige Lücke kam ich nicht hinweg. Ich kam nicht ins reine; war es eine vorübergehende Störung gewesen, hatte ich ein doppeltes Bewußtsein oder ein intermittierendes? Die letzte klare Erinnerung war die an Ihren Besuch, als ich diesen Stein von Ihnen kaufte. Von da an verschwimmt alles in einem Nebel, der um so dichter und undurchdringlicher wird, je näher ich zur Stuttgarter Episode komme. Zurück wollte ich in meiner Angst nicht. Man hätte doch Aufklärung verlangt, und, wie bereits erwähnt, ich schämte mich."

„Sie hätten einen Arzt zu Rate ziehen sollen, Herr Wismuth."

„Habe ich gethan. Sie können nicht ahnen, was ich gelitten habe. Ich fürchtete, auf Lebenszeit in ein Irrenhaus gesteckt oder doch entmündigt zu werden. Ich floh nach London, um dort in der Millionenmenge unterzutauchen. Der berühmte Nervenarzt, den ich befragte, redete mir Mut zu. Die Sache sei gar nicht so schlimm, und er empfahl mir nur, damit ich gelegentlich nicht wieder das Opfer des rätselhaften zweiten Bewußtseins werde, einen würdigen und verläßlichen Mann, der mir niemals von der Seite gehen sollte. Sehen Sie den Herrn, der fast wie ein Geistlicher aussieht, dort rechts allein an einem Tische, — das ist der Mann."

Bondrich warf einen Blick hin und nahm wahr, daß der Wärter sie in der That unaufällig, aber auch unabläßig beobachtete.

„Und ist Ihnen der Mann nicht lästig?" fragte er.

„Es gewöhnt sich alles, und er ist bescheiden. Oft bemerke ich seine Gesellschaft tagelang nicht."

„Und hat sich der Anfall niemals wiederholt?"

„Zum Glücke nicht. Ich glaube auch, Gram und Schrecken brächten mir den Tod, wenn mir das noch einmal widerfahren sollte. Nun aber erzählen Sie von sich, Herr Bondrich!"

Bondrich erzählte, was es zu erzählen gab, und es war nicht viel des Erfreulichen darunter.

„Ihre Frau holen Sie sich nun wieder?" fragte Wismuth, als Bondrich seine Erzählung beendigt hatte. „Möchten Sie mir nicht die Ehre erweisen, mich morgen vormittag mit Ihrer Frau zu besuchen?" —

Bondrich erschien am nächsten Tage mit seiner Frau bei dem Sonderling. Mistreß Annie, die zu Hause wieder zu voller Frische und Gesundheit emporgeblüht war, gewann im Fluge seine Sympathien. Nachdem er eine Weile mit ihr so lebhaft und angeregt geplaudert hatte, als habe er sich um Jahre verjüngt, wandte er sich an ihren Gatten:

„Herr Bondrich, ich hatte Sie gebeten, mir Ihre Frau Gemahlin zuzuführen, weil ich sie erst kennen lernen wollte, ehe ich ein Anliegen aussprach. Sie wissen, daß ich zu keinem Menschen auf der Welt ein solches Vertrauen habe wie zu Ihnen und jetzt auch schon zu Ihrer Frau. Wollen Sie beide mich bei sich aufnehmen? Denken Sie, es sei ein armer, alter Großpapa, den man nicht allein hausen läßt. Sie werden Ihren Geschäften nachgehen, Herr Bondrich, wie bisher. Sind Sie nicht zu Hause, so wird Mistreß Annie auf mich schauen. Müssen Sie reisen, dann nehmen Sie mich mit. Ungelegenheiten werde ich Ihnen nicht machen. Meinen Begleiter behalten wir oder schicken ihn fort, wie Sie es für gut halten. Ueber die Geldfrage brauchen wir nicht viel zu reden. So viel ist sicher, Geldsorgen sollen Sie nicht mehr haben. Lassen Sie mich an meinem Lebensabend noch ein Heim, eine Familie finden! Sie thun ein gutes Werk damit."

Annie und Bondrich verständigten sich mehr mit Blicken als durch Worte.

Der Antrag wurde angenommen.

Digitized by Google

Die Ruine Hohen-Eppan in Tirol.

(Hierzu das Bild Seite 268 und 269.)

Wenn man sich von Girlan, einem der bedeutendſten der weinbauenden Orte Tirols, dem Mendelgebirge nähert, ſo treten mehr und mehr die zahlloſen Burgen, die aus den Eichen- und Kaſtanienwaldungen aufragen, in den Geſichtskreis des Wanderers. Die ſchönſte dieſer Burgen, die gleich kühn auf Bozen und Meran herabſchaut, iſt Hohen-Eppan. Auf einem mächtigen Porphyrfelſen ſich erhebend (633 Meter), war es der Stammſitz des einſtmals mächtigen, heute ausgeſtorbenen Grafengeſchlechtes Eppan, dem auch die Gemeinde gleichen Namens, auf der Hochfläche an der Straße von Bozen zum Mendelpaß belegen, gehörte. Die Grafen von Eppan, die eifrige Parteigänger der Welfen gegen die deutſchen Kaiſer waren, beſaßen in ihrem Gebiete eine ganze Anzahl von Burgen, heute zum großen Teile Ruinen; die prächtigſte von ihnen aber iſt Hohen-Eppan, von deſſen Anlage und Ausdehnung auch die Trümmer noch eine gute Vorſtellung geben. Im Winterkleide nimmt ſich die Burg, wie unſre Abbildung zeigt, hochromantiſch aus, aber durch Schnee und Eis dort hinaufzuklimmen, ſollte nur der geübte Bergſteiger wagen. In der guten Jahreszeit iſt jedoch der Aufſtieg ohne ſonderliche Beſchwer, und den Wanderer belohnt ein herrlicher Rundblick. Unter und vor der Burg leuchten aus dem dunkeln Grün dem Beſchauer die Schlöſſer Korb und Warth entgegen, ebenſo die grauen Mauern von Altenburg, Buchsberg, Dornhof und Boimont. Wer den Ausflug von St. Pauls unternimmt, thut gut, den Rückweg über die Ruine Boimont einzuſchlagen und den Abſtecher in die wilde Weißenbachſchlucht mit dem Firmaleinwaſſerfall zu machen. Alle die Burgen und Schlöſſer, die man von Hohen-Eppan überblickt oder leicht erreichen kann, ſind eng verflochten mit der wechſelvollen Geſchichte des Berglandes, und wenn die verwitterten, moosbedeckten, epheuumrankten Steine reden könnten, ſie würden viel erzählen von den Fehden der Ritter und Grafen miteinander und dem blutigen Streit trotziger Vaſallen mit den Landesherren. Heute ſind dieſe Fehden vergeſſen, und die zerklüfteten Mauern, die einſt wiederhallten von wildem Kampfgetümmel, bieten jetzt Bilder des tiefen Friedens, poetiſcher Beſchaulichkeit. Zu dem landſchaftlichen Reiz, den dieſer Teil der deutſchen Alpen auf das empfängliche Gemüt ausübt, tragen dieſe altersgrauen Zeugen der Vorzeit nicht wenig bei.

Die Bagdadbahn.

Vor einem Jahre, im Winter 1900/1901, durchreiſte ich in den Monaten November bis Februar das obere Meſopotamien und Nord-Syrien zwiſchen Antiochia am Orontes und Moſſul am Tigris auf zwei verſchiedenen, einander mehrfach kreuzenden Routen hin und zurück. An den zweiten Aufenthalt in Moſſul ſchloß ſich dann die Weiterreiſe nach Süden, ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Bagdad und bei den Ausgrabungen von Babylon und eine Fahrt den Tigris hinab zum Perſiſchen Golf. Das iſt ſo ziemlich das ganze Gebiet der zukünftigen Bagdadbahn außerhalb der anatoliſchen Halbinſel. Teile der kleinaſiatiſchen Trace habe ich bereits bei einer früheren Gelegenheit im Herbſt 1898 geſehen, namentlich die Uebergangsſtelle über den ciliciſchen Taurus und die große ciliciſche Küſtenebene. Während auf dieſer früheren Reiſe die Wogen der Begeiſterung und Freundſchaft von türkiſcher Seite uns Deutſchen gegenüber aus Anlaß des gleichzeitigen Beſuches Kaiſer Wilhelms II. in Konſtantinopel und Jeruſalem geradezu turmhoch gingen und ich mich vor der Liebenswürdigkeit der Unterthanen des Sultans, Beamte wie Volk, die mir in Wort und That entgegengebracht wurde, wirklich manchmal kaum zu laſſen wußte, bemerkte ich auf der zweiten Reiſe im vorigen Winter doch eine weſentliche Abkühlung dieſes deutſchfreundlichen Enthuſiasmus. Einiges dazu trug allerdings bei, daß ich mich nicht im türkiſchen, ſondern im arabiſchen Sprachgebiet bewegte; es macht einen großen Unterſchied, ob man eins oder das andre durchreiſt. Der Türke iſt ſeinem Padiſchah gegenüber loyal und hingebend bis auf die Knochen, auch wo er von ſeinen Beamten ſchlecht behandelt und ausgeſogen wird. Der arabiſch redende Teil der Angehörigen des osmaniſchen Reiches iſt aber nichts weniger als loyal; obgleich es im ganzen Syrien und den Landſchaften am Euphrat und Tigris, wo heute arabiſch geſprochen

Junge Kurdenfrau aus dem Gebirge bei Moſſul.

Digitized by Google

wird, nur sehr wenige wirkliche Nachkommen aus dem Volke Muhammeds giebt, so fühlen sich diese arabisierten Syrer, Babylonier u. s. w. doch in ihrem Herzen als etwas sehr viel Besseres gegenüber den

Provinzen zu hohen Staatsämtern zugelassen werden, und vollends nicht in ihrer Heimat. Vielmehr werden alle wichtigeren Posten dort ganz überwiegend mit hergesandten Vollblutturken oder wenig-

Schloss von Biredschik, Binnenseite.

als Barbaren geächteten osmanischen Türken. Außerdem trägt zu dieser oft kaum verhehlten Mißstimmung viel bei, daß nur sehr selten von Stambul aus Angehörige der arabisch redenden

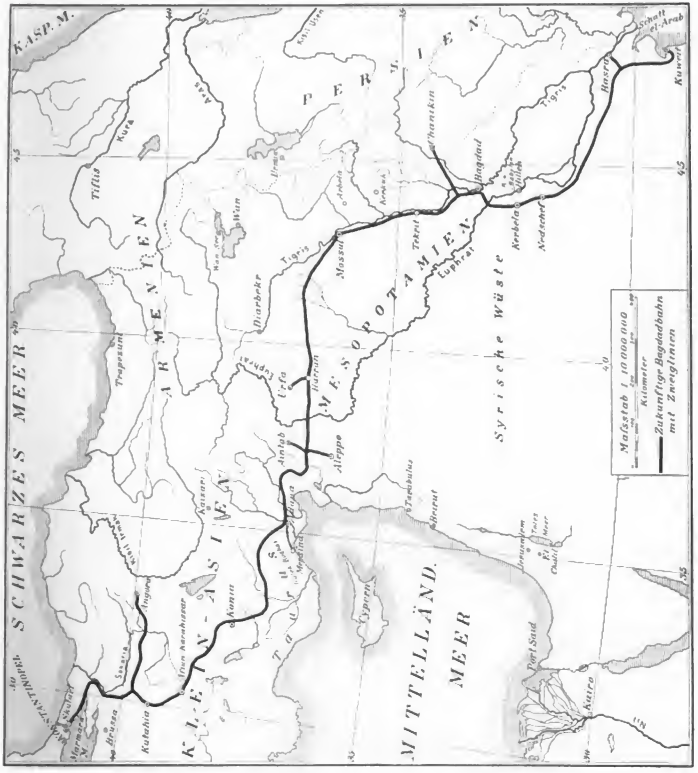
stens solchen, die dafür gelten wollen, besetzt. Immerhin war der Umschwung in der Stimmung nicht zu verkennen, und was mir als das Entscheidende erschien, auch die hohe Meinung von der Macht

Mossul.

Digitized by Google

des Deutschen Kaisers war ohne Frage bei den Muhammedanern stark ins Schwanken gekommen.

Der Grund für diese augenfällige Aenderung war das mit der größten Bestimmtheit und Hartnäckigkeit von Aleppo bis Bagdad und Basra, ja bis tief nach Persien hinein verbreitete Gerücht, der Bau der großen Bagdadbahn sei von den Deutschen aufgegeben worden, und zwar auf Betreiben der Russen. Für die den Orientalen allein geläufige Anschauungsweise konnte das nichts andres bedeuten, als daß der Deutsche Kaiser vor dem russischen, der den Bahnbau nicht wünschte, weil er der Türkei feind war, als der minder Mächtige zurückgewichen sei. Ich kann nicht sagen, daß ich allerorten bei den Eingeborenen darüber große Trauer gefunden hätte. Im Gegenteil. In der Türkei sind diejenigen Stimmen von Anfang an nicht selten gewesen, die den ganzen Bahnbau als etwas für das Reich Gefährliches, als eine fremde Neuerung verurteilten. Ich entsinne mich eines Gesprächs mit einem alten und für seine Verhältnisse gebildeten Türken über das Verhältnis der verschiedenen



Digitized by Google

In einer persischen Karawanserai an der Strasse von Chanikin nach Bagdad.

Kerbela bei Babylon.

Digitized by Google

Strasse in Aleppo.

Urfa.

Diarbekr, der früher projektierte Knotenpunkt der anatolisch-mesopotamischen Bahnen.

Diarbekr (Sassanidenpalast).

Bilder von der Bagdadbahn.

europäischen Mächte zur Türkei und über den Bahnbau. Der Alte gab mir zu, daß Rußland, England und Frankreich heute so gut wie seit alters in der Türkei in der Hauptsache nur eigensüchtige Interessen verfolgten, und daß wir sozusagen die uneigennützigsten Freunde seien; „wenn ihr aber die Bahn durch das Land gebaut habt," fuhr er fort, „so wird sie doch der Strick sein, mit dem ihr es an euch zieht." So dachten und denken nicht wenige im osmanischen Reich, und der Sultan, dessen uneigennützige Wünsche das Bahnprojekt entsprungen ist, hat mit diesen Elementen, die aus ihrem beschränkt patriotischen Gesichtskreise heraus von Mißtrauen erfüllt sind, einen ebenso schweren Stand gehabt wie gegenüber den religiösen Fanatikern des orthodox-konservativen Islam.

Ich war damals in Aleppo, Mossul und Bagdad der Meinung (und bin es auch heute noch), daß sehr energische Machenschaften in Konstantinopel im

Ruinen von Harran.

Werk gewesen sind, um die Erteilung der Baukonzession an uns zu verhindern. Indes ist diese Zeit der Ungewißheit und Sorgen nun vorüber; vor kurzem hat es der Telegraph aller Welt verkündet, daß die Bagdadbahn wesentlich unter deutschem Einfluß gebaut werden wird, und daß die Konzession sogar der bereits bestehenden und von Deutschland aus geleiteten Gesellschaft der anatolischen Bahnen übertragen worden ist. Namentlich dieser letztere Umstand muß mit besonderer Befriedigung begrüßt werden, denn die Neubildung einer besonderen Baugesellschaft für die Bagdadbahn, die ja nichts andres ist als die Fortsetzung des bereits bestehenden anatolischen Netzes, hätte leicht zu neuen Schwierigkeiten und Intrigueu den berechtigten Interessen Deutschlands zuwider Anlaß und Gelegenheit geben können.

Vergegenwärtigen wir uns nun die Bedingungen, unter denen der Bau zu stande kommen soll, den Verlauf der Trace durch die von ihr in Zukunft erschlossenen Länder Vorderasiens und die Folgen, welche das große Unternehmen nach seiner Vollendung voraussichtlich für das osmanische Staatswesen, für Deutschland und für die gesamte kulturelle Welt entwickeln wird.

Man spricht in der Regel von der deutschen Bagdadbahn. Dieser Ausdruck ist insofern ungenau, als das offizielle Deutschland mit dem Bau als solchem natürlich gar nichts zu thun hat und auch dem deutschen Kapital, der deutschen privaten Initiative nicht eine Monopolstellung, sondern nur die Führung des Unternehmens eingeräumt ist. Eher kann man den Bahnbau als ein deutsch-französisches Werk bezeichnen, denn das deutsche und das französische Kapital, welch letzterem sich auch belgisches Geld angegliedert hat, sind von vornherein übereingekommen, die Bausumme nach dem Verhältnis von 60 % für Deutschland und 40 % für Frankreich untereinander zu teilen. Ein solches Verfahren ist aus dem doppelten Grunde ratsam und notwendig gewesen, weil erstens das auf 600000000 Franken veranschlagte Baukapital in Deutschland allein schwer aufzubringen wäre, und weil zweitens ohne eine gewisse internationale Verständigung, d. h. ohne eine indirekte Beteiligung der auswärtigen Großmächte, mustersetzt überhaupt schwer an die Arbeit herangetreten werden kann. Sollte es sich nun in der Folge noch ergeben, daß weitere Nationen zur finanziellen Beteiligung zuzulassen sind, so würde der eltwa auf sie entfallende Anteil von der deutschen und französischen Grundrate nach Maßgabe ihres arithmetischen Verhältnisses zu einander abgezogen werden, d. h. also, wenn z. B. England eine Beteiligung von 10 % zugestanden erhält, so würden vom deutschen Anteil 6 und vom französischen 4 % der Gesamtsumme zu Gunsten der Engländer abgezogen werden. Die Bagdadbahn kann nicht gebaut werden ohne eine Zinsgarantie von seiten der türkischen Regierung, und zwar beläuft sich die von der Pforte zugestandene Summe nach dem Wortlaut der Konzession auf insgesamt 16500 Franken jährlich für den laufenden Betriebskilometer. Da nun die Linie mit ihren Abzweigungen die Länge von 2500 Kilometern erreichen wird, so bedeutet das Versprechen der Pforte eine Garantieverpflichtung von rund 40000000 Franken jährlich. Notorisch wird diese Verpflichtung nie in voller Höhe wirksam werden, weil auch im ungünstigsten Falle die eignen Einkünfte der Bahn einen erheblichen Teil der für das finanzielle Bestreben des Unternehmens erforderlichen Kilometereinnahmen decken werden. Auf 5—6000 Franken pro Jahr und Kilometer kann man selbst im minder günstigen Falle für das erste Jahrzehnt des Bestehens hoffen. Immerhin muß die türkische Regierung mit einer jährlichen Zahlungsverpflichtung von 20 bis 25000000 Franken rechnen. Diese können von jener Seite nur aufgebracht werden, wenn die Staatseinnahmen um einen entsprechenden Betrag über ihre jetzige Höhe hinaus, die jährlich 500000000 Franken beträgt, gesteigert werden. Auf welchem Wege dies am besten zu erreichen ist, darüber kann kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen: man braucht nur den niedrigen Zollsatz, mit dem die Türkei die Einfuhr aus fremden Ländern belastet, von den heutigen 8 % auf 14—15 % vom

Digitized by Google

Aleppo. Derwischkloster Scheich Abu-Bekr und Begräbnisplatz; links das türkische Militärhospital.

Rum-Kale, römische Felsenfestung in Nordsyrien.

Digitized by Google

Die Tigrisbrücke in Bagdad.

Wert der Ware zu erhöhen. Dies kann allerdings, weil die Zölle vertragsmäßig festgelegt sind, nur durch Verhandlungen mit allen beteiligten Mächten geschehen, und hier eben liegt der Punkt, an dem es wahrscheinlich notwendig werden wird, sowohl für uns als auch für die Türken, noch weitere Zugeständnisse an andre Mächte zu machen. Natürlich muß und wird es ein Ziel unsrer Politik sein, diese Zugeständnisse dritten gegenüber weniger auf Kosten des Bagdadbahnunternehmens selbst eintreten zu lassen, als vielmehr auf dem Gebiet der Leistungen und Gegenleistungen an andern Punkten des Erdballs. In dieser Beziehung wäre es verfehlt, auf allzu hastige Resultate zu dringen, denn es kommt nicht nur darauf an, daß die Bagdadbahn überhaupt gebaut wird, sondern darauf, daß vom Standpunkte der deutschen Interessen auch etwas Entsprechendes dabei herauskommt. Es ist ja nicht unmöglich, daß schon in der gegenwärtigen und jüngst verflossenen politischen Konstellation der allgemeinen Weltpolitik Momente stecken, die bereits aus einer Haltung Deutschlands gegenüber andern Mächten entstanden sind, deren Ziel die Herbeiführung günstiger Umstände für den Bau der türkischen Zentralbahn ist. Man wird also nicht ungeduldig werden dürfen, wenn es mit dem Beginn der Arbeiten wirklich noch einige Jahre dauern sollte. Der eigentliche Grund zur Besorgnis, das Werk könnte vereitelt werden, namentlich die Ungewißheit der Situation, ist jetzt ja verschwunden, und der anatolischen Eisenbahngesellschaft kann das alleinige Recht, mit der Arbeit zu beginnen, sobald es die Umstände zu gestatten scheinen, von keiner Seite mehr bestritten werden. Von besonderer Bedeutung ist aber auch der Umstand, daß sich der Sultan selbst als der eifrigste Förderer des definitiven Abschlusses gezeigt hat. Ohne sein energisches Drängen hätten sich die Verhandlungen wahrscheinlich noch lange hingezogen. Der Wunsch und die Idee, die Abdul Hamid dabei leiten, sind vor allen Dingen durch die Besorgnis bedingt, es könnte zu einem kriegerischen Konflikt seines Reiches mit irgend einer Großmacht kommen, bevor ihm durch die Vollendung der Bahn die rasche Heranziehung der jenseits des heutigen Bahnrayons in Anatolien und den Euphratländern garnisonierenden Truppen gesichert ist.

Kurdenmädchen aus dem iranisch-mesopotamischen Grenzgebirge.

Wir wenden uns nun zum Verlauf der Trace selbst. Der alte Plan, die Fortsetzung der Linie nach Bagdad an den nördlichen Stumpf der anatolischen Bahnen bei Angora anzusetzen, ist schon seit mehreren Jahren fallen gelassen, zugleich aus technischen, finanziellen und politischen Gründen. Die Bagdadlinie schließt also bei Konia, südlich von der großen zentralen Salzwüste des inneren Kleinasiens, an den von Konstantinopel und Smyrna kommenden Stamm an, überschreitet die Tauruskette in unmittelbarer Nähe der berühmten cilicischen Thore des Altertums, heute Paß von Gülek-Boghas genannt, wendet sich dann durch die fruchtbare cilicische Küstenebene nach Adana zu, das bereits durch eine 65 Kilometer lange Eisenbahn mit dem Mittelmeerhafen Mersina verbunden ist, überschreitet in mehrfach gewundener Linie, dem Zuge einer Reihe von natürlichen Senkungen folgend, das nordsyrische Gebirgs- und Bergland, indem sie auf der Mitte zwischen den Städten Aintab und Aleppo einen Zweig nach jedem der beiden Orte entsendet, und läuft dann direkt auf die Ruinen der alten Hethiterstadt Karkemisch am Euphrat, heute Dscherablus, zu. Der Euphrat wird auf einer langen Brücke überschritten. Weiter geht es über Harran, das alte Carrhae, wo Crassus den Parthern erlag, und das einst hochberühmte Nisibis nach Mossul am Tigris. Urfa wird von Harran aus durch eine Zweigbahn angeschlossen. Von Mossul aus wollte man früher in weitem Bogen westlich vom Tigris über das alte Arbela und die Naphthastadt Kerkuk Bagdad erreichen, aber die

Digitized by Google

reißende Natur der zahlreichen dortselbst zu überbrückenden Ströme und Flüsse und die enormen, als warnendes Zeichen längs ihren Ufern aufgeschütteten Schutt- und Kiesmassen ließen es neben dem Wunsch nach Abkürzung der Linie doch rathsam erscheinen, ganz auf dem rechten Tigrisufer zu bleiben und über Tekrit, wahrscheinlich das Kainai Xenophons, Bagdad zu erreichen. Zwischen Tekrit und Bagdad zweigt sich eine den Tigris überbrückende Seitenlinie nach der persischen Grenzstadt Chanikin ab, die am Eingang der Hauptverkehrsstraße liegt, die von den mittleren Tigrislandschaften aus auf das Hochland von Iran hinaufführt. Auf dieser Route verkehren alljährlich große Frachten und namentlich zahllose Pilgerscharen zwischen Persien und den Haupheiligthümern des schiitischen Zweiges des Islam, Kerbela und Nedschef, südwestlich von Bagdad, jenseits des Euphrat. Von Bagdad aus würde die kürzeste Linie zum Persischen Golf den Tigris entlang weiterführen, aber sowohl der Charakter des Bodens als auch die stärkere Bevölkerung und vorzugsweise politische Wichtigkeit der Landschaft auf dem rechten Euphratufer machen es notwendig, daß die Bahn bei Bagdad den Tigris verläßt, sich in scharfem Winkel westwärts wendet, den Euphrat überschreitet und, ganz in der Nähe der Ruinen des alten Babylon vorbeiführend, über die schiitischen Wallfahrtsorte das Persische Meer und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach einen zur Anlegung eines Hafens geeigneten Punkt in der Nähe des jetzt so vielgenannten Kuweit erreicht. Die Ausmündung der Linie nicht bei Basra, sondern unmittelbar am Meere ist aus verschiedenen Gründen eine Notwendigkeit, namentlich weil in der Mündung des Schatt-el-Arab, d. h. der vereinigten Ströme Euphrat und Tigris, eine Barre liegt, die selbst bei höchstem Flutstande Schiffen von mehr als 5½ Meter Tiefgang den Zugang nach Basra nicht gestattet.

Von besonderem Interesse wird es bei dieser Linienführung sein, daß nunmehr fast alle die großen Städte des vorderasiatisch-babylonischen Kulturkreises in die nächste Nähe der neuen Weltverkehrsader zu liegen kommen. Namentlich gilt das von den beiden Brennpunkten der alten semitischen Kultur: den assyrischen Königsstädten am Tigris und dem großen Babylon selbst. In Babylon ist zurzeit eine deutsche Expedition mit der Ausgrabung der wichtigsten Gebäude und Teile der Nebukadnezarstadt beschäftigt, und die im Laufe der jetzt 2½ Jahre dauernden Arbeitszeit an den Tag gekommenen Denkmäler der babylonischen Kultur lassen bereits mit Sicherheit erkennen, daß unsrer Wissenschaft von dieser Arbeit her ein ähnlicher Aufschwung in der Erkenntnis des orientalischen Altertums bevorsteht, wie er seinerzeit nach der Aufdeckung Ninives und seiner Nachbarstädte um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts eintrat.

Welche Folgen wird die Bagdadbahn haben?

Bagdad.

Ueber diese Frage herrscht gegenwärtig noch eine große Verschiedenheit der Meinungen. Von der einen Seite kann man sich nicht genug thun in ausschweifenden und, namentlich was die Zeitdauer bis zum Eintreten des Erfolges betrifft, phantastischen Zukunftshoffnungen; von der andern

Digitized by Google

Seite wiegelt man geflissentlich ab und bemüht sich, alles, was dort noch einmal geschehen könnte, im Prinzip als fraglich und hypothetisch hinzustellen. Ich glaube, daß eins wie das andre auf ungenügender Kenntnis und mangelnder persönlicher wie historischer Auffassung der Verhältnisse beruht. Grundlegend für die richtige Fassung aller Erwartungen und Aussichten muß die Erkenntnis sein, daß es sich bis zur schließlichen Erreichung der höchst möglichen Resultate um einen langen, vielleicht sehr langen Zeitraum handeln wird, daß aber andrerseits auch nicht der geringste Grund vorliegt, an der Wiederherstellung derjenigen Kulturhöhe zu zweifeln, die alle hier in Frage kommenden Länder bereits einmal besessen haben. Wenn man bedenkt, daß die Epoche der hohen Kultur, der dichten Bevölkerung, des großen Reichtums in den Ländern zwischen dem Mittelmeer und dem Rand des hohen Iran von Anbeginn ihrer historischen Entwicklung bis auf die ersten Jahrhunderte des arabischen Kalifats sicher nicht weniger als 4000 Jahre gedauert hat, vielleicht selbst noch erheblich mehr, so muß man sich sagen, daß einem solchen Zeitraum gegenüber die tausend Jahre kulturellen Niedergangs, auf die wir heute dort zurückblicken, nur als eine nicht sehr erhebliche Größe erscheinen.

Ich kann es als Resultat meiner Reisen wie meiner sonstigen Studien nur rückhaltlos aussprechen, daß heute noch, was die Natur des Landes und überhaupt die physischen Bedingungen anbetrifft, die Lage Mesopotamiens und Babyloniens genau dieselbe ist wie zur Zeit der höchsten materiellen Blüte, welche diese Gebiete unsers Wissens erlebt haben, d. h. gegen den Ausgang der sassanidischen Zeit im fünften und sechsten Jahrhundert n. Chr. König Chosru II. von Persien erhob aus dem Sawad, d. h. aus dem Alluviallande am Unterlauf des Euphrat und Tigris, das an Umfang etwa der Bodenfläche Italiens ohne die Inseln gleichkommt, an Grundsteuer (sie machte ein Drittel vom Wert der Ernte aus), auf den heutigen Geldwert berechnet nicht weniger als 700 Millionen Mark. Damit muß man vergleichen, daß heute die gesamten Staatseinkünfte der Türkei nicht mehr als 400 Millionen Mark betragen. Sowohl unter Darius Hystaspis im sechsten Jahrhundert v. Chr. als auch unter den Abassiden Mamun und Harun al-Raschid übertraf die Steuerkraft Babyloniens die des sprichwörtlich reichen Aegyptens ganz erheblich. Das sind keine Phantasien, sondern historische Thatsachen, und um wieder ins Leben zu rufen, was damals schon dagewesen ist, dazu bedarf es hier nichts weiter als der Wiederherstellung der alten Kanäle und der dauernden Sicherung für Leben und Eigentum der Bebauer des Landes. Beides aber wird ohne Zweifel, wenn nicht sofort, so doch mit der Zeit eine Folge des Bahnbaues sein, und es ist selbstverständlich, daß in wirtschaftlicher Beziehung — allerdings nur in dieser, von politischem Einfluß darf keine Rede sein — Deutschland die Früchte des in der Bagdadbahn verkörperten großen Gedankens und der in das Unternehmen gesteckten Intelligenz und Arbeit in dem Maße ernten wird, wie es versteht, sich bei der jetzt bevorstehenden Ausführung die geistige und materielle Führung zu sichern. **Paul Rohrbach.**

Die Ozeanfunkentelegraphie Marconis.

Nicola Tesla hatte Anfangs vorigen Jahres der Welt in Aussicht gestellt, noch vor Beginn von 1902 die drahtlose Telegraphie über den Atlantischen Ozean zu verwirklichen, aber trotz ernster und zielbewußter Arbeit ist es ihm bisher nicht gelungen, sein Wort einzulösen. Er versucht das Problem der drahtlosen Ozeantelegraphie durch Anwendung elektrischer Spannungen zu lösen, deren Höhe alle bis jetzt in der Praxis zur Verwendung gekommenen Spannungen übertrifft. In Fachkreisen hält man die Bemühungen Teslas, der in der Stille arbeitet und laute Reklame verschmäht, für aussichtsvoll. Im Gegensatz zu der Zurückhaltung, die mit Rücksicht auf die immerhin vorhandene Ungewißheit des Erfolges Tesla sich auferlegt, ist die Marconigesellschaft bestrebt, jeden vermeintlichen Erfolg Marconis, auch wenn er noch so gering und zweifelhaften Wertes ist, sogleich in alle Welt zu verbreiten. Dieses Vorgehen erweckt den Anschein, als ob die Marconigesellschaft Alleinherrscherin und Marconi selbst Alleinerfinder auf dem Gebiete der Funkentelegraphie werden will. Seinen Ausdruck hat dieses Bestreben auch bereits darin gefunden, daß Marconi sich nicht scheut, die Priorität der hervorragenden Erfindungen unsrer deutschen Gelehrten Professor Slaby und Professor Braun unrechtmäßigerweise für sich in Anspruch zu nehmen.

Die Arbeiten Teslas passen der Marconigesellschaft natürlich durchaus nicht in ihren Operationsplan; es könnte ihrem Prestige schaden, wenn nicht das erste Funkentelegramm über den Ozean durch die Marconitelegraphie übermittelt würde. „Marconi hat das Problem der Ozeanfunkentelegraphie gelöst!", so verkündet deshalb auch die Marconigesellschaft seit einigen Wochen durch alle Zeitungen der staunenden Welt, mit der Behauptung, daß es Marconi gelungen sei, telegraphische Signale auf funkentelegraphischem Wege von Penzanee (Cornwall) nach St. Johns (Neufundland), also über 5400 Kilometer weit, durch den Luftraum zu befördern. Leider wird diese erstaunliche Kunde sofort wieder durch den Nachsatz abgeschwächt, daß es bisher nur gelungen sei, den Buchstaben S mittels Funkenwellen über den Atlantischen Ozean zu senden, und Marconi selbst, so optimistisch er sonst das Ergebnis seiner letzten Versuche betrachtet, kann nicht umhin, in einem von ihm im „New York Herald" veröffentlichten Aufsatze seiner Enttäuschung Ausdruck zu geben, daß die in St. Johns erhaltenen Zeichen nicht stärker gewesen sind. Nichtsdestoweniger stellt er in allernächster Zeit nicht nur die Ueberbrückung der Weltmeere, sondern auch eine drahtlose Ueberlandtelegraphie zwischen Kairo und dem Kap, eine solche durch die nordamerikanischen Prairien und durch Sibirien in

Digitized by Google

Aussicht. Die Zeitungen bringen spaltenlange Berichte über diese Projekte mit einer Ausführlichkeit, daß der nicht fachmännisch Gebildete kaum an deren Verwirklichung zu zweifeln wagt. Und all dieser Lärm, alle diese Luftschlösser und exaltierten Hoffnungen beruhen nur auf einem S, auf drei Punkten des Morsealphabets. Selbst der wohlwollendste fachmännische Kritiker schüttelt zu den Nachrichten der letzten Wochen nur den Kopf, denn wenn es Marconi wirklich gelungen ist, in regelmäßiger Folge und Gruppierung drei Punkte des Morsealphabets durch Funkenwellen über den Atlantischen Ozean zu senden, so müßte es ihm zu derselben Zeit auch möglich sein, andre Zeichen, die ja ebenfalls nur aus Gruppierungen von Punkten beziehungsweise Strichen bestehen, zu übermitteln, zumal die Striche bei der Funkentelegraphie auch nur durch Zusammenziehen von Punkten gebildet werden. Marconi hat bisher bewiesen, daß er ein geschickter Experimentator ist; es wäre daher kaum verständlich, wenn er bei Versuchen von solcher Tragweite sich lediglich auf die funkentelegraphische Beförderung eines und desselben Buchstabens beschränkt hätte. Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß er entweder durch elektrische Einflüsse der Atmosphäre oder durch eine in der Nähe der Empfangsstation arbeitende Funkentelegraphenanlage getäuscht worden ist.

Es ist ein bis jetzt noch nicht beseitigter Mangel aller Funkentelegraphensysteme, daß ihre Empfangsapparate durch elektrische Vorgänge in der Atmosphäre in Thätigkeit versetzt werden; es erscheinen Punkte und Striche auf den Empfangsapparaten, gerade als ob sie von einer fernen Station telegraphiert würden. Und merkwürdigerweise scheinen gerade starke elektrische Entladungen vorwiegend die Kombination drei Punkte — ein S — hervorzurufen. Infolgedessen ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die in St. Johns auf dem Marconisystem, noch dazu mit dem Fernhörer, aufgenommenen Zeichen lediglich ein Spiel des Zufalls, d. h. eine Wirkung in der Nähe stattgehabter Entladungen in der Atmosphäre sind. Nach den Versuchen des amerikanischen Meteorologen Lawrence Rotch ist zudem der Einfluß der Luftelektrizität auf die Empfangsapparate der Funkentelegraphenstationen um so erheblicher, je höher die Luftleitungen der Stationen sich über die Erdoberfläche erheben. Marconi hat die Luftleitung in St. Johns mittels eines kleinen Luftballons etwa 150 Meter hoch geführt. In dieser Höhe ist aber nach den Feststellungen Rotchs die Ladung und Beeinflussung der Luftleitungen der Funkentelegraphenstationen durch die Elektrizität der Atmosphäre bereits so stark, daß Marconi ein bisher unbekanntes Verfahren zur Abwehr der atmosphärischen Elektrizität benutzt haben müßte, wenn er mit solchen Luftleitungen wirklich Signale über den Ozean erhalten hat. Rotch glaubt aber, daß ein solches Verfahren schwerlich gefunden werden kann und daher auch von Marconi nicht hat benutzt werden können.

Der Vermutung, daß sich Marconi durch elektrische Einflüsse der Atmosphäre hat täuschen lassen, wird zwar von den Vertretern der Marconigesellschaft energisch widersprochen, freilich ohne Beweise dafür zu erbringen, daß sie unzutreffend sei. Die Auffassung unsrer deutschen Autoritäten auf dem Gebiete der Funkentelegraphie geht jedenfalls dahin, daß man an Marconis Erfolg nicht wird früher glauben können, bis er vor einwandfreien Zeugen den Nachweis führt, daß er nicht nur ein S, sondern beliebige telegraphische Zeichen mit seinem System über den Ozean senden kann. Skeptiker aber bezeichnen bereits die ganze Sache als eine Illusion, und wieder andre nehmen an, daß der Kapitän eines großen Ozeandampfers, die jetzt zumeist schon Funkentelegraphenstationen an Bord haben, sich den Scherz gemacht hat, Marconi irrezuführen.

Auch in England selbst erheben sich warnende Stimmen. Professor Oliver Lodge, eine der hervorragendsten Autoritäten auf dem Gebiete der Funkentelegraphie, äußert sich in der „Times“ über die Ozeanfunkentelegraphie Marconis wenig günstig. Lodge hält es zwar nicht für undenkbar, daß durch Aufwand sehr bedeutender Mittel eine ganz schwache Spur elektrischer Kraft auf der entgegengesetzten Seite des Ozeans wahrgenommen werden könnte, ist jedoch ebenfalls der Meinung, daß der Beweis hierfür durch Marconi nicht erbracht sei. Auch verurteilt Lodge recht scharf die Marconireklame; er stellt fest, daß Marconi durch die unvorsichtige und nur durch die Begeisterung erklärliche Form, durch welche er seine Erfolge der Welt mitteilte, die Sympathie für sich und die auf ihn gesetzte Hoffnung abgeschwächt habe, daß seine Thatkraft und sein Unternehmungsgeist mit unbeirrter Wissenschaftlichkeit und Objektivität vorwärts gehen müssen. Lodge hält es für durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Trockenheit der Luft zur Winterszeit zu elektrischen Vorgängen Veranlassung gegeben habe, durch die eine Täuschung herbeigeführt worden sei.

Die nächste Zukunft wird ja lehren, welche Bedeutung den neuesten Versuchen Marconis beizumessen ist. Nach der Anlage seiner Senderstation bei Peuzance versucht Marconi die großen Entfernungen dadurch zu überwinden, daß er seinem Sender eine beträchtlich hohe Kapazität giebt, d. h. daß er durch die Senderdrähte große Mengen Elektrizität in nachhaltig wirkenden Wellenzügen in den Luftraum ausstrahlen läßt. Zu diesem Zwecke benutzt Marconi bei seiner Versuchsstation einen großen Drahtcylinder, der zwischen 20 im Kreise stehenden Masten von je 30 Meter Länge ausgespannt ist. Wissenschaftlich Neues bringt diese Anordnung nicht, da längst bekannt ist, daß die Telegraphierweite in gewissem Grade von der Kapazität der Senderdrähte und der Menge der in den Luftraum ausgestrahlten Elektrizität abhängig ist.

Auch die Anordnung der Luftleitung der Empfangsstation in St. Johns, d. h. die Hochführung der Luftdrähte durch einen kleinen Luftballon, ist nicht neu. Marconi fühlt wohl selbst, daß seine Versuche einwandfreie Resultate nicht ergeben haben; er beabsichtigt nunmehr, seine Senderstation in England durch Verwendung höherer Spannungen zu verstärken, d. h. denselben Weg zu gehen, den Nicola Tesla bereits eingeschlagen hat. Um hierzu die nötige Zeit zu gewinnen und doch später die Priorität der Erfindung der Funkentelegraphie über Meer für sich in Anspruch nehmen zu können, erklärt die Marconigesellschaft einfach, daß sie ihre Versuche als vollständig gelungen ansehe und neue erst wieder anstellen werde, wenn die Stationen verbessert wären und ihr Standort endgültig fest-

Digitized by Google

gesetzt sei. An ein solches Manifest wird sich natürlich kein vernünftiger Mensch kehren.

Den Absichten der Marconigesellschaft kommt das Vorgehen der „Anglo American Telegraph Company", welche zurzeit noch das Monopol der Kabeltelegraphie zwischen Neufundland und England besitzt, sehr zu statten. Die Kabelcompagnie hat die Marconigesellschaft lediglich darauf aufmerksam gemacht, daß sie kein Recht zur Einrichtung eines direkten telegraphischen Verkehrs zwischen Neufundland und England habe; sie hat damit nur ihren Rechtsstandpunkt klargelegt, aber sich keineswegs den weiteren Versuchen Marconis unfreundlich gegenübergestellt. Die Marconigesellschaft faßt jedoch diese Erklärung dahin auf, daß die Kabelgesellschaft die Konkurrenz der Marconitelegraphie fürchte und deshalb bestrebt sei, die weiteren Versuche zu erschweren oder die Erfindung selbst für sich zu erwerben. Ein Sturm der Entrüstung soll sich über dieses Vorgehen, über diese engherzige Einschränkung des Genius in Neufundland erhoben haben: der Sturm existiert aber nur in den Köpfen der Marconigesellschaft, oder es war nur der Sturm in einem Glase Wasser.

Ebenso sind die Kabelgesellschaften weit davon entfernt, die Konkurrenz der Marconitelegraphie über den Ozean zu fürchten. Die Kabeltechniker wissen ganz genau, daß die Kabel für den telegraphischen Weltverkehr nie entbehrlich werden können. Die Kabeltelegramme bestehen zum größten Teile aus Zahlen, Handelszeichen und chiffrierten Wörtern, so daß eine vollständig genaue Uebermittlung erfolgen muß, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen. Eine solche genaue Uebermittlung wird aber mit der Funkentelegraphie kaum je möglich werden, da die Elektrizität der Atmosphäre nur zu leicht die Zeichen verwirren oder ganz unterdrücken kann. Während die Kabel unter jeden Witterungsverhältnissen leistungsfähig bleiben, kann der Betrieb von Funkentelegraphenanlagen durch elektrische Vorgänge in der Atmosphäre oft tagelang unmöglich gemacht werden. Außerdem läßt sich das Telegraphengeheimnis bei der funkentelegraphischen Uebermittlung nicht genügend sichern; die Funkentelegramme können leicht von Unbefugten unbemerkt abgefangen werden. Die Marconigesellschaft dürfte die Schwächen, die der Funkentelegraphie eigentümlich sind, am besten kennen. Sie ist deshalb anscheinend auch nur in die Kontroverse mit den Kabelgesellschaften eingetreten, um bei diesen finanziell gut fundierten und mit großen Erfolgen arbeitenden Gesellschaften einen sicheren Unterschlupf zu finden, denn bisher sind die finanziellen Erträgnisse der Marconigesellschaft gerade keine hervorragenden gewesen. Ob aber die Kabelgesellschaften und deren Aktionäre große Lust verspüren, ihre sichere und durch die Marconitelegraphie in keiner Weise gefährdete Rente mit der Marconigesellschaft zu teilen, erscheint zum mindesten zweifelhaft. Freilich wird, da sich die öffentliche Meinung nur zu leicht irreführen läßt, es ab und zu eines ernsten Warnungsrufes bedürfen; namentlich sollten auch die Zeitungen etwas vorsichtiger mit der Veröffentlichung von Neuigkeiten über Marconi sein.

So läuft jetzt eine Nachricht durch die Tageszeitungen, daß Marconi das Wort für 10 Pf. von England nach Amerika telegraphieren will, und diese Nachricht wird dann folgendermaßen glossiert: „Wenn sich die Hoffnungen bestätigen, die auf Marconis Entdeckungen gesetzt werden, dann wäre das von Kaiser Wilhelm so laut begrüßte deutsch-amerikanische Kabel eine bloße Geldverschwendung geworden." Durch derartige, von wenig Sachkenntnis zeugende Mitteilungen könnte bei Laien Mißtrauen gegen ein Unternehmen großgezogen werden, das bereits von den segensreichsten Folgen für unsern deutschen Weltverkehr geworden ist. Zur Beruhigung ängstlicher Gemüter wird der Hinweis dienen, daß unser deutsch-amerikanisches Kabel einen derartig umfangreichen Telegrammverkehr zu bewältigen hat, daß die deutsch-atlantische Telegraphengesellschaft in absehbarer Zeit wohl der Frage der Auslegung eines zweiten Kabels wird nähertreten müssen. Diese Notwendigkeit wird auch durch eine Ozeanfunkentelegraphie nicht beseitigt werden.

Ein erfolgreicher allgemeiner Wettbewerb der Funkentelegraphie mit der Kabeltelegraphie dürfte voraussichtlich für alle Zeiten ausgeschlossen sein. Ein schnelles Telegraphieren ist bei der Funkentelegraphie nicht möglich; es läßt sich kaum die Geschwindigkeit erreichen, mit welcher die gewöhnlichen Morseleitungen betrieben werden. Zudem liegt bei der Funkentelegraphie noch eine Schwierigkeit vor, die namentlich bei der Telegraphie über Meer eine gewichtige Rolle spielt. Wenn es wirklich gelingen sollte, eine Funkentelegraphie für regelmäßigen Betrieb über den Atlantischen Ozean herzustellen, so werden durch sie zunächst höchstens so viel Telegramme befördert werden können, als jetzt über eine einzige Kabelleitung gehen. Man hält zwar die Aufgabe, mehrere Funkentelegraphenstationen so aufeinander abzustimmen, daß nur füreinander bestimmte Apparate infolge Verwendung genau abgemessener Wellenlängen aufeinander ansprechen, theoretisch für gelöst, indes ist der praktische Nachweis hierfür erst auf kleine Entfernungen geführt. Bei den gewaltigen Kräften, die für eine Funkentelegraphie über die Weltmeere benutzt werden müssen, bei den vielfachen Deformationen, welche hier die Funkenwellen auf ihrem weiten Wege durch elektrische Einflüsse der Atmosphäre oder auch durch Reflexwirkungen der Wolken zu erleiden haben werden, dürfte es kaum möglich sein, durch Abstimmung der Apparate eine gleichzeitige Mehrfachtelegraphie einzurichten; hieran wird also auch eine Massenbeförderung von Telegrammen durch die Funkentelegraphie über das Meer scheitern. Dasselbe dürfte für die Funkentelegraphie auf weite Entfernungen über Land gelten. Es ist also zunächst keine Aussicht vorhanden, daß die Drahttelegraphie durch die Funkentelegraphie beseitigt werden wird. **Otto Zeutsch.**

Digitized by Google

Ein Rettungsboot.
Nach dem Gemälde von Georges Saquette.

Digitized by Google

Ein Glückspilz.

Skizze aus dem neapolitanischen Volksleben

von

G. St. Laurent.

Tiefblau rollte das Meer seine Wogen heran und zerschlug sie an den mächtigen Quadern mit dumpfem Grollen. Oben an der Hafenmauer lehnte der Beppo, ließ sich die Sonne auf den Rücken scheinen und schnitt ein verdrießliches Gesicht. Ab und zu, wenn der Mißmut ihn zu überwältigen drohte, spuckte er hinab auf den schäumenden Gischt. Es nützte zwar nichts; immerhin erleichterte es sein gramerfülltes Herz. „Hol der Teufel alle brummigen Väter!"

Schließlich schmerzte ihm der Kopf vom ungewohnten Denken.

Er war ein hübscher Bursche, der Beppo, nicht groß, doch von geschmeidigem Wuchse, mit Feueraugen im tiefgebräunten Gesicht und einem Wald von struppigen Locken darüber. Wohl schimpften die Männer ihn einen Erzfaulpelz, was etwas heißen will in der Stadt der nicht übersleißigen Leute, doch den Weibern gefiel er über die Maßen. Gefiel ihnen, trotzdem sein Aeußeres eine recht oberflächliche Bekanntschaft mit Wasser und Seife verriet. Warum auch nicht? War doch mehr denn eine unter ihnen, die gleichfalls fand, daß beim Waschen die Hände naß werden und der Kamm die Haare zaust.

Und sie verwöhnten ihn wacker. Sogar die Großmutter im Armenspital, die es wahrlich nicht im Ueberfluß hatte. Manch ein erbettelter Soldo fiel aus der runzligen Hand der Greisin in die schmutzige Pfote des arbeitsscheuen Enkels. Und die verheiratete Schwester, deren Nachkommenschaft zum Glück nur aus Mädchen bestand, erfreute ihn von Zeit zu Zeit mit einem abgelegten Kleidungsstück ihres Eheherrn, eines wackeren Flickschusters, und achtete dabei wenig auf die scheelen Blicke dieses Haustyrannen.

In seinem ganzen zwanzigjährigen Dasein hatte der Beppo geringe Ursache gefunden zur Unzufriedenheit, dank der Fürsorge seiner verschiedenen weiblichen Schutzengel. Und jetzt auf einmal! . . . Ja, die Liebe!

Die Annunzia hatte es ihm angethan, die schwarzäugige Wetterhexe mit den blitzenden Zähnen und dem roten Korallenmunde. Die den ganzen Tag lachte und sang und sich auf den klappernden Absätzen ihrer Holzpantoffel herumschwenkte, daß die Röcke flogen und die vergoldeten Kupferringe in ihren niedlichen Ohren klirrten. Wohl und wehe ward einem dabei . . . Uff! Der Beppo seufzte. Gar kein angenehmer Zustand war es gewesen, dies Hangen und Bangen durch Tage und Wochen. Und nun, da er endlich wußte, wie er mit dem Mädchen dran war, und seine Pläne und Absichten ins reine gebracht hatte, nun kam ein Hindernis herangesegelt, haushoch, unüberwindlich! . . .

Teufel, Teufel, so ein Untier, dieser Pierantonio, nämlich der Vater der Auserkorenen.

Heute vormittag hatte er ihn aufgesucht, den Alten, in der Knallhütte drunten am Strand, gleich in der Nähe des Hafens, und ihm sein Anliegen vorgebracht.

Verdammte Fischerseele! Kaum daß er mit dem Kopfe genickt während der Rede des Freiers! Und kein Wort hatte er gesagt, nicht ja und nicht nein, nur an seinem Netze herumgeflickt, als sei da in der Stube ein Holzklotz vor ihm und nicht ein Wesen von Fleisch und Blut.

Und dann die Antwort. Wovon sie leben wollten, die zwei, hatte er erst gefragt.

Wovon? Seltsame Frage! Nun, vom Ertrag des Fischverkaufes natürlich. Die Annunzia würde doch den Stand in Santa Lucia beibehalten, den ihre Mutter schon innegehabt, und er, als ihr Mann, ihr die Körbe ab- und zutragen helfen, — bei welch großmütigem Entschlusse der Beppo nicht umhin konnte, ein weniges zu seufzen.

Der künftige Schwiegervater war ungerührt geblieben. Wer die Fische fangen sollte, die sie zu verkaufen gedächten, examinierte er weiter.

Der Bewerber sperrte Mund und Augen auf. Grundgütiger Himmel! War der Alte vielleicht verrückt geworden?

„Der doch, der es bis jetzt gethan. Ihr natürlich!" gab er mit freimütiger Offenheit zu.

Sonderbarerweise schien der alte Fischer dies nicht nach seinem Geschmack zu finden. Denn er sprang urplötzlich von seinem Sitze auf, so daß der geflochtene Strohstuhl jäh hinschlug auf den roten Ziegelboden, und hielt dem Beppo seine abgearbeiteten Fäuste unter die Nase.

„Tagedieb, Gauner! Scher dich hinaus, du unverschämter Galgenstrick! Ich soll dich ernähren, elender Faulenzer? Arbeite selber, wenn du dir eine Frau nehmen willst, du Lump! Komm mir nicht mehr unter die Augen, eh' du nicht selbst etwas verdienst. Der Annunzia aber schlag' ich die Knochen entzwei, wenn sie von dir nicht lassen will!"

Der Beppo stand lange wieder draußen im lachenden Sonnenschein, ehe der Alte drinnen fertig geworden. Schwarz und grün ward es ihm vor den Augen. Alle seine Zukunftspläne vernichtet! Und trübsinnig starrte er auf die schaukelnde Meeresflut hinaus.

Mit einem Male fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Er wandte den Kopf, und . . . für den Augenblick verdrängte ein Gefühl schadenfroher Neugier die eigenen schweren Gedanken.

Digitized by Google

„Du bist's, Gigino? Was machst du denn so ein trübseliges Gesicht? Wie die Katze, wenn's donnert!"

Der Neuangekommene zog die Mundwinkel noch tiefer herab. „Du hast gut reden, Beppo. Wenn du wüßtest! . . ." Und zur Ergänzung ein herzbrechendes Stöhnen.

„Ei was! So sag mir, was ich nicht weiß!" Voll heuchlerischer Teilnahme sah ihm Beppo in die Augen. „Vorwärts, Kamerad! Mach dir das Herz leicht!"

Der so Aufgemunterte nahm einen Anlauf. „Einen Korb hab' ich bekommen!" gestand er niedergeschlagen.

Der auch! Beppo empfand die größte Lust zu lachen. Aber er war pfiffig genug, den eignen Mißerfolg zu verschweigen. Wer weiß, noch ist nicht aller Tage Abend, meinte er bei sich in wiedergewonnenem Selbstvertrauen, und auf keinen Fall braucht man alles an die große Glocke zu hängen. Welch kluge Ueberlegung, ihn freilich nicht hinderte, den andern auszuquetschen wie eine überreife Zitrone.

„Also einen Korb haben sie dir gegeben, armer Kerl?" sagte er voll anscheinenden Mitgefühls. „Sieh, sieh, was für Leute! Bist doch ein braver Junge, Gigino . . . ohne Schmeichelei! Wer war's denn, sag? Oder ist's ein Geheimnis?"

Gigino biß wirklich auf den Köder an. „Eh, Beppo, dir kann ich's ja sagen. Du bist keiner von denen, die einem Christenmenschen alles Schlechte gönnen. Der Gianbattista war's, der Wirt zum ‚Goldenen Stockfisch' . . ."

Einen Augenblick stand Beppo starr vor Verblüffung. Dann überwältigte es ihn. Er hüpfte vor Vergnügen auf einem Bein und fuchtelte mit den Händen herum wie ein Verrückter.

„Der Gianbattista aus der Hafenschenke? Der Vater der Ginditta? Uh! . . . oh! . . . ah! Ist der aber heikel! Das Mädchen ist ja bucklig, schielt kreuzweis und hat einen Kropf! Und die — heilige Mutter! Danke doch deinem Stern, du Dummkopf, daß nichts daraus geworden."

„Dummkopf du!" grollte der Gekränkte. „Der du nicht weiter denkst, als deine Nase reicht. Sie ist ein Scheusal, die Ginditta, aber die Wirtschaft ist eine Goldgrube, und das Mädchen erbt einmal alles. Und dann alles Weiberarbeit in Küche und Keller. Der Mann braucht nur zuzuschauen. Wer ist jetzt der Esel, he?"

Das Argument klang einleuchtend, aber dennoch konnte Beppo sich nicht recht damit befreunden.

„So eine Mißgeburt! Brr! . . . Ich begreife gar nicht, daß der Alte nicht zugreift mit allen zehn Fingern. Wird schwer genug halten, einen andern zu bekommen."

Gigino nickte kummervoll.

„Glaub's selbst. Aber das nützt mir wenig. Der Alte ist eben ein Narr. Will nur einen Schwiegersohn, der ihm hundert Lire auf den Tisch zählt, oder keinen, sagt er. Verdammter Weinschlauch!"

Beppo gähnte. „Nun, nun, laß gut sein, Kamerad! Ein andermal mehr Glück! Kannst du mir übrigens nicht einen Soldo geben oder zwei? Mir wird mit einem Male etwas flau im Magen. Hab' nichts in den Mund gebracht seit heute früh."

Dienstgefällig suchte Gigino in den Taschen seiner weiß- und rotgestreiften Leinenhose, leider vergeblich . . .

„Verwünscht, es muß doch noch was da sein!" knurrte er nach einer Weile. „Aber nein, alles beim Teufel!"

Bis ihm endlich eine Erinnerung kam. Er schlug sich die Hand vor die Stirn. „Die Wachsverkäuferin vor San Giuseppe! Der hab' ich mein letztes Stück gegeben, daß sie mir eine Kerze aufsteckt vor dem Bild. Und ganz umsonst! Sogar die Heiligen lassen einen heutzutag im Stich, wenn man eine kleine Gefälligkeit von ihnen verlangt!"

Die Entdeckung schien ihn vollends zu Boden zu schlagen, denn sein Gesicht verlängerte sich noch um etliche Zoll. Dem Beppo riß der Geduldsfaden.

„Hör einmal auf, du Heulpeter!" schrie er ihn an. „Sag lieber, woher wir etwas zu essen bekommen sollen. Du hast doch jedenfalls auch Hunger."

Einen prüfenden Blick warf er nach dem Stande der Sonne.

„Zu der Großmutter ist's richtig zu spät. Bis ich hinkomme, schließen sie die Pforte. Und bei meiner Schwester bin ich gestern gewesen und den Tag vorher. Heute wirft mich der Schwager ganz sicher vor die Thür. Geizkragen, der! . . . Na ja, laß sehen, ob dir kein Ausweg einfällt, Gigino. Wir wollen mal zusammenhalten, wir zwei, meinst du nicht? Immer den Kopf hoch, alter Freund!"

Ob solcher Anhänglichkeit gerührt, schlug Gigino vor, seine Patin aufzusuchen, die Käsehändlerin am vicolo delle grazie. Zu essen fände sich da gewiß.

Mäßig erbaut von der Aussicht, die sich ihm so eröffnete, machte Beppo eine wegwerfende Armbewegung. „Kann sein," sagte er, „kann sein, auch nicht. Jedenfalls läßt sie uns dafür arbeiten, die Dicke, Kisten und Fässer schleppen, daß einem die Rippen krachen. Aber in der Not frißt der Teufel Fliegen."

Und er beschloß im geheimen, der umfangreichen Sora Caterina energisch den Hof zu machen, damit sie ihm die besten Bissen zustecke, den Löwenanteil an der zu leistenden Arbeit dagegen gedachte er großmütig auf den Kumpan zu wälzen.

So schritten sie einträchtig dahin, die Quaimauer entlang bis zur Wegbiegung, die hinauf zur Anhöhe führt. Da geschah es, daß Beppo sich hastig bückte, etwas in die rechte Hosentasche versenkte und einen Gassenhauer zu pfeifen anfing.

Gigino ward aufmerksam. „Hast du etwas gefunden, Beppo?" fragte er neugierig. „Zeig her, was es ist!"

Digitized by Google

Dazu empfand der so Aufgeforderte nicht die mindeste Luſt. Drum ſchüttelte er nur verneinend den Zeigefinger und fuhr unentwegt in ſeiner muſikaliſchen Beſchäftigung fort. Erſt als der andre dringender wurde, ließ er ſich zu einer Antwort herab.

„Was du dir einbildeſt, du Uebergeſcheiter!“ belehrte er ihn ſpöttiſch. „Nichts habe ich gefunden, als einen Kieſelſtein zwiſchen den Zehen. Dort hinten liegt er wohl noch, wenn du ihn haben willſt . . .“

Nach einer Weile blieb Beppo ſtehen und rief den Freund an.

„Weißt du was?“ meinte er, „ich habe mir's anders überlegt. Es ſieht übel aus, wenn wir deiner Patin zu zweien auf den Hals rücken. Schließlich nimmt ſie's krumm und jagt uns beide zum Teufel. Gehſt du aber allein, kann's dir nicht fehlen. Alſo wär's eine Sünde, wenn ich dir im Wege ſtünde, du armer Schelm!“

Erſtaunt riß Gigino die Augen auf. Welch guter Junge, dieſer Beppo!

Er dachte angeſtrengt nach. „Ich glaube, du haſt's getroffen,“ gab er dann zu. „Die Alte iſt ein Drache, und man weiß bei ihr nie, wie's ſein wird. Am beſten iſt, wir laſſen es alle zwei und ſuchen uns etwas andres.“

Damit war jedoch dem Beppo wenig geholfen, der ſich des andern zu entledigen wünſchte um jeden Preis. Er wehrte denn auch mit beiden Händen.

„Dummes Zeug, Gigino, geh du ruhig zu ihr! So ſchlimm, wie du ſie machſt, iſt Sora Caterina noch lange nicht. Ihr Patenkind läßt ſie nicht verhungern.“

Dies leuchtete dem Kameraden ein. „Aber du, Beppo?“ fragte er mit mitleidigem Zaudern. „Ich kann dich doch nicht allein laſſen . . .“

„O, ich! Da ſei unbeſorgt. Ich will ſehen, ob meine Schweſter nichts für mich hat.“

„Du ſagteſt aber, dein Schwager . . .“

„Tata . . . kümmere dich nicht um den. Aufeſſen wird er mich kaum, das leidet Annetta nicht. Und dann ſitzt er jetzt mit den Nachbarn beim Morraſpiel. Alſo Gott befohlen, mein Junge! . . . Im übrigen, laß dir von Fra Matteo ein paar gute Nummern ſagen zum nächſten Lotto, damit dir die bucklige Braut nicht entſchlüpft.“

Und ehe der andre ſeine Gedanken geſammelt hatte, war Beppo lachend hinter der nächſten Ecke verſchwunden. Kreuz und quer ſchoß er dahin durchs Gewirr der Gaſſen und Gäßchen. Er mußte ſich eilen, ſo viel ſtand feſt. Wenn's dämmerig wurde, ſchloß Sor Agoſtino den Laden, und es dämmerte früh in dem muffigen Gewölbe, in dem der alte Trödler und Pfandleiher ſeit Menſchengedenken herumkroch wie ein lichtſcheuer Hamſter, von keinem aufgeſucht, den nicht der Drang der Geſchäfte herführte oder die Not des Tages.

Die eiſenbeſchlagene Thür ſtand indeſſen noch offen, und hart daneben lehnte das feſte Brettergefüge, mit dem der Alte über Nacht das breite Fenſter zu verwahren pflegte. Zeit vollauf alſo . . .

Einen Büchſenſchuß entfernt von der armſeligen Behauſung hemmte Beppo den Schritt, ſah ſich ſorgfältig in der menſchenleeren Sackgaſſe um und zog aus der Taſche den Gegenſtand, deſſen Fund er dem Freunde verſchwiegen, um nicht Halbpart machen zu müſſen mit ihm, dem er die Anhänglichkeit damit vergalt, daß er ihn in ſeinem Innern einen Schafskopf nannte.

Mit nachdenklichen Blicken beſchaute Beppo jetzt das kleine Ding in ſeiner Hand, das da blitzte und funkelte im Schein der niedergehenden Sonne, wie Tautropfen blitzen am ſchwankenden Grashalm. Ein Halbmond war's von mattem Golde, den eine Reihe von weißen und blauen Steinen zierte und in der linken Ecke ein Kleeblatt aus grauſchwarzen Perlen.

„Eine VorſteckNadel, wie ſie die Frauensleute tragen,“ urteilte Beppo, weit entfernt, den wirklichen Wert des Gefundenen auch nur zu ahnen. „Vielleicht iſt's von Gold, das Ding . . . Und das andre, das blitzende . . .“ Wieder muſterte er die Broſche mit prüfenden Augen. „Das Kreuz, das meine Schweſter Annetta an Sonntagen trägt, ſieht ähnlich aus,“ meinte er. „Es funkelt zwar weniger, doch ſind die Steine größer. Geſchliffenes Glas, ſagt der Andrea. Fünf Lire hat es gekoſtet . . . Wer weiß, ob die Nadel nicht ebenſoviel wert iſt?“ überlegte er. „Bah, mehr als zehn Soldi giebt mir der Blutſauger kaum.“

Und mit höflichem Gruße trat er in den halbdunkeln Raum ein, den allerlei Gerümpel füllte und ein modriger Duft, der die Naſe unangenehm kitzelte. Sor Agoſtino freilich, ein alter Mann mit ſtark gekrümmter Habichtsnaſe im fleiſchloſen Geſicht und ſchmalgeſchlitzten, ſcharfen Augen, ſchien's gewöhnt zu ſein. Er ſtreifte den ſeltenen Kunden mit einem oberflächlichen Blicke und rührte ſich nicht. Kaum daß er ihm mürriſch die Tagzeit erwiderte. Dagegen fuhr er eifrig fort, in ein ſchmieriges Contobuch kabbaliſtiſche Zeichen einzutragen, die jedem Uneingeweihten unverſtändlich bleiben mußten.

Beppo focht der kühle Empfang wenig an. Die Hände nachläſſig in die Taſchen verſenkt, hielt er ſich ruhig in der Nähe des Alten und ließ die Augen herumwandern im Gewölbe, ganz wie einer, der vollkommenen Herr ſeiner Zeit iſt und es zu bleiben gedenkt.

Offenbar ärgerte dies den Trödler, der ſich nicht viel verſprechen mochte von dem ihm wohlbekannten Taugenichts.

„Was willſt du?“ fuhr er ihn deshalb nach einer Weile biſſig an. „Meinſt du vielleicht, ich habe nicht mehr zu thun als du, weil du mir das wenige Licht wegnimmſt, das durch die Thür hereinfällt? Oder iſt dir mein Laden eben gut genug, um Maulaffen feil zu halten?“

Die unhöfliche Anrede brachte Beppo keineswegs aus dem Gleichmut. Schon deshalb nicht, weil er genau wußte, wie ſehr dieſe Ruhe den alten Choleriker reizte.

„Entſchuldigt, Sor Agoſtino!“ antwortete er mit gewinnender Liebenswürdigkeit. „Gerade weil

Digitized by Google

Nach einer Photogravüre im Verlag von Rudolf Schuster in Berlin.

Kloster auf Korfu.

Nach dem Gemälde von Karl Wediz.

Digitized by Google

Digitized by Google

ich weiß, wie beschäftigt Ihr seid, wollt' ich vorerst Euch nicht stören. Eine gute Einnahme gehabt, Sor Agostino? Ja, ja, wer so Umschau halten dürfte in Euern Geldkisten . . ."

Der Händler warf ihm einen wütenden Blick zu und schlug mit der Hand auf das dickleibige Buch, daß es klatschte. Gleich darauf malte das Bestreben, ärmer zu scheinen als er war, einen ängstlichen Ausdruck auf seine scharfen Züge. „Infamer Spottvogel!" knurrte er. „Schwatz keinen Unsinn. Ich und Geld! Kaum daß ich so viel verdient habe in all den Jahren, um mir ein paar trockene Brotkrusten kaufen zu können für den Hunger."

Beppo schnitt eine Grimasse. „Ei gar!" meinte er verständnisinnig. „Harte Brotkrusten! Kein Wunder, wenn Euch schon lange die Zähne ausgefallen sind!" Und vergnügt zeigte er seine zwei eignen festen Zahnreihen.

Doch die drohende Armbewegung des also Verhöhnten ließ es ihm geraten erscheinen, ein andres Thema anzuschlagen. Blitzschnell hielt er dem Trödler das Schmuckstück unter die Nase.

„Seht Euch mal das Ding da an, Sor Agostino! Was gebt Ihr mir dafür?"

Der alte Mann unterdrückte mühsam einen Ausruf des Staunens. Kopfschüttelnd kramte er erst in der Schublade herum nach der Lupe, näherte sich dem Fenster, kniff das linke Auge zu und prüfte und schaute. Dann drehte er sich jäh nach dem Harrenden um, in dessen pfiffigem Gesicht allerlei mutmaßende Gedanken sich widerspiegelten.

„Du hast die Nadel gestohlen, Galgenstrick," gab Sor Agostino seiner Ueberzeugung unverblümten Ausdruck.

Beppo setzte eine gekränkte Miene auf. Er sei ein ehrlicher Junge, beteuerte er mit dem Pathos ungetrübter Seelenreinheit. Stehlen — niemals! Höchstens nehmen, und da nur eine Kleinigkeit. Wie ein Christ auf den Himmel hoffen könne und dabei einen andern aufs schlimmste verdächtigen, wäre ihm unfaßbar.

Sor Agostino blieb kühl und unbewegt.

„Mach einem andern was weis, du verwünschter Lügner! Soll ich vielleicht glauben, du habest das Ding da gekauft? Oder von deiner Mutter geerbt? . . . Daß ich nicht lache!"

Beppo zuckte gleichmütig die Achseln.

„Glaubt, was Ihr wollt. Schließlich macht's Euch doch keinen Unterschied, sollte ich meinen. Wenn Ihr übrigens gar so neugierig seid — am Strand drunten hab' ich sie gefunden, die Nadel."

„Aha!" Triumphierend nickte der Alte. „Ob ich's nicht gleich gedacht, daß irgend was Aehnliches dahinter steckt. Also nicht gestohlen, du Taugenichts, haha . . . Nur genommen! . . . Feiner Unterschied, was?"

„Selbstverständlich! Strandgut ist herrenloses Gut, sagt meine Großmutter," erklärte würdevoll Beppo. „Und jetzt macht einmal ein Ende. Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Und wieviel gedenkt Ihr zu zahlen?"

Der Trödler warf ihm einen scharfen Blick aus den schmalgeschlitzten Augen zu, einen Blick, der dem andern nicht entging, trotzdem er ein sorgloses Gesicht zur Schau trug und, die Hände in den Taschen, sich unbekümmert von einem Bein aufs andre wiegte.

„Lieber würde ich die Nadel nicht kaufen," sagte Sor Agostino mit künstlicher Unentschlossenheit. „Lieber nicht . . . Du freilich, du thust dir leicht . . . schiebst das Geld ein und gehst davon. Unsereins hat die Schererei . . . Zwei Scudi geb' ich dir für das Ding; dabei hab' ich noch Schaden."

Oho! . . . Beppo, dem das Angebot schier ungeheuerlich dünkte, hielt mit Gewalt an sich. Was mußte sein Fund wert sein, wenn ihm der da gleich zehn Lire bot!

Uebers Ohr hauen ließ er sich aber nicht.

„Viel zu wenig, Sor Agostino! Viel zu wenig! Glaubt ja nicht, daß ich den Schmuck nicht schätzen kann! Zwei Scudi? Ei, dann schenk ich's lieber der Katze!"

Der Alte brummte unzufrieden. Das fehlte noch, daß dieser Gassenläufer, den er so wie so nicht ausstehen konnte, sich auf den Wert verstand. Am liebsten hätte er ihn aus der Thür gewiesen; doch die Gier nach Gewinn meisterte das Gefühl der Abneigung.

„Fünf Scudi denn, keinen Bajocco mehr," erklärte er unwillig. „Ist ohnehin genug Risiko bei der Sache. Die Signora, die den Schmuck verloren hat, ist jedenfalls reich. Und mit reichen Leuten mag der Teufel Kirschen essen. Die sind im stande, einem die ganze Stadt auf die Fersen zu hetzen, Polizei und Carabinieri, und was weiß ich . . ." Wieder prüfte er die Steine und ließ sie Funken sprühen im kargen Tageslicht. „Schade um die Fassung. Man wird sie zerbrechen müssen." Letzteres kam nur undeutlich aus dem zahnlosen Munde, aber dem scharfen Aufpasser war's doch nicht entgangen. Und es genügte ihm vollauf.

Das schwache Flämmchen, das sich entzündet hatte beim ersten, unvermuteten Angebote des Händlers, flackerte urplötzlich empor zur lodernden Fackel und beleuchtete eine Reihe fast unglaublicher Phantasiegebilde: einen getürmten Haufen papierener Lirescheine — das lachende Schelmengesicht der schwarzäugigen Annunzia — und zum Schluß gar noch die wettergebräunten Züge des brummigen Vaters, der wohlgefällig schmunzelnd des Beppo Klugheit lobte — nicht zum Ausdenken war's! Aber um das zur Wirklichkeit zu machen, hieß es andre Wege einschlagen.

Mit aalglatter Behendigkeit, ehe Sor Agostino nur mit den Augen geblinzelt, hatte der Bursche das Schmuckstück wieder an sich gebracht und an den vorigen Aufenthaltsort versenkt.

„Ihr habt recht, Sor Agostino," meinte er hierzu mit verschmitztem Lächeln. „Die Sache ist gefährlich . . . Da will ich Euch doch lieber nicht in Ungelegenheiten bringen."

Digitized by Google

Seltsamerweise war Sor Agostino dem Beppo nichts weniger als dankbar für die zarte Rücksichtnahme. Wie ein Tiger sprang er auf ihn zu, packte ihn an den Schultern, und ihn heftig schüttelnd, sprudelte er eine Blütenlese von Schimpfworten hervor, die über den Betroffenen hinbranſten wie ein Sturzbach. Eine Weile ertrug er's mit kaltblütiger Unverfrorenheit. Dann aber, ſich energiſch losreißend von den umklammernden Krallenfingern, ſekundierte er wacker dem keifenden Alten und durfte ſich ſchließlich auch in dieſem Kampfe als Sieger betrachten, da ſeine Atmungswerkzeuge jünger, mithin ausgiebiger waren.

„Lump, Gauner!" ächzte endlich der Trödler nach einer notgedrungenen Ruhepauſe. „Der du einem armen Manne die Zeit wegſtiehlſt, um ihn zum beſten zu halten! Aber warte nur! Anzeigen werde ich dich . . . In Ketten ſollen ſie dich legen und einſperren, Dieb, Betrüger!"

Erſchöpft ſank er auf einen Stuhl und glühte den wieder ruhig Gewordenen mit rachſüchtigen Blicken an.

Beppo hob die Schultern hoch und grinſte. „Immer gemütlich, Sor Agoſtino!" ſprach er vergnügt. „Ihr ſchadet Eurer koſtbaren Geſundheit durch den großen Eifer. Anzeigen wollt Ihr mich? Ei, ei! Laßt's lieber bleiben. Es giebt Leute, die mehr auf dem Kerbholz haben, meine ich. Wenigſtens hab' ich ein Lied ſingen hören, daß Ihr nicht allzugut angeſchrieben ſeid bei den Herren auf der Prefettura. Und auch die Freunde des Volkes haben ein Auge auf Euch . . . Ihr wißt ſchon . . . von wegen des Schneiders, der ſich erhängt hat im vorigen Monat . . ."

Und die Rechte zur halben Fauſt geballt, beſchrieb er in der Luft etliche geheimnisvolle Kurven, ein Beginnen, dem Sor Agoſtino zuſah voll Grauen und heimlichen Entſetzens.

Er klappte förmlich zuſammen wie ein Taſchenmeſſer. Das fehlte noch! Gehörte der gar zur Camorra! „Teufelsbraten!" ſtöhnte er halb erſtickt.

Der andre trat einen Schritt näher.

„Habt Ihr etwas geſagt, Sor Agoſtino?" fragte er zuckerſüßen Tones.

Doch der Alte machte ein Geſicht, als hätte er Galle geſchluckt. „Nichts, mein Söhnchen . . . Nur, daß es Zeit iſt, den Laden zu ſchließen."

Der Burſche lachte mit allen Zähnen: „Aha, meine Geſellſchaft gefällt Euch nicht mehr! Meinetwegen. Obwohl's nicht höflich iſt, mir das gerade herauszuſagen. So alte Freunde wie wir! . . . Aber ich verzeihe Euch! Auf Wiederſehen!"

Und er ſchickte ſich an, das Gewölbe zu verlaſſen, bis ihm an der Thür noch ein neuer Einfall kam. „Ihr wollt mich alſo nicht zum Abendeſſen einladen?" fragte er mit angenommenem Ernſte. „Nun denn, ſo leiht mir einen Soldo, damit ich mir ein Brot kaufe drüben bei der Bäckerin. Auf das Ding da in meiner Taſche! . . . Holla! . . ."

Mit Mühe rettete ſich der Flinke durch einen Sprung ins Freie vor dem Wurfgeſchoß, das in Geſtalt eines verroſteten Bügeleiſens ihm nachgeflogen kam bis auf die Gaſſe.

„So ein Hitzkopf, dieſer Sor Agoſtino! Trotz ſeiner Furcht vor der Camorra!"

Und er hielt ſich die Seiten vor Lachen.

„Alter Eſel! . . . Glaubt der, ich ſei einer von denen! Weil ich dem Andrea das Erkennungszeichen abgeguckt! . . . Wenn er nur nicht davon träumt heut nacht! Er hat die Augen ſchön aufgeriſſen vor Schrecken, hahaha! . . . Aber jetzt heißt es laufen, mein Junge," ermunterte er ſich zum Schluß.

Er zog ſich die ausgefranſte Schärpe feſter um den ſchmächtigen Leib, rückte die ſchmierige Zipfelmütze verwegen von einem Ohr aufs andre und ſetzte ſich ſingend in Trab. Der Andrea, ſeines Vatersbruders Aelteſter, zu dem es ihn zog, wohnte ganz am andern Ende der Stadt, und da mußte er tüchtig ausſchreiten. Indeſſen, was thut man nicht, wenn einem das Glück winkt mit roſigem Finger?

Ein gewaltiger Haufen von Papierſcheinen würde es ſein . . . ſo an die ſechzig Lire . . . vielleicht ſogar achtzig . . . Wiſſen konnte man's nicht, nur vermuten. Wenn ſelbſt Sor Agoſtino bis zu fünfundzwanzig ging!

Nun, der Andrea würde es ſchon verſtehen. Er war Steinſchneider für eins der größten Juweliergeſchäfte am Corſo, für ihn war das Schätzen, Ausbrechen und Verkaufen eine Kleinigkeit. Nur . . .

Beppo mäßigte ſeinen Schritt und kraute ſich mißvergnügt den ſtruppigen Kopf. Einen tüchtigen Brocken würde er auch erſchnappen wollen von der leckeren Beute, der Vetter. Zwanzig bis dreißig Lire jedenfalls . . . Teufel!

Gleich darauf erhellte ſich ſein Geſicht aufs neue. Bah, mag er doch! Es blieb immer noch ein anſehnlicher Reſt zurück. Mindeſtens fünfzig. Dem arbeitsſcheuen Burſchen, der ſein Leben lang nie mehr auf einmal beſeſſen als etliche Kupfermünzen, erſchien dies ein Kapital, wogegen alle Schätze Golcondas in nichts zerfloſſen. Daß dieſer Unglückstag, der ſo ſchlimm begonnen, ein ſo gutes Ende nehmen würde!

Immer höher ſtieg der Gradmeſſer ſeiner Laune. Straßauf, straßab eilte er unverdroſſen, da ein ſchelmiſches Wort tauſchend mit einigen zerzauſten Schönen, die unter der Hausthür ſtanden, um den milden Abend zu genießen und ihrer Schwatzluſt zu frönen, dann wieder ein paar Kinder aus dem Wege ſchiebend, die im Spiele die Gaſſe verſperrten, oder ein junges Mädchen derb in die drallen Glieder kneifend, wenn ſie ihm wehrlos entgegenkam, den gefüllten Waſſerkrug auf dem ſteif getragenen Haupte. Bis er endlich den ausgeſtorbenen Platz erreichte, wo die kleine Kirche der Madonna in Valle ſteht. Ein flackerndes Oellicht in roter Glaſichale ließ hier ſein zitterndes Licht hinſpielen über den grauen Bau und das außen angebrachte Bild der ſchmerzensreichen Beweideten.

Andächtig bekreuzigte ſich Beppo und muſterte

Digitized by Google

dann neugierig das einsame Paar, das ihm entgegenkam. Was die nur wollten in der abgelegenen Gegend? Und da hatten sie ihn schon angesprochen in seltsam klingender Rede. Daß doch die Pest alle Fremden träfe!

Den Weg sollte er ihnen zeigen nach Santa Brigida, das in gänzlich entgegengesetzter Richtung lag und mächtig weit weg. Nicht daran zu denken, trotz der in Aussicht gestellten Belohnung!

Indes verbot ihm die angeborene Geschmeidigkeit des Südländers, von seinen Gefühlen etwas verlauten zu lassen. Mit vollendeter Grazie schwenkte er die baumelnde Quaste seiner Fischermütze, zog bedauernd die Augenbrauen hoch und schüttelte verneinend den Zeigefinger. Unmöglich, den Herrschaften zu dienen . . . leider . . . Ein wichtiger Auftrag . . . Uebrigens ganz überflüssig, daß er mitgehe . . . Santa Brigida liege in nächster Nähe. Nur geradeaus sollten sie gehen, die Straße entlang geradeaus, dann links hinunter, immer links. In einer Viertelstunde würden sie am Ziel sein. Zum mindesten könne dann jedes Kind sie weiter weisen . . .

Und Beppo schickte sich an, bescheiden zu verschwinden nach der bereitwillig erteilten Auskunft. Da nagelte eine nicht mißzuverstehende Handbewegung des fremden Herrn und ein wohlbekanntes Klappern ihn gleichsam fest auf dem höckerigen Pflaster.

Verblüfft besah er die dicken Kupfermünzen auf seiner Handfläche. Zwei Soldi hatte er geschenkt bekommen für ein paar leere Worte. Das mußten Verrückte gewesen sein, die beiden, oder Ingleſi. Und war alles in den Mond geschwatzt, was er ihnen da aufgebunden! In der Richtung kamen die ihr Lebtag nicht dahin, wo sie hinkommen wollten!

Eine unwillkürliche Regung trieb ihn an, sich dem Paar nachzustürzen — ein zweiter Gedanke veranlaßte ihn, zu bleiben. Wozu auch? Daß sie ihm die zwei Münzen wieder abjagten? Die Aussicht war nicht verlockend.

Schließlich tröstete er sich damit, daß sie ja weiter fragen konnten, die zwei. Wenn sie's unterließen, war's eben ihre Schuld. Sie würden dann in ein, zwei Stunden nach dem Positippo kommen, von dem die Ausländer so ein Aufhebens machten. Und wenn's auch Nacht war bis dorthin — etwas hatten sie doch für ihr Geld.

Uebrigens, welch ein gesegneter Abend!

Beppo empfand große Lust, ein Rad zu schlagen vor Vergnügen. Einstweilen freilich schoß er dahin wie ein Pfeil, der nächsten Quergasse zu, von woher ihm der unmelodische, doch sehr willkommene Ruf eines Maccaroniverkäufers entgegenscholl. Denn immer lauter knurrte sein Magen und mahnte ihn, das Geschäft mit dem Vetter auf später zu verschieben. Einen gehäuften Teller voll ließ er sich geben von den langfädigen, weißen Dingern und feilschte wütend um ein paar Löffel roter Goldäpfelsauce und die nötige Zugabe geriebenen Käses — alles um die zwei Kupfermünzen, die ein gütiger Zufall ihm so unvermutet gespendet.

Aufs angenehmste beschäftigt mit dem leckeren Mahl, vergaß er ganz und gar, auf seine Umgebung zu achten. Erst als alles verschwunden war hinter den festen Zähnen und das Gefühl der Sättigung ihn wieder empfänglich machte für andres, sah er sich mit luchsäugigen Blicken um, denen so leicht nichts entging, was Vorteil bringen konnte und Zerstreuung.

Und da fiel ihm gleich etwas in die Augen. Vorerst strich er aber mit dem Finger den Rest der Brühe vom geleerten Teller auf.

„He du," wandte er sich dann an den herumziehenden Kochkünstler, der kaum die Zeit erwarten konnte, die ihn aufs neue in den Besitz seines Eßgeschirrs bringen sollte. „Weißt du nicht, warum die Leute sich um den Wisch dort drängen, als bekämen sie etwas geschenkt?"

Der Gefragte warf einen scheelen Blick hinüber nach dem Papierstreifen mit den fast zollhohen Buchstaben und zuckte die Achseln. Er fühlte sich offenbar in seinem Geschäftsbetrieb geschädigt durch den Anschlag, der alle Kunden von ihm weg an die Mauer zog.

„Was wird's sein!" erklärte er mürrisch. „Eine Dummheit natürlich, die denen dort nichts einbringen wird als Rippenstöße und blaue Beulen. Es hat einer was verloren, sagen sie. Wer's findet, bekommt hundert Lire Belohnung. Na, ich bin's nicht, der . . . Holla, da rennt er hin, als hätte ihn die Tarantel gestochen."

Und brummend und scheltend sprang er zur Seite, um den Wassertropfen auszuweichen, die nur so aufspritzten aus dem Blecheimer, in den Beppo eiligst den Teller hatte gleiten lassen.

Mit aalglatter Gewandtheit und unter geschickter Zuhilfenahme der Ellbogen war es unterdessen dem Burschen gelungen, sich einen Weg zu bahnen durch die angestauten Massen und in kürzester Zeit ganz vorn zu stehen vor dem bedruckten Zettel, der seine Aufmerksamkeit wie magisch an sich zu ketten wußte.

Gespannt glitten die schwarzen Vogelaugen über die geheimnisvollen Zeichen darauf, die ihnen nur leider nichts zu sagen vermochten. Denn, ach! die Kunst des Lesens gehörte nicht zu den nützlichen Errungenschaften, deren Beppo sich zu rühmen vermochte. Wenn's ihm auch sonst wenig Schmerzen bereitete — heute zum erstenmal empfand er den Mangel. Kurz entschlossen wandte er sich darum an seinen Nachbar, einen behäbigen Kleinbürger, der, eifrig buchstabierend, von Zeit zu Zeit ein Wort fallen ließ, das die Neugier des Horchers aufs höchste reizte.

„He, Gevatter! Ihr könnt lesen, wie ich merke. Macht mir doch die Freude und laßt mich teilnehmen an Eurer Weisheit!"

Allein der Biedere, der mit der Feierabendstimmung auch ein verstärktes Maß von Eigenwürde sich beizulegen beliebte, nahm die formlose Anrede krumm. „Der Teufel ist dein Gevatter, unverschämter Flegel!" knurrte er erzürnt.

Da hielt es der Beppo für passend, andre Saiten aufzuziehen. Er nahm eine unterwürfige Miene an.

Digitized by Google

Das Schanfiggthal, von Langwies aus gesehen; im Hintergrunde die Calanda.

Langwies, im Hintergrunde Schiahorn und Küpfenfluh.

Digitized by Google

Im Walde bei Arosa.

Eingeschneit.
(Der frühere Standesbeamte von Arosa an der Thür seines Hauses.)

Die „kleine Schlinge" bei Arosa.

Ausser-Arosa, von Osten aus gesehen; im Hintergrunde die Erzhörner und das Rothorn.

Inner-Arosa, von Westen aus gesehen; links das Sanatorium, rechts Furkahorn und Tiefenfluh.

Zu dem Artikel: „Arosa und das Schanfiggthal", Seite 295.

(Aufnahmen von C. Weddemann.)

„Verzeiht, geehrter Herr, wenn ich Euch unwissentlich beleidigt, und tragt mir's nicht nach! Dankt lieber Gott, der Euch besser werden ließ und gescheiter als andre, und vergönnt diesen etwas von Eurer Gelehrsamkeit!"

Die Rede fiel besänftigend auf das gekränkte Ehrgefühl des kleinen Mannes, dergestalt, daß er sich nicht länger weigerte, zu thun, was man von ihm heischte. Und er ging ans Vorlesen, mit aufgeblasenen Backen und einem Aufwand von Mühe, der nicht recht im Einklang stand mit der geruhten Gelehrsamkeit. Indessen, der Beppo fand kein Arg darin, wenn der Galantuomo von Zeit zu Zeit ins Stolpern geriet und ein Wort verkehrt hervorbrachte. Die Hauptsache begriff er immerhin.

Es hatte jemand in den ersten Abendstunden, am Strande unten, wo das capresische Dampfschiff landet, eine goldene Schmucknadel verloren, in Halbmondform, mit weißen und blauen Steinen und einem Kleeblatt aus schwarzgranen Perlen. Der redliche Finder, der das Ding im Polizeigebäude abgab, durfte hundert Lire in Empfang nehmen ...

So stand's da, schwarz auf weiß, und so las es der ehrsame Kleinbürger.

Beppo glaubte mit wachen Augen zu träumen. Er schüttelte den Kopf und machte ein dummes Gesicht.

„Hundert Lire, gewiß und wahrhaftig? Wenn die nur nicht bloß spaßen. Um das können sie sich ja was Neues kaufen," meinte er zweifelnd.

Jedoch sein Nachbar belehrte ihn sogleich eines bessern.

„Hehehe, da schaut den an!" eiferte er selbstgefällig und voll heimlichen Stolzes auf sein überlegenes Wissen. „Man sieht schon, daß es schwach bestellt ist mit deinem Verstand, mein Junge. Was Neues kaufen um hundert Lire? Jawohl, wenn so ein Schmuckstück aus echten Steinen nicht an die tausend kostete und mehr noch! Da ist man froh, wenn sich das alte wiederfindet, und bezahlt gern bloß ein Zehntel ... Weißt du was, mein Lieber, du könntest ja suchen gehen drunten am Strand, die Dummen haben Glück, sagt man. Nimm dir aber eine Laterne mit, du Uebergescheiter!" Ein dröhnendes Gelächter begleitete den guten Rat.

Beppo achtete gar nicht darauf. Schweigend drückte er sich durch die Menge der Gaffer und ging seiner Wege, wohin, war ihm gleichgültig.

Nicht zum Vetter Andrea vorerst.

Hundert Lire ... und keinerlei Risiko, klang es ihm in den Ohren.

Jawohl! Dabei war das Ding vielleicht das Zehnfache wert. Sollte er's wagen?

Die Frage ließ sich nicht so kurzerhand entscheiden. Und er beschloß, den Morgen abzuwarten.

Schließlich machte der einsame Wanderer in den verödeten Anlagen Halt, warf sich auf eine Bank unter der buschigen Lorbeerhecke und sah hinauf zu der rundlichen Mondesscheibe, die silbern ihm zu Häupten schwebte. Von fernher rauschte das Meer sein uraltes, einförmiges Lied, und aus den Blättern, die sich in der lauen Abendluft leise raschelnd bewegten, stieg ein herbwürziger Duft. Dem Beppo fielen die Augen zu. In leichten Nebel zerflossen die Bilder, die er heraufbeschworen hatte in rastlosem Denken ...

Frisch wehte der Morgenwind über die bläulichen Wogen und trieb sie vor sich her in leichtem Gekräusel. Und die Sonne stieg empor mit Blitzen und Prangen und spiegelte sich glitzernd in tausend krystallhellen Tropfen, die am Blattgezweig hingen und an den Rispen des Grases. Das tönende Gebimmel metallener Glöckchen und das Getrappel leichter Hufe weckten den Burschen aus traumlosem Schlafe.

Mit einem Ruck fuhr er empor, ließ die Füße niedergleiten vom harten Lager und rieb sich die Augen.

Eine Herde Ziegen zog vorbei, die ihren täglichen Rundgang als Milchspenderinnen beendet und nun heimkehrten auf die gewohnte Weide. Hinterdrein der Hirt, ein verwachsener Knirps von räuberhaftem Aussehen, in ein schmieriges Fellgewand gekleidet, den bebänderten Spitzhut auf dem verfilzten Haare, die Füße mit Lederstreifen umwickelt.

Schön war er nicht. Auch Beppo fand an ihm keinerlei Gefallen. Nur weil's ein Buckliger war, dem zu begegnen Glück bringen soll nach dem Volksaberglauben, faßte er ihn schärfer ins Auge.

Der Ziegenhirt empfand offenbar wenig Eile, dagegen einige Lust, mit dem andern zu schwatzen.

„He du!" rief er ihn an, „schon ausgeschlafen? Ein hartes Vergnügen, was? Na, es giebt Schlimmeres zu überstehen als eine Nacht auf einer Bank im Freien. Wenn zum Beispiel einer 'ne Eisenkugel nachschleppt am Bein und soll Steine karren zehn Stunden am Tag. Pfui Teufel!" Und er spuckte auf den Boden, kniff ein Auge zu und schnitt ein vielsagendes Gesicht, gleichsam um anzudeuten, daß er aus eigner Erfahrung spreche.

Den Beppo überlief ein Grausen.

Gleich darauf sprang der Bucklige auf ein weniger schauriges Thema über.

„Willst einen Schluck Milch?" fragte er mit freundlichem Grinsen. „Kein Geld, meinst du? Bah, was liegt daran! Unsereins sieht nicht drauf. Geizig sein ist gut für die Reichen ..."

Und er reichte dem Ueberraschten die ausgehöhlte Kürbisflasche hin und warf ihm etliche Käsbrocken in den Schoß, die er nebst einem Stück Brot der Ledertasche entnommen hatte.

Ohne den Dank abzuwarten, zog er dann weiter, der Herde nach, die schon ein gut Stück vorangetrippelt war auf dem wohlbekannten Pfade. Der Zurückgebliebene starrte dem unerwartet gefundenen Freund nach, solange er konnte. Was für entsetzliche Reden hatte der geführt!

Steine karren zehn Stunden hindurch ... mit der angenehmen Beigabe einer vielleicht dreißigpfündigen Bleikugel am Fuß. Himmlischer Vater! ... Alle Haare standen ihm zu Berg bei dem Gedanken.

Digitized by Google

Ein abergläubischer Schrecken durchrieselte ihn ... Den Bucligen hatte ihm sicher sein Schutzpatron gesandt. Zur Warnung und als Fingerzeig.

Beppo schlug ein Kreuz und kam plötzlich mit seinen Absichten ins reine.

„Besser heute ein Ei, als morgen eine Henne," erquickte er sich mit einem Citat aus dem Sprichwörterschatz seiner Großmutter, während er emsig daran ging, das Frühmahl zu verzehren, zu dem er ebenso unvermutet gekommen war wie zu der üppigen Nachtkost. „Ehrlich währt am längsten," sinnierte er weiter. Besonders da man dem Andrea nicht so ganz trauen durfte. Wenn der ihn betrog, dann saß der Beppo zwischen zwei Stühlen ...

Und dann ... wenn etwas herauskäme von der Sache ... Die Zähne klapperten ihm bei dem Gedanken. In seiner Unkenntnis der Gesetze fürchtete er, man werde sein Vergehen nicht weniger schwer ahnden als Straßenraub und Vatermord.

Und eiligen Schrittes, weit eiliger, als die Zeit es erforderte, strebte Beppo dem Polizeigebäude zu, in dessen Schatten allein er sich für gesichert hielt vor dem Bagno und seinen Schrecken, die der bucklige Ziegenhirt so anschaulich heraufbeschworen. Und wenn er auch eine Stunde harren mußte und länger, ehe es dem Thürhüter gefiel, die Pforten zu öffnen — ihm verschlug's wenig.

Die Sonne schien hell und freundlich über den Platz und wärmte ihm den Krauskopf und den geschmeidigen Rücken, und weiter begehrte er einstweilen nichts. Er saß und dachte dies und das. Allerlei Bilder stiegen vor ihm auf, entschwanden wieder und kehrten aufs neue, wie das Wasser erst Blasen wirft im Topf, ehe es wallend und brodelnd den Siedepunkt erreicht hat.

Und der Beppo legte den Finger an die gerade Nase und überlegte reiflich, bis die Uhr ihm in wuchtigen Schlägen verkündete, daß die Stunde des Einlasses angebrochen war.

Dann ging alles dahin wie am Schnürchen.

Von einem der wachehabenden Carabinieri zurechtgewiesen, fand der Bursche das rechte Zimmer, lieferte den Fund ab, bekam eine langatmige Erklärung vorgelesen, von der er kein Wort verstand, und malte trotzdem ein Kreuz darunter zur Bekräftigung des Inhalts. Hiermit war alles in Ordnung, und er durfte abziehen mit den zwanzig mehr oder minder zerrissenen Fünfliresscheinen, die man ihm ausgehändigt.

Stolz erhobenen Hauptes verließ Beppo die Präfektur und schritt über den Platz, durch den flirrenden Streif grangelber Sonnenstäubchen mitten hindurch — seinem ferneren Glück entgegen.

Zur brannäugigen Liebsten, der lachenden Hexe, die ihm das Herz gestohlen? Warum nicht gar! Sie war ja nur eine arme Fischerdirne und ihr Vater ein traurige Schelm, der reine Arbeitsbüffel, der keinen reichen Schwiegersohn verdiente.

Er, der Beppo, aber durfte Besseres beanspruchen. Die Hafenschenke zum Beispiel, wo der Gianbattista hauste, die war eine Goldgrube und nährte ihren Mann, ohne daß er sich zu regen brauchte.

Nur hundert Lire mußte man haben ...

Daß er dem Gigino in die Quere kam, kümmerte ihn nicht. Und so ging der Beppo hin und freite die bucklige Ginditta.

Arosa und das Schanfiggthal.

(Hierzu auch die Abbildungen Seite 292 und 293.)

Den Sommerfrischler, der in Arosa, „der sonngeküßten Bergesblüte", Stärkung zu neuer Arbeit sucht, führt der Weg über Chur. Hinter dieser Stadt beginnt die Straße in großen Kehren am Abhange des Mittenberges emporzusteigen. Immer weiter wird der Blick: unter uns die Stadt, in weitem grünen Thal der Rhein, hinter uns die hohen Gipfel der Calanda. Aus der Tiefe ertönt das leise Murmeln der Plessur. Nach vierstündiger Wagenfahrt ist Langwies, die größte Gemeinde des Schanfigg, erreicht. In östlicher Richtung, der geraden Fortsetzung des Thales, führt ein kleiner Saumpfad in einigen Stunden über den Strelapaß nach Davos. Die Poststraße nach Arosa aber biegt in rechtem Winkel nach Süden ab, dem Laufe der Plessur

Ein Teil Inner-Arosas im Winter.

Digitized by Google

folgend. Vergebens ſuchen wir, am Ziele angelangt, einen eigentlichen Badeort. Wohl hat ſich eine Reihe Geſchäfte und Reſtaurationen um das Poſtgebäude gruppiert, die meiſten Hotels jedoch haben es vorgezogen, ſich ihre Plätze möglichſt getrennt voneinander im Walde oder an den Seen aufzuſuchen.

Man hat zwiſchen Auſſer- und Inner-Aroſa zu unterſcheiden. Jenes liegt in der Waldregion, dieſes jenſeits der Waldesgrenze. Zu dem letzteren gehört vor allem das Sanatorium, das ſich natürlich einen ſchönen, ſonnigen Platz hart am Waldesrande erwählt hat. Das ganze Hochthal iſt eingerahmt von einem Kranz zahlreicher Berge und bietet mit den weit verſtreut liegenden Häuſern ein überaus maleriſches Bild.

Es giebt keine Promenadenkonzerte in Aroſa. Für denjenigen, dem es ein Bedürfnis iſt, in der Sommerfriſche den größten Teil des Tages mit dem Wechſeln der Kleidung hinzubringen, iſt es alſo nicht der richtige Ort. Dafür ſpielen einige Mitglieder der Mailänder Scala abwechſelnd auf den Veranden der einzelnen Hotels. Alles läuft darauf hinaus, die Natur in möglichſt großer Gemütlichkeit zu genießen. Eine angenehme Abwechslung iſt in den Spaziergängen geboten. Der verſteckte Grünſee, an dem ſich die Gemſe gern zeigt; der tiefblaue Schwellſee, mit dem auch die Farbe des Mittelmeeres nicht konkurrieren kann; der Alteiner Waſſerfall im öden Welſchtobel; Maran auf ſonnigen Matten — die Hauptpunkte.

Und wie ſchön ſind die Kahnfahrten. Abendliche Stille hat ſich auf das Thal herabgeſenkt. Leiſe ſchlägt das Waſſer an das kleine Boot, deſſen Ruder längſt eingezogen ſind. Der Mond lugt zwiſchen den Spitzen des Furkahorns und der Tiefluh hindurch und wirft ſeine Strahlen auf den ruhigen See. Ernſt und ſchweigend ſtehen die alten Fichten an den Ufern. Da ganz hoch oben vom Wald her ein klagender Jodler — der Abſchied des Senn von ſeiner Maid.

„Berühmte“ Berge giebt es nicht bei Aroſa. Trotzdem findet der Kletterer gar manche Felswand, die er nicht wird „nehmen“ können. Im übrigen iſt es dank der hohen Lage Aroſas (1850 Meter) ein leichtes, ohne große Anſtrengungen zum Genuß der ſchönſten Alpenanſicht zu gelangen. Das Rothorn, der höchſte Punkt des Pleſſurgebirges, bietet in dieſer Hinſicht das meiſte. Zahlloſe Bergesgipfel tauchen auf allen Seiten auf, doch ſie treten zurück gegen die gewaltigen, bläulichweißen Gletſchermaſſen der Berninagruppe. Aus der Ferne winken Ortler, Monte della Disgrazia, die Finſteraarhorngruppe und einige Walliſer Berge.

Auch dem Botaniker bietet Aroſa außerordentlich viel; eine große Anzahl der Oſtalpenpflanzen findet hier ihre weſtliche Grenze. Das ſo hoch geſchätzte Edelweiß iſt durchaus keine Seltenheit, nur muß man die Stellen wiſſen. Der Unbekannte wird meiſt auf den Schafrücken „gehetzt“, da dort die Sternenblume durch das viele Abgraſen durch die Fremden ſchon ziemlich unſcheinbar geworden iſt. Die Alpenroſe wuchert förmlich auf dem Tſchuggen und am Schwellſee und läßt zur Blütezeit weite Strecken blutig rot erſcheinen.

Wer die Abwechslung liebt und Aroſa nicht auf demſelben Wege über Langwies verlaſſen will — die Poſt fährt abwärts nur drei Stunden —, dem ſtehen verſchiedene Fußwege zur Verfügung. Direkt nach Chur führt ein bequemer Weg über die Ochſenalp und den kleinen Ort Tirtſchen in fünf Stunden. Nach Wieſen oder Alvaneu gelangt man etwa in derſelben Zeit, nach Parpan in vier Stunden; von allen drei Orten kann man dann die Poſt benutzen. Ein andrer, ſehr häufig benutzter Pfad führt über den Furkapaß in fünf bis ſechs Stunden hinüber nach Davos. **Kurt Junker.**

Fremdländiſche Früchte.

Es iſt bekannt, daß in Deutſchland der Konſum von Früchten in einer Weiſe ſteigt, mit welcher das Wachſen der heimiſchen Produktion durchaus nicht Schritt halten will. Millionen gehen alljährlich nicht nur für getrocknete, kandierte und eingemachte Früchte, ſondern auch für friſches Obſt ins Ausland. Aepfel liefern uns Tirol und Böhmen, neuerdings auch Nordamerika, andre Früchte kommen aus Belgien, Südfrankreich, Italien und Spanien und immer zahlreicher auch aus überſeeiſchen Ländern.

Mandarine und Orange.

Seit Jahren habe ich mit Intereſſe das Auftauchen der verſchiedenartigen fremdländiſchen Früchte in den Delikateſſenhandlungen Berlins und andrer Großſtädte verfolgt. Es würde zu weit führen, den Leſern hier zu ſchildern, was ich da alles geſehen und gekoſtet habe; nur die delikateſten und wichtigſten der jetzt regelmäßig friſch auf den deutſchen Markt gelangenden Südfrüchte ſeien einer kurzen Betrachtung unterzogen. Wie bedeutend der Import ſolcher Früchte zurzeit bei uns iſt, mag ſchon aus dem Umſtand erhellen, daß dieſer Tage für die mit Dampfern und Segelbooten im Hamburger Hafen eintreffenden Früchtearten ein neu erbauter, die ſachgemäße Lagerung ermöglichender Quaiſchuppen dem Verkehr übergeben wurde, der ſich durch Größe und eigenartige Bauart auszeichnet. Das Nähere hierüber finden die Leſer unter der Rubrik „Aus aller Welt“ des vorliegenden Heftes.

Zu den delikaten Südfrüchten rechne ich weder die verſchiedenartigen fremden „Nüſſe“ einſchließlich

Digitized by Google

der Kokosnuß, jener wichtigen Palmenfrucht, die wie ihr starker „Milchgehalt“ beweist, ganz unreif auf den Markt kommt, noch die frischen Feigen der Provence, denn ich kann ihnen keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen. Zur Ehre der Kokosnuß sei aber gesagt, daß sie sich im Haushalte mannigfach verwerten läßt, und daß aus dem Fett ihrer Milch eine schmackhafte Butter hergestellt wird.

Eine der häufigsten Südfrüchte des Handels ist die Orange oder Apfelsine; sie ist längst nicht mehr auf die Delikatessengeschäfte beschränkt, sondern eine wahre Volksfrucht geworden, deren säuerliches, erfrischendes Fleisch jedem Geschmacke zusagt. In diesem Jahre sind die Orangen billiger denn je, so daß ihr Verkaufspreis kaum die Transportkosten decken dürfte. Die Orangen kommen keineswegs ausschließlich aus Italien, sondern auch aus

Kaktusfeigen.

Spanien, Palästina und von verschiedenen Inseln des Mittelländischen Meeres. Am köstlichsten schmecken stets die dünnschaligen Sorten mit wenigen oder gar keinen Kernen und die durch rotes Fleisch gekennzeichneten Blutorangen. Von andern zu den Orangen gehörigen Fruchtgewächsen erscheinen auf dem deutschen Markt, abgesehen von der Zitrone, unreife, grüne Pomeranzen, die als Bowlenfrüchte sehr gesucht sind, neuerdings gelegentlich auch die Früchte des Cetratbaumes, deren Schalen das Zitronat liefern, und als köstlichste von allen die ursprünglich wohl aus Spanien stammenden kleinen Mandarinen. Den Größenunterschied zwischen Mandarine und Orange veranschaulicht eine unsrer Abbildungen. Die Mandarine ist eine edle Frucht, schon Citrus nobilis, ihr wissenschaftlicher Name, weist darauf hin; sie steht weit höher im Preise als die echten Orangen und gelangt in sehr feiner Packung, Seidenpapier und Stanniol, jetzt regelmäßig in den Handel.

Eine der auffallendsten und zurzeit auch der häufigsten fremden Früchte ist die Ananas, in ihrer Vollendung wohl die köstlichste aller Früchte der Erde. In diesem massenhaften Auftreten ist die Ananas eine neue Erscheinung auf dem Fruchtmarkt. Noch vor wenigen Jahren wurde sie nicht importiert, und da ihre außerordentlich kostspielige Treibhauskultur ausschließlich in den Gärten einiger reich begüterter Pflanzenfreunde und Großgrundbesitzer gehandhabt wurde, war sie nur selten und zu ungewöhnlich hohen Preisen käuflich. Für eine gute Treibhausfrucht zahlte man 15 bis 30 Mark. Wie

Weisser Winterkalvill.

die Orangerien, die freilich niemals eßbare Früchte lieferten, aus den Gärten der Fürsten verschwunden sind, so hat man bei uns leider auch fast allenthalben die Ananaskultur aufgegeben. Die Ananas, mit welchen der deutsche Fruchtmarkt jetzt überschwemmt wird, kommen in großen Schiffsladungen an; sie müssen zum Export, um die oft mehrmonatliche Seereise überstehen zu können, wie so manche andre Tropenfrucht, ganz unreif geschnitten werden. Wohl hauptsächlich infolge dieses Umstandes steht die importierte Frucht weit hinter der Treibhausananas zurück; sie hat nur wenig von dem verführerischen Duft und dem köstlichen Aroma der letzteren und wird deshalb mehr zur Herstellung von Torten, Eis, Bowlen und Liqueuren als zum Rohessen verwendet; für letzteren Zweck ist sie in Scheiben zu schneiden und mit Zucker zu bestreuen. Die Ananas, wie sie unsre Abbildung darstellt, ist eine sogenannte Sammelfrucht. Alle Früchte eines Fruchtstandes sind nebst der fleischig werdenden Achse zu

Granatäpfel.

Digitized by Google

einem Fruchtstand verwachsen, dessen Gewicht meist über ein Kilogramm beträgt. Aus diesem Fruchtstand wächst oben ein Blätterschopf heraus, welchen man den ganz einzunehmenden Früchten beläßt. Es giebt verschiedene Varietäten der Ananas, die meist aus Indien und Zentralamerika stammen. Für den Export nach Europa wird die Ananas neuerdings hauptsächlich in Nordafrika und Madeira angebaut. Die importierten Früchte werden in den Delikatessengeschäften mit 1—1,40 Mark pro $^1/_2$ Kilogramm bezahlt, ja im Januar dieses Jahres ging der Preis einer dunkelrot gefärbten Sorte in Berlin im Straßenhandel auf 30 Pfennig für das halbe Kilo herunter. Auffallend ist es, daß diese Früchte nicht gleichmäßig im Reich verbreitet werden; so fand ich, daß sie zu einer Zeit, da man in Berlin größten Ueberfluß daran hatte, in Frankfurt a. M.

Persimonen.

und München völlig fehlten. Auffallend ist es ferner, daß die Händler diese zarten Tropenfrüchte noch immer nicht zu behandeln verstehen und sie selbst bei starkem Frost vor den Ladenthüren aufhängen.

Zu den regelmäßig erscheinenden Tropenfrüchten gehören auch die Bananen oder Pisangs, die man neuerdings auch kandiert in den Handel bringt. Die Bananen sind staudenartige, riesenblätterige Fruchtpflanzen, die enorme Fruchttrauben zeitigen, welche dicht mit großen, gurkenförmigen Beerenfrüchten besetzt sind. Diese Beeren sind mit einer Pulpa erfüllt, in welcher sich die ziemlich großen, steinharten Kerne eingebettet finden. Bei den seit Jahrhunderten in den Tropen angebauten Bananen ist aber das Fruchtfleisch samenlos, so daß sie nur durch Teilung ihrer Wurzelstöcke fortgepflanzt werden können. Die typischen, fruchtliefernden Arten werden von den Botanikern Musa sapientum und paradisiaca genannt und sind jedenfalls nur zwei Formen einer Art. Die Banane ist nicht nur die wichtigste, sondern zeitweise auch die alleinige Nährpflanze vieler Tropenbewohner und gedeiht am besten in Gegenden mit einer mittleren Temperatur von 26 bis 27° C. Die Beeren der in unsern Gärten angepflanzten Enstbanane sind lederartig und trocken, also ungenießbar. Die auf den deutschen Markt gelangenden Bananen werden für den Export unreif geschnitten, reifen aber auf langer Seefahrt gut nach; sie schmecken süß und mehlig. Die frisch und in reifem Zustand geernteten Früchte sind aber von weit köstlicherem Geschmack; trotzdem wird die Banane zur Fruchtgewinnung in Deutschland nur im Königl. Hofgarten zu Nymphenburg bei München gezogen, weil diese Kultur Treibhäuser von bedeutendem Umfang erfordert.

Treibhausananas.

Eine ganz eigenartige, wohl mit einer gewissen Regelmäßigkeit in den Delikatessengeschäften erscheinende, aber nie häufige Frucht ist die stachelbeerartig schmeckende, sehr feinsamige Kaktusfeige. Die Pflanze, welcher sie entstammt, ist der indische Feigenkaktus (Opuntia Ficus indica), dessen Früchte hie und da in Südeuropa ein Volksnahrungsmittel bilden, so besonders auf Sizilien, wo ihr übermäßiger Genuß oft unheilvoll verlaufende choleraähnliche Krankheitszustände verursacht. Mäßig genossen sind aber diese schönen Früchte, welche für den Versand von den bösen Stachelbüscheln befreit werden, sehr zuträglich.

Ganz neue Erscheinungen auf dem Fruchtmarkt sind die Persimonen oder Kakipflaumen (Diospyros Kaki), welche wir gleichfalls im Bilde vorführen. Diese interessante Pflanze gehört einer Gattung an,

Digitized by Google

welche die Hauptmasse des Ebenholzes liefert. Die Persimone ist ein kleiner Baum, der in China und Japan seiner Früchte halber in vielen Varietäten gezogen wird. Neuerdings hat man sie auch zur Fruchtgewinnung in Kalifornien und in Italien angepflanzt, und aus letztgenanntem Lande stammen die Früchte, welchen wir in unsern Großstädten zu Beginn des Winters begegnen. Die Frucht schmeckt sehr süß und aromatisch, wenn sie zur rechten Zeit, d. h. mit Beginn des Laubfalles, geerntet wird. In Größe, Form, Farbe der Schale und des Fruchtfleisches gleichen die Persimonen ganz auffallend den Tomaten; nur durch die auf unsrer Abbildung deutlich sichtbaren, stark entwickelten Kelche unterscheiden sie sich von ihnen schon auf den ersten Blick.

Da die Persimone keine große Wärme erfordert, im Sommer auch bei uns im Freien gedeiht und hier ihre Früchte reift, nach dem Laubfall aber selbst im Keller überwintert werden kann, versucht man sie jetzt als eigenartiges Topfobstbäumchen bei uns einzuführen, und sie dürfte als solches viele Liebhaber finden.

Die eigenartigen, aufgesprungene und geschlossenen Früchte unsrer vierten Abbildung gehören dem prächtig rot blühenden Granatbaum an, der früher seiner Blüten halber bei uns viel als Kübelbaum gezogen wurde, aber wie verwertbare „Aepfel“ brachte; er wirft auch im Herbst das Laub ab und kann dann im Keller überwintert werden, zumal er ebenso wie die Persimonen einigen Frost gut erträgt. Die unreifen Früchte des Granatbaumes gelangen als „Granatäpfel“ in den Handel. Fruchtwand und Blütenboden sind lederartig, und das Fruchtfleisch ist, wie unsre Abbildung erkennen läßt, mit zahlreichen Kernen erfüllt, die sich gegenseitig drücken und deshalb abgeplattet sind. Das Fleisch schmeckt süß-säuerlich, meist genießt man aber nur den aus dem „Apfel“ ausgepreßten, sehr erfrischenden Saft. Von der Balkanhalbinsel bis zum Himalaja ist der Granatbaum seit undenklichen Zeiten als Obstbaum bekannt, und er wird gegenwärtig auch im ganzen Mittelmeergebiet angebaut.

Im Gegensatz zum Granatapfel ist der Winterkalvill unsrer Abbildung ein echter Apfel, nach Aussehen und Geschmack der König aller Aepfel. Die große, gelblich-weiße, mit stark ausgeprägten Längsrillen versehene Frucht ist von köstlichem Geschmack, gedeiht aber nur in bevorzugten Lagen des deutschen Klimas. Die in sauberen, mit Seidenpapierschnitzeln ausgepolsterten Kistchen zum Verkauf gelangenden Aepfel dieser Art stammen aus Tirol und werden in ausgesucht schönen Exemplaren fehr hoch, meist mit 2—3 Mark pro Stück, bezahlt. Der weiße Winterkalvill steht als delikate Frucht hoch über allen andern Kalvill- und sonstigen Apfelsorten.

Zu erwähnen sind zum Schlusse noch die Südtrauben des Handels. Die ordinärsten sind die dickschaligen weißen Muskatellertrauben, welche, in Säge- oder Korkmehl eingeschichtet und in Fässer verpackt, aus Italien zu uns gelangen. Feiner sind die blauen belgischen Treibhaustrauben und am köstlichsten die weißen und blauen deutschen Treibhaustrauben, die mit einem Stücke der Tragrebe geschnitten in den Handel gelangen und daran leicht kenntlich sind. Je nach der Qualität und Jahreszeit werden diese deutschen Treibhaustrauben mit 5—10 Mark pro Kilo bezahlt, die belgischen durchschnittlich mit 1½—3 Mark, während die italienischen Muskatellertrauben in Berlin nicht selten mitten im Winter mit 1 Mark pro Kilo und noch billiger im Straßenhandel zu kaufen sind. **Max Hesdörffer.**

Bananenbeeren.

Litteratur.

Eine vornehme litterarische Festgabe zum 9. Februar 1902, dem Tage, an welchem Kaiser Wilhelm II. vor 25 Jahren in die Armee eingetreten, hat **Joseph Kürschner** in einem reich und geschmackvoll ausgestatteten Prachtwerk geschaffen, das unter dem Titel „Kaiser Wilhelm II. als Soldat und Seemann 1877—1902“ im Verlag der Militärbuchhandlung C. A. Weller in Berlin erschienen ist. Weit über den Rahmen hinaus, den der Titel andeutet, erhebt sich das Buch zu einer Schilderung der geistigen Entwicklung und militärischen Ausbildung des Kaisers, zu einer Darstellung der Entwicklung des deutschen Heeres und der deutschen Marine von dem Regierungsantritt Wilhelms II. bis auf die Gegenwart. Eine so erschöpfende und zugleich in allen Einzelheiten authentische Darstellung eines bedeutsamen Zeitabschnittes der deutschen Geschichte ist dem Herausgeber nur dadurch möglich geworden, daß er mit seinem bewährten Geschick eine Reihe ausgezeichneter, kompetenter Mitarbeiter herangezogen hat, von denen wir Oberst z. T. von Poten, Generalmajor a. D. Paul von Schmidt, Contreadmiral M. Pluddemann und Kapitänleutnant Graf Ernst zu Reventlow hervorheben. In übersichtlichen Darstellungen werden die Entwicklung des deutschen Reichsheeres und der deutschen Marine bis zum Regierungsantritt des Kaisers und dann die schöpferische Thätigkeit des Kaisers als Soldat und Seemann geschildert. Aus dieser Zusammenfassung wird der Leser erst mit Staunen gewahr, wie rastlos und unermüdlich der Kaiser an der Stählung und Steigerung der deutschen Wehrkraft gearbeitet hat und wie man mit Recht von ihm rühmen darf, daß er selbst der „pflichttreueste und eifrigste Soldat im deutschen Heere“ ist. Der gediegene Inhalt des Werkes wird noch durch den überaus reichen Bilderschmuck erhöht, der das Leben des Kaisers vom Tage seiner Geburt bis in die neueste Zeit begleitet. Unter den 270 Abbildungen geben 6 Zeichnungen des Kaisers wieder. Das schöne Buch ist die anschaulichste Chronik in Bild und Wort, die wir von dem Wirken des Kaisers als Soldat und Seemann besitzen. Es wird nicht bloß für die Militärs, sondern für jeden deutschen Patrioten, der mit Stolz auf die Entwicklung seines Vaterlandes blickt, von höchstem Interesse sein. Der geringe Preis (6 Mark, für Militärs 3,50 Mark) ermöglicht auch minder Bemittelten den Besitz des Buches.

— Der Beifall, den Dr. Hs. Th. Soergels „Rechtsprechung“ im ersten Jahrgange bei der gesamten deutschen Juristenwelt gefunden hat, wird dem jetzt vorliegenden weiten in erhöhtem Maße zu teil werden (Stuttgart, Deutsche Verlags-

Digitized by Google

Anstalt). Bietet er doch das gesamte Entscheidungsmaterial der Jahre 1900 und 1901 in einem Bande vereinigt, indem er die in 53 juristischen Zeitschriften abgedruckten Entscheidungen in der Form von prägnanten, positiven Rechtssätzen unter genauer Angabe der Quelle zum Abdruck bringt. Die praktische Anordnung der Sammlung nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen, die systematische Folge der Entscheidungen bei den einzelnen Paragraphen, die glückliche und geschickte Fassung der Rechtssätze, die Reichhaltigkeit des Materials —, es sind über 6000 Entscheidungen bearbeitet und verwertet —, die genauen Verweise auf sich widersprechende Entscheidungen, die Handlichkeit des Formats und der billige Preis werden das Werk zum unentbehrlichen Berater und steten Begleiter des deutschen Juristen machen. Sowohl des Richters wie des Rechtsanwalts und Notars. Ebenso findet der Referendar hier die einzig vollständige Quelle für die Ablassung der Relationen, Abfassung der Urteile und Anfertigung der Examensarbeiten, und dem Studenten dient die Sammlung zur Belebung seiner Studien, zum raschen Verständnis seiner Kollegien an der Hand der hier gebotenen praktischen Beispiele aus dem Rechtsleben. Auch vielen Laienkreisen erschließt sich hier die lebendige und unerschöpfliche Quelle der praktischen Rechtsanwendung.

— In zweiter, stark vermehrter Auflage erscheint das Werk „Charlotte von Schiller" von Hermann Wopfapp (Stuttgart, Max Kielmann). Fand das Buch in der warmen Würdigung von Schillers edler Lebensgefährtin und in der Darlegung ihres Einflusses auf Leben und Schaffen des Dichters schon bei der ersten Veröffentlichung vor etwa fünf Jahren großen Anklang, so muß ihm jetzt in noch viel erhöhterem Maße warmes Lob gezollt werden. In der Zwischenzeit haben sich dem Verfasser neue Quellen erschlossen, die er ausgiebig benutzt hat, so daß aus der ursprünglich nur knappen Schrift ein stattlicher Band wurde, in dem auch der Bildschmuck wesentlich bereichert worden ist. So stellt sich das Werk als ein höchst schätzenswerter Beitrag zur Schiller-litteratur dar, in seiner volkstümlichen Fassung zugleich als ein vortreffliches Hausbuch für die deutsche Familie.

— In seinem Buche „Goethe und Schiller in Werden der Kraft" (Stuttgart, Carl Krabbe) giebt Julius Burggraf ein sehr anziehendes Bild von der geistigen Entwicklung der beiden Dichterheroen. Wir begleiten sie von den Gründrücken ihrer Frühzeit durch die Jahre titanischen Fühlens und Denkens hindurch, in den mannigfachen Wechselperioden bis zur herrlichen Erfüllung ihres Jugendträumes und -erfolgen das Erwachen ihres Genius, das Erstehen ihrer sittlichen Persönlichkeit und Eigenart, Spiel und Lust, Heiligtümer des Herzens, Im Lenz der Liebe, Lebensreife und Berufsfreude. — Das sind dann die Abschnitte des zweiten Teiles, der auch das dichterische Schaffen näher beleuchtet. Von hohem Schwunge getragen und von sittlichem Ernste erfüllt, erscheint das Werk trefflich geeignet, auch der reifen Jugend den Werdegang unsrer großen nationalen Poeten verständlich zu machen.

— Von M. von Brandts Werke „33 Jahre in Ostasien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten" (Leipzig, Georg Wigand) liegt jetzt der dritte und letzte Band vor. Er behandelt die Zeit von 1876 bis 1893, die der Verfasser, abgesehen von kurzen Urlauben, ganz in China zugebracht hat, und naturgemäß darf der Inhalt dieser zeitlich am nächsten liegenden Epoche aus der Thätigkeit des früheren langjährigen Vertreters Deutschlands in China ein ganz besonderes Interesse beanspruchen. Dem Bande ist das Bildnis des Prinzen Chun, des Vaters des Kaisers Kwang-su, beigegeben.

— Von der großen Ausgabe der Gesammelten Werke von Guy de Maupassant, die in einer deutschen Uebersetzung von Georg Freiherrn von Ompteda im Verlage von F. Fontane & Comp. in Berlin erscheint, sind wieder drei neue Bände (4—6) der zweiten Reihe erschienen. Sie enthalten größere und kleinere Novellen, Bilder aus dem Leben in Paris und in der Provinz, psychologische Studien, in denen sich die Meisterschaft Maupassants am glänzendsten offenbart. Fast immer giebt es heitle, auf die Spitze getriebene Probleme; aber Maupassant weiß die Leser auch über die gewagtesten Probleme, über die tiefsten sittlichen Abgründe mit Anmut oder doch mit naiver Unbefangenheit hinwegzuführen, so daß wir stets die Empfindung haben, daß ein wirklicher Dichter zu uns spricht. Empfehlen Uebersetzungskunst gezahlt werden.

— Die bekannte Sammlung der von H. Knackfuß in Verbindung mit andern herausgegebenen Künstlermonographien (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) hat seit kurzem auch hervorragende moderne Künstler des Auslandes in ihren Bereich gezogen. Nachdem der Ruffe Verestschagin die Reihe eröffnet, sind ihm in den neuesten Heften die Engländer Herkomer und Burne-Jones gefolgt. Vereinigt ersterer in seinen Werken seine deutsche Abstammung nicht, so ist Burne-Jones dafür der vollkommenste Vertreter der spezifisch englischen Kunst der neuesten Zeit. Die ihm gewidmete Monographie (Nr. 55 der Sammlung) ist von einem in London lebenden Deutschen, O. von Schleinitz, verfaßt, der sich dabei auf eine ebenso umfassende wie gründliche Kenntnis der Werke dieses Meisters gestützt hat. In 119 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen werden nicht nur die allgemein bekannten Werke des Künstlers vorgeführt, sondern auch viele, die außerhalb Englands ziemlich unbekannt sind, insbesondere die religiösen Altarbilder, Wandmalereien und Glasfenster für Kirchen. Besonders in ihnen tritt der Verfasser den Höhepunkt von Burne-Jones' Kunst. Der 57. Band enthält die Biographien der beiden Großmeister der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts, Millet und Rousseau, die Walther Gensel, einer der feinsten Kenner der modernen französischen Kunst, geschrieben hat. Millet, der Schilderer des Landlebens, und Rousseau, der Meister der landschaftlichen Stimmungsmalerei, haben nicht nur in ihrer heimischen Kunst eine große Umwälzung hervorgerufen, sondern auch einen starken Einfluß auf die Kunst des Auslandes geübt, der noch jetzt nicht erloschen ist. Im 56. Bande der Sammlung hat Max Jordan, der frühere verdienstvolle Direktor der Berliner Nationalgalerie, mit sichtlicher Liebe ein ungemein anziehendes Bild von der Kunst und dem Wesen des jüngst in der Blüte seiner Jahre verstorbenen Berliner Bildnismalers Max Koner gezeichnet. Fast das ganze Lebenswerk des Künstlers ist heute den Lesern in 75 Abbildungen vor Augen geführt. Koners Name ist eng mit den ersten Regierungsjahren Kaiser Wilhelms II. verknüpft, den der Künstler in dieser Zeit bedeutsamer Entwicklung oft porträtiert hat, mit so schlagender Wahrheit und Lebendigkeit, daß Koners Kaiserbildnisse so volkstümlich geworden sind wie die keines andern Künstlers.

— In neuer Auflage erscheint jenes Werk, mit dem Fedor von Zobeltitz vor zwanzig Jahren zum ersten Male als Romandichter an die Oeffentlichkeit trat: „Die Perücke der Prinzessin Ratschkin" (Leipzig und Berlin, Fr. Luckhardt). Der Autor hat seitdem eine stattliche Reihe gehaltreicherer und künstlerisch mehr vertiefter Romane geschrieben, aber daneben kann sich doch auch dies Erstlingswerk als eine achtungswerte Arbeit behaupten, zumal wenn man bedenkt, daß es von einem Fünfundzwanzigjährigen geschrieben wurde. Und wer von seiner Lektüre vor allem Unterhaltung verlangt, der kommt hier gewiß auf seine Kosten. Denn spannender als mancher moderne Kriminalroman liest sich diese abenteuerliche Geschichte, die ungleich besser als manche Partien der Zeitstände unter der Herrschaft der Madame Pompadour giebt.

— In der dänischen Litteratur der Gegenwart kreuzen und bekämpfen sich zwei Strömungen: eine realistische, die unter dem Einfluß des modernen Franzosen erwachsen ist, und eine romantisch-idealistische, die im germanischen Charakter wurzelt. Ter wohl hervorragendste, jedenfalls aber liebenswürdigste Vertreter der letzteren ist Sophus Bauditz, dessen Hauptwerke, „Die Wildwooprinzeß" und „Die Chronik des Garnisonsstädchens", uns schon vor Jahren in deutschen Uebersetzungen zugänglich gemacht worden sind. Beide sonnige Humor, dieselbe Meisterschaft in der Schilderung des Kleinlebens, dieselbe Schärfe und Mannigfaltigkeit der Charakteristik zeichnen auch die neueste Erzählung des Verfassers, „Absalons Brunnen", aus, die jetzt in einer Uebersetzung von Mathilde Mann bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, in der bekannten geschmackvollen Ausstattung dieses Verlages, erschienen ist. Tiesmal ist nicht eine Kleinstadt, sondern Kopenhagen der Schauplatz der Erzählung, die ihren Namen von dem Bischof Absalom, dem Gründer Kopenhagens, erhalten hat. Aber auch in der Großstadt senkt Bauditz unsern Blick zumeist nur auf das Leben der kleinen Leute, aus dem er eine Fülle von Originalen hervorzuheben weiß. Aus ihrer Mitte treten noch und noch einige markante Gestalten heraus, die das Interesse des Lesers bis ans Ende fesseln. Fast alle sind von dem feinen Humor umspielt, der zu den köstlichsten Gaben des feinsinnigen Erzählers gehört.

— Die äußere Gestaltung, welche Andersens schwermütiges Märchen „Die Geschichte einer Mutter" im Verlage von Fischer & Franke zu Berlin erfahren hat, ist sehr bestrembend. Die im Stile der Secession gehaltenen Bilder von J. Bossard entsprechen nicht dem keuschen Sinne des Märchens, und die „Fierschrift" des Textes ist eine wunderliche Schnörkelei, die dem Leser zum Hasen giebt und auf die Tauer das Auge ödlich ermüdet. Wozu dieser große Aufwand von Seltsamkeiten, der uns ganz unnütz vorthun erscheint! — Besser können wir uns mit einer neuen Folge des vom gleichen Verlage herausgegebenen „Jungbrunnen" befreunden. Teutsche Burschenlieder illustriert mit sinnentsprechenden Bildern Joseph Carben, und die Jahreszeiten in Liedern erster deutscher Dichter haben in Horst-Schulze einen guten Interpreten gefunden. Das gleiche läßt sich von „Marientind und andern Grimmschen Märchen" sagen, die Franz Müller-Münster illustrierte, und den derben Humor des niederdeutschen Schwank hat trefflich Max Bernuth mit seinen Bildern zu John Brinck-

Digitized by Google

manns „Bos un Swinegel“, einem drolligen Gegenstück zu Wilhelm Schroeders allbekanntem Wettlauf zwischen Hase und Swinegel.

— Der vierten Auflage erfreut sich das prächtige Buch „Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?“ von Adolf Matthias (München, C. H. Beck). Es ist ein ebenso rühmlicher wie wohlverdienter Erfolg, denn in so glücklicher Form sind wohl niemals vorher kluge und von warmem Herzen eingegebene Erziehungsideen gepflegt worden. Das Buch lehrt und warnt und ist dabei doch sehr unterhaltsam, bei allem Ernst von fröhlichem Humor erfüllt. Einen ähnlich liebenswürdigen Charakter trägt ein andres, im gleichen Verlage erschienenes Werk des Verfassers, das ebenfalls in erneuter Auflage erscheint: „Wie werden wir Kinder des Glücks?“ Eine geklärte, reine Weltanschauung prägt sich darin aus, und wer mochte dem Autor nicht zustimmen, wenn er seine Darlegungen nach gut deutscher Art auf dem Grundsatze aufbaut, daß die Glücksquellen des Erdendaseins im Boden der Familie liegen.

— „'s giebt nur oa Kaiserstadt, 's giebt nur oa Wean“, so lakt sich die Stimmung bezeichnen, die Gustav Guglia in seiner Novelle „Leben!“ (Minden i. W., J. C. C. Bruns) zum Grundton leidenschaftlicher Heimatliebe erhebt, als innerstes Motto des Verzichtes seiner Hauptfigur, einer jungen Wiener Kleidernäherin, auf eine anständige, wenn auch etwas philiströse Versorgung fern von Wien durchaus glaubwürdig darstellt. Der festliche Zauber Wiener Lebens und Wiener Lebenskünstlertums steigt aus den Blättern des Buches dem nachfühlenden Leser wie schwüler Blumenduft in die Nerven, und das beweist ein Können, dem wohl auch höhere Ziele erreichbar sind. Eine Familienlektüre ist diese Wiener Geschichte unbedingt nicht und will es wohl auch nicht sein.

— „Praktische Ratschläge für Automobilisten“ von L. Baudry de Saunier, deutsch von Hermann A. Hofmann (Wien, A. Hartleben). Liebhabern des Automobilismus praktische Kenntnisse zu geben, welche sich aus andern Werken nicht so leicht schöpfen lassen, ist der Zweck des von vielen Abbildungen begleiteten Buches. Es soll dem Leser nicht das Abc des Automobilismus, sondern den anscheinend oft widerspruchsvollen Zusammenhang aller Erscheinungen desselben erklären und ihm die Mittel zur Behebung aller Schwierigkeiten an die Hand geben. Der Anfänger, dessen Kenntnisse kaum so weit gehen, um zu wissen, ob sein Wagen einen vertikalen oder horizontalen Motor enthält, wird in seinem Interesse gut daran thun, seine Studien mit den Elementarbegriffen zu beginnen, bevor er sich an die präziseren „Praktische Ratschläge“ macht. Obgleich sie keine rein technische Abhandlung enthalten, würde sie ein ganz Unerfahrener doch nicht immer verstehen und mit Nutzen lesen.

— Im 23. Jahrgang erscheint das bekannte deutsch-evangelische Jahrbuch „Neue Christoterpe“, herausgegeben von Reinhard Mumm (Halle a. S., C. Ed. Müller). In mannigfaltigem Wechsel enthält es, zum Teil aus der Feder weitbekannter Autoren, Erzählungen, Gedichte, kunstgeschichtliche und naturwissenschaftliche Skizzen, sozialpolitische Aufsätze und Reiseschilderungen. Selbst wer nicht den kirchlichen Standpunkt des Herausgebers und seiner Mitarbeiter teilt, wird aus dem stattlichen Bande vielseitige Anregung empfangen.

— Im 6. Jahrgang erscheint das Buch „Der häusliche Beruf und wirtschaftliche Erfahrungen“ von Lina Morgenstern (Berlin, Verlag der Teutschen Hausfrauenzeitung). Für alles, was mit dem Haushalt nur irgendwie in Zusammenhang steht, enthält das Werk sehr beachtenswerte Fingerzeige, und wer ihnen folgt, wird an der Hand dieser auf langjähriger Praxis beruhenden Weisungen gut beraten sein.

— Das Jubiläum der tausendsten Nummer feierte kürzlich die Zeitschrift „Für's Haus“. Unter der Leitung von Clara von Stuckrad hat sich das Blatt in der großen Zahl ähnlicher Unternehmungen einen sicheren Platz errungen. Unter Beigleitung von Abbildungen giebt die tausendste Nummer einen interessanten Ueberblick über das Entstehen und Wachsen der Zeitschrift.

Kunst.

Die stetig wachsenden Erleichterungen, die alle Verkehrsanstalten in regem Wetteifer dem reisenden Publikum bieten, haben in allen Ländern eine Kunstindustrie zur Entfaltung gebracht, die nicht unwesentlich zur Hebung des nationalen Wohlstandes beiträgt. Man mag über die Ansichtspostkarten so gering denken, wie man will — sie bilden einen wichtigen Faktor in unserm Erwerbsleben, und man darf auch behaupten, daß sie zur Erhöhung der allgemeinen künstlerischen Bildung beitragen, wenn ihre Ausführung unter so sachverständiger Leitung erfolgt, wie sie z. B. in der bekannten Photoglob-Gesellschaft in Zürich maßgebend ist. Ursprünglich auf die Schweiz beschränkt, hat sich die rührige Gesellschaft die Aufgabe gestellt, nach und nach den ganzen Erdball zu umspannen, so daß wir mit der Zeit einen vollständigen „Orbis pictus“ erhalten werden, aber keine Phantasiegebilde wie in alter Zeit, sondern Urkunden von vollkommener Treue, die, auf der Photographie aufgebaut, von kundigen Händen in die Farben der Wirklichkeit getaucht sind. Die schwarzen und farbigen Postkarten, von denen neuerdings vornehmlich prächtige, neue Blätter aus der Schweiz und aus Oberitalien, Stadtansichten und frisch nach der Natur beobachtete Genrebilder, erschienen sind, spielen eigentlich in den Veröffentlichungen der Photoglob-Gesellschaft nur eine Nebenrolle. Die Hauptsache sind die malerischen Ansichten in allen Formaten, die man sich zur Erinnerung an eine Reise oder einen Sommeraufenthalt auf dem Schreibtisch aufstellen oder in Albums und Mappen sammeln kann. In jüngster Zeit hat die Gesellschaft eine Reihe von Aufnahmen in Bosnien machen lassen, die in der That den Beweis liefern, daß die Naturschönheiten dieses wenig von Touristen bereisten Landes den Vergleich mit der Schweiz nicht zu scheuen brauchen, daneben aber mehr an Einblicken in ein höchst anziehendes Volksleben gewähren. Die größte Beachtung aber unter den neuen Veröffentlichungen der Photoglod-Gesellschaft verdienen die farbigen Nachbildungen von Gemälden alter und neuer Meister. Erst vor vier Jahren begonnen, haben diese Versuche überraschend schnell zu sehr erfreulichen Ergebnissen geführt. Wir haben Nachbildungen von Gemälden von Tizian, Rubens, van Dyck, Jordaens, Sassoferrato, Baloni und Liotard (von diesem das berühmte Schokoladenmädchen) gesehen, die auch ein fein gebildetes Auge befriedigen werden. Jedenfalls giebt es nach dem jetzigen Stande der Technik nichts Vollkommeneres als die Leistungen der Photoglod-Gesellschaft.

— Neben den Ansichtskarten, die durch Photographie hergestellt werden, stehen nicht nur bei Sammlern, sondern auch bei Kunstfreunden mit wählerischem Geschmack die Künstlerpostkarten, d. h. die nach Bildern von Künstlerhand ausgeführten, in hohem Ansehen. Auch mit diesen Künstlerpostkarten ist der Markt in neuester Zeit so sehr überschwemmt worden, daß nur noch selten etwas Hervorragendes zu verzeichnen ist. Eine Gelegenheit dazu bietet uns jetzt eine Reihe von zehn Ansichtskarten, die unter dem Titel „Bei der Brennerbahn“ im Kunstverlage von Max Seeger in Stuttgart erschienen sind. Es sind vortreffliche Nachbildungen von Aquarellen, die Professor R. Schmohl in Stuttgart auf Studienreisen durch die Umgebungen der Brennerbahn aus der Natur geschöpft hat. Obwohl die Brennerbahn immer noch die Hauptstraße für alle deutschen Tirol- und Italienreisenden ist, sind die Höhen und Thäler, die sie auf beiden Seiten einfassen, wenig bekannt. Wer die Karten nach den Aquarellen von Schmohl sieht, wird erstaunt sein über den Reichtum an urmalerischen Häusern und Hütten, die dort noch „abseits vom Wege“ zu finden sind.

— „Die Nacht“ betitelt Emil Holárek eine Sammlung von zwanzig Kunstblättern, in denen er Scenen und Gestalten wiedergiebt, wie sie sich vor seinem Auge aus dem dunklen Schleier abgehoben haben (Prag, Kunstverlag von B. Kaiz). Er sieht Fröhliches und Anheimelndes, Düsteres und Beklommenes, ja Grausiges, so wie es sich eben unter dem Schatten der Nacht verbirgt. Hier der glänzende Festsaal, dort das traulich Familienzimmer, daneben aber auch die Stätten der Sünde, der bittern Armut, des grenzenlosen Elendes. Die Gegensätze stoßen hart aufeinander, und so bleiben dem Beschauer beim Durchmustern der Blätter die peinlichen Eindrücke nicht erspart, aber man muß doch das künstlerische Empfinden im Vorwurf wie in der Ausführung anerkennen. Immerhin müßten, falls die Mappe auf dem Familientisch ausgelegt werden sollte, vorher einzelne Blätter entfernt werden.

Digitized by Google

AUS ALLER WELT

Zeitgeschichte.

Am 21. Februar begingen Erzherzog Rainer von Oesterreich und seine Gemahlin, Erzherzogin Marie, das Fest ihrer goldenen Hochzeit. Erzherzog Rainer, der Sohn des einstigen Vizekönigs im österreichischen Italien, erfreut sich wegen seines Edelsinns und der Liebe zu den Wissenschaften und Künsten allgemeinster Beliebtheit. Er stand in den Jahren 1861 bis 1865 als Ministerpräsident im Kabinett Schmerling an der Spitze der Staatsgeschäfte und ist als Feldzeugmeister gegenwärtig Oberkommandant der österreichischen Landwehr. Seine Würde als Protektor des österreichischen Museums für Kunst und Industrie brachte den Erzherzog auch in vielfache Beziehungen zu dem Wiener Kunstgewerbe. Als Kurator der Wiener Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften nimmt er an den Arbeiten dieser ersten gelehrten Körperschaft Oesterreichs lebhaften Anteil, und manches bedeutsame, von feinster Denkart zeugende Wort seiner gelegentlich der feierlichen Jahresversammlung der Akademie gehaltenen Ansprachen hat lebhaften Wiederhall gefunden. Durch die im Jahre 1884 erworbene Sammlung von in Fayum gefundenen Handschriften, dem „Papyrus Erzherzog Rainer", welcher jüngst in der Wiener Hofbibliothek aufgestellt worden ist, hat sich der Erzherzog auch um die Forschung unvergängliche Verdienste erworben. Die Erzherzogin Marie, mit welcher der Erzherzog in glücklichster, obzwar kinderloser Ehe vermählt ist, ist eine Tochter des Erzherzogs Karl, des berühmten Siegers von Aspern, und steht gegenwärtig im siebenundsiebzigsten Lebensjahre. Trotz seines mehr als tausendjährigen Bestandes ist dies die erste goldene Hochzeit im Hause Habsburg.

Phot. Hofatelier Adele, Wien

Erzherzog Rainer und Erzherzogin Marie von Oesterreich.

Der erste offizielle Präsident, den die Republik Cuba seit der Losreißung der Insel von Spanien erwählt hat, ist der General Tomas Estrada Palma. Zur Zeit der Aufstände gegen die spanische Herrschaft ist sein Name häufig genannt worden, besonders während der Kämpfe von 1868 bis 1878. Im Jahre 1877 wurde er zum Präsidenten der von den Insurgenten proklamierten Republik erwählt, jedoch bald darauf gefangen genommen und erst nach Abschluß des Friedens freigelassen. Als die Lage auf Cuba abermals schwierig wurde und auf einen kurzen Zeitraum freiheitlicher Verwaltung aufs neue eine harte Bedrückung durch die Spanier erfolgte, verließ Estrada Palma die Insel und begab sich nach Nordamerika, wo er dann während der letzten Revolution als Geschäftsträger der cubanischen Aufständischen fungierte. In dieser Eigenschaft trat er in Verkehr mit den leitenden Staatsmännern der Vereinigten Staaten, und seine jetzige Wahl zum Präsidenten des cubanischen Freistaates ist im Einverständnis mit der Washingtoner Regierung erfolgt.

Bildende Kunst.

Das Altargemälde Raffaels, das der amerikanische Kunstsammler Mr. Pierpont Morgan auf einer Ausstellung alter Meister in der Royal Academy in London für die Summe von 100 000 Pfund Sterling (= 2 100 000 Mark) angekauft hat, ist von dem Meister im Jahre 1505 im Auftrage der Nonnen des Klosters S. Antonio in Perugia gemalt worden. Es besteht eigentlich aus drei Teilen, von denen aber nur zwei, das Tympanon (Bogenfeld) und die

Digitized by Google

Hauptaltartafel, in den Besitz des Mr. Morgan gelangt sind. Im Bogenfeld in Gott Vater segnend zwischen zwei anbetenden Engeln und zwei Cherubim dargestellt. Darunter thront die Madonna in einem blauen Mantel, mit dem Christkind auf dem Schoß, das dem die Stufen des Thrones hinaufschreitenden kleinen Johannes den Segen erteilt. Links vom Thron stehen die Heiligen Katharina und Petrus, rechts Dorothea und Paulus. Die zu dem Altarwerk gehörige Predella (Altarstaffel) bestand aus fünf Teilen mit Darstellungen aus der Passion, die weit zerstreut sind. Die Darstellung Christi auf dem Oelberg besitzt Baronet Burdett Coutt, die beiden Heiligen Franziskus und Antonius das Tulwich College, die Kreuztragung Lord Windsor. Das fünfte Bild, eine Beweinung des Leichnams Christi, ist nach Amerika gekommen. Aus dem Nonnenkloster in Perugia gelangte das Bild in den Besitz der Familie Colonna in Rom, weshalb es unter dem Namen „Raphael Colonna“ bekannt geworden ist.

Aufn. von Chuffeau-Flavien, Paris.

Präsident Emile Loubet auf der Jagd.

Seit 1870 ging es im Kunsthandel von Hand zu Hand, bis sich nun endlich ein Käufer gefunden hat. Raffael hat das Bild gemalt, als er sich bereits in Florenz mit den Werken des Leonardo da Vinci und des Fra Bartolomeo vertraut gemacht hatte, deren Einflüsse namentlich in den Gewändern der vier Heiligen zu erkennen sind. Da Mr. Morgan bei der Ueberführung des Bildes nach den Vereinigten Staaten noch einen Eingangszoll von 300000 Mark zu zahlen hätte, hat er sich entschlossen, das Bild in England zu lassen.

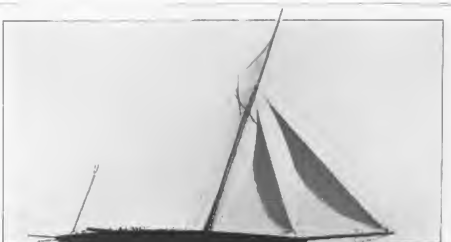
Der Untergang des Hoftheaters zu Stuttgart hat die Erinnerung an das alte Lusthaus wachgerufen, das auf derselben Stätte errichtet war. Bei seinem Abbruch 1846 blieben nur die beiden gewaltigen Hauptmauern stehen; sie ragen ungebrochen noch aus der Ruinenmasse empor — ein abermaliger Beweis für die Solidität des alten Bauhandwerks. Der herrliche Bau des Lusthauses, aufgeführt unter Herzog Ludwig von Württemberg von Georg Beer und andern zwischen den Jahren 1575

Aufn. von Chuffeau-Flavien, Paris.

Die Söhne des chinesischen Gesandten Tyseng im Bois de Boulogne zu Paris.

Digitized by Google

und 1501, hatte nach dem Urteil Lübkes in seiner „Geschichte der Renaissance in Deutschland“ seinesgleichen weder in noch außer Deutschland. Er war 270 Fuß lang, 120 breit. Außen lief ein gewölbter Säulengang an den vier Seiten, in der Mitte der Langseiten vertieft zu einer zweischiffigen Halle mit Freitreppen zum Obergeschoß. Über den Arkaden zog sich eine Attane mit durchbrochener Balustrade hin. An den Ecken standen vier niedrige Rundtürme mit schlankem Spitzdach; in ihrem unteren und oberen Geschoß befanden sich Prunkzimmer mit ausgemalten gotischen Sterngewölben. Das Erdgeschoß des Lustbaues war eine Säulenhalle mit drei quadratischen Wasserbecken. Fünfzig Brustbilder von württembergischen Fürsten und Fürstinnen zierten die Tragsteine der Gewölbe. Das obere Geschoß war ein reich ausgemalter Festsaal. Der schwebende Engel auf der Spitze des schön gegliederten Giebels hat als „Wetterhexe“ noch das Theater geziert.



Phot. R. Schmidt, Kiel.

Die Jacht „Orion“ (vormals „Meteor“), Geschenk des Kaisers Wilhelm an das Offizierkorps in Kiel.

Sanitätswesen.

Auf Anregung der österreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuz ist ein Sanitätsfahrrad konstruiert worden, das gegenwärtig in verschiedenen Garnisonen erprobt wird. Vom gewöhnlichen Zweirad unterscheidet es sich dadurch, daß die Räder nebeneinander gestellt werden können, und außerdem sind zwei Gabeln beigegeben, durch deren Einfügung das Rad sich in einen zweirädrigen Handkarren verwandeln läßt, auf dem ein Verunglückter oder Verwundeter in horizontaler Lage gebettet werden kann; die entsprechenden Matten und Kissen sind dem Rade aufgeschnallt. Der Gebrauch des Sanitätsfahrrades gestaltet sich also folgendermaßen: Der dem Sanitätscorps beigegebene Mann fährt einfach mit dem Rade an die Stelle des Unfalls, verschiebt die Räder und stellt so den Karren her, auf dem er den Verunglückten oder Verwundeten dorthin schiebt, wo ihm Hilfe zu teil werden kann. Mitsamt der Ausrüstung hat das Sanitätsfahrrad ein Gewicht von 24 Kilogramm, und einschließlich der ersteren stellen sich die Kosten auf 240 Kronen für das Stück.

Die Jacht „Komet“, Geschenk des Kaisers an das Offizierkorps in Wilhelmshaven.

Industrie, Handel und Verkehr.

Die Quaischuppen in Hamburg sind abermals durch einen großen Bau vermehrt worden, der infolge seiner imposanten Ausführung besonders bemerkenswert ist. Der am Versmannquai belegene Schuppen dient ausschließlich zur Lagerung von Südfrüchten, die seewärts eingeführt werden. Um ihm eine seinen Waren entsprechende Temperatur zu verleihen, ist er mit einer Niederdruckdampfheizung versehen; den nötigen Dampf liefert eine in den Kellerräumlichkeiten der massiven Schuppenflügel aufgestellte Kesselanlage. Das Tageslicht fällt durch doppelte Oberlichtfenster und seitliche Fenster herein. Die ersteren sind hauptsächlich aus dem Grunde verwendet, um einem Wärmeverlust nach oben hin möglichst vorzubeugen. Aus demselben Grunde hat der Schuppen doppelte Seitenwände erhalten, deren Zwischenraum mit Torfmull ausgefüllt ist. Die künstliche Beleuchtung des Innern geschieht durch 350 Glühlampen, während außerhalb zur Erleuchtung der Land- und Wasserseite elektrische Bogenlampen vorgesehen sind. Die überdeckte Ladefläche dieses 245 Meter langen und 30 Meter tiefen Schuppens beträgt rund 7000 Quadratmeter. Um die Waren aus dem Schiff in den Schuppen zu befördern, sind an der Wasserseite 11 elektrische Gerüstkräne aufgestellt. Solche Gerüstkräne werden bei den modernen Schuppenbauten verwendet, weil sie den Wagenverkehr in keiner Weise behindern. An der Landseite des Schuppens liegen Eisenbahngeleise, so daß auch die Ueberladung für den Eisenbahnverkehr in leichter Weise von statten geht. Die Erbauung des Schuppens nahm die Zeit vom Mai v. J. bis jetzt in Anspruch und erforderte einen Kostenaufwand von 880000 Mark.

Phot. Isabelle & Young, London.

Thomas Sidney Cooper †.

— Ueber die Trace der in Persien geplanten russischen Bahnbauten dringen nähere Einzelheiten in die Oeffentlichkeit.

Digitized by Google

Madonna mit Heiligen. Von Raffael.

Angekauft von Mr. Pierpont Morgan für 2100000 Mark.

Digitized by Google

Ursprünglich hat wohl die Absicht bestanden, von Meschhed direkt nach Süden zu bauen, nach dem Hafen Djask, östlich von Bender Abbas. Dieser Plan ist dann fallen gelassen worden. Es wurde vielmehr beschlossen, das persische Netz durch die Linie Tiflis-Eriwan-Dschulfa mit dem russischen zu verbinden. Zunächst ist die Linie Dschulfa-Tabris-Teheran-Meschhed-Kuschk in Aussicht genommen. Diese Linie ist militärisch von höchster Bedeutung, denn sie ermöglicht es, die kaukasischen Armeecorps schnell und mit Umgehung des Kaspischen Meeres nach der afghanischen Grenze zu transportieren, wo sie sich mit den Truppen des nördlichen und mittleren Rußlands, die mittels der Bahn Orenburg-Taschkent-Chodjent-Merw-Kuschk befördert werden, vereinigen können. In handelspolitischer Beziehung bietet die projektierte Linie ebenfalls große Vorteile; sie folgt auf der Strecke Tabris-Teheran-Meschhed der wichtigsten persischen Handelsstraße, so daß man auf einen starken Warentransport und Passagierverkehr rechnen kann. Abgesehen von dem ersten bergigen Teile, sind nennenswerte Terrainschwierigkeiten nicht zu überwinden. Die Voranschläge haben eine Bausumme von ca. 84 000 Mark pro Kilometer vorgesehen.

Das Sanitätsfahrrad, zum Transport Verwundeter umgestaltet.

Aufn. von Hans Böhm, Salzburg.

Das neue österreichische Sanitätsfahrrad. Fertig zur Fahrt.

Dreitausend weibliche Postbeamte sind gegenwärtig allein in Berlin und den Vororten von der Reichspostverwaltung beschäftigt. Während in früheren Jahren — die ersten Versuche, weibliche Kräfte im Dienste der Reichspostverwaltung zu verwenden, wurden im Jahre 1889 gemacht — die Beschäftigung der Beamtinnen sich ausschließlich auf den Fernsprechdienst beschränkte, werden sie jetzt allgemein zum Post-, Telegraphen- und Fernsprechdienst herangezogen. Im Postdienste werden die Beamtinnen in den Kanzleien mit der Bedienung von Schreib- und Rechenmaschinen, mit Abrechnungsgeschäften und andern Bureauarbeiten, sowie am Schalter mit dem Verkauf von Postwertzeichen und Postformularen beschäftigt; bei den Telephonämtern können sie zu allen Dienstgeschäften herangezogen werden, auch zur Verrichtung des Nachtdienstes, wenn auch in größeren Zwischenräumen als ihre männlichen Kollegen, während sie bei den Telegraphenämtern ausschließlich im Apparat- und einfacheren Aufsichtsdienst thätig sind. Seit etwa zwei Jahren wird auch die selbständige Verwaltung kaiserlicher Postagenturen Frauen übertragen. Die Gehaltsverhältnisse der weiblichen Postbeamten sind ziemlich günstig: während der ersten neun Jahre Tagegelder bis zu 3 Mark, dann etatsmäßige Anstellung mit

Emil Künzli †.

Digitized by Google

Der neue Südfruchtschuppen in Hamburg, Aussenansicht.

Pensionsberechtigung bei einem Anfangsgehalte von 1100 Mark und gesetzmäßigem Wohnungsgeldzuschuß der mittleren Beamten, der in Berlin 540 Mark beträgt, das Gehalt steigt bis zu 1500 Mark. Es giebt im Reichspostgebiete bereits über 1200 etatsmäßig angestellte Beamtinnen.

Heer und Flotte.

Generalleutnant Gustav von Kessel, der neuernannte Kommandeur des preußischen Gardecorps, ist am 6. April 1846 in Potsdam geboren. Im Mai 1864 trat er bei dem 1. Garderegiment z. F. ein, wurde im folgenden Jahre zum Leutnant befördert und 1866 in der Schlacht bei Königgrätz verwundet. Eine noch schwerere Verwundung erlitt er 1870 in der Schlacht bei St. Privat. 1872 zum Oberleutnant und 1878 zum Hauptmann befördert, wurde er 1883 zum persönlichen Adjutanten des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und nach dessen Thronbesteigung als Kaiser Friedrich zum Flügeladjutanten ernannt. Dieselbe Stellung erhielt er alsdann unter Kaiser Wilhelm II. Im Oktober 1891 zum Obersten ernannt, wurde er 1893 Kommandeur des 1. Garderegiments und, nachdem er 1896 zum Generalmajor befördert worden, im folgenden Jahre Kommandeur der 1. Garde-Infanteriebrigade. Im Frühjahr 1899 zum Generalleutnant und Generaladjutanten ernannt, wurde er mit dem Kommando der 2. Garde-Infanteriedivision betraut, das er im folgenden Jahre mit dem der 1. Division vertauschte.

General Louis Stoetzer, der Gouverneur von Metz, der jetzt durch Verleihung des Ranges als kommandierender General ausgezeichnet worden, ist am 1. August 1842 zu Römhild im Herzogtum Meiningen geboren. Nach Ablegung der Abiturientenprüfung trat er 1861 in das sachsen-meiningensche Infanterieregiment ein und wurde 1862 Leutnant. Nachdem er 1866 am Mainfeldzuge teilgenommen, trat er 1867 in preußische Dienste über. Den Feldzug von 1870/71 machte er als Oberleutnant im Infanterieregiment Nr. 51 mit, fand dann von 1874 bis 1879 als Lehrer an der Kriegsschule zu Kassel Verwendung und wurde 1881 in den Generalstab versetzt, dem er bis 1891 angehörte. 1888 bis 1891 war er Abteilungschef im Großen Generalstabe, 1891 bis 1894 Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 32, 1894 bis 1898 Kommandeur der 31. Infanteriebrigade, alsdann Kommandeur der 30. Division. 1891 wurde er zum Gouverneur von Metz ernannt.

Maximilian Schmidt.

Aufn. von M. Kaulfuß, Hamburg.

Der neue Südfruchtschuppen in Hamburg, Innenansicht.

In dem Etat der Vereinigten Staaten sind 99803928 Dollar für den Bau neuer Schiffe und 9343235 Dollar für Reparaturen schon vorhandener Schiffe vorgesehen.

Ehrungen.

Seinen siebzigsten Geburtstag feierte am 25. Februar der Dichter Maximilian Schmidt in München, weit über die Grenzen seiner bayrischen Heimat bekannt als Verfasser kerniger volkstümlicher Romane und Novellen. Im Auftrage zahlreicher Verehrer seiner Erzählungskunst wurde ihm am genannten Tage eine Ehrenspende überreicht und am Münchener Hoftheater ein neues Stück von ihm, ein Lebensbild aus dem

Digitized by Google

Aufn. von Zelle & Kunze, Hofphot., Potsdam.

Vom Besuche des Prinzen von Wales in Berlin: Die Galawache im Weissen Saal des Königl. Schlosses.

schönen Berchtesgadener Lande, zur Darstellung gebracht; das Theater am Gärtnerplatz brachte eines seiner älteren Werke zur Aufführung. Zu Eschlkam im bayrischen Walde geboren, trat Maximilian Schmidt mit achtzehn Jahren in das bayrische Heer ein und machte die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mit. Das im Auftrage des bayrischen Kriegsministeriums herausgegebene Werk „Der bayrische Soldat im Felde" hebt hervor, mit welcher Auszeichnung er sich bewährte. Als Compagnieführer hielt er, obwohl erheblich verwundet, tapfer der feindlichen Uebermacht stand und rettete dadurch die Bataillonsfahne; er wurde dafür durch den Militärverdienstorden ausgezeichnet. Die Folgen der Feldzugsstrapazen nötigten ihn 1872, seinen Abschied zu nehmen, und er widmete sich fortan ganz der litterarischen Thätigkeit, worin er sich schon vorher mit den „Volkserzählungen aus den bayrischen Alpen" (1863—68, vier Bände) erfolgreich versucht hatte. Er schrieb fortan eine große Reihe Romane, Novellen und Skizzen, deren Stoffe er fast ausschließlich dem bayrischen Volkstum entlehnte, dessen Studium er sich zur strengen Aufgabe gemacht hatte. Ueberall vertiefte er sich in die Eigenart des kernigen Volksstammes, beobachtete aufmerksam die Sitten und Gebräuche und schlang um das Ergebnis seiner Wahrnehmungen das Gewand einer anziehenden Fabel und einer vorzüglichen Lokalfarbe. Die Werke sind zu zahlreich, als daß wir sie im einzelnen anführen konnten — denn 18 Bände, und ist damit noch nicht heiterer Lebensabend freude ihm erhalten bleiben!

Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Generalleutnant von Kessel, der neue Kommandeur des Gardecorps.

— Hohe Ehrungen wurden der italienischen Tragödin Adelaide Ristori an ihrem 80. Geburtstage (29. Januar) erwiesen. Im Teatro Vallo zu Rom wurden ihr begeisterte Huldigungen dargebracht und ihr eine goldene Medaille überreicht, die eigens für diesen Zweck geprägt worden war. Auch in vielen andern Städten Italiens wurden Feiern veranstaltet. Kaiser Wilhelm ließ der Künstlerin durch den deutschen Botschafter seine Glückwünsche übermitteln.

Bühne.

In der Nacht zum 20. Januar ist das Kgl. Hoftheater zu Stuttgart ein Raub der Flammen geworden. Aus welchen Ursachen der Brand entstanden, ist nicht mit Sicherheit festgestellt worden, doch vermutet man, daß Kurzschluß der elektrischen Leitung das Feuer entzündet hat. Als die Gefahr bemerkt wurde — füllen sie doch bisher nicht weniger die Ausgabe der gesammelten Schriften abgeschlossen. Möge dem Dichter ein beschieden sein und die rege Schaffens-

Aufn. von Hofphot. Brandseph, Stuttgart.

Das Stuttgarter Hoftheater am Mo...

Digitized by Google

ganzen Dachstuhl aus, eine haushohe Lohe gen Himmel sendend, so daß der Schloßplatz und die angrenzenden Stadtteile taghell erleuchtet waren. Zum Glück herrschte Windstille, so daß das Feuer auf das Theatergebäude selbst beschränkt werden konnte. Indessen bestand durch mehrere Stunden große Gefahr für das Residenzschloß, mit dem das Theater durch einen über die Gasse führenden Gang verbunden war, ebenso für den nur durch eine schmale Straße getrennten Königin Olga-Bau, die daranstoßende Eberhardskirche und den angrenzenden Kgl. Marstall. Erst morgens gegen sechs Uhr war der Brand, der auch das ganze Innere vernichtete, so weit bewältigt, daß weitere Gefahr ausgeschlossen erschien. Das abgebrannte Theater erhob sich auf der Stelle des einst von Herzog Ludwig um 1590 errichteten „Neuen Lusthauses".

— Felix Dörmanns Schauspiel „Der Herr von Abadessa", das mit dem Wiener Bauernfeldpreise gekrönt worden, erlitt im Berliner Schauspielhause ein kaum verhülltes Fiasko. — Im Berliner Theater fand Björnsons Drama „Darnley", der erste Teil seiner Tragödie „Maria von Schottland", den der Dichter schon vor 40 Jahren geschrieben, neuerdings aber umgearbeitet hat, nur eine laue Aufnahme.

— Felix Weingartners Orestes-Trilogie errang im Leipziger Stadttheater unter Leitung des Komponisten einen stürmischen Erfolg. Der Text schließt sich eng an die Orestie des Aeschylos an und fügt die drei Teile „Agamemnon", „Das Totenopfer" und „Die Erinnyen" zu einem Ganzen. Die Musik steht auf modernem Boden, und die

Aufn. von Hofphot. E. Jacobi, Metz

General Stoetzer, Gouverneur von Metz.

Das ehemalige Lusthaus in Stuttgart.

nachts gegen halb ein Uhr , war der Brand im Innern bereits weit vorgeschritten, in kurzer Zeit breitete sich das verheerende Element über den

gen nach dem Brande (Hinterfront und Maschinenhaus)

Behandlung des antiken Stoffes ist dadurch ganz eigenartig geworden.

Die Stadt Warschau erhält noch in diesem Jahre ein ständiges russisches Theater. Bis zur Herstellung eines Neubaues dient zu den Vorstellungen das Sommertheater im Sächsischen Garten.

Ausgrabungen.

Die französischen Archäologen haben ihre Arbeiten zur Aufdeckung des alten Delphi beendet. In den Jahren 1892 bis 1896 wurde der große Apollotempel ausgegraben, im Jahre 1898 das Gymnasion und die Palästra. Da blieb als Hauptsache nur die Freilegung der Marmariaterrasse übrig, und das war die Arbeit des vergangenen Jahres. Nicht weniger als fünf Tempel haben sich in diesem Bezirk gefunden. Der erste, 30 Meter lang und 15 Meter breit, ist in dorischem Stile erbaut und weist einen stattlichen Pronaos auf. Eine Erderschütterung hat das Heiligtum zerstört, ein günstiger Umstand für die Erhaltung der Bauteile, denn von den schönen Säulen hat man vier wieder bis zu ihrer vollen Höhe (4,10 Meter) aufbauen können. Es folgen zwei Schatzhäuser, von denen das erste nur noch in den Grundmauern erhalten ist, während sich die Anlage des andern Schatzhauses, das in das sechste Jahrhundert v. Chr. gehört, besser erkennen läßt. Eine herrliche Entdeckung aber bildet der vierte Tempel, ein Rundbau von 15 Metern im Durchmesser. Das Dach wurde von 20 Säulen getragen, die einen wunderbar ausgebildeten dorischen Stil zeigen. Mehrere Kapitelle wurden in unversehrtem Zustande aufgefunden; sie haben große Aehnlichkeit mit den Kapitellen der Propyläen in Athen. Der Tempel

Digitized by Google

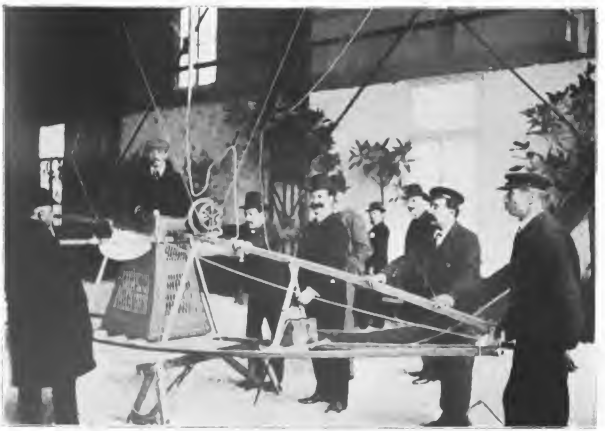
war ehedem mit einem reichen Metopenschmuck verziert, doch hat sich von den schönen Skulpturwerken nichts Vollständiges erhalten. Allenthalben liegen Kopf-, Rumpf-, Bein- und Armstücke, stark zerstümmert, umher und lassen nur schwach die Herrlichkeit der etwa der perikleischen Zeit angehörigen Bildwerke vermuten. Der letzte Tempel ist in blauem parnassischem Marmor erbaut; von den Baustücken ist noch so viel übrig, daß man den alten Plan leidlich wiederherstellen kann. Es ist vielleicht der von Pausanias erwähnte Athenetempel; seine Bauart zeigt eine Vermischung dorischen und ionischen Stils. Die Einweihung eines delphischen Museums, zu dessen Errichtung der griechische Mäcen Syngros die Mittel hergegeben hat, soll im April erfolgen.

bereit, den kühnen Aeronauten bei seinen Ausfahrten zu begleiten und ihn aus dem Meere aufzufischen, falls ihm ein Unfall zustoßen sollte. Darunter befanden sich die Jachten des Fürsten von Monaco, des amerikanischen Millionärs Gordon Bennett, Besitzers des „New York Herald“, und die Regierungsbarkasse. Mitte Januar begann die Füllung des Ballons mit dem an Ort und Stelle hergestellten Wasserstoffgas, und zugleich wurden der Korb und der Petroleummotor in stand gesetzt. Zahlreiche hohe Personen, die zurzeit an der Riviera weilten, besichtigten den Ballon und seine Ausrüstung: so die verwitwete Großherzogin von Mecklenburg, die Erzherzoge Ferdinand und Otto von Oesterreich wie die frühere Kaiserin Eugenie von Frankreich; die eine unserer Abbildungen zeigt die Kaiserin im Gespräche mit Santos Dumont. Der Morgen des 28. Januar brachte klares und ruhiges Wetter, so daß der Aufstieg beginnen konnte. Um 10½ Uhr erschien das Luftschiff, über den Boulevard durch ziehen an den Leitseilen bewegt. Santos stieg dann ein, die Seile wurden losgemacht, das Schiff stieg etwa 20 Fuß hoch, und nun wurde der Motor in Bewegung gesetzt. Erst langsam, dann immer schneller flog das Schiff über die Bai. Fluchtlich wie ein Albatros zügelte es die Schnelligkeit

Die Flugversuche von Santos Dumont in Monte Carlo: Das Luftschiff, über der Bai von Monaco schwebend.

Luftschifffahrt.

Vielversprechende Flugversuche unternahm der Luftschiffer Santos Dumont mit seinem lenkbaren Luftschiff von Monte Carlo aus. Im Hafen von Condamine hatte ihm die Hafengesellschaft zur Beherbergung des Ballons — desselben, mit dem er im vorigen Jahre den Deutsch-Preis gewonnen — eine Halle von 54 Metern Länge und 20 Metern Breite erbauen lassen. Eine Reihe von Jachten hielt sich



Das Luftschiff, in die Halle zurückgekehrt.

Digitized by Google

Kaiserin Eugenie im Gespräch mit Santos Dumont.

und hielt sich über den Wassern, als wenn es herabstürzen wollte. Der Luftschiffer hatte es angehalten, um das Gleichgewicht herzustellen und das Schleppseil in Ordnung zu bringen. Dann wurde der Motor wieder in Thätigkeit gesetzt, und das Luftschiff ging weiter. Von der Höhe Monte Carlos aus gesehen, schien es über die Oberfläche des Wassers zu gleiten. Santos Dumont beschrieb einen Kreis und ließ sich dann an seinem Ausgangspunkt nieder. Diese kurze Fahrt galt allgemein für großartig gelungen, aber noch Besseres sollte folgen. Um 2¼ Uhr bestieg Santos Dumont seine Maschine wieder und machte eine zweite Auffahrt. Er ging in steiger Gangart geradeaus in die See und vollführte dann eine Reihe von Stellungswechseln. Aufsteigen, Herabkommen, Wenden, Anhalten, Hinaufschnellen erweckten begeisterte Beifallsrufe seitens der Zuschauer; jedes Manöver wurde mit erstaunlicher Leichtigkeit ausgeführt. Dann fuhr er zurück über das Kasino und den Taubenschießplatz, kreuzte die Bucht und flog über das Schloß zum Ausgangspunkte zurück. Am 12. Februar wiederholte er die Versuche mit gleich glücklichem Erfolge, bei einem dritten Aufstieg am 14. Februar riß jedoch die Hülle des Ballons, und dieser sank ins Meer. Der Luftschiffer wurde unverletzt von einem Boote aufgenommen. Unsre Abbildungen sind nach photographischen Aufnahmen von O. Barea in Paris hergestellt.

Totenschau.

Im Alter von 99 Jahren verschied am 7. Februar Thomas Sidney Cooper, der Senior der englischen Maler. Am 26. September 1803 in Canterbury geboren, ging er 1827 nach Brüssel, arbeitete dort unter Verboeckhoven und bildete an den Meisterwerken der flämischen Schule sein Talent für Landschafts- und Tiermalerei aus. Beim Ausbruch der Revolution in den Niederlanden kehrte er nach England zurück, stellte 1833 in London seine ersten Gemälde aus, mit denen trefflicher Aufführung er seinen Ruhm begründete. Er war fortan ein vielbeschäftigter Künstler und wurde 1869 Mitglied der Royal Academy. Im Jahre 1891 veröffentlichte er seine Selbstbiographie.

Wenige Tage nach der Feier seines 75. Geburtstages verschied in Düsseldorf Professor Emil Hünten, der berühmte Schlachtenmaler. Am 18. Januar 1827 zu Paris als Sohn des bekannten Klavierkomponisten Franz Hünten geboren, bildete er sich in der Malerei zuerst unter Flandrin und Bernet in der Ecole des Beaux Arts aus. Dann ging er auf einige Jahre nach Antwerpen, wo er bei Wappers und Tuckmann arbeitete, und kam hierauf nach Düsseldorf, wo er Schüler von Lessing und Camphausen wurde. Schon 1852 entstand hier sein erstes größeres Werk (Angriff preußischer Kürassiere im Siebenjährigen Kriege), welches in den Besitz des Prinzen Friedrich Carl überging. Es folgten Gemälde, welche die Schlachten bei Zorndorf und bei Kreseld darstellen, sowie die Patrouille Zenditzer Kürassiere. Hünten machte dann die Feldzüge 1864 und 1866 mit, letzteren als aktiver Offizier; er skizzierte u. a. den Sturm auf die Düppeler Schanzen während des Kampfes und lehnt mehrere Gemälde mit Motiven aus beiden Kriegen, auch humoristische Kriegsepisoden. In den Jahren 1870-71 boten ihm die Schlachtfelder des deutsch-französischen Krieges, den er im Hauptquartier des Kronprinzen mitmachte, reichen Stoff für seine späteren Arbeiten. Ein Hauptbild aus dieser Zeit ist die Kürassierattacke bei Elsasshausen (Wörth), das die Nationalgalerie in Berlin besitzt. Für die Feldherrnhalle des Berliner Zeughauses malte Hünten das Wandgemälde der Schlacht bei Königgrätz. Außer diesen Werken schuf er eine Reihe vorzüglicher Bilder, Darstellungen aus den Freiheitskriegen und aus den Feldzügen des achtzehnten Jahrhunderts. Seit 1870 Mitglied der Berliner Akademie, erhielt Emil Hünten viele Medaillen und Aus-

Adelaide Ristori (im achtzigsten Lebensjahre).

Digitized by Google

zeichnungen auf den großen Kunstausstellungen.

— Landschafts- und Tiermaler Anders H. Kallenberg, † 24. Jan., Stockholm. — Dr. Karl Thilen, Vorkämpfer des Vogelschutzes in Italien, † 27. Jan., Rom. — Geh. Justizrat Hermann Mecke, Vorsitzender des deutschen Anwaltvereins, † 29. Jan., Leipzig. — Professor Karl Arendt, bedeut. Zinologe, 64 J., † 30. Jan., Berlin. — General du Barail, erster Kriegsminister unter der Präsidentschaft Mac Mahons, 82 J., † 30. Jan., Paris. — Senator Tenormandie, vorm. Gouverneur der Bank von Frankreich, 86 J., † 30. Jan., Paris. — Iwan Belinow, vorm. bulgarischer Minister für öffentliche Arbeiten, † 31. Jan., Sofia. — Prof. Salomon Jadassohn, bed. Komponist, 71 J., † 1. Febr., Leipzig. — Geschichts- und Genremaler Prof. Emil Hünten, 75 J., † 1. Febr., Düsseldorf. — Hauptmann Hans Bartsch von Sigsfeld, Autorität auf dem Gebiete der Luftschiffahrt, 41 J., † 1. Febr. (mit dem Ballon „Berson" verunglückt bei Zwijndrecht in Belgien). — Geheimrat Dr. Jul. v. Staudinger, bed. Jurist, 66 J., † 1. Febr., München. — Gräfin Bittorine Buttler-Haimhausen, bekannt durch großartige Werke der Wohltätigkeit, 91 J., † 2. Febr., München. — Graf Egon von Fürstenberg-Herdringen, Mitgl. des preuß. Herrenhauses, 84 J., † 2. Febr., Schloß Herdringen bei Arnsberg. — Reinhold Siemenroth, Direktor des „Deutschen Reichsanzeiger", † 3. Febr., Berlin. — Konzertdirekt. Hermann Wolf, 57 J., † 4. Febr., Berlin. — Baudirektor Adolf von Hänel, vormals Professor für Brückenbau an der Techn. Hochschule zu Stuttgart, 77 J., † 4. Febr., Stuttgart. — Geh. Regierungsrat Dr. Geißler, Direktor des Kgl. sächsischen Statistischen Bureaus, 70 J., † 5. Febr., Dresden. — Schauspieler Emil Trach, vorm. Direktor des Münchener Schauspielhauses, 47 J., † 6. Febr. (Irrenanstalt Illenau). — Frau Marie Rattazzi-Kute, bek. Schriftstellerin, 72 J., † 6. Febr., Paris. — Jules Guillery, vorm. Präsident der belg. Kammer, † 6. Febr., Brüssel.

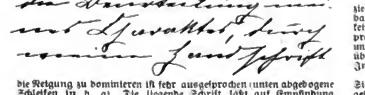
General Comas Estrada Palma, Präsident der Republik Cuba.

Begrüssung zwischen deutschem und französischem Militär an der Grenze Vionville-Mars la Tour.

Digitized by Google

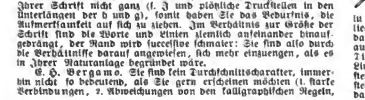
Handschriften-Beurteilung.

L. L. Der spitzige Duktus, in dem Kurven und Rundungen fehlen, läßt auf wenig Biegsamkeit und daher auf einen im Verkehr oft schwierigen Charakter schließen. Eine gewisse Anpassungsfähigkeit ist zwar vorhanden, aber doch wenig entwickelt (f. Verbindung der d-Schleife mit dem nachfolgenden Buchstaben), und



die Neigung zu dominieren ist sehr ausgesprochen (unten abgedogene Schleifen in b, g). Die liegende Schrift läßt auf Empfindung schließen und die scharfen Winkel auf Widerstandskraft; folglich sind Sie treu, wo Sie sich angelegen haben, aber scharf im Urteil und daher unnachsichtig und sich schwer anschließend. Ihre Sympathien und Antipathien sind sehr ausgesprochen (scharfe Ecken bei liegender Schrift). Das Ganze ist leicht hingeworfen, somit sind Sie rasch, thätig und — da die Linie eher ansteigt als sinkt und Zeichen der Energie ebenfalls nicht fehlen — auch unternehmend und gewandt, das Begonnene gut durchzuführen. Der Anstrich im J ist geschwungen, ein Beweis von Heiterkeit und Schlagfertigkeit, zugleich ist aber der ganze Buchstabe so unstön, daß er nicht eben auf verfeinerten Geschmack schließen läßt. Die Schrift ist zügig, fest, es ist nichts Zaghaftes, Aengstliches darin, folglich ist Ihr Auftreten sicher, fest und bestimmt. Die Linienbasis ist gerade: Beweis von Ehrenhaftigkeit; die u-Zeichen sind aus einem hohen Strich gebildet und die Vorhöhe kaum abnehmend gegen das Mortende: Beweis von Offenheit und Geradheit. Verstellungen fehlen in Ihrer Schrift nicht ganz (f. J und plötzliche Druckstellen in den Unterlängen der d und g), somit haben Sie das Bedürfnis, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Im Verhältnis zur Größe der Schrift sind die Wörte und Zeilen ziemlich aneinander hinaus gedrängt, der Rand wird sucessive schmäler: Sie sind also durch die Verhältnisse darauf angewiesen, sich mehr einzuengen, als es in Ihrer Naturanlage begründet wäre.

C. H. Bergama. Sie sind kein Durchschnittscharakter, immerhin nicht so bedeutend, als Sie gern erscheinen möchten (1. starke Verbindungen, 2. Abweichungen von den kalligraphischen Regeln,



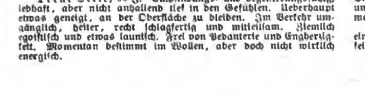
3. f größer als die übrigen Buchstaben [Phantasie], 4. manche Formen sehr einfach und dabei doch hübsch, f. C). Daneben zeigen sich in Ihrer Schrift aber auch Zeichen von Effekthascherei und von Gereiztheit (plötzliche Druckstellen), sowie Zeichen von Unbeständigkeit in der Erziehung oder Entwicklung (f. d).

Treue Seele, 30 J. Empfindungs- und begeisterungsfähig, lebhaft, aber nicht anhaltend tief in den Gefühlen. Ueberhaupt etwas geneigt, an der Oberfläche zu bleiben. Im Verkehr umgänglich, heiter, recht schlagfertig und mitteilsam. Ziemlich egoistisch und etwas launisch. Fast von Pedanterie und Engherzigkeit. Momentan bestimmt Ihr Wollen, aber doch nicht wirklich energisch.

Clara F. in Baltimore. Sie sind in allem, was Sie thun, korrekt, pünktlich, ordentlich und peinlich genau. Sie haben Gemüt und Verstand, wissen aber beide in harmonischen Einklang zu bringen und plätschern nicht, daß Ihnen das Herz mit dem Kopf durchbrenne. Was Ihnen abgeht, ist liebenswürdige Geschmeidigkeit und rasche Anpassungsfähigkeit. Sie machen keine Konzessionen, und von dem, was Sie als richtig anerkannt haben, sind Sie nicht leicht abzubringen. Ihr Wille ist gleichmäßig fest, keinen Schwankungen unterworfen, so wenig wie die Stimmung. In häuslichen Angelegenheiten sind Sie gewandt zu dominieren.

R. S. C. 16. Sie sind noch ein junger und in mancher Beziehung unfertiger Mensch. Sie haben das Zeug zu etwas Brauchbarem in sich. Wenn Sie auch nicht selbständig produzieren und keine neuen und originellen Einfälle haben, so sind Sie dafür praktisch im Ausführen von gegebenen Ideen und gewissenhaft und pflichtgetreu. Etwas langsam und gründlich und im Handeln überlegt und nach Vorsicht strebend. Was Ihnen abgeht, ist Initiative; Sie sind gegenwärtig zu rasch entmutigt.

M. M. Wahrscheinlich ohne sich darüber klar zu sein, fühlen Sie sich in Ihrem Auftreten doch so gehemmt und in der Bewegung gehemmt, daß es Ihnen ist, als müßten Sie um Entschuldigung bitten für Ihr Vorhandensein. Infolgedessen treten Sie auch schon schwerer aus sich heraus (gedrängte, zaghafte Schrift, lange, schmale Anfangsbuchstaben) und entbehren der gesellschaftlichen Gewandtheit und der leichten und „liebenswürdigen" Umgangsformen (Mangel an Humor, keine großen Anstriche 2c.). Zudem wird in dem auf sich selbst zurückkommenden Schlußhaken bei M,



in Vereinigung mit den vielen scharfen Winkeln und der fest liegenden Schrift Egoismus, ob strenges, unnachsichtiges, durch das subjektive Empfinden beherrschtes Urteil ausgedrückt, und die auffallend hohe und spitze Endung des d läßt Spottsucht erkennen. Die Verwicklung von Ober- und Unterlängen (f. erste und zweite Linie) Unklarheit, und die Kombination von dem bereits Gesagten ergeben den Charakter zu einem sehr schwierigen. Sie besitzen Darstellungsvermögen (f. Verdoppelungen im l „Charakter", „Bitte"), daneben ist aber auch viel Nachtragelt (meistens niedere, kleinlich schwere Punkte). Sie sind hoh, in Ihr Stolz artet mitunter in Hochmut aus (treppenförmig abgestuftes M) und wird keineswegs gemildert dadurch, daß er infolge eines Druckes oder Zwanges nicht zur Aeußerung gelangen kann (l, konnte gedogene b, f, l, t). Sie haben nicht nur Sinn für Besitz und Erwerb, sondern auch Vorliebe für Komfort (Vereinigung des Ringleins am Anstrich des M mit dem Schlußhaken des nämlichen Buchstabens, f. auch das E in „Ist"). Sinnlichkeit und das Bedürfnis, den Naturtrieben zu folgen, ergiebt die Kombination von dünner, liegender Schrift mit teilweisen Verschnörungen der Schleifen (f. d in „angenehm"), somit mit Zeichen von Egoismus (Halten).

Wild. B. Zeh, Schweiz. Sie haben Phantasie und entbehren nicht eines gewissen Schwunges, haben ein lebhaftes, bewegliches Naturell, dem es manchmal Mühe kostet, sich zu beschränken und Maß zu halten. Zersplitterung ist eine Gefahr für Sie. Gern eilen Sie mit den Gedanken der Gegenwart voraus und nehmen sich nicht immer die Zeit, die Dinge gründlich zu machen.

Frau Emma C. in Neumünster. Impulsiv, nicht ohne eine gewisse geltige Regsamkeit. Nicht leidenschaftlich veranlagt, feinfühlig, korrekt.

L. Meyer, Malenfeld bei Ragaz.

Für müssige Stunden.

Worträtsel.

Bei Medikamenten mag's mancher verlagen,
Beim Gelde sich niemand darüber beklagen.
Bei Festungen muß es Kanonen gelungen,
Vielleicht auch ein Sturm das letzte vollbringen;
Bei Herzen aber wird sonnigen Blicken
Und warmem, aufrichtigem Empfinden es glücken.

M. Sch.

Rätsel.

Sicher wünschen wir uns stets die Erste,
Möchten offen sie am andern sehn.
Fügen wir der Zweiten zu ein Zeichen,
Können wir nicht ohne sie bestehn.

Thust das Ganze du, so wird's zum Segen
Nur wenn's gut ist; hast du es dagegen,
Muß das Gute immer du vereiden,
Wenn in gutem Ansehn du willst bleiben.

G.

Silbenrätsel.

Die erste giebt uns nichts zurück
Vom Lichte, das sie eingefogen.
Und wer sie trägt, ist um sein Glück
Vom Schicksal nur zu oft betrogen.

Was Wichtiges sie einst erdacht,
Ob es zu rühmen, zu beklagen,
Mehr Segen oder Fluch gebracht,
Wer kann es mit Bestimmtheit sagen?

Unzählig sich das andre Paar
In Garten, Feld und Wiesen findet,
Ja, auf und in dem Kopf sogar
Führt es ein Dasein, wohlbegründet.

Das Ganze in Verborgenheit
So gern bescheiden vegetieret,
Doch menschliche Begehrlichkeit
Es auch zum Opfer sich erkürt.

M. Sch.

Digitized by Google

*Bilderrätsel.

Fülträtsel.

Wenn in den Namen eines Schweizer Dichters.
Der einst sein Land im Lied verherrlicht hat,
Und der auch manchem armen Menschenkind
Als treuer Arzt Genesung wiedergab —
Wenn man in diesen Namen fügt ein Wort,
Das eine Erderhebung kurz benennt,
Ein Städtchen auch im schönen Schwabenland
Und auch ein Dorf an wundervollem See:
Dann steht vor uns der Name eines Mannes,
Der einst am Neckar segensreich gewirkt,
Der oft an jenem See sich ausgeruht
Von unermüdlich reger Thätigkeit,
Und der sich auch in „Ueber Land und Meer"
Ein Denkmal schuf noch schöner als von Erz.

F. M.-S.

Rösselsprung-Königszug.

fer	den	ne	re	dir
was	ge-	weit	und	eb-
dich	die-	hebt	fei-	hält
in	re	heit	es	muß
te-	wahr-	die	fei-	in
eb-	der	den	dir	kann

Trennungsrätsel.

„Zu lauschtest ihrem Sang und Spiel
Und schiensst daran dich zu begeistern,
Sag, bitte, was dir so gefiel,
Zählt doch wohl kaum sie zu den Meistern."
„Mag sein, mich riß es mit sich fort,
Sie musiziert: getrennt das Wort."
Wenn dir ein herbes Leid geschehn,
Dein liebstes Hoffen sank in Trümmer,
Und lernteſt du das Weh verstehn,
Wie es ein Scheiden bringt für immer —
Dann lindre dir ein treues Herz
Durch das vereinte Wort den Schmerz! M. Sch.

Buchstabenrätsel.

Als Jüngling war er ungestüm und wild,
Das Wort mit z, dann wieder weich und mild!
Er hat geschwärmt, geiubelt und geweint,
Wie sich's in Jünglingsherzen oft vereint.

Dann ward zu eng ihm Vaterstadt und -Haus.
Gar mächtig trieb's ihn in die Welt hinaus,
Und als nach Jahren wieder heim er kam,
War er das Wort mit f, doch flügellahm. Bl.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 7:

Des Karneval-Bilderrätsels: Die hier angeführten Tänze werden von oben nach unten gehend ihrer Reihenfolge nach mit den Zahlen 1—9 bezeichnet. Setzt man nun statt der römischen Ziffern im Texte den so und so vielten Buchstaben aus dem Namen des mit der Ziffer angezeigten Tanzes, als die Anzahl der beim Tanzmann stehenden Punkte markiert, so erhält man, nach Einsetzung der passenden Vokale statt der Punkte den Satz: „Heisa, Hopsassa, Prinz Karneval ist da!"

Des Umstellrätsels: Sinaja — Ja, Anis.
Des Wechselrätsels: Glucke — Gluck.
Des Worträtsels: Baldur — Rödrubal.
Des Silbenrätsels: Kurzschluß.
Des Rösselsprung-Königszugs:

Wohl mit jedem Bekennnis verträgt ein frommes Gemüt sich,
Aber das fromme Gemüt hängt vom Bekenntnis nicht ab.
Emanuel Geibel.

Des Betonungsrätsels: Blutarm.
Des Punkträtsels: Münster, Minister.
Des Trennungsrätsels: Frei sprechen — Freisprechen.
Des Litterarischen Rebus: 1. Herrmann Heiberg.
2. Ilse Frapan. 3. Hermine Villinger. 4. Marie Bernhard.
Des Buchstabenrätsels: Trabant — Brabant.
Des Silbenrätsels: Neufundländer.

Schach. (Redigiert von **E. Schallopp.**)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. X.

Gespielt durch Briefwechsel zwischen den Schachklubs in Simla (Indien) und Kalkutta. (Nach „The Field".)

Giuoco piano.

Weiß: Simla. — Schwarz: Kalkutta.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	20. Le4—b1	b7—b6[1])
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	21. Db3—c2	Se7—g6[2])
3. Lf1—c4	**Lf8—c5**	22. f2—f4	Le7—d6[3])
4. c2—c3	Sg8—f6	23. c3—g3[4])	Db8—d7
5. d2—d4	e5X d4	24. De2—g2	Ld6—b8
6. e4—e5	d7—d5	25. f4—f5	Sg6—e7[5])
7. Le4—b5	Sf6—e4	26. g3—g4	Ta8—f8
8. c3X d4	Le5—b6	27. h2—h4	Le8—h5[6])
9. Sb1—c3	0—0	28. Le1—g6[11])	Tf8—f7
10. Le1—e3	f7—f6[1])	29. Te1—e4[12])	Lb5—b4†
11. Dd1—b3	Se4—c3	30. c3X b4	Ld6X b4
12. b2X c3	Le8—g4	31. Dg2—c2	Se7—g8[13])
13. e5X f6	Tf8X f6[2])	32. Dc2—e2	h5X g4
14. Lb5—e2	La4X f9	33. De2X e4††	Dd7X e6[14])
15. Le2X f3	Se6—e7	34. Dg4—b5†	Sg8—h6
16. 0—0	e7—c6	35. fiX e6	Tf7X f1†
17. Ta1—e1	b7—b6	36. Kg1—g2	Tf8—f2†
18. Le3—c1[3])	Lb6—e7[4])	37. Kg2—h3	Lb4—d6
19. Lf3—e4!	Kg8—h8	Weiß giebt die Partie auf.[15])	

[1]) Wenn Weiß, wie hier, noch nicht rochiert hat, so ist f7—f5 vorzuziehen. Wiegen der Drohung f5—f4 wird Weiß den Bauern en passant schlagen müssen (11. e5X f6), Schwarz nimmt nun mit dem Springer zurück und entgeht somit der Notwendigkeit des Springerabtauschs auf e4, der nur das weiße Zentrum verstärkt.

[2]) Auch Db8X f6 kommt in Betracht. Schwarz giebt dabei zeitweilig einen Bauern auf, erhält aber einen guten Angriff, der schließlich mindestens zum Ausgleich führen wird.

[3]) Ein guter Zug, der dem Läufer neue Angriffswege eröffnet.

[4]) Kg8—h8 war hier geboten. Weiß hätte dann mindestens einen Zug mehr gebraucht, um seinen Läufer von f3 auf das so bedrohliche Feld b1 zu bringen.

[5]) Tiefer Bauer konnte ruhig einstweilen noch en prise gelassen werden. Zum Beispiel: 26. . . . Se7—g8 27. Lb3X e6 Te6X e6 28. Db6—b7 Ta8—b8 29. Db7X e7 Le7X b2† 30. Kg1X b2 Db8—b4† 31. Kb2—g1 Tg6X g2† 32. Kg1X g2 Db4—g4† und Schwarz hält remis durch ewiges Schach.

[6]) Kg8—h8 wäre eine ausreichende Verteidigung gewesen. Wenn 32. De2—b7† — ein nutzloses Schach! —, so Kg8—f8 mit sicherer Stellung.

[7]) Schwarz beabsichtigte vermutlich Db8—e7. Ten Vorzug verdiente Sg6—f8 oder Kh8—g8.

[8]) 27. g2—g4 konnte sofort geschehen; wenn dann etwa Db8—e7 oder 27. . . . f5 34. f4—f5 nebst 35. g4—g5 und so weiter.

[9]) Besser Sg6—f8.

[10]) Hier mußte Tf8—f7 geschehen; wenn dann 28. Te1—e6, so Db7X e6 mit gleichem Spiel. Aber Weiß konnte den Turmzug mit 28. Lb1—d3 vorbereiten.

[11]) Weiß sollte lieber 28. g4—g5 ziehen. Schwarz hatte dann nichts Besseres, als die Qualität sofort aufzugeben; denn wenn Tf8—f7, so 29. g5—g6 Tf7—f8 30. Le1—g6.

[12]) Tte4 setzt den Turm der Gefahr aus, von der Dame genommen zu werden. Den Vorzug verdiente 29. Lg6X e7 nebst 30. (eventuell vorher Abtausch der Türme auf e7) g4—g5, später Dg2—e2(f3) - h5† und g5—g6.

[13]) Weder Weiß noch Schwarz sieht, daß der Te6 geschlagen werden kann.

[14]) Schließlich sieht Schwarz es doch noch.

[15]) Es droht, falls zum Beispiel 38. Lg6X h5, Tf1—h1† 39. Kh3—g4 40. Th1—g1† 41. Kg4—h3 Tf1—h2 matt. Auch bei 38. Db5—e8† Tf2—f8 39. De8—h5 Tf8—f3† gewinnt Schwarz schnell.

Digitized by Google

Briefmappe.

Freunde unsers Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographiekunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart einzusenden. Nur schleunige Absendung unaufgezogener Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nützen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

Ges.! K. in G. Die Festung Longwy gehört zu dem französischen Departement Meurthe-et-Moselle und ist dreimal von preußischen, bezw. deutschen Truppen genommen worden: 1792, 1815 und 1871. Die Episode, welche Sie meinen, bezieht sich auf die Einnahme von 1792. Der Oberstleutnant Lavergne konnte die schlecht ausgerüstete Grenzfeste nicht halten und übergab sie am 23. August 1792 den Preußen, die ihm freien Abzug bewilligten. Er wurde darauf als Verräter verhaftet, ja die französische Nationalversammlung verfügte, daß die Festung dem Erdboden gleichgemacht werden solle — ein Beschluß, der natürlich nicht zur Ausführung kam. Als Lavergne zum Tode verurteilt wurde, rief seine Gattin, die der Verhandlung beiwohnte, in den Saal hinein: „Es lebe der König!“ und fügte hinzu: „Ich will mit meinem Gatten zusammen zur Guillotine gehen!“ Auch sie wurde zum Tode verurteilt, „weil sie das Königtum wieder aufrichten und das Volk zum Bürgerkrieg aufreizen wollte“, und gemeinsam mit dem Gatten bestieg sie den Karren, der sie zum Schafott führte.

R. L. in G. Auf unlauteren Wettbewerb erkennt das Gericht, wenn ein Geschäftsmann andauernd „Ausverkauf“ ankündigt, ohne daß er die Absicht hat, sein Warenlager in gewisser Zeit zu räumen, ja es während des Ausverkaufs ergänzt. Für solchen Verkauf ist von deutschen Gerichtshöfen schon wiederholt auf hohe Geldstrafen erkannt worden.

C. D. in O. Ne sutor supra crepidam oder auf deutsch: das Verleumden ist für Sie keine erspriessliche Beschäftigung.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Ein historisches Dokument von bleibendem Wert

nennt das „Berliner Tageblatt“ die

Lebenserinnerungen

1799 bis 1875. von **Robert von Mohl.**

2 Bände. 742 Seiten Lexikon-Oktav. Mit 13 Bildnissen.

Geheftet ℳ 10. —, elegant gebunden ℳ 12. —

Ein für den Historiker, für den Staatsmann und den Politiker gleich bedeutungsvolles, auf genauen Beobachtungen beruhendes Werk, das in mancher Hinsicht als

Ergänzung der „Gedanken und Erinnerungen Bismarcks“

gelten kann.

Leipziger Tagblatt und Anzeiger.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Muskelkraft

Reiner guter Cacao, d. h. van Houten's Cacao, ist ein nach jeder Richtung hin kräftigendes Getränk u. sollte in keiner Familie fehlen. Erste medizinische Autoritäten nennen ihn einen vorzüglichen Muskelerzeuger.

van Houten's Cacao

Sparsam

Durch die äusserst sparsame Verwendung von van Houten's Cacao — 1/2 Kilo genügt für 100 Tassen — stellt sich derselbe für den täglichen Gebrauch äusserst billig. Ein Versuch wird Jedermann überzeugen.

Digitized by Google

Frau H. in S. Sie sind ein Gemütsmensch, wie sich deutlich aus Ihrer Dichtung ergiebt:

Rat.

Ich sehne mich nach deinen Augen,
Die Thränen schon für mich geweint:
Doch deine Thränen mir nichts taugen,
Langweilig mir nur Flennen scheint.

Viel besser ist's: du trocknest lieber
Mit deinem Taschentuch das Naß,
Und denkst ein wenig nach darüber,
Daß — ich dich einst nicht sitzen laß'!

Martha in K. Wir können, wie schon häufig hervorgehoben, nicht eine ganze Gedichtsammlung daraufhin durchlesen, ob vielleicht das eine oder andre Gedichtchen für uns druckbar erscheint, und lehnen solche Zumutung von vornherein ab. Mögen Sie eine ganz knappe Auswahl treffen — nicht über ein halbes Dutzend — und sich alsdann noch mit einer guten Dosis Geduld wappnen, denn bei der Fülle der Eingänge läßt sich eine schnelle Erledigung nicht ermöglichen. Und für alle Fälle mögen Sie nicht die Beifügung der Briefmarken vergessen, denn ohne solche verfallen die nicht zum Druck geeignet erscheinenden Herzensergüsse dem Papierkorb, aus dem es keine Wiederkehr giebt, selbst wenn nachträglich die Einsendung des Portos erfolgt.

M. T. in U. Die Stadt Berlin zählte am Schlusse des vergangenen Jahres 1 902 009 Einwohner.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Hoher ** Verdienst!

Personen, die sich als befähigt erachten und geneigt sind, als Nebenverdienst oder berufsmäßig gegen gute Provision Bestellungen auf ganghare Werke zu sammeln, wollen sich schriftlich unter M. K. 450 an die Expedition von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart, Rotebuchstraße 131/33, wenden.

Glasers-Nachfolger, bewährt seit 1809, garantirt die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zwölf höchste Auszeichn., u. A. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 3 goldene Medaillen (Lübeck 1901 u. Nürnberg 1896).

Braut- und Hochzeit-

Seidenstoffe in unerreichter Auswahl, als auch das Neueste in weißen, schwarzen und farbigen Seidenstoffen jeder Art. Nur erstklassige Fabrikate zu billigsten Engros-Preisen meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franko. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).
Kgl. Hoflieferanten.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Grieß- und Steinbeschwerden, Diabetes (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affektionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Osterfestgeschenke für jung und alt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lewis Wallace.

Mit Genehmigung des Verfassers frei nach dem Englischen bearbeitet von B. Hammer.

Volksausgabe in einem Band: 72. Auflage. Einfach gebunden M. 2.—, in elegantem Geschenkband M. 3.—

Ausgabe in 2 Bänden: 14. Auflage. In Original-Einband M. 7.—

Illustrierte Ausgabe: 2. Auflage (mit 170 Illustrationen von Aml. C. Bawerowski). In farbigem Original-Einband M. 12.50.

Das Buch ist zu einem Lieblingsbuche auch unsers Volkes mit Recht geworden, weil es die Person des Heilands treu dem Evangelium mit heiliger Furcht zeichnet und sie in einen ergreifenden Roman verwebt. Hier erscheint das Werk mit besonders reicher, vortrefflicher Ausstattung von Bildern.

Hannoversches Sonntagsblatt.

Quo vadis? Erzählung aus dem Zeitalter Neros von Henryk Sienkiewicz.

Deutsch von E. Morsztyn.

In neuer eigenartiger Ausstattung.

Ein Band von 776 Seiten — auf dünnstes Papier gedruckt 12 mm stark — wiegt nur 220 Gramm.

Elegant gebunden in schmiegsamem Einband M. 4.—

Diese Erzählung, welche die physischen Martern und die moralischen Siege der ersten Christen in dem glänzenden, machtvollen Rom des Kaisers Nero lief ergreifend veranschaulicht, hat dem polnischen Dichter schnell einen Weltruhm verschafft.

Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte von August Sperl.

4. Auflage.

Elegant gebunden M. 8.—

Ein wirklich meisterhaftes Werk! Ueber dem Ganzen weht der unbeschreibliche Zauber der Poesie, den nur ein Dichter zu schaffen versteht, der aber alle poetisch Empfindenden mit sich in Dichters Lande führt.

Münchner Neueste Nachrichten.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Den ihr suchet, er ist auferstanden.

Nach dem Gemälde von B. Plockhorst.

Digitized by Google

Die Wacht am Rhein.

Roman von **C. Viebig.**

(Fortsetzung.)

Keine Melodie mehr wehte aus dem offenen Küchenfenster in die neu grünenden Ahornbäume. Der Frühling war geboren, aber das Lied war tot. Jetzt klapperte Frau Trina mit den Töpfen, nun, da die Tochter sich die Aussteuer nähte.

Drinnen in der Stube saß Josefine auf dem Fenstertritt hinter den Geraniumstöcken, tief über die Arbeit gebückt. Selten, daß sie den Blick erhob und die Augen hinausschweifen ließ über den Platz, auf dem die Mannschaften zur Frühjahrsbesichtigung übten. Wohl hatte das Exerzieren seinen Reiz für sie noch nicht ganz verloren, aber sie fürchtete, ihn vor der Front stehen zu sehen in seiner ganzen Schlankheit; mit Scheu wendete sie rasch den Blick ab. Blaß wurde sie, denn ihr Fleiß bannte sie immer in die Stube; die Mutter hatte ihr gern eine Hilfe nehmen wollen — das bucklige Stinchen, die Nähterin, die so schöne Hemdenfältchen kraußte und die Priesen auf den Faden aufsteppte, half allen Bürgerbräuten —, aber Josefine wollte keine Hilfe. Alles allein sticheln, das bringt Glück. Ach, Glück? Sie hoffte doch darauf. Der Konradi war ja so gut, das sagte sie sich alle Tage vor. Wenn sie nur erst fort wäre, weit weg!

Und sie, die nie für einen ganzen Tag die Kaserne verlassen, die noch nie ihr Haupt wo anders zur Ruhe gelegt als im Schutz dieser Mauern, begann zu träumen von einer neuen Heimat, unbestimmte Träume, von denen sie nicht wußte, ob sie angenehm waren oder traurig.

Fernab vom Leben des Tages lebte sie so in ihren Träumen — was läuteten denn die Glocken?! Die Mutter sagte: „Ei, zur Totenfeier für die letzt im März zu Berlin Gefallenen!"

In der Marxparre war ein Katafalk errichtet mit schwarzem Flor und Lorbeeren. Frau Trina lief auch hin, und sie kam wieder mit geröteten Augen — alle Welt hatte geschluchzt — und sie erzählte von Trauerfahnen und Immortellenkränzen, vom Requiem, das der Hiller, der Musikdirektor, aufgeführt, und von der ergreifenden Rede des Herrn Pfarrers Schmitz.

Bis in die Kaserne hatten sich die Klänge des Trauermarsches verirrt, den die Musik dem Bürgerzug aufspielte, der nach der Kirche wallte, die für die Freiheit gefallenen Helden nachträglich noch einmal zu ehren. Josefine hatte keinen Ton vernommen — was ging sie das alles an! Sie kümmerte nur das eigne Geschick.

Alle paar Wochen kam jetzt Konradi zu Besuch, oft einen ganzen Sonntag; er hatte nun wieder freie Zeit. Aber er war kein lästiger Bräutigam, ein Mensch von vielen Worten so wie so nicht. In seiner Heimat, dem fernen Ostpreußen, waren ja die Leute an Kargheit gewöhnt — kümmerliche Frühjahre, wie er sagte, und lange, schneevergrabene Winter. Er war zufrieden, wenn Josefine ihn freundlich ansah und ihm beim jedesmaligen Abschied einen Kuß schenkte; und das konnte sie doch nicht anders, er hatte ihr ja nichts Böses gethan. Selbst Frau Trina, die anfangs viel Lust bezeigte, gegen den Schwiegersohn zu rebellieren — war er doch ein Reformierter, und die sind noch ärgere Ketzer wie die Lutherischen —, wurde durch seine ruhige Treuherzigkeit entwaffnet. Keine Neckerei verfing. Darin war er ganz anders wie Rinke, er brauste nie auf. „Dumm is de," behauptete die Mutter, aber die Tochter schüttelte den Kopf: nein, dumm war der nicht, er hatte einen ganz nüchternen, praktischen Verstand; freilich, so wie der Viktor — ach, wie der Viktor! — so war er nicht!

Die Hochzeit rückte immer näher, der Sommer war gekommen. Am letzten heißen Julisonntag hielt der Garnisonprediger das erste Aufgebot. Der Leutnant von Clermont hörte es, er war gerade zur Kirche kommandiert. Von der Predigt hatte er nicht viel vernommen, seine Gedanken waren abgeschweift, nun, da der bekannte, oft genannte Name fiel — Josefine! —, zuckte er zusammen. So bald schon heiratete sie! Und sie stieg vor ihm auf in ihrer ganzen blonden Frische. Er hörte wieder ihre volle Stimme, ihr heiteres Lachen; am Fenster stand sie und sang und schaute nach ihm aus, Liebe im Blick. Ja, sie hatte ihm den Rhein lieb gemacht, vertraut die rheinische Stadt — warm quoll es wieder in ihm auf —, er würde sie doch nie vergessen! Unlöslich verknüpft blieb sie ihm mit Kindheitsfreuden, mit Jugendlust, sie war eins mit dem Rhein, mit dem Rhein! —

Großmutter Zilges hatte es sich ausgebeten, im „Bunten Vogel" sollte die Hochzeit sein anstatt in der engen Kaserne. Der Feldwebel hatte zwar erst heftig dagegen protestiert, aber es half ihm nichts, die Weiber waren ihm über; er ließ ihnen jetzt viel freie Hand, denn war es nicht kleinlich, daheim zu zanken, während außen so viel auf dem Spiele stand? In Schleswig-Holstein wurden die Dänen besiegt, mit Neid und

Digitized by Google

Hohn zugleich waren Rinkes Blicke zurzeit der kleinen Freischar Düsseldorfer gefolgt, die, ihren Karnevalspräsidenten an der Spitze, mit glühendem Enthusiasmus den „deutschen Brüdern" zu Hilfe geeilt war. Haha, viel schlimmer als die Dänen waren andre Feinde, aber gegen die zog niemand aus! Wo war der Prinz von Preußen? Weit in England — „geflohen" sagten welche. Verleumdung, elende! Nein, der wartete nur, bis seine Zeit kam. Aber wann kam die, wann?! Eine fieberhafte Sehnsucht glühte dem Soldaten im Blut, noch war er nicht alt, und doch fühlte er sich schon so: müde und alt. Sollte er denn ins Grab steigen, ohne jemals gekämpft zu haben? Liegen und verwesen, ohne einmal gesiegt zu haben? Wenn's dem König doch nur einer sagen wollte, daß mit der Langmut nichts ausgerichtet ist! Der wurde in Düsseldorf erwartet auf seiner Reise zum Kölner Dombaufest.

Die Stadt rüstete zum Empfang des königlichen Besuches. Aber nicht alle Bürgergardisten wollten sich einreihen lassen in das Spalier, das sich vom Köln-Mindner Bahnhof die Königsallee hinauf und noch weiter ziehen sollte. Mochten sich da servile Fürstenknechte drängen, sie waren freie Bürger! Und doch war die Neugier groß. Aus den Dörfern und Fabrikorten der Umgegend, von diesseits und jenseits des Rheins zogen Scharen schon am frühen Morgen des 14. August in die Stadt. Die Schulen waren geschlossen, die Comptoire und Kanzleien auch. Alles feierte. Der Männergesangverein allein plagte sich noch mit Ueben; er sollte, während der König beim Prinzen im Jägerhof das Diner einnahm, im Vorgemach singen.

Auch Frau Cordula im „Bunten Vogel" stellte heute für ein paar Stunden die Arbeit ein; sie war tüchtig am Schaffen für die morgende Hochzeit der Enkelin. Der Feldwebel hatte kurzerhand den 15. August dafür festgesetzt, da der Bräutigam die Wohnung längst hergerichtet; viel Wahl für den Zeitpunkt war auch weiter nicht, Konradi hatte wieder strammen Dienst und konnte knapp für den einen Tag abkommen. Josefine hatte keine Einwendungen gegen die Bestimmung des Vaters gemacht, auch sie dachte: Wozu noch zaudern? Ob heute, ob morgen, nur bald!

Es war der Großmutter gar nicht recht, daß die Hochzeitsfeier nur so kurz sein würde — am selben Abend noch sollte das junge Paar nach Bohwinkel fahren —, daran war niemand wie der Rinke, der knappe Preuße, schuld! Eine richtige rheinische Hochzeit dauerte doch mindestens ein paar Tage: wer sollte denn all das Leckers auffessen?! Unermüdlich war sie hin und her getrippelt; die Kuchen für die Nachbarn standen schon parat, Wilhelm hatte bereits den lieben Nönnchen, für ihre Kranken in der Gemeinde, ein paar extra gute Flaschen Wein hingetragen. Die Kochfrau hatte schon die Braten gespickt, im Keller schwamm im Zuber pläsierlich ein großer Fisch.

Wenn nur der Großvater frischer gewesen wäre! Der hatte eigentlich für nichts mehr auf der Welt Sinn. Stunden und Stunden verschlief er. Ungern ließ ihn Frau Cordula selbst für ein Stündchen allein. Aber heute, wo alles schon seit dem frühen Vormittag nach dem Bahnhof und der Königsallee rannte, mußte sie doch auch gucken gehen. Nur ein paar Augenblicke! Sie hatte noch nie einen leibhaftigen preußischen König gesehen.

„Mutter, wohin jehste?" fragte Peter Zilges, der im Lehnstuhl im Comptörchen döste und die Daumen umeinander drehte.

Als sie es ihm sagte, rief er ärgerlich, so laut er nur noch konnte: „Wat will de Mann hie?! Mir sin Düsseldorfer Bürger!" Aber dann vermischte sich ihm plötzlich dieser königliche Besuch mit dem des großen Napoleon, und er fragte interessierter: „Dazumal bauten se Ehrepooze, han se jetzt auch en Pooz jebaut?"

„Ich jonn ens kucke," sagte Frau Cordula und lief eilig fort. Sie sah nicht mehr, wie ihr alter Mann mit ungeahnter Kraft im Lehnstuhl auffuhr und zornig die zitternde Faust ballte: „De soll uns jewährde lasse!" Unruhig rollte Peter Zilges seine Augen umher, als suche er wo einen Schlupfwinkel: „Ich — ich jonn em ja auch aus der Weg!"

Am festlich geschmückten Bahnhof standen die Deputationen des Gemeinderates, der Militär- und Zivilbehörden. Soldaten waren aufgepflanzt; auch Feldwebel Rinke stand dort in Paradeuniform. Ehern erschien sein Gesicht wie immer, aber in dem etwas vorgestreckten Hals, in dem krampfhaften Spiel der Finger an der Degenkoppel lag eine große Erregung. Mit glühendem Blick suchte er seinen König. Als die Equipage des Prinzen Friedrich vorüberfuhr, zuckte er zusammen, stier wurde sein Blick — das, das war der König?! In seinen Mantel gehüllt, lehnte der hohe Gast in einer Ecke des Wagens.

Dem Feldwebel wollte das Herz brechen. Wo war der Glanz des jugendlich schlanken Kronprinzen, dessen Augen von Geist und Leben gestrahlt hatten? Er konnte die Züge, denen er einst in der eignen Jugendzeit zugejubelt, nicht wiederfinden; er wollte „Hurra" schreien und brachte es nicht heraus. Das Hurra um ihn her war auch matt — oder deuchte ihn das nur so? Viel Volks schwieg. Und die Sonne trübte ihren Schein, ein Wind machte sich auf und jagte den Staub in die Augen.

Als Rinke die Lider wieder frei öffnen konnte, waren die Wagen längst vorüber. Aber eine unruhige Bewegung unter der Menge erschreckte ihn. Das war ein scheues Raunen, ein Flüstern — hier — dort — überall: man hatte pfeifen gehört, und plötzlich war, von ruchloser Hand geschleudert, Pferdekot in den Wagen geflogen und hatte den Mantel des Königs gestreift.

Verblüffte, betroffene Gesichter sahen sich an. —

Digitized by Google

Als Frau Josefine Cordula nach fünf Uhr durch die Ratingerstraße wieder zurückkam, war sie ganz außer Atem; sie hatte sich sehr geeilt und war doch fast an zwei Stunden fortgeblieben. Und der Peter war ganz allein zu Haus! Die Kochfrau hatte ihre Vorbereitungen unterbrochen und war mit ihr zugleich gegangen; der Wilhelm war schon am Vormittag fortgelaufen. No, sie gönnte es dem Jungen ja! Der hatte jetzt so viele Freunde; und waren auch mal ein paar Rauhbeine darunter, zu streng durfte man nicht urteilen, Jugend ist noch kein Alter, und jung Bier muß ausgären. Bei ein paar Remepeleien war der Wilhelm dabei gewesen, aber er hatte sich nicht selber bei der Hauerei beteiligt — bewahre! — nur zugeguckt; die Polizei hatte denn auch ein Einsehen gehabt und ihn nicht mit ins Speckkämmerchen geperrt, als er sagte, er wäre der Enkel vom Bürger Zilges in der Ratingerstraße.

Ja, ihr Peter, der war wohl angesehen! Noch so ein echter Düsseldorfer Bürger aus der alten guten Zeit! Ob er schon ungeduldig auf sie wartete? Ach, der schlief ja — hoffentlich! Verlohnt hatte sich's nicht einmal, daß sie gucken gelaufen war — so ein König aus?! No ja, die Preußen — kein bißchen vergnügt!

Je näher sie ihrem Hause kam, desto eiliger trippelte sie; nun hörte sie einen Salutschuß, der galt dem Preußenkönig. Ob der Zilges den auch hörte? Dann würde er sich ärgern. Da saß er noch im Lehnstuhl hinterm Spiönchen! Sie winkte und nickte. Er sah sie nicht.

„Zilges," rief sie, als sie in den Flur trat, und „Peter, Peterken, ich bin als wieder hie," als sie in die große Wirtsstube kam.

„Zilges!"

Keine Antwort.

War jemand hier gewesen, ein Gast? Plötzlich von einem beklemmenden Gefühl befallen, sah sich die alte Frau um — nein, kein Mensch!

Die Eichenblätter und Dahlien, die sie in einem Korb in die Ecke gestellt, um nachher eine Guirlande für das morgende Fest zu winden, dufteten stark und herb, wie fallendes Laub im Herbst. Es war sehr still. Ein Frösteln lief ihr über den Rücken in der Kühle des leeren Zimmers.

Schlief er so fest?! Den Atem anhaltend, drückte sie leise auf die Thürklinke zum kleinen Comptörchen, die Thür knarrte und sang in den Angeln.

Er hörte nichts. „Zilges! Peter —!"

Da saß der alte Mann in seinem Lehnstuhl am Fenster, der Kopf auf die Brust gesenkt, die Hände gefaltet.

*

Ein Gast war in den „Bunten Vogel" getreten, während alle den königlichen Gast gucken gelaufen waren, auch ein König — der Tod. Peter Zilges war sanft entschlafen. Der eilig herbeigerufene Arzt konnte nur noch dem Priester schicken.

Es gab kein lautes Wehklagen. Als Josefine atemlos, als erste, in den „Bunten Vogel" gerannt kam — Wilhelm hatte weinend die Trauerkunde in die Kaserne getragen —, fand sie die Großmutter oben in der Schlafkammer neben dem Ehebett sitzen, darauf der tote Großvater lag. Ganz friedlich ruhte dessen Gesicht im Flackerschein geweihter Kerzen, die sauberen weißen Haare umgaben in einem noch vollen Kranz die Stirn, die ganz glatt war; alle Falten und Schrumpeln wie weggewischt. Seine Frau hatte ihm ein Kruzifix auf die Brust gelegt und um die gefalteten starren Hände den Rosenkranz geschlungen. Wie eine Wolke schwebte Weihrauchduft im engen Stübchen.

Die Großmutter wand aus den Eichenblättern und Dahlien eine Guirlande, ihre Lippen murmelten Gebete. Als die Enkelin eintrat, sah sie auf und nickte wehmütig: „Die sollt' für dich sein, Finchen! Nu muß Zilges die kriejen!" Und sie flocht emsig weiter.

Josefine kauerte sich ihr zu Füßen nieder, ein Schauer nach dem andern überlief sie, sie hatte noch nie einen Toten gesehen. Eine Scheu hielt sie gepackt vor dem stillen, kalten Großvater. Ihr Herz klopfte heftig, sie begriff die Großmutter nicht, daß die so gelassen war.

„Nu kann er nit meh bei deine Hochzeit sein," flüsterte Frau Josefine Cordula, „och, und er hätt' sich doch jefreut! Jelt, Zilges?!" Sie wandte sich ganz ihrem Toten zu, sanft faßte sie seine Hand. „Weißte noch, wie mir Hochzeit machten? Da flocht ich der Abend vorher auch en Jirland, aber nur eine aus Palm, die Blumen un de Myrtestock hatt' die fremde Einquartierung all ausjeruppt. Un de Hochzeitsabend fingen de Franzosen an, auf de Stadt zu schießen, von de Kirchen wurd' Sturm jeläut', dat Kloster that brennen un de Türm' vom Schloß auch; mit Kanonen schossen se von der anner Seit', aber wir krochen im Keller, un du hielt'st mer de Ohren zu. Un wir sind doch e so jlücklich jeworden, jelt, Peter? Peterken!"

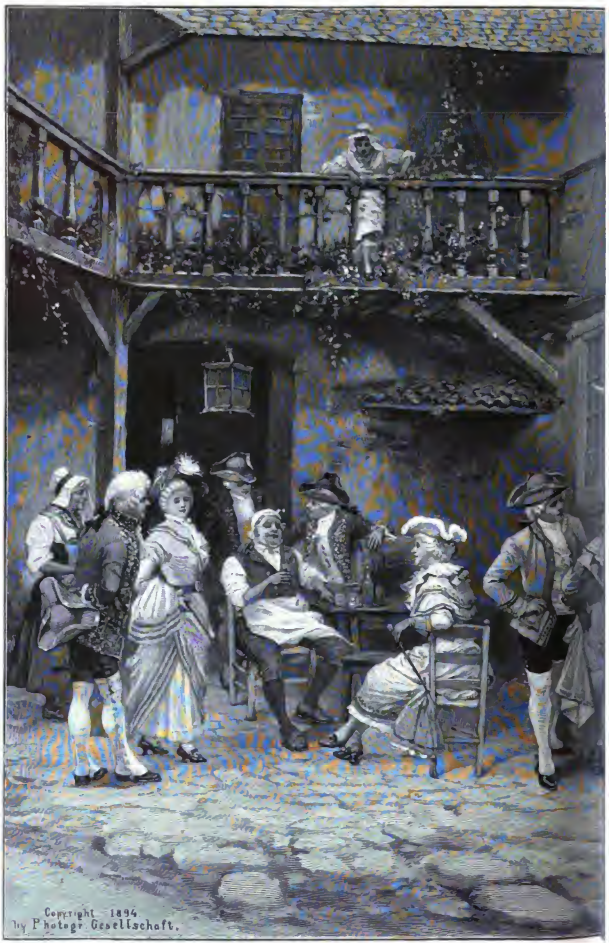
Josefinens Herz krampfte sich zusammen — ach, die Großmutter, die Großmutter, die hatte ihren Hochzeiter geliebt! Brennende, unendliche Thränen stürzten ihr aus den Augen; so hatte sie noch nie geweint, beide Hände vors Gesicht schlagend, schluchzte sie krampfhaft.

„Wein nit so, Kind," flüsterte die Großmutter. „Finchen, mußt nit e so weinen — er schläft ja nur!" Und sich über den Gatten beugend, strich sie ihm zärtlich links über die Wange und rechts über die Wange; dann machte sie das Zeichen des Kreuzes über ihn und sich: „Jesus! Maria! Josef! Euch schenk' ich seine Seele! — Bis wir uns wiedersehn in der ewigen Glorie, Peterken, schlaf jut!"

*

Josefinens Hochzeit fand trotz des Großvaters Tod am festgesetzten Termin statt. „Es ist jetzt ohnehin nicht an der Zeit, Freudenfeste zu feiern,"

Digitized by Google

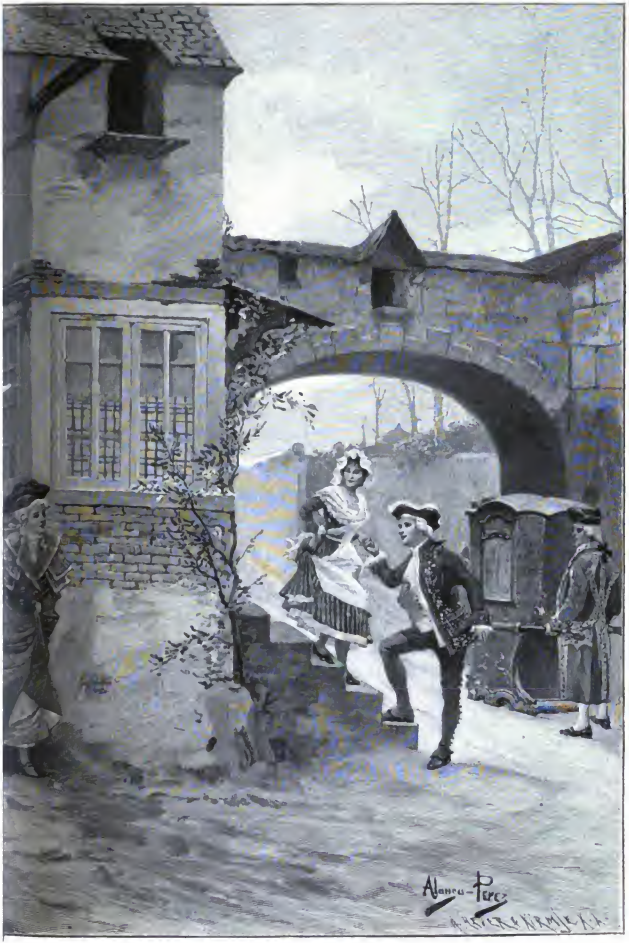


Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Gelungene

Nach dem Gemä

Digitized by Google



Ueberraſchung.
ilde von A. Perez.

Digitized by Google

sagte der Feldwebel finster. Auch die Großmutter wollte keinen Aufschub, sie schickte die Hochzeitskuchen in die Kaserne.

Nur eine stille Trauung fand statt, dann blieb die engste Familie noch unter sich ein paar Stunden zusammen. Gegen Abend aber kam doch die Großmutter, seit langer, langer Zeit betrat sie zum erstenmal wieder die Feldwebelwohnung; sehen wollte sie die Enkelin wenigstens noch an ihrem Ehrentag.

Josefinens Abschied war schwer, sie selber hatte sich ihn leichter gedacht; nun konnte sie sich auf einmal nicht trennen. Laut weinend küßte sie die Geschwister, die Mutter, die Großmutter, am längsten hielt sie den Vater umklammert.

„Na, na," tröstete der Feldwebel und klopfte den blonden, zuckenden Kopf, „du gehst ja nu in dein Glück — Mädel, Kopf hoch!" Er bezwang den eignen Trennungsschmerz — seinem Kinde war ja das Los aufs lieblichste gefallen. „Na, na, wir sehn uns ja bald wieder!" Aber als sie ihn nicht losließ, machte er sich frei; jetzt klang etwas wie Strenge durch: „Mach nu 'n Ende, Josefine, hörst du, en Ende! Wisch die Thränen ab — 's is an der Zeit! Man los — voran, marsch!"

„Ja, komm, Finchen, komm," drängte der junge Ehemann, „wir kriegen sonst den Zug nicht mehr!" Und als sie noch immer ihr Gesicht weinend verhüllte, nahm er ihre Hand in die seine und drückte sie fest. „Du sollst es auch in Bohwinkel gut haben, verlaß dich drauf! Komm, Finchen, komm!"

Noch einen letzten schweren Blick ließ sie langsam über alles gleiten; ihre Nasenflügel hoben sich, als müsse sie noch einmal voll den Duft einziehen, den scharfen, eigentümlichen Kasernenduft.

Die Sonne ging zur Rüste, als Konradi seine junge Frau über den Hof führte. Sie sah sich noch einmal um. Die Wipfel der Ahornbäume rührten sich im Abendwind, um die Stämme wob sich bereits leichter Dämmer. Rotgolden allein strahlte noch drüben das Fenster der Offiziersstube — da weilte die Sonne am längsten! Hier ihr Küchenfenster starrte schon grau und lichtlos.

Ganz langsam ging Josefine, Schritt für Schritt. Aber so sehr sie auch zögerte, das Thor kam doch. Es that sich auf — sie schritt hindurch — schwer fiel es wieder ins Schloß. Sie hatte die Kaserne verlassen.

XVII.

Rinke hätte nie geglaubt, daß er über die Trennung von der Tochter so verhältnismäßig leicht fortkommen würde. Die Not der Zeit half ihm über eignes Leid hinweg. Er glühte vor Unwillen. Täglich mehrten sich die Klagen über Rempeleien zwischen Zivil und Militär. Nicht genug, daß ein Infanterist durch einen Schuß, der eines Abends an der Markt-Ecke fiel, meuchlings getötet worden, auch noch einen von den Jägern hatten die verfluchten Halunken verwundet. Was half's, daß der neue Kommandeur, der General von Drygalski, dem Militär im Besuch der Wirtshäuser strengste Beschränkung auferlegte, ganz einsperren konnte man die Mannschaft doch nicht, und wo sich ein Soldat sehen ließ, überall wurde er molestiert. Schüsse, von unbekannter Hand abgefeuert, fielen zur Nachtzeit auf den Straßen, und richteten sie auch kein Unheil an, sie alarmierten doch und narrten Polizei und Militär.

Der Feldwebel machte es sich zur Aufgabe, in freien Stunden die Stadt abzupatrouillieren. Im Abenddunkel suchte er die berüchtigtsten Wirtschaften auf, um vor ihren Thüren beobachtend Posto zu fassen.

Leider gehörte der „Bunte Vogel" auch zu den nicht gut angeschriebenen. Die alte Frau hanste dort jetzt allein mit dem Wilhelm: wie sollten es das schwache Weib und der dumme Junge am Ende hindern, daß sich da ebenfalls allerhand Gesindel zusammenfand? Rinke hatte sich den Sohn schon gelangt und ihn wie einen Verbrecher ins Verhör genommen, aber weiter nichts herausgebracht, als daß der Freiligrath zuweilen ein Maß dort trinke. Na, der Kerl, der rote Republikaner, war ja nun unschädlich gemacht, wegen eines ganz unverschämten, aufhetzenden, königsverräterischen Gedichtes hinter Schloß und Riegel gesperrt! Aber andre liefen noch frei herum. Ja, man hatte schon seinen Aerger! Ingrimmig, mit geheimem Knurren, wie ein Hund, der Haus und Hof bewacht, schlich der Feldwebel durch die Straßen.

Aber auch die Bürgerwehr hatte ihren Verdruß. Wenn man sich auch nicht einig war, ob man für oder wider die Opposition stimmte, jedenfalls war es höchst unangenehm, daß der König auf seiner Rückreise vom Dombaufest schlankweg durch Düsseldorf durchgefahren; die freundliche Gartenstadt schien in Berlin als gefährliches Rebellennest verzeichnet. Aber daran war niemand schuld, als die verdammten Preußen selber! Die konnten durch ihre prahlerische Haltung am Ende auch die gutmütigste Bevölkerung reizen. Was half es, daß der Chef der Bürgerwehr eine Verordnung erließ, nach der ein Zusammenstehen von mehr als fünf Personen, das Umherziehen mit Fahnen, das Schießen in den Straßen verboten, Eltern und Meister gehalten waren, Kindern und Lehrlingen mit Eintritt der Dunkelheit das Ausgehen zu verbieten? Was nützte all dies, wenn die Soldaten sich abends auf dem Markt sammelten, aus voller Kehle das: „Ich bin ein Preuße" schrieen und dazu die Säbel am Pflaster schliffen! —

Jetzt lief auch der solidesten Bürgerschaft die Galle über. —

Der Sommer war zu Ende gegangen, der Spätherbst machte seine Rechte geltend. Im Hofgarten lagen die falben Blätter fußhoch, die Tage wurden kurz, die Reifnächte lang. Es wurde über allgemeine Arbeitslosigkeit geklagt; Bettler durchzogen die Stadt und forderten so ungestüm, daß Frauen und Kinder, waren sie allein, ängstlich

Digitized by Google

die Thüren verschlossen. Der Hofgarten war nicht geheuer, selbst die verliebtesten Paare getrauten sich nicht mehr in seine Einsamkeit.

Der Magistrat hatte, um Bedürftigen Arbeit zu verschaffen, rheinabwärts an der Goltzheimer Insel Ausbesserungen vornehmen, auch den großen Teich im Hofgarten und die Kanäle säubern lassen; der erste frühe Frost setzte diesen Arbeiten ein Ende. Ein paar hundert entlassene Arbeiter zogen mit einer roten Fahne vors Rathaus und schrieen: „Brot! Brot! Geld! Geld!" Die herbeieilende Polizei wurde mit Steinwürfen empfangen: „Buh, macht euch ab, no Huhs, buh!"

Es gab blutige Köpfe, die Brotlosen kannten keine Scheu, zumal alles Volk ihre Partei nahm; die hartbedrängte Polizei mußte retirieren.

Von jetzt ab machte sich der Volksklub breit, ungeniert beraumte er Versammlung über Versammlung an; am hellichten Mittag setzten sich vom Kälbermarkt aus Arbeiterzüge in Bewegung und zogen unter dem Schwenken roter Fahnen, unter dem Singen demokratischer Lieder auf die Nachbardörfer. Der Barrikadenverein feierte den inzwischen freigesprochenen Dichter Freiligrath mit schallendem Jubel und Illumination.

Das Schwarz-rot-gold war verdrängt, alles rot, rot, rot. Rot flammte die winterliche Sonne überm Rhein, rot stieg sie auf im Osten, rot sank sie im Abend — blutigrot. Und ein schneidend scharfer Wind fauchte durch die Straßen und fegte auf, was nicht ganz niet- und nagelfest war.

Die Düsseldorfer fingen an stolz zu werden auf ihren thatkräftigen Mut. Der Nationalversammlung zu Berlin, die trotz verschiedentlicher Auflösung sich immer wieder sammelte und Steuerverweigerung votierte, ließ man eine beistimmende Adresse zugehen. Steuerverweigerung, ja, das war das Richtige! Riesenversammlungen fanden statt, mit unverhohlener Geringschätzung sah Düsseldorf auf seine Nachbarin Köln, die langjährige Nebenbuhlerin. Ei, hatten sich die Kölner mit ihrem Revolutiönchen blamiert! Die ganzen Rheinlande, nein, die ganze Welt lachte die ja aus! Unendliche Karikaturen auf die Preußenfresser in Köln wurden in Düsseldorf gezeichnet.

Aber es kam ein Tag, an dem die beiden Nebenbuhlerinnen die Köpfe zusammensteckten und einig waren in Schreck und Empörung — Robert Blum zu Wien erschossen! Die Stadt Köln erinnerte sich plötzlich ihres „Kölnsche Jong", und die Nachbarin Düsseldorf fühlte sich mit in die Seele getroffen — ein rheinischer Landsmann ruchlos ermordet! Von Hand zu Hand wanderte das Zeitungsblatt mit Blums letzten Worten: „Ich sterbe für die Freiheit, möge das Vaterland meiner eingedenk sein!" Heiße Thränen flossen, als der Abschiedsbrief an seine Gattin bekannt gemacht wurde: „Mein teures, gutes, liebes Weib, leb wohl!" Wer sollte da wohl nicht weinen?! Und tausend Fäuste ballten sich im Grimm.

Eine Riesenparade der ganzen Bürgerwehrlegion fand statt, vom Balkon des Rathauses herab sprach der Chef begeisterte und begeisternde Worte, mit erhobenem Schwurfinger und Waffengeklirr gelobte man heilig: Gut und Blut für die Freiheit!

Wie ein Fieber ergriff es die Bürgerschaft. „Genug des Druckes! Weg mit den Steuern!" gellte es in Fanfaren durch die Stadt. Scheelen Auges sah man Scharen eingezogener Rekruten in die Kaserne marschieren — noch mehr unnütze Brotfresser! Es verbesserte die Gereiztheit nicht, daß die neuen Soldaten großspurig lärmten und sangen.

Das wurde eine wilde Nacht. Katzenmusiken wurden gebracht, höhnende Ständchen vor den Fenstern verhaßter Persönlichkeiten, Scheiben eingeworfen, Haustüren besudelt, greuliche Schreie ausgestoßen, Schüsse abgegeben, Polizisten geprügelt.

Am Morgen des 22. November erklärte der Divisionskommandeur den Belagerungszustand.

Das geschah ihnen recht! Lange hatte Feldwebel Rinke sich nicht so gefreut, als da die Infanterie ausrückte, die öffentlichen Plätze zu besetzen. Artillerie bestanzte den Hofgarten mit Piketts und Geschützen, Kavallerie schwenkte auf den Straßen hin und her und spornte die Pferde in die aufkreischende Menge.

Das Herz wurde Rinke ordentlich leicht, als er den Leutnant von Clermont einer Rotte Ruhe gebieten sah, die durch ungebührliches Betragen die Verlesung der „Proklamation über eingetretenen Belagerungszustand" störte. Wie dem jungen Offizier die Augen blitzten! Den Degen hatte er blank gezogen, der Zorn grub eine Falte in seine Stirn. Ha, wenn so einer Preußen schützte, dann konnte es nicht verloren gehen!

Seit Josefine fort war und in Sicherheit, fühlte sich Rinke mehr denn je zum Sohne seines alten Hauptmanns hingezogen. Ihn deuchte, sie waren die beiden einzigen in der Kaserne, die die Schmach der Zeit so ganz empfanden; wenn die andern auch schimpften — grob am runden Stammtisch, formvoller im Offizierskasino —, wurmte die's denn so tief innen? Ja, ihnen beiden zehrte es am Mark; der Feldwebel fand die Sehnsucht seines Lebens wieder in dem jungen Offizier.

Auch Viktor von Clermont sehnte sich nach Bethätigung. Er meldete sich freiwillig zur öfteren Anführung der Patrouillen, die Tag und Nacht die Stadt durchstreiften. Seine Jugend entbehrte jetzt gern den Schlaf; es machte ihm einen Hauptspaß, mit seinen scharfbewaffneten Leuten nächtlicherweile durch die dunkeln Straßen zu tappen und nach Verbotenem zu spüren. War's denn erlaubt, nach zehn Uhr noch das Wirtshaus offen zu halten? Die Thür war zwar verschlossen, aber daß innen noch Gäste saßen, merkte man an dem Lichtschein, der durch die Spalten der Läden fiel, an dem dumpfen Stimmengemurmel.

Hei, dann mit dem Gewehrkolben gegen die Thüren gerannt und gegen die Läden gedonnert,

Digitized by Google

daß sie sich aus den Angeln lösten! Eine grimme Lust überkam den Leutnant beim Aufstöbern der Rebellen; konnte er es seinen Soldaten verdenken, die jetzt für manche erlittene Verhöhnung Revanche nahmen? Mancher Bürger, der bei der herrschenden Unsicherheit nur wagte über die Straße zu gehen mit einer Pistole in der Brusttasche, wurde aufgegriffen und trotz Ausweis und Beglaubigung auf die Wache verschleppt; da konnte er die Nacht auf der Pritsche sitzen. Die aufgelöste Bürgerwehr hatte laut Verordnung samt und sonders ihre Waffen abzuliefern, man vergewisserte sich noch des Gehorsams durch Haussuchungen.

In eiserner Strenge neigte sich das Jahr 48 seinem Ende; selbst der alte St. Nikola-Markt, der Naschmarkt für die Kinder, war verboten worden, nur vor dem Polizeigebäude durften ein paar Lebkuchenbuden stehen. Aber Düsseldorf revoltierte nicht mehr. Es war ruhig geworden.

*

Feldwebel Rinke war befriedigt, wenn er an seine Tochter dachte. Er hatte letzthin von ihr einen Neujahrswunsch bekommen und die erfreuliche Nachricht, daß sie ein gutes Weihnachtsfest verlebt. Auch Konradi hatte geschrieben; ob der sehr vergnügt war, konnte man freilich nicht wissen, er ließ sich nie so recht aus, aber fast in jeder Zeile kam „meine Frau" vor.

„Meine Frau hat mir drei bunte Taschentücher gestäumt. Meine Frau hat mir zu Christabend ein Hemd selbst genäht. Meine Frau hat mir noch dazu einen Korb Aepfel geschenkt von dem jungen Baum in unserm Gärtchen, sie hat sie sich heimlich am Mund abgespart. Meine Frau hat auch Platz gebacken."

Ja, die waren glücklich! Rinke stieß einen erleichterten Seufzer aus. Aber daß sie einmal über Sonntag kommen wollten, sich den Eltern in ihrem Glück zu präsentieren, davon schrieben sie noch immer nichts. Na, man durfte nicht egoistisch sein, die waren sich vor der Hand noch genug!

Frau Trina konnte freilich ihre Neugier kaum bezähmen. „Wenn't mer nit e so eklig wär', mit der Eisenbahn zu fahren, dann thät' ich als janz jern e mal hinreisen," sagte sie zu ihrem Mann. „Et Fina kann am End' jetzt nit jut kommen, denn" — sie zwinkerte ihm zu.

Er verstand sie nicht. „Wieso denn?" fragte er.

„No, Rinke!" jetzt stieß sie ihn ordentlich vorwurfsvoll an. „Hatte dann alles verjessen? Wie war et dann bei uns?"

„So, so," sagte er, und es flog wie eine Ahnung seltener Freude über sein Gesicht, „meinste wirklich?"

„Mer denkt doch," sagte sie, und er nickte dazu. Ja, das hatte er immer gedacht, die Josefine würde Preußen wackere Soldaten schenken! Tüchtiges Mädel!

Seine eignen beiden Jüngsten sollten nun auch bald zum Militär, waren ja derbe, rotbackige Bengels. Er hatte schon eine Eingabe gemacht für ihre Aufnahme in die Militärerziehungsanstalt zu Annaberg. „So weit weg," klagte die Mutter. „Och Jott, och Jott, die armen Jüngesken!" Aber sie sah es doch ein, die Jungen waren zu wild zu Haus, tanzten ihr, war der Vater nicht in Sicht, auf der Nase herum, und sie hatte eigentlich, seit die Josefine fort war, keine ruhige Stunde mehr gehabt. Nun würde das besser werden. Der Friedrich, der krumme Beine hatte und somit nicht zum Militär taugte, war seit Michaeli bei einem Schlosser in der Lehre. Das dauerte noch lange, bis der auf die Wanderschaft ging, und dann blieb ihr ja doch immer der Wilhelm! Ihr Gesicht verklärte sich, wenn sie an den dachte.

Wie flott war er geworden! Rotseidene Tuchzipfel ließ er unterm umgeschlagenen Hemdkragen flattern, sobald er sich staats machte. Und schlau war er! Frau Trina lachte von Herzen darüber, wie ihr Wilhelm dem Verbot ein Schnippchen zu schlagen wußte; bis weit über die Polizeistunde saßen die Gäste im „Bunten Vogel" zusammen. Hinter die geschlossenen Läden hatte der Piffikins dicke Matten gestopft, kein Lichtstrahl kam so durch, kein Stimmenlaut drang so hinaus auf die Gasse, dunkel und still lag der „Bunte Vogel" wie in harmlos ruhigem Schlaf.

Ende Januar war zwar der Belagerungszustand wieder aufgehoben worden, gewisse Beschränkungen existierten aber immer noch, und die würden auch nicht aufhören, solange der Polizei-Inspektor, der von Faldern, seine Spürnase überall hinstecken durfte. Der war tüchtig verhaßt; nicht allein, daß er Verhaftungen vornehmen ließ und die Ausweisung von mancherlei Personen veranlaßte, er hielt es auch für nötig, alle paar Tage Militär zu requirieren. Jeder Bürger war empört darüber. Kein Wunder, daß, als der von Freund und Feind geachtete General von Drygalski — „Bürger" von Drygalski, wie er sich selbst genannt — abberufen wurde und schon wieder ein neuer Divisionär aufzog, auch wieder neue Unruhen anhuben. —

Der Frühling kam, es dehnte sich, was im Winterschlaf gelegen; es reckte sich und streckte sich, und wo es an hemmende Schranken stieß, klopfte es an mit Macht. Erste Knospen sprengten ihre Hüllen über Nacht.

Regenschauer des April wechselten mit warmem Sonnenschein; auf und nieder auch schwankten die Gerüchte. Im Bergischen Land stöberte der Frühlingswind ganz besonders stark; Fabrikschornsteine hörten zu rauchen auf, die Arbeiter revoltierten und drohten, die neuen Maschinen zu zerstören, die ihnen, ihrer Meinung nach, das Brot verkürzten, die Fabrikanten brachten ihre Familien zur Sicherheit in die großen Städte.

Die erste Nachtigall schluchzte im feuchtwarmen Hofgarten, als auch Konradi seine junge Frau nach der Stadt schickte; in der Kaserne, bei den Eltern war sie sicher. Seine Pflichten als Gendarm

Digitized by Google

hielten ihn jetzt oft Tage und Nächte von Hause fern, sein Häuschen lag an der freien Landstraße, mehr als einmal schon hatten Strolche der einsamen Frau einen Schreck eingejagt; und das mußte jetzt vermieden werden.

Josefine hatte anfangs nichts von der Reise wissen wollen, mit angstvoller Heftigkeit sträubte sie sich dagegen — nein, nein, sie konnte jetzt nicht fort, jetzt, wo die Hühner so brav Eier legten, wer sollte sie denn füttern? Wer sollte das schöne Ferkel versorgen, das er ihr Weihnachten zum Fettmachen geschenkt? Und wer sollte denn für ihn selber kochen? Aber dann ergriff sie doch plötzlich eine Sehnsucht. Wenn sie die Augen schloß, hörte sie die Ahornbäume rauschen, sah sie die Sonne rotgolden auf den blinkenden Scheiben im Hof verglühen — heim, heim! Sie reiste.

Ihr Herz klopfte erwartungsvoll während der Stunde der Eisenbahnfahrt, sie konnte nicht still sitzen, immer stand sie am Fenster. Aber wild schlug es, in einer unbezwinglichen Erregung, als sie das schwere Thor öffnete, das sich ihr förmlich entgegenstemmte. Sollte sie denn nicht hinein?! Sie stieß mit dem Fuß dagegen und half so der bebenden Hand.

Nun betrat sie das spitze Pflaster des Steiges. Ah, neugierige Gesichter hinter den kleinen Fenstern der Blocks, sie kannte noch viele von ihnen! Es war Mittagsstunde. Und Kartoffelsuppe mit Zwiebel hatte es heute gegeben — ah! Sie atmete tief und zog den wohlbekannten Geruch ein — ach, und das war der Kasernenduft, der eigentümliche Duft nach Schimmel und Knaster, der diesen Wänden so untilgbar anhaftete und den sie so lange, so ewig lange entbehrt!

Die Spatzen schirpten, die Ahornbäume zeigten zarte Blätter, ihr Küchenfenster stand offen, wie eine Melodie schwebte es von dort herunter zu ihr — „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin" — sie war wie berauscht vor Glück. Nein, nicht Monate waren vergangen, nicht einmal Tage, sie war da, sie war nie fortgewesen! Josefine — ach, rief da nicht jemand? Mit einem Zittern schener Wonne stürmte sie die Stiege hinan.

Sie hatte sich bei den Ihren nicht angemeldet; nun trat sie ein. Die Eltern saßen beim Essen, ganz allein. Mit einem „Nanu?" sprang der Vater auf und schloß sie in die Arme. Aber er freute sich doch nicht so, wie sie wohl erwartet, er schien sich gar nicht mehr recht freuen zu können. Als sie sagte, daß ihr Mann, für ihre Sicherheit besorgt, sie hierher geschickt, preßte er ihr die Hand mit einem seltsam krampfhaften Druck. „Recht, daß er dich geschickt hat. Nu kann's losgehen!"

Frau Trina lachte: „Natürlich, de Rinke redt von nix als von losjehen!" Aber dann seufzte sie: „Och Jott, och Jott, dat is als janz schrecklich!" Sie umhalste die Tochter mit großer Freude, es war ihr doch ein wenig bang nach den beiden Jüngsten gewesen, die seit vier Wochen abgedampft waren nach Annaberg. „Nu hab' ich Ruh'," klagte sie, „aber et is mich doch e so unjewohnt, et is mich janz einsam, un de Rinke is immer e so verdrießlich!"

Josefine blickte den Vater an — ja, der sah grimmig aus, so recht in sich verbissen; und mager war er geworden, hager sprang die Nase vor zwischen den unruhig spähenden Augen.

„Jeht et dir nit jut, Vater?" fragte sie und legte die Hand auf seinen Aermel.

Er schüttelte sie unwirsch ab. „Dumme Fragerei! Wie soll's einem gut gehen, wenn die Canaille frecher wird mit jedem Tag und man ihr keinen Tritt geben darf! — Siehst auch nicht zum besten aus," setzte er nach einem prüfenden Blick hinzu.

„Mir jeht et sehr jut," sagte die junge Frau leise und wurde brennend rot dabei.

Die Mutter deutete sich das Erröten auf ihre Weise — no, die Tochter würde sich ihr ja schon anvertrauen! —

Wieder lag Josefine in ihrer Kammer, in ihrem schmalen Mädchenbett. Fast zärtlich glätteten ihre Hände das Kissen — ach, das war so verwöhlt, sie konnte gar nicht schlafen!

Der Mond schien silberhell. Das Thürchen nach der Küche hatte sie aufgelassen, der ganze Boden drinnen war wie beschüttet mit Glanz. Sie konnte nicht widerstehen, rasch einen Rock überwerfend, schlüpfte sie aus der dumpfen Kammer ans offene Küchenfenster. Wie still lag der Hof! Die Ahornbäume rührten sich nicht, jedes Aestchen war silberumwoben. In den Blocks alle Lämpchen erloschen, nur drüben in der Offiziersstube brannte noch Licht. Ob er noch da wohnte?

Sie spähte lange hinüber — da — endlich — jetzt bewegte sich ein Schatten hinterm Fenster! Sie glaubte seine schlanke Gestalt zu erkennen, und ein süßer Schreck durchfuhr sie, ein Schreck, mit Sehnsucht gemischt. Er wohnte noch da! Ach, wenn sie ihn nur einmal noch sehen könnte! Ihre Hände krampften sich ineinander — bloß einmal sehen! Drüben erlosch das Licht.

Ihr wurde so heiß, so heiß, die schweren Zöpfe brannten sie im Nacken, sie schüttelte sie lang herunter, weit beugte sie sich zum Fenster heraus — ach, ihn nur einmal sehen! Erinnerungen stürzten über sie her in den schmeichelnden Frühlingsluft, Träume —

Es tappte unten, eine Patrouille schritt über den Hof, hinterher ein schlanker Offizier — das war er! Zurückfahrend stieß sie an den Fensterriegel, daß es laut klirrte — nun hatte er sie doch gesehen! Sie konnte sich nicht rühren, starr stand sie mit weitgeöffneten Augen. Taghell war die Mondnacht.

Hatte er sie erkannt? Ja, ja! Verstohlen sah er noch einmal zu ihr hinauf und nun noch einmal! Und eh' er das schwere Thor schloß, wandte er nicht noch einmal den Kopf?

„Viktor!" Sie hatte es nicht gerufen, aber verlangend, bittend, beschwörend streckte sie die

Digitized by Google

Hände aus. Den hatte sie ja so lieb gehabt, den liebte sie noch — jetzt wußte sie's. In leidenschaftlicher Wallung stürzten ihr Thränen aus den Augen — da drüben die Offiziersstube und er, so nah, so nah!

Um ihr glühendes Gesicht strich ein Nachtwind wie mit abkühlender Mahnung; er raunte etwas, sie verstand es nicht. Sie wollte es nicht verstehen.

Treue, Tapferkeit, Gehorsam, Pflichtgefühl und Ehre — nein, an gar nichts mehr denken!

In einer heißen Freude glühte sie und schauerte doch — sie würde ihn wiedersehen! Und dann — ?! Mit einem Seufzer warf sie den Kopf in den Nacken und schloß schwindelnd die Augen.

XVIII.

Durch Tage hatten sie sich flüchtig gesehen; sie waren sich begegnet im Hof, vor der Thür, auf der Straße, so oft, wie früher nie — es sollte eben so sein. Josefine war diesen Begegnungen nicht ausgewichen.

Wie war er schön, wie war er ritterlich! Er verblendete sie ganz. O Gott, ihn nur einmal noch sprechen, seine Stimme hören, diese Stimme, die so lustig necken konnte: „Fina, blonde Fina, meine Fina!"

Kein Gedanke ging zu ihrem Mann. Ihr war zu Mute, als wäre sie wieder die alte Josefine — nein, doch nicht ganz die alte! Früher war sie auch beglückt gewesen, wenn sie Viktor nur von weitem gesehen; ein verstohlenes Grüßen von Fenster zu Fenster, ein flüchtiges Wort, ein heimlicher Händedruck — o, war das schön, war das schön gewesen! Und jetzt — ?!

Ihre Augen begegneten den seinen mit stumm leidenschaftlicher Frage; in einer gesteigerten, rauschähnlichen, erwartungsvollen Spannung verbrachte sie friedlose Tage und schlaflose Nächte.

Der Leutnant von Clermont hatte auch schon seit Nächten nicht viel geschlafen, eigentlich gar nicht, sein Blut war erregt. Wochen hatte er verbracht in stumpfem Groll, alle Tage Drill, für was denn? Immer von der Ehre, von der Offiziersehre hören und sich doch auf der Nase tanzen lassen müssen! Ne was, Ehre, pfeif' auf den ganzen Rummel! Er war wütend. Ein paarmal hatte er sich schon betrunken; war doch sonst immer ein nüchterner Mensch gewesen, aber das machte, er konnte jetzt gar nichts vertragen, ein paar Gläser schon stießen ihn um; wie prickelnder Champagner stieg ihm der leichte Säuerling zu Kopf. Seine Nerven waren gespannt, all seine Sinne erregt. O, dieses müßige Warten, dieses ungeduldige Lauern in der mussigen Kaserne! Man kam um dabei. Wann ging's los? Nur nach etwas greifen, daß die Tage fliehen, sich zerstreuen, vergessen — ha, und nun kam diese blonde Frau! Er erwiderte ihre großen, stummen und doch so beredten Blicke.

Heute abend sprachen sie sich zum ersten Male; auf dem dunkeln Gang trafen sie einander wie einst. Warum sich länger meiden? Halbwegs waren sie sich entgegengekommen; er unter dem Vorwand, mit dem Feldwebel noch etwas besprechen zu müssen, sie ganz ohne Vorwand, einfach gezwungen, schier ohne eignes Wollen, wie eine Traumwandelnde, Schritt für Schritt gelassen auf den schwindelnden Pfad setzend.

Viktor und Josefine hatten keine Zeit zu vielen Reden. Jeden Augenblick konnte sie jemand überraschen, es rumorte heut überall in der Kaserne, der dunkelste Gang war nicht sicher; Gerüchte gingen um, unheimlich schwirrend wie Fledermäuse in nächtlichem Dunkel; man hört nicht ihren lautlosen Flatterflug und spürt ihn doch am kalten, unheimlichen Wehen.

„Josefine," flüsterte er und faßte sie an beiden Händen, „Fina!"

Sie sagte kein Wort, neigte sich aber gegen ihn. Ehe sie bedachten, was sie thaten, küßten sie sich heiß.

„Halt — still, kommt da jemand?" Er raunte es erschrocken und unwillig.

„Nein — ja, ja!" Und doch huschte sie nicht fort. Sie umschlangen sich, hastig küßten sie sich wieder, heiß und heißer.

Fatal, wieder Tritte! „Komm zu mir," flüsterte er im Kuß.

„Ja, ja, ich ko —"

Sie sprach das Wort nicht aus. Ein schriller Mißton gellte durch die Kaserne. Horch, ein Trompetenstoß!

Und nun Trommelwirbel vom Platz, Trommelwirbel vom Hof herauf. „He — rrrauß —!" Ein einziger langgezogener Ruf in der Mainacht.

„Donnerwetter, Alarm!" Er riß sich los, fort stürzte er; sie stand wie betäubt.

Alarm, Alarm! Alle Mann — heraus!

Und nun fangen die Glocken der Stadt an zu rufen, von allen Türmen bimmelt es; ängstlich, hilfesuchend wimmert es: „Feuer!", mächtig dröhnt es: „Sturm!" Und jetzt — huh — mit beiden Händen fuhr Josefine an die Ohren: das Lärmhorn der Bürger! Schrecklich tutet es, dazwischen das Blasen der Trompete, das Wirbeln der Trommel. Generalmarsch wird geschlagen — die Infanterie rückt schon aus.

Feuer, Sturm, Aufstand, offene Rebellion! Grollend dröhnt ein Kanonenschuß. —

Es war wenig Militär in der Stadt, gestern erst eine große Zahl Truppen nach Elberfeld abgegangen, wo die Landwehrmänner sich der Einberufung widersetzten, und heute in der Frühe war ein Nachschub gefolgt. Das ganze Bergische Land schien in Aufruhr.

Die Zähne zusammenbeißend, musterte der Feldwebel, hinter seinem Hauptmann stehend, die Compagnie: „Los, und hol' sie der Teufel!"

Leutnant von Clermont, mit der Linken sich noch den Helm festdrückend, riß mit der Rechten den blanken Degen heraus: „Endlich — ! Leute, jetzt drauf! Lehrt die Canaille Achtung!"

Die Nacht war lebendig geworden. In den Lüften schien es zu klagen. Ueber den Exerzierplatz weg fuhr ein Geschrei — dann alles still.

Digitized by Google

Jammernd hielt Frau Trina die Tochter umklammert: „Och Jott, och Jott, de Willem! So mitten in der Stadt, allein mit der alten Frau! Wenn de nur kein' Dummheiten macht! Och Jott, och Jott, de Willem!"

„Ich will hinjehen," sagte Josefine rasch. „Ich hol' se her! Laß mich nur! Da is nix bei, ich hab' kein' Angst. Laß mich," wehrte sie die Mutter von sich, die sie zurückhalten wollte.

Nach kurzem Kampf ließ Frau Trina ab — am Ende war es ihr doch eine Beruhigung, die Josefine sah nach dem Wilhelm. Das Gesicht verhüllend, sank sie auf den Stuhl im Winkel.

Ohne Besinnen lief Josefine die Stiege hinunter. Noch konnte sie zum Thor hinaus, es stand offen, ab und zu eilten Soldaten; in der Ferne verklang der Trommelwirbel einer ausrückenden Compagnie. Da zog er hin! Mit raschem Schritt sie hinterdrein.

Flüchtig berührte ihr Fuß kaum das Pflaster, eine Todesangst riß sie fort — wenn ihm ein Leids geschah! Wenn sie ihn in die Kaserne zurückbrachten, das Haupt vom Beilhieb zerschlagen, aus Stichen blutend, die ihm so ein Strolch versetzt! Eine heftige Wut ergriff sie gegen das Volk, das sich so vergaß. Sie ballte die Fäuste in ohnmächtigem Zorn: Drauf, wackere Soldaten, drauf!

Mehrere Bürger stürzten an ihr vorüber, sie schienen zu flüchten. Aha, jetzt raunten sie schon, das feige Gesindel!

Einer schrie: „Barrikaden, se banen Barrikaden, se reißen dat Pflaster auf!"

„Wo, wo?"

„Da — da!" Er hob den Arm und zeigte im Laufen zurück, von wo er gekommen. „Am Stadtbrückchen — an der Allee — ich weiß nit — da — da! Jesus Maria, se schießen, se schießen!"

Grell pfeift ein Signal — eine Gewehrsalve knattert — wo schießt es, wer schießt?!

Hurra, die Soldaten! Josefine glühte, ihre Blicke flammten begeistert auf; die Soldatentochter war jäh erwacht. Horch, Pelotonfeuer! Von weitem antwortet Kanonendonner. Und jetzt Pferdegetrappel — hei, die Ulanen rücken auch schon zur Stelle! Hurra, die Soldaten, die tapferen Soldaten, die schaffen Ruh'!

Links ab schwenkte Josefine, über die Allee, dicht am Stadtbrückchen konnte sie nicht durch, das sah sie wohl ein. Rasch hier hinein! Durch die kleinen, engen Gäßchen der Altstadt kam sie noch leicht zur Ratingerstraße. Immer rascher lief sie.

Nun war sie am Hunsrück — ach, wo mochte er jetzt sein? Er, er! Verwirrt glitt ihr Blick umher — hier war es ja so dunkel, die Laternen sämtlich erloschen, die Häuser schwarz! Sie tappte, sie stolperte — unwillkürlich stieß sie einen leisen Schrei aus. — „Zurück!" Es klirrt im Dunkeln. Und nun noch einmal der Ruf: „Zurück!" Und jetzt ein laut hallendes Kommando: „Lichter heraus!"

Rechts, links, wie mit Zauberschlag erhellen sich die Fenster, sie sieht entsetzte, neugierige Gesichter hinter den Scheiben, nur für einen Moment, dann ducken sie unter — „zurück!" brüllt es wieder. Blinkende Uniformen, drohende Flintenläufe — sie will rufen; aber schon geht voreilig ein Schuß los. Dicht pfeift ihr die Kugel über den Kopf.

Taumelnd fällt sie gegen eine Hausthür, die giebt nach, ein Arm streckt sich heraus und zieht sie hinein.

Weinend leuchtet ihr eine Bürgerfrau ins Gesicht. „Jesus Maria, es Euch wat passiert?! Ne, Jott sei Dank, et hat noch jut jejangen! Och, mein Mann, mein Mann, wo is de?! Se werden em wat duhn, se werden em dotschießen, se hören ja jar nit, wat einen ihnen sagt. Vorhin jing einen hie langs, ich kenn' em jut, auch so 'ne ruhige Bürjer, wollt no Huhs — knall, schießen se em kaput. O Maria, Mutterjottes, wat es dat for en Nacht!"

Josefine zitterte vor Aufregung. „Machen Sie auf, ich muß wieder eraus!"

„Ne, ne, Ihr könnt jetzt nit eraus — seid Ihr jeck?! Se schießen Euch dot!" Die Frau umklammerte sie mit beiden Armen.

„Ich muß!" Josefine riß sich los. Das Weib war wohl toll vor Angst. Soldaten auf ruhige Bürger schießen? Unsinn! Schon hatte sie die Hausthür aufgezerrt, schon stand sie draußen auf der Gasse.

Jetzt war alles still. Unsicher huschenden Schein warfen die Lichter aus den Fenstern; von den Soldaten nichts mehr zu sehen. Doch dort — dort in jener Thürnische kauert einer, das Gewehr im Anschlag, und da, hinter den Fässern, die mitten aufs Pflaster gekollert sind, reckt eben einer spähend den Kopf empor. Ein Flintenlauf hebt sich vorsichtig.

Josefinens Augen werden schreckhaft starr — hat die Frau recht: wie ein Wild, wie ein Tier dem Jäger vorm Schuß?! Sie macht einen Satz gleich dem scheuen Reh, sich wendend, stürzt sie blindlings zurück.

Herr im Himmel, auch kein Zurück mehr! Lautes Gebrüll schlägt ihr entgegen. „Zaruck-Buh! Zaruck-Buh!" Das ist der Hohnruf der Aufrührer!

An der nächsten Ecke hat sich ein Haufe postiert. Umgestürzte Karren, Bretter, Säcke, Stühle, Tische, alles was man in der Eile ergriffen, ist hoch aufgestapelt.

„Zaruck-Buh! Preußen! Schweinhunde! Menschenschinder! Zaruck-Buh!" Steine fliegen, Ziegelsteine, Pflastersteine, Sand, Kot, Pferdemist.

Aber jetzt Trommelschlag, und jetzt ein Kommando: „Zur Attacke! Das Gewehr — rechts! Fällt das Gewehr! — Marsch, Marsch!"

„Hurra!" Mit vorgehaltenem Bajonett stürmt das Militär; eine Bresche entsteht, — ein höllisches Geheul, eine wilde Flucht.

„Feuer!"

„De Preußen, de Preußen, se schießen auf uns!"

Digitized by Google

Auf der genommenen Barrikade stehen die Soldaten und feuern in die enge Gasse.

„Hochhalten!“ tönt ein vereinzeltes Kommando, aber niemand hört es. Die Kugeln pfeffern in den Hunsrück — klatsch, ins Pflaster — klatsch, gegen Thüren und Läden — zeigt jemand sich am Fenster, wird auch dahin geschossen.

Rette sich, wer kann! Josefine wird mit fortgerissen, in die Volkerstraße hinein geht die Flucht; rechts und links durch eins der Seitengäßchen kann man vielleicht entschlüpfen; aber dort aus der Kapuzinergasse tönt es: „Zurück!“

Huh, die Zaruck-Buh! Die Mündung der Kapuzinergasse ist verstopft von Uniformen, das Eckhaus zur Volkerstraße von Soldaten besetzt. Auch da kein Ausweg! Auch da gegenüber aus der Mertensgasse gellt ein Hilferuf — das ist ein Verwundeter, — wie ein Tier kriecht er auf allen vieren die Häuser entlang.

„Hilf, Maria Josef, zu Hilf'!“ Schwach wimmert er nur noch. Eine Thür öffnet sich, ein Mann stürzt heraus, schon hat er den Verwundeten unter die Schultern gefaßt, um ihn ins Haus zu ziehen, ächzend drückt der die Hand auf die Leibseite — da, wieder der Ruf: „Zurück!“

„Jut Freund!“

„Zurück!“ Hähne knacken. Erschrocken läßt der Mann den Verwundeten fallen und springt ins Haus zurück; knatternd fährt der Schuß über die Stelle, wo er noch eben gestanden.

Weiter, weiter! Die Volkerstraße weiter hinunter! Das Kleid ist Josefine abgetreten, zerfetzt hängt es ihr von den Hüften; die Haare, gelöst vom rasenden Lauf, züngeln ihr gleich Schlangen um den Kopf. Weiter, immer weiter!

Hier unten, dem Markt zu, ist die Straße still, sind die Fenster nicht erleuchtet; man tappt im Dunkeln, man gleitet, man strauchelt. Nun kommt aufgerissenes Pflaster, Josefine fällt.

Wie lange sie gelegen, weiß sie nicht, endlich rafft sie sich auf mit zerschundenen Händen, mit betäubtem Kopf. Nun ist sie ganz allein. Die Flüchtigen sämtlich verschwunden, wohin — ?! Sie weiß es nicht. Sie sucht die nächste Thür, sie pocht, pocht wieder, niemand giebt Antwort, niemand öffnet; laut um Einlaß zu rufen, traut sie sich nicht.

Zitternd kauert sie sich auf eine Treppenstufe. Kein Kampf tobt mehr hier, kein Mensch geht, und doch dröhnt es ihr in den Ohren — die Glocken schlagen ununterbrochen an. Dumpfes Hallen von der Rathausuhr; mechanisch zählt sie — Gott im Himmel, schon elf!

Ueber die Dächer kommt's wie ein Geheul. Aus der Richtung der Allee Kartätschenfeuer — nein, nicht allein daher, von allen Seiten Geknatter.

Es ist nicht mehr zu ertragen, sie kann es nicht mehr anhören, schaudernd hält sie sich die Ohren zu. Aber sie hört doch den Trommelschlag — „Fällt das Gewehr!“ — die Bajonette blitzen, hinein geht's in die flüchtende Menge — „Feuer!“ — Ein Verwundeter kriecht am Boden, niemand hilft ihm, verschmachten muß er, zertreten wird er — horch, das Pferdegetrappel! Entsetzt fährt Josefine auf.

Täuschung! Nur der Tritt einer nägelbeschlagenen Sohle klappt auf dem Pflaster; vom Markt her nähert sich ein einzelner Mann, er kommt auf sie zu, an dem großen Bollerwagen vorbei, der, umgestürzt, die Straßenmündung nach dem Markt sperrt.

Gott sei Dank, da ist jemand! Der wird ihr sagen, wo sie gehen soll! Er scheint sich nicht zu fürchten. So ruhig kommt er daher. Sie springt auf ihn zu — nun sieht sie's im matten Sternenlicht, er ist schon alt, hat weiße Haare, trägt eine Kriegsdenkmünze auf der Brust und unter jedem Arm ein großes Brot.

„Is et sicher langs dem Markt? Kann mer da jehen?!“

„Ja, e ja, jeht nur als janz ruhig da langs!“ Und als er ihr angstvolles Gesicht sieht, schüttelt er beruhigend lächelnd den Kopf: „Och e ne, so leicht lasse mir uns nit bang mache! Ich komm' von der Rhein, von mingem Kahn, ich muß noch nach der Pfannschoppenstraß', mein' Frau und mein' Enkelcher lauern als op dat Brot. Ich han kein' Angst. Ne, ene, wenn mer ihne nix duht, duhn ei'm de Preußen auch nix; ich bin ene alte Soldat, ich —“

Ein leichter Knall, ein leichter Pulvergeruch — kurz springt der alte Mann in die Höhe, zu Boden stürzt er, mit dem Kopf zuvorderst, er fällt aufs Gesicht, links fliegt ein Brot, rechts eins.

Jesus Maria, sie schießen aus dem Rathaus! Da, über dem dunkeln Markt, da, hinter den dunkeln Fenstern, da sind sie drin! Josefines Blut wird starr. Die Preußen, die Preußen, die schießen auf wehrlose Bürger . . .

Wie ins Herz getroffen sinkt sie bei dem alten Mann nieder. Ihre Hände tasten über sein weißes Haar, über seinen altersgekrümmten Rücken — klebrig rinnt es ihr da über die Finger — Blut! Er ist tot!

Der Atem stockt ihr, sie will schreien und kann nicht; mit beiden Händen nach dem sich krampfenden Herzen fahrend, stürzt sie fort.

Die Glocken wimmern und wimmern. Aus den Rathausfenstern fallen noch mehr Schüsse. Mit wehenden Haaren und flatternden Fetzen, wie ein Schatten, fliegt sie dort vorbei.

*

Die Glocken hatten zu läuten aufgehört beim Grauen des kommenden Morgens. Das Pelotonfeuer war verstummt, die Barrikaden in der Kommunikation und Flingerstraße waren genommen, Kanonen auf der Allee angefahren, am Stadtbrückchen hielt ein Pikett Ulanen die Wacht; auch über den Friedrichsplatz schwenkten Berittene, auf die Gartenmauer des Präsidialgebäudes waren Schützen postiert, Rathaus, Theater und manch andre Gebäude vom Militär besetzt. Und doch fielen noch Schüsse in der Altstadt.

Digitized by Google

Sie fielen vereinzelt, aber schauerlicher ertönten sie, wie eine ganze wildknatternde Salve, Ohren und Herzen der Bürger mit Grausen füllend — das waren bedächtige, wohlgezielte Schüsse!

Die Ein- und Ausmündungen der Gäßchen waren besetzt; an den Ecken lauerten die Soldaten, hinter irgend einer Deckung auf den Knieen liegend, Gesicht und Hände von Pulver geschwärzt. Jetzt gab's kein Pardon. Lange genug hatte man Beleidigungen einstecken müssen, doch waren sie unvergessen; lange genug hatte zurückgedrängter Groll geschwelt, wie eine glimmende Kohle unter der Asche — jetzt war sie aufgeloht, vom Sturmwind der Nacht entfacht. Jetzt gab's kein Löschen mehr.

Flammendes Blut war den Soldaten zu Kopf gestiegen und hatte ihre Herzen kalt zurückgelassen, starr wie Eis. „Zurück — halt, wer da?!" — die Hand war rascher als die Antwort, los ging schon der Schuß.

Die Rheinnebel wälzten sich über die Ratingerstraße und brauten um die Barrikade, drauf hoch eine rote Fahne wehte; noch war die nicht gestürzt, noch flaggte sie im Frühwind.

Still war's in der alten Straße; die ziegelgedeckten Giebelhäuser hielten ihre Läden geschlossen, nur hier und dort öffnete sich behutsam ein Ritzchen, kaum groß genug, um einen angstvollen Blick hindurch spähen zu lassen.

Langsam kam jetzt eine Patrouille vom Ratinger Thor her, die Straße herunter. Vorsichtig gingen die Soldaten, sie schlichen. Auf der benachbarten Ritterstraße hallten Schüsse, aus dem Mühlengäßchen gellte plötzlich ein Schrei. Die Soldaten packten ihre Gewehre fester; rechts, links flogen spähend die Augen des vorderste. Feldwebel Rinke war's, er führte die Patrouille an.

Eben hatte er sich von dem Leutnant von Clermont getrennt. Es war ihnen zu Ohren gekommen, eine neue Barrikade sollte, gleich nachdem die auf der Mühlenstraße zerstört worden, in der Mitte der Ratingerstraße mit Zauberschnelle entstanden sein. Dahin, dahin! Nicht umsonst hatten sie beide zur Zeit die Stadt abpatrouilliert, sie kannten das Gewirr der Gassen und Gäßchen.

„Führen Sie Ihre Leute von oben heran," hatte hastig der Offizier geraunt, „ich packe die Bande vom Moutiermgsdepot her im Rücken! Keiner entwischt uns!"

Mit Augen, die fast aus den Höhlen dringen, späht der Feldwebel jetzt in die Dämmerung. Verdammt, daß man nicht besser sehen kann! Wo, wo stecken die Schufte?! Sein Herz schlägt hart; seine lange Gestalt duckend, wie zum Sprung, tappt er voran. Dunkel ragt etwas vor ihm auf, ist's ein Bollwerk, eine Verschanzung? Hei, der Feind dahinter! Ein gellendes Pfeifen empfängt die Soldaten.

Hurra, da ist die Festung! Auf zum Sturm! Ein lautes Kommando schreit er heraus und dann ein jauchzendes Hurra, mit gewaltigem Anlauf stürmt er.

Fässer sind aufgetürmt, Bierfässer, Weinfässer, Bretter darüber gelegt und umgestürzte Karren, Stroh, Sand, Steine zwischengestopft. Keuchend schafft sich Rinke Bahn. Die Pistole hat er in den Gurt gesteckt, mit mächtigen Griffen reißt er das Bollwerk auseinander. Wie ein Wütender, achtlos des Hagels von Steinen und Glasscherben, der auf ihn niedersaust, tollkühn dringt er vorwärts. Wie in der Schlacht, hei, wie in der Schlacht!

Hier ein Stoß, da ein Tritt — er strebt nach der Fahne, die frech dort oben flattert.

Schwarze Gestalten — es sind ihrer nicht viele — geben Fersengeld — „hurra," jetzt stehen schon einige Soldaten oben, sie feuern hinter den Fliehenden drein, und „hurra" tönt es von hinten, vom Depot her. Gleich angstvollen Bestien rennen die Umstellten hin und her.

Mit einem wilden Lachen langt Rinke nach der Fahne — halt, wer duckt sich da?! Er schwingt sich vollends hinauf; einer will entwischen. „Steh, Halunke, steh!"

Mit eiserner Faust packt der Feldwebel zu; blitzschnell entwindet sich ihm die schlanke Gestalt, will fliehen, sieht keinen Ausweg, rafft einen Stein auf und setzt sich verzweifelt zur Wehr. Ohne Besinnen reißt Rinke die Pistole heraus und schlägt an — Mann gegen Mann — da zeigt ihm ein Feuerstrom, der vorüberfährt, ein pulvergeschwärztes, angstverzerrtes Jungengesicht — Wilhelm!

„Verfluchter Bengel!" Er knirscht es zwischen den Zähnen, er hat ihn gesehen, er hat ihn erkannt. Und der Sohn hebt mit beiden Händen, zum Niederschmettern bereit, den Pflasterstein.

Knall, wieder ein Feuerstrom. Der Feldwebel zuckt zusammen — können die Kerls denn nicht das Kommando zum Schießen abwarten?! Dicht nebenan stürzt ein Aufrührer, er fällt hinterüber, im jähen Tod reckt er die Fäuste empor. Grausenvoll stiert sein Auge. Und er ist auch noch so jung!

In Rinkes Hand beginnt die Pistole zu schwanken, jetzt hat er keine Festigkeit zum Zielen mehr, er läßt die Waffe sinken. Vater und Sohn starren sich an — nur Sekunden und doch Ewigkeiten.

„Halunke!" zischelt der Vater endlich und hebt wieder langsam, zögernd die Pistole.

„Vater!" schreit entsetzt der Sohn auf, läßt den Stein fallen und verbirgt das Gesicht.

„Halunke!" Die bebende Hand will nicht gehorchen. Da — ein Stein kommt angeschwirrt, von unsichtbarer Hand geschleudert — gut gezielt. Der Feldwebel taumelt; vor die Stirn getroffen, kollert er hinterrücks von der Barrikade.

Und der Sohn steht mit stierem Blick. Hat er geworfen, den Vater getroffen —?! Nein — ja — nein! Er weiß es selber nicht, er ist ganz betäubt.

„Halt, der da, der hat geschossen! Packt die Canaille!"

Ein Offizier mit blankem Degen springt auf Wilhelm zu. Da rafft der sich auf, die Betäubung

Digitized by Google

weicht — rette sich, wer kann — in Lebensgier, in Freiheitsgier setzt er herab aufs Pflaster — dort, dort ist der „Bunte Vogel“ und Hilfe, Rettung!

Die Thür giebt nach — er hinein — Riegel zu — die Treppe hinauf, in den Taubenschlag, aufs Dach. —

Gewehrkolben donnern gegen die Thür des „Bunten Vogel“. Leutnant von Clermont verschafft sich mit Gewalt Einlaß; halb eingerannt, halb zerschossen hängt die Thür nur noch lose in den Angeln. Die Soldaten stürmen in den dunkeln Flur.

Wo ist der Kerl, der geschossen hat? Hier drin muß er sein! Man schickt sich zum Suchen an. Zwei, drei stolpern in den Keller, ein paar andre die Stiege hinauf; der Leutnant fährt das alte Weib an, das ihm aus der Wirtsstube entgegentritt: „Wo ist der Kerl? Wir haben ihn hier herein fliehen sehen. Ihr habt ihn versteckt!“

„Ne, och ne, ich weiß von nix, och Gott, och Jott!“

„Doch, er muß hier sein — keine Ausflüchte!“

„Och Jott, och Jott! Jesus Maria Josef!“

„Sucht, sucht!“ Der Leutnant feuert die Soldaten an, und dann stößt er in ausbrechender Wut die jammernde Alte beiseite: „Gesindel, steckt alles unter einer Decke! Gebt ihn heraus!“

„Jetzt werd't Ihr füsiliert,“ sagt ein Soldat mit breitem Grinsen und schlägt das Gewehr auf sie an. Halbtot vor Angst sinkt das Mütterchen in die Kniee, sein schwacher Aufschrei zetert durchs Haus — ein andrer Schrei antwortet: „Viktor!“

Aus dem dunkelsten Winkel der Wirtsstube ist eine Gestalt hervorgestürzt, eine junge Frauensperson mit flatternden Haaren und in zerfetztem Rock; ihre Augen sind überweit aufgerissen, wie irr stieren sie ans dem todblassen Gesicht; die Arme abwehrend vorgestreckt, wirft sie sich vor die Alte.

Und wieder gellt ihr Schrei, halb wahnsinnig vor Zorn, Empörung und zitterndem Schmerz: „Viktor!“

*

Bis zum lichten Morgen hielten Soldaten die verlassene Barrikade in der Ratingerstraße besetzt, mit ihren Schüssen die Bewohner der verräterischen Straße in Schrecken erhaltend. Haus für Haus war durchsucht, der Flüchtling nicht aufgetrieben worden. Leutnant von Clermont hatte den Degen gegen seine eignen Leute ziehen müssen, um ihrer Wut, die in wilde Zerstörungslust ansartete, zu gebieten; sie hätten am liebsten alles dem Erdboden gleich gemacht.

Die warme Frühsonne des 10. Mai schien auf das Düsseldorfer Rathaus. Uebernächtig, fröstelnd, niedergeschlagen und ratlos saß drinnen der Gemeinderat — zwanzig Bürger waren tot, viele verhaftet, unter den Toten auch ein Mädchen. Man hatte die Leiche der unglücklichen Dienstmagd samt den Scherben ihres Topfes, darinnen sie Milch geholt, den Herren vors Rathaus gebracht. Viele weinten in nervösem Schreck. Auch Soldaten sollten gefallen sein, wie viele war aber nicht bekannt.

Ueberall traurige Spuren des Kampfes; zerstampfte Erde, aufgewühltes Pflaster, Reste von Barrikaden, in der Kommunikation ein von Kartätschenkugeln demoliertes Haus, auf dem Friedrichsplatz ein Pferdekadaver; überall bleiche Gesichter, verstörte Blicke. Auch die hell aufgegangene Sonne hatte sich bald verfinstert, wie eine Wolke von Unglück hing's über der Stadt.

Gegen zehn Uhr vormittags war es, als Rinke in die Kaserne zurückkehrte, die Uniform zerrissen und besudelt, den Kopf mit einem blutgetränkten Sacktuch umwunden. Er taumelte und hielt sich kaum auf den Füßen, aber er hatte bei den Kameraden ausgehalten trotz des starken Blutverlustes und der tiefen, stundenlangen Ohnmacht, die ihn nach dem Sturz von der Barrikade übekommen. Nur nicht nach Hause, nur nicht allein sein! Er klammerte sich förmlich an die Kameraden an. Er war treu bei seiner Compagnie geblieben bis ans Ende.

Ja, bis ans Ende! Finster vor sich hinnickend, saß er jetzt auf seinem Platz am Fenster. Der Exerzierplatz war leer, die Wohnung auch — natürlich, die Käthe und die Josefine waren gewiß gleich am Morgen in den „Bunten Vogel“ gelaufen.

Da kamen sie auch noch lange nicht zurück!

Er zürnte heute nicht mehr darüber, wie früher wohl, ein wehmütig resignierter Zug glitt für einen Augenblick über sein Gesicht. Dann stand er auf und ging schwankend, sich längs der Wand weitertastend, zum Tisch.

Alles weg — was sollte er noch hier?! Das Höchste weg — er hatte es verloren. Verloren! Stöhnend lehnte er sich gegen den Tisch. Wie hatte er einst geschworen zu Gott dem Allwissenden und Allmächtigen: „Daß ich Seiner Majestät dem König von Preußen, meinem allergnädigsten Landesherrn, zu Land und zu Wasser, in Kriegs- und Friedenszeiten, an welchen Orten es immer sei, getreu und redlich dienen, Allerhöchstdero Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachteil aber abwenden, die mir erteilten Vorschriften und Befehle genau befolgen, mich so verhalten will, wie es einem rechtschaffenen, unverzagten, pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und gebührt.“

Die Lippen zitternd bewegend, hatte er's gemurmelt, bei dem Wort „ehrliebend“ zuckte er zusammen, ein Ausdruck tiefsten Schmerzes krampfte sein Gesicht zusammen. Mit einem unartikulierten Laut die Hand zum Kopf hebend, riß er die Binde ab — mochte sein Blut hinfließen, was lag daran! Er hatte die Ehre verloren, seine Ehre. Wo war sie? Ganz am Boden, unter der Barrikade, da lag sie, zertreten.

Was hatte er gethan?! Er war ausgezogen gegen die verfluchten Rebellen — hatte er nicht geschworen, die zu vernichten, die seinem König Schaden und Nachteil brachten? — Erbarmen war ihm nicht aufgedämmert, für seiner Mutter Sohn, und nun, da der Bengel vor seiner Pistole stand,

Digitized by Google

der Halunke, das räudige Schaf, war ihm eine Angst angekommen um dessen elendes Leben. Wie der Schuß knallte, der den andern Rebellen, jenen jungen Burschen nebenan traf! Dieser mörderische Schuß hätte auch den Wilhelm treffen können! „Vater —!“ Da hatte seine Hand die Pistole sinken lassen.

Und nachher, war ihm nicht eine bange Furcht durch die Seele geschlichen, als die Kameraden die Ratingerstraße absuchten, Hans für Hans? Gott sei Dank, sie hatten ihn nicht gefunden! Er war entflohen.

Aber wenn der Sohn auch geflohen war, wurde der Vater das Bild darum los? Der Sohn auf den Barrikaden, unter der blutroten Fahne, die Hand frech erhoben gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit. Und wenn es auch niemand wüßte — mit einem dumpfen Stöhnen griff der Feldwebel an die Stirn, über die schwer ein Blutstropfen nach dem andern aus der noch frischen Wunde sickerte —, du selbst weißt es doch! Du wirst es sehen bis ans Ende deiner Tage! Du bist der Vater des Rebellen, des Königsverräters, du hast nicht Ehre mehr, des Königs Rock zu tragen — leg ihn ab, leg ihn ab! Geh und schäm dich bis an das Ende deiner Tage!

Das war ein Kampf, der in ihm wühlte, hart und schwer. Sein Sohn über den Barrikaden, der Sohn eines altgedienten preußischen Soldaten — war das nicht eine Schande fürs ganze Heer, eine Schande für Preußen?! Er stöhnte auf: „Preußen, mein Preußen!“ Der Junge ein Verbrecher, gemeiner als ein Dieb, und er, er selber, der Mitschuldige. Mit Fingern würden sie auf ihn weisen: Seht, da schleicht der Vater von dem Schuft, von dem Halunken, muß seinen Sohn gut erzogen haben, daß der so seine Wege geht! Wird am Alten selber auch nichts sein! Reißt ihm das Ehrenzeichen ab — was hat das auf seiner Brust zu suchen? Zieht ihm den Rock herunter, er ist des nicht wert — schnell, schnell, was zögert ihr noch?!

„Nein!“ Er schrie es laut heraus und packte mit beiden Händen den Rock über der Brust, eine flammende Röte schlug ihm ins Gesicht. „Meinen Rock, den trag' ich — bis ans Ende! So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum zur Seligkeit!“ Tief neigte er dann den Kopf.

Schweiß trat ihm auf die Stirn und rann ihm reichlich an den mageren Wangen herunter. So stand er lange, wie zusammengeknickt, die Hände in den Rock gekrampft, und rührte sich nicht. Still war's um ihn, kein Mäuschen kunsperte, kein Holzwurm schrabte, kein Vogel schirpte vor dem Fenster, keine Stimme des Lebens rief.

Da — horch! — jetzt ein Signal! Hell lockte es durch die Stille. Das rief zum Appell!

Da richtete er sich auf; er stand kerzengerade, stramm — das hörte er nun zum letzten Male und in Ehren! — Er war ruhig geworden. Gelassen zog er die Schublade des Tisches auf und suchte darin. Allerlei Kram war da zu finden: Lichtstümpfchen und Brotkrumen, Zeitungsblätter und Frau Trinas Strickzeug, Flicken und Wollreste, eine Griffelbüchse, eine zerbrochene Schiefertafel und ein Schulheft der Kinder. Ein altes Schönschreibeheft; der Lehrer hatte vorgeschrieben: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten“ — „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es“ — „Ehrlich währt am längsten“ und dergleichen Weisheit mehr — und die ungeübte Kinderhand hatte sich gemüht, die schön geschwungenen Buchstaben nachzumalen.

Ehrlich — ehrlich! Der Feldwebel blätterte langsam das ganze Heft durch — halt, da war noch eine leere Seite! Sorgfältig löste er sie heraus, und dann suchte er nach einem Bleistift. Alles übrige wieder ordentlich zurechtlegend, schob er die Schublade zu.

Mit fester Hand, gleichsam die Kalligraphie des Lehrers nachahmend, schrieb er etwas auf das weiße Blatt. Nur wenige Worte, einen einzigen kurzen Satz; aber klar und deutlich stand da, schön wie eine Vorschrift:

Ueber alles die Ehre!

So. Das konnten sie gut lesen!

Mitten auf den Tisch legte er den Zettel und den Bleistift zum Beschweren quer darüber.

Keine Muskel zuckte in seinem Gesicht, ehern war's, wie vor der Front, als er seine Pistole aus dem Lederfutteral nahm. Die Pistole war beschmutzt. Er ging und wischt sie und rieb sie mit dem Putzlappen glänzend; blank sollte sie sein. Sorgfältig prüfte er sie — seine Hand zitterte nicht — und dann lud er.

Noch einen Blick warf er hinaus auf den weiten Exerzierplatz, den keine Sonne erhellte; einen Blick auch nach dem Sitz am Fenster, wo er die kleine Josefine die ersten Kommandos gelehrt, dann ging er ruhigen Schrittes nebenan in die Schlafkammer. Die Thür klinkte er hinter sich zu.

*

Ein scheues Flüstern ging durch die Kaserne, ein zittrig banges Atmen — Feldwebel Rinke war tot. Er hatte sich erschossen — mit seiner Pistole in die Schläfe. Wenn auch der Hauptmann zu entschuldigen versuchte: die unglückselige That sei wohl infolge der Kopfwunde, in einem Fieberanfall, in einer Anwandlung von Geistesumnachtung geschehen — das glaubte doch keiner. Ein Gerücht ging von Mund zu Mund: auf den Barrikaden hatte er den eignen Sohn getroffen unter der roten Fahne, und der hatte die Hand erhoben wider den Vater, ihn niedergeschmettert mit einem Stein. Das kam davon, er war immer zu streng gegen den Jungen gewesen. Er war überhaupt zu streng gewesen, aber — Friede seiner Asche — ein armer Kerl war er doch, der Feldwebel!

Das volle Mitleid gehörte den Weibern, der Frau und der schönen Fina. Bis weit auf den

Digitized by Google

Platz hinaus hatte man den Schrei gehört, den die beiden ausgestoßen, als sie, um Mittag nach Haus kommend, den Toten fanden. Auf dem Bett hatte er gelegen, als ob er schliefe, noch in der Uniform.

Da lag er auch jetzt noch. Frau Trina hatte ihm ein Taschentuch über den Kopf gedeckt, und die Großmutter, die vom „Bunten Vogel" herbeigewankt war, hatte drei Lichter angesteckt; die flackerten zu Häupten des Bettes: — „Jesus, Maria, Josef, euch schenk' ich seine Seele!"

Es ging auf den Abend. Bald würde Konradi hier sein; ach, wenn nur auch der Wilhelm käme! Wo war der?! Das Herz der Mutter klopfte ängstlich — ach, ihr hatte ja Unheil geschwant, gestern abend schon und die ganze Nacht hindurch, die sie allein unter Seufzen und Thränen verbracht. Was war nur mit dem Wilhelm! Niemand gab ihr Bescheid; man zuckte verlegen die Achseln, man sah sie so scheu an, man flüsterte verlegen hinter ihrem Rücken. Was war passiert? War's nicht genug, daß der Rinke ihr das angethan? Wollte noch mehr Unglück kommen?!

Weinend warf sie sich vor ihrem Weihwasserkesselchen nieder, hinter dem noch geweihter Palm steckte vom letzten Osterfest. Sie betete für die in Sünden abgefahrene Seele, sie betete in ungewisser Angst für den Sohn. Die Großmutter kniete neben ihr, sie beteten miteinander, Stunde um Stunde:

„Herr, erbarme dich seiner!
Christus, erbarme dich seiner!
Heilige Maria, bitte für uns!"

Im Nebenzimmer, allein, war Josefine. Sie kauerte auf dem Schemel in der Fensternische, die Arme um die hochgezogenen Kniee geschlungen, den Kopf tief auf die Kniee gebeugt.

Sie mochte nicht hineingehen dort in die Kammer — da lag er, tot, tot! Ihr graute vor dem Vater. Sie konnte ihn nicht ansehen in seiner Uniform, die von Blut befleckt war — war es sein eignes Blut, war es das Blut wehrloser Bürger?! Schaudernd schüttelte sie sich in einem Entsetzen, das sie nicht mehr verließ seit der vergangenen Nacht. Ach, das war ja nicht ihr lieber Vater, der da drinnen lag; das war ein fremder Soldat! Der hatte gewütet wie die andern — ein Preuße, ein Preuße!

Mit einem Angstschrei sprang sie auf und streckte abwehrend die Hände von sich in einem wilden Grauen — der alte Mann mit den Broten — zu schrecklich, zu schrecklich — nein, den vergaß sie nie!

Die Großmutter öffnete spaltbreit die Kammerthür und streckte den Kopf in die Stube. „Komm, Finchen," flüsterte sie fast vorwurfsvoll, „komm doch ens bei deinen Vatter!"

„Ich kann nit!" Wimmernd sank Josefine auf ihren Sitz zurück und verbarg das Gesicht in den Händen. Nein, sie wolle ihn nicht sehen! Und doch stieß es sie vorwärts — es war ja doch ihr Vater, der sie geliebt ihr ganzes Leben! — „Vater, Vater, verzeih mir, ich kann nit, ich kann nit —!"

Ein beständiges Zittern befiel sie; heiß brannte es in ihrer Brust — ungeweinte Thränen — wo war Trost?! Wie sie die da innen beneidete, die konnten beten und weinen! Kein Tropfen löste sich aus ihren Augen, trocken glühten die in den Höhlen und schmerzten, und das Herz lag in der Brust wie ein Stein.

Wenn nur erst der Konradi da wäre! Eine leise Sehnsucht begann sich in ihr zu regen. Der war so ruhig, der würde ihr die Hände streicheln und übers Haar: „Armes Finchen!" Ach ja, der war gut! Nur weinen! Wenn sie nur wenigstens weinen könnte!

Sie schreckte zusammen — hatte es nicht leise geklopft? Behutsam wurde jetzt die Thür geöffnet. Scheu duckte sie sich in ihrer Ecke zusammen, ohne Laut, ganz entsetzt — da kam der, der! Sie biß die Zähne aufeinander.

Leutnant von Clermont war eingetreten. Er bemerkte sie nicht. Blaß, die Augen auf den Boden geheftet, schritt er durch die Stube zur Kammerthür. Er trug einen kleinen Kranz. Nun war er hineingegangen! Mit weiten Augen starrte sie ihm nach.

Endlose Minuten vergingen. Sie hörte die Mutter sprechen und dann schluchzen, und dann war alles still. Seine Stimme hörte sie nicht. Warum blieb der so lang, was hatte der da drinnen zu suchen?!

Wider Willen, aber magnetisch gezogen, stand sie auf und näherte sich der nur angelehnten Thür. Sie drückte sich durch den Spalt; niemand gewahrte sie. Mutter und Großmutter beteten still. Am Bett stand er. Seinen Kranz — waren's Lorbeeren? — hatte er über den Pfosten gehängt; ohne sich zu rühren verharrte er und blickte starr auf den Toten.

Ob er ihr Auge fühlte? Jetzt schaute er verstört auf. Noch ein stummes Grüßen gegen das Bett, dann wendete er sich zur Thür. Im Vorüberschreiten hielt er ihr wortlos die Hand hin; aber heftig stieß sie die von sich. Mit einer wilden Gebärde des Abscheus drehte sie ihm den Rücken. Da ging er.

In einer wahnsinnigen Verzweiflung rang sie die Hände. Nur beten! Wenn sie jetzt nur beten könnte! Ihr wirrer Blick fiel auf Mutter und Großmutter — o, die fanden Trost! Trost — Trost — Trost!

Und sie stürzte auf die Kniee und bekreuzte sich wie jene und hob die Hände und stammelte nach in inbrünstigem Flehen:

„Herr, erbarme dich unser!
Christus, erbarme dich unser!
Heilige Maria, bitte für uns!
Du Trost der Elenden.
Du Stärke der Schwachen.
In unsern Trübsalen.
In unsern Anfechtungen.
In unsern Kämpfen — bitte für mich!"

*

Digitized by Google

Im Hafen von New York. Nach einem Aquarell von Willy Stöwer.

Digitized by Google

Die Trauerparade marschierte nicht vor dem Leichenwagen, die Hoboisten bliesen nicht den Totenmarsch, die Tambours schlugen nicht gedämpfte Trommel, keiner trug's Ehrenzeichen auf dem Kissen voran. Feldwebel Rinke wurde in aller Stille zur letzten Stätte geführt, im frühesten Morgengrauen, eh noch die Stadt erwachte. Die lag wie in Grabesruh'; alle Fensteraugen fest geschlossen, alle Haustüren verriegelt, niemand zeigte sich neugierig beim Rumpeln des Karrens. Ein trauriges, trübes Licht glomm über den Dächern.

Lang hing das schwarze Bahrtuch und versteckte ganz den schlichten, tannenen Sarg und die paar schüchternen Kränze.

Konradi hatte sich neben den Kutscher gesetzt; am Hofgarten schwangen sich noch ein paar von der Compagnie zum Begräbnis Kommandierte hinten auf. In rascher Fahrt erreichte man den Kirchhof, weit draußen am Rhein.

Es ging alles rasch, mit militärischer Schnelle; die Soldaten halfen dem Totengräber zuschaufeln. Nebel brauten noch dick überm Rhein, Tau fiel noch reichlich, im Rosengebüsch piepten noch verschlafene Vögel im ersten Erwachen, da war schon alles geschehen. Fröstelnd verließen die Soldaten den Kirchhof.

Konradi stand allein am Grabe; es lag an einsamer Stelle, weit rechts ab von dem großen Mittelkreuz und allen reichen Monumenten — nur wenige ungepflegte Hügel in der Nähe.

Der Sergeant war in bester Montur, das konnte ihm niemand wehren; sehr blaß leuchtete sein betrübtes Gesicht über dem Uniformkragen. Seine Lider waren schwer vom entbehrten Schlaf; er hatte es sich nicht nehmen lassen, dem toten Kameraden die Wacht zu halten die ganze Nacht. Traurig sah er sich um — niemand da zur letzten Ehre!

„Helm ab zum Gebet!" — niemand kommandiert es, und doch ruft es laut durch die große Stille, vom sich rötenden Himmel herab auf die graue Erde. Vom breitflutenden Rhein kommt's wie Posaunenstoß, majestätisch befehlend: „Helm ab zum Gebet!" Mit Orgelton braust der Morgenwind den Choral in den Wipfeln der Bäume.

Konradi nahm den Helm ab, seine weißbehandschuhten Hände falteten sich über der blanken Spitze. Langsam und feierlich, den Blick geradeaus gerichtet, daß die Thränen nicht rollten, sprach er laut gen Sonnenaufgang:

„Jesus, meine Zuversicht
Und mein Heiland ist im Leben;
Dieses weiß ich, sollt' ich nicht
Darum mich zufrieden geben?
Was die lange Todesnacht
Mir auch für Gedanken macht!"

XIX.

Auf den Düsseldorfer Gemüsemarkt schien prall und stechend die Herbstsonne. Wenn auch die Bauern über Mangel an Arbeitskräften beim Gemüsebau schwer gestöhnt hatten, diese letzten feuchten, treibhauswarmen Septemberwochen hatten dem Kappes noch gut gethan. Ganze Karren voll herrlicher Kohlköpfe waren heute von Dorf Hamm her in die Stadt gerumpelt; schon am frühen Morgen weckte das unablässige Rollen der Räder die Bürger aus dem Schlaf: aha, Markttag!

Um den alten Jan Willem drängten sich die Marktleute; in der Mitte, am Standbild, waren die begehrtesten Plätze, da hatten die fettesten Bauern eine Leinenbedachung über ihre Körbe aufgeschlagen, oder unter großen, von Wind und Wetter mißfarben gewordenen Schirmen leuchteten die hellen Kopftücher der Weiber. Ein ganzes, fast unübersehbares Feldlager von Körben und Kiepen; einzelne Vorposten weit hinausgeschoben bis in die auf den Markt einmündenden Straßen. Am Burgplatz eine mehrreihige Auffahrt von Wagen und Karren.

Zwischen den Körben und Kiepen hindurch schlängelten sich die Käufer: einfachere Bürgerfrauen, Kinder an Hand und Rock, Dienstmädchen in Gedruckskleidern und Baumwollenschürzen, feine Damen, die sich von der Magd den Korb tragen ließen, behagliche Rentner, die gern das Neueste vom Jahr essen und sich über die Preise orientieren, Handwerker, die ihre heute zu Hause in Anspruch genommene Ehehälfte vertraten, junge Leute, Maler augenscheinlich, die das Marktbild studierten, und Offiziersburschen in blau-weiß gestreiftem Drillich. Ein lebhaftes Gewimmel, ein anpreisendes Rufen und stetes Gesumm. Viele Farben: frisches Grün der Gemüse, leuchtendes Weiß der Eier und der sauberen Buttertücher, köstliche Reife herbstlicher Früchte, rot, gelb und blau; ein tiefgefärbter Himmel und goldener Sonnenglanz. Aber auch viel Schwarz — Trauerkleider — ein düsterer Unterton in der reichen Skala der Farben.

Die ersten Hasen waren heute zu Markt gebracht und die ersten Zwetschgen; schön dunkelblau, mit zart-duftigem Anhauch, lagen die hoch aufgeschüttet in den Körben. „Wie pure Honig," versicherten die Marktweiber. „Probiert ens, Madam, dat es jett Leckers." Aber doch lockten sie wenig Käufer.

Manches Auge blickte zwar begehrlich, manche Kinderhand zupfte an der Mutter Rock, aber nur die Rheinkadetten, die vom Strom herangebummelt kamen, ließen sich von den Pflaumen in die Mütze messen. So billig wie dies Jahr kamen sie sonst nicht zu Obst, es galt heuer rein gar nichts, denn niemand wollte es kaufen. Aber sie aßen mit Behagen: nur nicht bang, eine „Bangbüx" kriegt sie am allerersten, nur dreist sie aufs Korn genommen, — piff, paff, trara — da hat sie keine Courage, einen anzupacken!

Arm in Arm dahinstapfend, sangen die kräftigen Kerle:

„Eins, zwei, drei,
Wir sechsundsechziger Musketiere
Schießen mit Blei!"

Sie waren fast alle diesen Sommer mit im Krieg gewesen. Da am Rathaus baumelten noch

Digitized by Google

die Guirlauden — „Den Siegern von 66!“ — noch prangten unter welken Kränzen die Tafeln mit den Schlachtennamen: Langensalza, Kissingen, Hammelburg, Gitschin, Nachod, Königgrätz. Und Sieger über hunderttausend Oesterreicher sollten sich vor ein bischen Cholera fürchten?!

Die Zwetschgenkerne im Bogen aufs Pflaster spuckend, nahmen die Rheinarbeiter ihren Weg zu irgend einer Schifferkneipe, um nebst einem Cholerabittern noch eine neue Gurke oder einen grünen Hering zu verzehren.

Fast ängstlich schauten die Bürger ihnen nach: O je! Morgen früh würde man im Blättchen wieder von neuen Erkrankungen lesen; in der Ritterstraße, in der Liefergasse und auch hinter der Ratinger Mauer, da hatte die Cholera so recht ihr Nest, da wohnte viel Volks. Daß die Leute auch nicht klug wurden, sich nicht Cholerale ibbinden anschafften und mit Suppen und ordentlicher Fleischkost nährten! Freilich, das Fleisch war jetzt unverschämt teuer, für Arme schier unerschwinglich. Nette Zustände das! Nicht allein, daß die Cholera einem das Behagen störte, nun munkelte man auch noch von Rinderpest; allenthalben schloß die Polizei die Viehställe.

Ach ja — die Bürger schüttelten ärgerlich die Köpfe, — all das Malheur kam von dem Krieg, dem unseligen Bruderkrieg! Wer hieß den König Wilhelm auch, dem Premierminister, dem von Bismarck, so ganz und gar sein Ohr schenken?! Waren die Oesterreicher denn nicht deutsche Brüder und die Hannoveraner, die Hessen, die Nassauer, die Sachsen, die Bayern erst recht? Aber dem Bismarck war eben alles egal; „Blut und Eisen“ hieß dessen ganze Politik — wär' der nur, wo der Pfeffer wächst!

Ach, keine Hoffnung, der Bismarck stand fest, den traf selbst eine Kugel nicht, der war gepanzert. Was hatte es seinerzeit genutzt, daß Köln und Düsseldorf, an der Spitze der Industriestädte Krefeld, Dortmund, Duisburg, Iserlohn, Elberfeld-Barmen, Hagen und noch vieler andrer, dem König Adresse auf Adresse geschickt:

„Wir fühlen uns gedrungen, als unabhängige Männer, es offen auszusprechen, daß bei aller Opferwilligkeit des Volkes, für die höchsten Güter des Vaterlandes einzustehen, ihm die Begeisterung fehlt, deren ein Kampf für die wahren deutschen Interessen schwerlich entbehren kann.“

All die Rufe, die Bitten, die Klagen waren ungehört verhallt; die widerwillige Haltung der einberufenen Landwehrmänner und der schon wieder aus ihrer Familie und ihrem Erwerb herausgerissenen Reservisten wurde nicht beachtet. Der Bismarck hatte gesprochen, und seine mächtige Stimme übertönte alles, und das Programm hieß: ein preußisches Deutschland! Jawohl, so war's. Deutschland sollte mittels des Zündnadelgewehrs zu Großpreußen gemacht werden. Und dafür also hatte man seine Söhne in den Kampf schicken müssen? War's nicht genug, daß jetzt jährlich weit über sechzigtausend Rekruten ausgehoben wurden? Daß man die Reservedienstpflicht von fünf auf sieben Jahre erhöht, die Stärke der Regimenter verdoppelt und sogar noch zehn neue kostspielige Kavallerieregimenter eingestellt hatte? Mußte denn auch gleich die neue Heeresmacht ausgenutzt werden? Blut und Eisen, jawohl, aber Handel und Wandel mußten darunter leiden. Was verschlang solch ein Heer, solch ein Krieg für schönes Geld! Dafür hatte man wahrhaftig nicht seine paar Sparpfennige auf die hohe Kante gelegt. Aber der von Bismarck sagte, wenn man ihm kein Geld gäbe, würde er schon sehen, wo er sich's nähme.

Was hatten denn nun die kolossalen Ausdehnungen der Eisenbahnlinien, die man zu Beginn des Jahres freudig begrüßt, die direkte Verbindung von Rheinland und Westfalen nach Berlin, Holland, Belgien, Frankreich, der Anschluß der rheinischen Industrie an den Welthandel für Wert? Der von Bismarck machte den Krieg, und aller Verkehr stockte; die Ausfuhr von Produkten, im Wert vielleicht von Millionen, war wie abgeschnitten. Die Rheinschiffahrt, die gerade so herrlich florierte, wurde lahm gelegt mit einem einzigen Federstrich; nur bis Koblenz durften die Schiffe aufwärts fahren, Bingen schon war Feindesland.

Und wenn es nun auch noch einmal „jut jejangen hatte“, was die Düsseldorfer als einen schwachen Trost empfanden, Preußen gesiegt und seine Grenzen erweitert hatte, was lag an solch ein paar Schnippelchen Land! Wenn die Zeitungen auch posaunten vom Jubel beim Einzug der rückkehrenden Truppen — in Berlin vielleicht, hier nicht. Und was auch geschrieben wurde von der großen Armee, „furchtbar im Krieg, edel nach dem Sieg“, von der Volksarmee — das Volk hatte nichts damit zu thun.

Mancher Bürger blieb in solchen Gedanken stehen, mitten im lebhaften Marktgetriebe, und schaute mürrisch zu den dürren, rasselnden Kränzen am Rathaus hinauf. Wär' auch Zeit, daß die heruntergenommen würden, verschimpfierten ja die ganze Fassade! —

Die Marktpolizei schritt jetzt durch die Reihen und schnüffelte in die Körbe; einer zeternden Bauernfrau wurde ein Korb konfisciert, hier noch einer, dort noch einer — fort mit dem unreifen Zeug, den Cholerapflaumen! Gleich fünf, sechs Körbe auf einmal wurden hinunter zum Rhein geschleppt und in die Flut geschüttet.

Das Publikum blickte unwillig: die armen Weiber! Cholerapflaumen, — ach was, die Cholera kam von was ganz andern, die paar Pflaumen verschlimmerten nicht mehr viel daran. Eingeschleppt war sie aus dem schlechtbefestigten Heerlager, aus den schmutzigen böhmischen Dörfern, vom wüsten Schlachtplan, dem von Gewittergüssen durchweichten Acker und aus den überfüllten Lazaretten. Sie schlich dem Krieg nach als sein Schatten.

Das Wegschütten des Obstes hatte alle Gemüter erregt, man wurde dadurch so recht wieder

Digitized by Google

der Cholera gewahr. Das unheimliche Gespenst machte sich plötzlich auf dem Markt breit, mitten im hellsten Sonnenschein, und ließ sein düsteres Gewand zwischen den Körben und Kiepen schleppen.

Ueberall fanden sich Bekannte zusammen, die einen neuen schrecklichen Fall besprachen; in der Liefergasse, in einem der alten Häuser mit den engen Höfchen, hatte die Cholera sämtliche Bewohner ergriffen.

Eine dicke Dame, die den Longshawl nachschleppte, schlug die Hände zusammen:

„Och Jott, och Jott, ne, dat is ja jar kein Pläsier mehr zu leben!“

Ihr Dienstmädchen, das mit dem Korb hinter ihr ging, zupfte sie.

„Frau Schnakenberg, Se schleppen Ihr Duch.“

„Och Jott, och Jott!“

Die dicke Dame arrangierte sich und zog umständlich ihr kostbares Tuch herauf. Das Mädchen mußte ihr dabei behilflich sein.

Viele Bürger sahen ihr nach. Da war manch einer unter ihnen, der die behäbige Dame schon gekannt, als sie, noch junges Mädchen, bei den Eltern im „Bunten Vogel“ war und noch nicht den Feldwebel Rinke geheiratet und sich in der Kaserne hatte recht plagen müssen. Das sah man der noch lange nicht an, daß sie so viel durchgemacht: damals, neunundvierzig der Mann sich erschossen, und der Sohn, der Wilhelm, ausgewiesen und verschollen! Wahrhaftig, die Trina hatte einen ‚guten Docht‘, aber freilich, die war jetzt schon an die sechzehn Jahre Madame Schnakenberg, das konservierte. Keine Sorgen und ein neues Haus in der Königsallee — wen sie traf, pflegte sie einzuladen:

„Besuchen Se uns doch bald auf en Taff' Kaffee. Da besehen Se sich mal unser nen' Haus, jradüber vom Exerzierplatz. Mer sieht en aber nit vor lauter Bäum'. Wir haben in der Küch' en Wasserleitung, et Mädchen braucht jar nit nach der Pump' zu laufen. Wer haben auch nur eine Stock aufjesetzt, da brauchen wer nit so viel Treppen zu rennen. Sieben Zimmeren, dat is ja lang Platz jenug für mich un den Hendrich.“

Ja, die hatte ihr Glück gemacht! Der Schnakenbergs Hendrich war ein guter Mann; schon als sie noch Mädchen war, hatte der sie poussiert, und als er nun, bald nach Rinkes Tode, Witwer wurde, da paßten der Witwer und die Witwe ganz schön zusammen. Und was der immer noch für Geld verdiente! Ein Geschäft hatte er freilich längst nicht mehr, aber rheinische Industriepapiere, Bergwerksaktien und Köln-Mindener Eisenbahnprioritäten, die warfen alle Jahre mehr ab.

Und Frau Trina war auch mit ihrem Los zufrieden. Wenn nur der „Verdruß“ mit den Kindern nicht gewesen wäre! Auf den Wilhelm hoffte sie noch immer vergebens. Aber er mußte doch wiederkommen; sie hielt ihm so ein hübsches Fremdenzimmerchen oben in dem neuen Hause offen, da durfte gar kein andrer drin schlafen, das mußte für ihn bleiben. Und die Josefine, das war doch auch ein „Angang“, daß die nun schon Witwe war und mit den Kindern dasaß! Und nun gar der Ferdinand! Dem hatten sie im Krieg das eine Bein abgeschossen — und nun sollte er morgen wiederkommen aus dem Lazarett zu Mainz, och Gott, och Gott!

Ein Schatten flog über ihr rundes Gesicht, und ihr freundlicher Blick trübte sich. Da zupfte das Mädchen sie wieder von hinten:

„Frau Schnakenberg, se verkaufen als bald de letzte Has — wer haben kein Aussuche mehr.“

„O jemmich! ‚schwind, Drückche, ‚schwind!“

Ganz entsetzt fuhr Frau Schnakenberg auf, alles andre vergessend. Wenn sie nun keinen leckeren Hasen mehr bekam?! Der Ferdinand würde freilich nicht bei ihr wohnen, sondern bei der Josefine, aber zu einem guten Mittagessen wollte sie ihn doch gleich einladen. Und was Extras sollte er kriegen, hatte er doch lange Jahre nur „Kasernenfraß“ gehabt! Die Mehlsuppen auf der Militärschule zu Annaberg, der ewige Reis in der Unteroffiziersmesse zu Mainz und nun erst gar das verschimmelte Brot im Kriege und zuletzt die magere Lazarettkost! Dem sollte es jetzt bei der Mutter gut schmecken!

Und mit Schaudern dachte sie plötzlich an die knappen Mahlzeiten in der Feldwebelwohnung zurück, und wie sie sich nur im „Bunten Vogel“ dann und wann regaliert! Schade doch, daß der „Bunte Vogel“ nicht mehr in der Familie war, daß die alte Frau ihn gleich damals, in dem Unglücksjahr, verkauft hatte! Mit Verlust natürlich, gerad' daß die Enkel eine Kleinigkeit gekriegt hatten; die Hauptsumme war dem Klösterchen zugefallen, wo sie sich hatte verpflegen lassen bis an ihr Ende.

Du liebe Zeit, was war das alles schon lange her! —

Und doch war es eigentlich, als sei alles erst gestern gewesen, die Jahre waren einförmig über Düsseldorf hingerollt. Siebzehn lange Jahre — man schrieb heute achtzehnhundertsechsundsechzig —, und doch war das Bild der Stadt dasselbe geblieben. Ein paar neue Straßen waren wohl dazugekommen, aber sie harrten noch, ungepflastert, der letzten vollendenden Hand. Große Pläne lagen zwar im Rathaus: der Stadtrat überlegte den Bau einer festen Rheinbrücke oberhalb Düsseldorf bei Dorf Hamm, auch von einem neuen Theater war schon einmal die Rede gewesen. Doch vorderhand schob man solche Projekte noch hinaus, erst mußte man den Krieg verdauen, der einem so über den Kopf gekommen war, unerwünscht, wie ein Schneesturm im Mai.

Noch guckte der alte Zau Willem am Markt auf das alte Theater, das selbst die eingefleischtesten Düsseldorfer eine Rumpelbude nannten; noch hatten die Maler ihre Akademie im linken Flügel des alten Schlosses; noch behalf sich die evangelische Gemeinde mit den zwei in engen Höfen versteckten Gotteshäusern, und längs der Kasernenstraße dehnte sich noch immer der schmucklose, einförmige

Digitized by Google

Bau der Kaserne, von deren Mauern schon Putz abfiel.

In denselben sauberen, behäbigen Häusern saß noch dieselbe saubere, behäbige Bürgerschaft wie damals; über den Klingeln standen noch dieselben Namen wie früher; wo etwa der Vater gestorben war, führte der Sohn das Haus fort. Mit geschlossenen Augen hätte sich einer zurechtfinden können, und wäre er auch lange nicht durch die Stadt gewandert. Dieselben Hörtchen innen an den Fenstern, dieselben Spiönchen außen an den Fenstern, dieselben Kaufläden, dieselben Wirtschaften in Gassen und Gäßchen, fast dieselben Menschen auf dem Bürgersteig.

Dieselben mächtigen Glocken von St. Lambertus, St. Andreas, von der Jesuitenkirche und der Marxpfarre; aber da mengten sich jetzt noch neue, dünnere Stimmchen ein: die Schwestern vom armen Kinde, die Kreuzschwestern in Christi Hilf, die Clarissen, die Franziskanessen, die Franziskaner und Dominikaner, die Mägde Christi und andre mehr verstärkten den Chor. Es bimmelte von Klöstern und Klösterchen. Deren Zahl war gewachsen.

Auch die Bäume waren gewachsen; die Kastanien der Königsallee breiteten gewaltige schattende Kronen, die Linden am Schwanenmarkt sandten ihren süßen Duft weit über die stillen Wasser des Lopohl und des Schwanenspiegels und mischten ihr sommerliches Rauschen mit den Klängen des Waldhorns, das ein Künstler der Militärkapelle drüben am Wasser in dem kleinen Konzertgarten blies. Wanderte man über die Alleestraße zum Hofgarten, so blieb man unausgesetzt unter einem grünen Dach, und der Hofgarten selber war ein dichter, dunkler, heimlicher Wald, dem kein Bäumewegschlagen mehr anzumerken war.

Ach, was die Bäume gewachsen sind!· Das war Josefines einziger Gedanke gewesen, als sie nach Jahren zum ersten Male wieder altbekannte Wege wandelte. Sie war wie betäubt, sie hatte gar nichts andres denken können als immer nur: Ach, die Bäume, die Bäume!· Die waren wie die Menschen. Die sie jung gekannt hatte, standen nun in der Vollkraft des Lebens, Bäumchen waren emporgeschossen zu Bäumen, und wiederum schlanke Bäume hatten sich in knorrige Stämme gewandelt. Nicht jeder Baum war mehr da, sie vermißte hier einen und dort einen; sie hatte gar nicht gewußt, daß ihr eines jeden Standort so eingeprägt war.

Josefine war als Witwe zurückgekehrt. Im März des vorigen Jahres hatte sie ihren Mann verloren. Bei stürmischem Wetter hatte er sich im Dienst erkältet; abgemattet, schon fiebernd kam er nach Hause, ein Stechen in der Brust plagte ihn. An einer Lungenentzündung starb er. Nun hatte sie neben den Kindergräbern ihrer beiden kleinen Mädchen, die ihr die Diphtheritis genommen, draußen auf dem Bohwinkler Kirchhof noch ein drittes, ein großes Grab.

Es war ein trauriges Jahr, das die Witwe noch in dem Bohwinkler Häuschen verbrachte. Sie wußte nicht, sollte sie gehen, sollte sie bleiben. Die Mutter schrieb freundlich: „Komm doch hiehin“; Bruder Friedrich, der in Essen bei Krupp angestellt war und zum Begräbnis des Schwagers herüberkam, meinte auch gleich: „Du wirst doch nach Düsseldorf ziehn?“

Gewiß, es wäre natürlich gewesen, auch regte sich eine leise Sehnsucht in ihr, aber sie konnte sich nicht entschließen. Der Vater tot, die Mutter an einen andern Mann verheiratet, ihr fremd geworden — auch dort nichts als Erinnerungen! War es nicht besser, hier zu bleiben, wo alles sie an siebzehn friedliche, ruhige Jahre gemahnte, wo der Apfelbaum im Gärtchen, in dessen Schatten sie all ihre Kinder gewiegt, reiche Blütenknospen zeigte und so viele der rotbackigen Früchte verhieß, an denen Konradi sich immer von Herzen delektiert?

Und sie blickte in ihre Ehe zurück.

Anfangs hatte sie oft und viel Heimweh gehabt, manchen Abend vor der Thür gestanden und sehnsüchtig weggeschaut über die Felder. Dort, zwischen den ragenden Fabrikschornsteinen, die sich wie hohe Maste ins Himmelsmeer reckten, dort, in abendsonnenverklärter Ferne, lag Düsseldorf. Und sie hatte geseufzt. Aber dann waren die Kinder gekommen, erst der Peter, dann das Gretchen, dann das Mariechen und zuletzt, als die beiden blonden Mädchen schon wieder Engel geworden, noch der Fritz, des Onkel Friedrich Patenkind. Ihre Tage waren ausgefüllt gewesen.

Aber nun, da sie einsam im Bett lag, da der Frühlingssturm mit Sausen durch die Nacht fuhr und schaurig gegen die Fenster der Schlafkammer heulte, mußte sie so sehr an die Vaterstadt denken. Ja, heim, heim! Sie würde wieder altbekannte Straßen gehen, die Kaserne wiedersehen, mit der Hand an diesen Mauern entlang streichen, die ihr einst ein großes Glück umschlossen! Als ob sie's dadurch noch einmal in Besitz nehmen könnte, so schien es ihr. Der Rhein rauschte, Glockenstimmen riefen. Ja, nun wußte sie's, hier im Bergischen Land hatten ihr immer die großen Glocken gefehlt; es war doch etwas Eignes um deren Klang, um die weihrauchduftenden, dämmrigen Kirchen mit den farbenglühenden, legendenbedeckten Fenstern, mit den segnenden Heiligen, mit den rosenumkränzten Märtyrern, mit dem lächelnden Jesuskind und mit Maria, der Gottesmutter, die so jung und schön. Eine wahre Begier überkam sie, ihre Fingerspitzen in das Weihwasserbecken an der Thür von St. Lambertus zu tauchen, wie sie's als Kind oft gethan. Ob endlose Prozessionen noch ebenso wie früher durch die Straßen wallten und um den Kalvarienberg bei der großen Kirche zogen? Berückende Musikklänge, betäubende Weihrauchnebel, betendes Murmeln, sich fortpflanzend von Mund zu Mund, altköstliche Kirchengewänder, feuriges Rot der Chorknaben, unschuldsvolles Weiß der Mädchenengel,

Digitized by Google

strahlendes Gold der Stolen — wie würden da der Peter und der Fritz gucken! Besonders der Peter, der sah so gern was Schönes; die armen Jungen, die kannten ja nur die nüchterne Sonntagspredigt in der kahlen, getünchten Bohwinkler Kirche, zu der sie regelmäßig mit dem Vater gegangen waren.

So reifte in ihr allmählich der Entschluß zur Uebersiedlung. Mit fast freudiger Unruhe betrieb sie die Vorbereitungen; ihr Bruder Friedrich stand ihr darin bei. Er kam die letzten Tage sogar ganz herüber, und was sie nicht mitnehmen konnte oder wollte, verkaufte er ihr. Er war ein rechter Praktikus; das hatte wohl keiner gedacht, daß der's mit seinen krummen Beinen noch einmal so weit bringen würde, als er damals als Junge zum Schlosser in die Lehre kam. Nun war er schon mehr als ein gewöhnlicher Arbeiter, und der Krupp bezahlte ihm guten Lohn. Er hatte sich schon was gespart, und er wollte ihr auch gern etwas vorstrecken, wenn sie nun auf seinen Rat einen Laden in Düsseldorf aufmachte. So brauchte sie von der reichen Madame Schnakenberg nichts anzunehmen, und damit fiel ihr eine Last vom Herzen. Nicht daß die Kinder der Mutter böse waren, aber etwas Fremdes war da.

Im Mai bezog Josefine das Lädchen an der Bastionsstraßeneck, gerade der Kaserne gegenüber — wo konnte es denn auch anders sein? — und der Friedrich half es ihr einrichten mit allerlei Utensilien zum Soldatengebrauch, mit Pfeifen und Tabak, mit Zigarren und Streichhölzern, mit Taschentüchern und Reservistenstöcken, mit Seife und Wichse und jeglichem Putzzeug, auch mit Knopfgabeln und mit Tinte und Briefpapier.

Und der Friedrich machte ihr auch Mut. „Wer heutzutage auf dem Posten ist früh und spät, der kömmt auch voran," sagte er.

Das wollte sie auch; hatte sie sich doch schon Gedanken gemacht, ob sie denn mit der geringen Pension und den bescheidenen Zinsen, die das kleine Vermögen ihres Mannes und ihre eignen paar hundert Thaler großmütterliches Erbteil abwarfen, in der teuren Stadt bestehen könne.

Von Dank für alle seine Mühe und Arbeit wollte der Bruder nichts wissen, auch nicht für das ihr vorgestreckte Kapital.

„Du giebst et mir ja wieder, Fina, paß ens auf, eine paar Jahr! Zinsen kannst du mir ja zahlen, Jeschäft is Jeschäft! Ich rechen' so: Krieg kriejen wer diesen Sommer sicher un jewiß, dann sollste ens sehn, dann jeht et dir im kleinen wie dem Krupp im großen. Rückt die Armee in't Feld, braucht se auch Ausrüstung, un ob et nu Stiefelschmier' is oder en Kanon — dat bleibt sich janz jleich." —

Der Friedrich hatte recht gehabt. Als Josefine heute am dunkeln Herbstabend ihr kleines Lädchen schloß und die Kasse nachzählte, konnte sie zufrieden sein. Man hatte ihr heute fast den Laden gestürmt. Die letzten Reserven waren entlassen worden, keiner unter ihnen hielt doch den Ausmarsch aus der Garnison und den Einmarsch in die Heimat für möglich ohne Stock in der Hand. Und bunte Sacktücher, gelb mit roten Rändern, die Schlacht von Königgrätz schwarz draufgedruckt, war sie eine Menge losgeworden, denn das waren schöne Andenken für die Mitdabeigewesenen und interessante Anblicke für die Zuhausgebliebenen.

Müde gähnte sie und putzte dann die Lampe aus, die über der kleinen Theke von der Decke herabhing. Es war schon so spät, aber immer noch hatte die Thürglocke gebimmelt; jetzt hatte man endlich Zapfenstreich geblasen, und es war still geworden. Die Kaserne streckte sich dunkel, nur dort in der Wachtstube flinzelte noch Lichtschein.

Es war Josefine eine Freude, daß die Hauptwache nicht mehr am Burgplatz war, wie früher, sondern hier im Mittelbau, gerade gegenüber. So genoß sie täglich das militärische Schauspiel, und nachts auch weckte sie das „Heraus" beim Nahen der Ronde. Dann lag sie lauschend mit gefalteten Händen, sie hörte, wie die Wache ins Gewehr trat, und fühlte sich nicht mehr verlassen.

Mit heißen Wangen stieg Josefine jetzt die Treppe hinauf zu ihrer Wohnung. Im ganzen Haus war's schon dunkel, nur in der Kammer, die ihre Knaben innehatten, brannte noch Licht. Sie guckte hinein. Der Kleine schlief, aber der Peter saß noch über den Tisch gebeugt und hörte sie gar nicht. Gewiß pinselte der noch aus dem neuen Tuschkasten, den er sich für seine paar Sparpfennige gekauft! Aergerlich kam sie heran — ob er denn seine Schulaufgaben auch fertig hatte? Dafür ließ sie ihn doch nicht noch auf die teure Realschule gehen, daß er jedes freie Blättchen in seinem Hefte verschmierte!

Sie sah ihm über die Schulter.

Herrjeh, das war ja der Kalvarienberg an der Lambertuskirch'! Genau so schmerzlich guckte der Gekreuzigte, wie hier auf dem Blatt. Nun konnte sie doch nicht mehr böse sein, er hatte es zu schön gemacht!

Leise legte sie ihm die Hand auf. Da schrak er zusammen und ließ den Tuschpinsel fallen. Rotwerdend, streckte er beide Hände über seine Malerei.

„Jleich, jleich, Mutter, jleich mach' ich ja schon meine Aufjab', schimpf nit."

Was, noch nicht die Schularbeiten gemacht?! Das war ihr doch außerm Spaß. Wie konnte einer so pflichtvergessen sein! Zornig hob sie die Hand zum Schlag, aber der Peter fing die auf und hielt sie fest.

Bittend sahen seine Augen ihr ins Gesicht.

„Aerjer dich nit," schmeichelte er, „dann siehste jarstig aus. Ich kann doch nix dafor! In Bohwinkel war nit viel zu besehen, aber hier so viel, och, schrecklich viel! Bilder in allen Schaufenstern!" Seine Augen leuchteten auf. „Kuck emal, is dat nit fein?" Er hielt ihr vergnügt lachend sein Blatt hin. „Un nu mal' ich noch dat alte Schloß un den Rhein, dicke schwarze Wolken drüber un en Stückske Blitzblau

Digitized by Google

dazwischen. Ich hab' et so mal jesehn. Ha, zu schön! Kanst mer doch noch 'ne Tuschkasten, aber 'ne bessere, Mutter, bitte, so 'ne richtige Farbkasten von Schönfeld, bitte, Mutter, bitte!"

Er umschlang sie mit beiden Armen und drückte sein heißes Gesicht an ihre Brust.

„Ne," sagte sie, „da denk' ich ja gar nit an, dann thust de für die Schnl' rein nix mehr."

„Och, die Schnl'," stieß er heraus und hob mit einem Ruck den Kopf. „Wat soll ich dann noch da? Nimm mich doch eraus, Mutter, da lern' ich ja doch nix. Kauf mer lieber ene Farbkasten, ich will Maler werden!"

„Unsinn," sagte sie, „leg dich hin un schlaf! Morgen weck' ich dich janz früh, dann lernste noch!"

„Aber ene Farbkasten schenkste mir," bettelte er, „'ne Farbkasten, Mutter, thu et doch! Bitte, bitte!"

„Ne," sagte sie wieder und ging aus der Thür. Aber ihr Herz klopfte. Woher der Peter nur die Luft am Malen hatte? Von Konradi nicht, von ihrem Vater sicher auch nicht. Von ihr auch nicht, sie konnte ja keinen geraden Strich machen; aber verstehen konnte sie ihn. Und doch würde sie ihm keinen Farbkasten schenken. „Erzieh die Kinder zu was Ordentlichem," hatte Konradi noch in letzter Stunde mit verlöschender Stimme gesagt. Ach Gott, der Junge hatte zu früh seinen Vater verloren!

Heute schlief sie lange nicht ein, trotz aller Müdigkeit. Sie wußte, nebenan in der Kammer lag der große Junge im Bett und weinte wie ein kleines Kind. Er fühlte so lebhaft, den Schmerz ebenso wie die Freude. Er war ja ganz ihr Sohn.

XX.

Herr und Frau Schnakenberg wanderten am Vormittag über die Kasernenstraße. Die Hitze der letzten Septemberwochen war vorüber, die matte Oktobersonne spielte auf dem Pflaster und färbte die grauen Kasernenwände bleich.

Das Ehepaar wurde viel gegrüßt. Frau Trina war im schönsten Staat, sie trug ein Seidenkleid von einer ganz infam-gelbbraunen Farbe, doch war es das Modernste vom Jahr; Sternefeld vom Alleeplätzchen hatte diese elegante Couleur als Herbstnouveauté eben mit aus Paris gebracht. Auch die Bedninе von seinem Kaschmir mit Franſenabſchluß war aus Paris, der Hut auch, — das Beſte kam doch eben nur daher! Herr Schnakenberg plante sogar mit seiner Frau zum nächſten Jahre einen Beſuch der Pariſer Weltausſtellung.

Jetzt gingen ſie, um den aus dem Mainzer Lazarett endlich entlaſſenen Sohn, den ſie im September ſchon zweimal vergeblich mit einem feſtlichen Mahle erwartet, zu begrüßen. Zu heute mittag hatten ſie ihn auch gleich wieder eingeladen, aber er hatte ſagen laſſen: den erſten Tag wolle er bei der Fina bleiben, und der Weg nach der Königsallee wär' ihm auch zu weit. Ob er den wirklich nicht gehen konnte? Dann hätte man ja einen Wagen ſchicken können, oder ob er bloß nicht wollte? Dieſe Ungewißheit regte Frau Trina etwas auf; wahrhaftig, das war doch häßlich von den Kindern, daß ſie ihr immer noch ihre Heirat mit dem Schnakenberg nachtrugen! Und er war ſo ein guter Stiefvater!

Den Ferdinand und ihren Jüngſten, den Karl, der bei der Marine kapituliert hatte und von dem ſie eigentlich nie wußte, wo er mit ſeinem Schiff war, hatte ſie beide gleich lange nicht geſehen. An die ſechs oder ſieben Jahre mochte es her ſein, daß ſie mal einen Tag in Düſſeldorf geweſen.

Nun kam der Ferdinand für dauernd und würde bei der Joſefine bleiben — wo ſollte er denn als Junggeſelle auch ſonſt hin? Ein Gedanke peinigte Frau Trina unabläſſig, als ſie jetzt an der Kaſerne entlang ging: Ach, wenn der Rinke das erlebt hätte! Der hätte ſich am Ende noch drüber gefreut, daß ſeinem Sohn im Krieg ein Bein abgeſchoſſen worden. So lebhaft hatte ſie noch nie des erſten Mannes gedacht, wie heute auf dem Weg zum invaliden Sohn. Sie erregte ſich mehr und mehr. Dieſe ganze Soldatenwirtſchaft, dieſes Knallen mit Pulver und Blei, was hatte ihr das alles ſchon für Leid gebracht!

Sie rief Schnakenberg, der ihr ein paar Schritt voraus war, und hing ſich an ſeinen Arm.

Vor der Thür, unter dem Schild:

Joſefine Konradi, geb. Rinke.
Stöcke, Pfeifen, Putzzeug, alle Arten Militär-Bedarfsartikel

ſtand der kleine Fritz; ſein rotbackiges Kindergeſicht ſah heute ganz betroffen drein.

„Der Onkel is da," ſagte er ernſthaft, „aber die Mutter is traurig."

Sie traten aus der Mittagshelle ins Lädchen ein; es war etwas dunkel darin, das Auge mußte ſich erſt gewöhnen. Joſefine ſtand hinter der Theke und ordnete einen Kaſten mit Hoſenträgern, aus dem ſie eben verkauft hatte. Beim Aufſchlagen der Ladenſchelle hob ſie die Augen.

„Wo is de Ferdinand?" fragte Frau Trina haſtig.

Die Tochter wies mit einem ſtummen Blick nach der Ecke. Dort erhob ſich jetzt ſchwerfällig eine Geſtalt aus dem Seſſel und humpelte an zwei Krücken den Eintretenden entgegen. Leer hing das eine Hoſenbein, und — „Jeſus, Maria, meine arme Jung'!" ſchrie die Mutter auf und fiel dem Sohn um den Hals. Er konnte ſie nicht umarmen, er mußte ſich auf ſeine Krücken ſtützen.

Joſefine liefen die Thränen übers Geſicht, auch Schnakenberg ſchneuzte ſich mehrmals, dabei drehte er ſich ein bißchen weg, das leere Hoſenbein war ihm gar zu jämmerlich.

Frau Trina ſchluchzte noch immer:

„Meine Jung', meine arme Jung'!" Und küßte ihn und tätſchelte ihm die Backen, wie ſie es vielleicht einſt dem kleinen Knaben gethan.

Digitized by Google

Der Sohn war nicht sehr zärtlich, er nahm's nur quädig hin.

„Jammert doch nich," sagte er fast ungeduldig; und dann richtete er sich so stramm auf, als er nur irgend konnte, und wies auf das Militärehrenzeichen, das die Brust seines verschabten Uniformrocks zierte:

„Das kriegt man nich umsonst. Im Lazarett machten sie en richtige Feier, als sie mir's überreichten. Ja, was denkt ihr wohl, das ist en besondere Ehr'! Die meisten kriegen nur das Erinnerungskreuz von Bronze — ihr könnt mer gratulieren!"

Aber Mutter und Schwester gratulierten ihm nicht. Frau Trina war, ihr Taschentuch vors Gesicht haltend, auf einen Stuhl gesunken, Josefine sah den Bruder mit zuckenden Lippen an, nur Schnakenberg schüttelte ihm die Hand und schlug ihm dann auf die Schulter:

„Gratuliere! No, ich sag' et ja, da wolle mer mal tüchtig eins auf trinken — hoch de tapfern Vaterlandsverteidiger, hoch, hoch!"

Ferdinands Augen glänzten auf, und er schmunzelte; heute morgen schon waren Nachbarn ihn gucken gekommen, die ganze Kaiserneustraße erinnerte sich ja noch an den Rinkes Jung', und jetzt natürlich war er erst recht der Mann des Tages. Ein paar Knaben hatten ihn flehentlich um ein Andenken vom Schlachtfeld gebeten. No, wenn nur erst seine Kiste nachkam, dann wollte er ihnen schon blutgefärbte Uniformläppchen und ein paar Granatsplitter ansteilen! Er versprach dem Stiefvater, heute abend mit in dessen Stammkneipe zu kommen; da wollte ihn der mal den Herren vorstellen, und er sollte von seinen Erlebnissen zum besten geben.

„Wird der dat nit zu viel, Ferdinand?" fragte Josefine besorgt. „Du sagst doch, dat Jehen macht dich e so müd."

Das wollte er jetzt nicht mehr Wort haben.

„Wer können ja auch ene Wage nehmen," sagte Schnakenberg. „Och, wat dann, Fina, nur kein ängstlich Jesicht!"

Er kniff die Stieftochter in die Wange.

„So ne Krieger is nit von Zucker. Jelt, Herr Sergeant? Heut jehn wer nach Ahmer und morjen nach Löhmer un übermorjen nach Hintze un im Römischen Kaiser un auch im Verein; wer machen de Rund', bis wer durch sind. De Jung' soll nit sagen, dat wer em nit ordentlich befeiert haben!"

Der Schnakenberg war doch ein sehr netter Kerl, ein sehr anständiger Mann! Ferdinand äußerte sein Wohlgefallen, als der Stiefvater mit der Mutter gegangen war.

Josefine wollte ihm nicht widersprechen. Gewiß, der Schnakenberg war ein guter Mensch, sie war ihm dankbar für manche Freundlichkeit. Aber seit sie in Düsseldorf war, mußte sie wieder so viel an ihren Vater denken. Es drängte sie plötzlich, von ihm zu sprechen; der Bruder war ja auch Soldat, der mußte Verständnis haben für den Toten.

„Ferdinand, wat würd' der Vater sagen," flüsterte sie in einem weichen Ton und blickte hinüber zur Kaserne.

„Ja, so was hätt' der auch wohl haben mögen," sagte Ferdinand und schielte nach der Auszeichnung auf seiner Brust. „Hab' ich der dann schon erzählt, warum ich das gekriegt hab'?"

Und nun begann er in einer Weise zu sprechen, daß sie mertte, er hatte das schon so und so oft erzählt; es klang wie auswendig gelernt:

„Wir hatten die fränkische Saale überschritten, am 10. Juli war's, wir machten den Uebergang auf einem Balken, die Brücke hatten die Hundsfötter, die Bayern, gesprengt. In Kissingen steckten sie drin, die verfluchten Kerle, und die Höhen hielten sie besetzt. Aber wir — hurra! — steil ging's den Berg herauf, und —"

Er wurde unterbrochen, die Ladenschelle klingelte, zwei bärtige Männer in Zivil traten ein, man sah ihnen den „entlassenen Landwehrmann" an. Sofort trafen sich ihre Blicke mit denen des Invaliden.

„Was jefällig?" fragte Josefine.

Aber sie wurde gar nicht gehört, die beiden hatten sich gleich mit Ferdinand in ein Gespräch vertieft.

„Division Göben, 53. westfälisches Infanterie-Regiment, 10. Juli bei Kissingen," sagte der Invalide und wies auf seinen Beinstumpf.

„Niederrheinisches Füsilierregiment, Ersatzbataillon, 10. Juli bei Hammelburg!"

Das war ein Händeschütteln, waren sie doch am selben Tag nicht weit voneinander im Feuer gewesen! Mit Bewunderung sahen die beiden Landwehrmänner das Ehrenzeichen auf der Brust des Kriegskameraden.

Der Invalide strahlte.

„Ja," sagte er, „wir hatten die fränkische Saale überschritten, am 10. Juli war's, wir machten den Uebergang auf einem Balken, die Brücke hatten die Hundsfötter gesprengt. In Kissingen steckten sie drin, die verfluchten Bayern—"

Josefine mochte die Erzählung nicht mehr mit anhören, sie ging hastig hinaus. Der Vater hatte ihr einstmals auch vom Krieg erzählt, aber wie anders! Und doch mußte sie ja froh sein, daß der Stolz dem Bruder über den Verlust seines Beines weghalf.

Als sie wieder hineinkam, hatte er eben geendet, mit hochrotem Kopf saß er in seinem Stuhl. Die Landwehrleute machten ein großes Hallo, sie ließen nicht nach, er mußte mit ihnen nebenan in die Wirtschaft gehen und ein kameradschaftliches Glas mit ihnen leeren.

Als sie ihre Stöcke gekauft, schleppten sie ihn ab, und er ließ sich nur zu gern schleppen. Josefine sah ihnen noch nach: die zwei von der Landwehr mußten heute schon ordentlich was zu sich genommen haben, sie wirbelten ihre Stöcke, und jetzt huben sie alle drei ein lautes Singen an.

Lange nach Mittag kam Ferdinand erst zurück, er war glückselig. So viele Freunde hatte er gefunden, sie hatten ihn hoch geehrt, wie einen

Digitized by Google

Helden gefeiert und ihn zuletzt im Triumph durchs Lokal getragen. Wenn die neunundreißiger Füsiliere, die zu Anfang Winters als ständige Garnison in Düsseldorf einrücken sollten, ebenso nette Kerle waren, wie die vom Ersatzbataillon, ließ es sich hier schon leben. Er war freudig erregt, neckte sich mit den Neffen und band ihnen Bären auf und schwatzte in einem fort. Mit Mühe überzeugte Josefine ihn, daß es dringend nötig für ihn sei, sich zu ruhen. Es kostete sie unsägliche Anstrengung, ihn die Stiege hinaufzubringen, die war eng und die Stufen hoch. Er stöhnte und fluchte, stützte sich mit der einen Hand aufs Treppengeländer, den andern Arm hatte er um ihren Nacken gelegt und drückte sie fast zusammen. Der kleine Fritz schleppte die Krücken nach. Josefine dankte Gott, als sie ihm oben aufs Bett geholfen; noch sprach sie zu ihm, da schlief er auch schon.

Es dunkelte längst, als sie erst wieder etwas von ihm merkte. Fritz kam gelaufen und holte sie; der Onkel wollte sich nun sein machen und konnte nicht allein damit zu stande kommen. Der Invalide nahm es als ganz selbstverständlich an, daß ihm geholfen würde, sie that es auch gern, war sie doch froh, daß er sie aus heiteren Augen anlachte. Aber ein eigentümliches Grausen überlief sie, als er nur einen Fuß hinstreckte, um sich den Stiefel anziehen zu lassen. Ihre Hände zitterten und hatten keine Kraft, aber er merkte es nicht, lustig pfiff er den Königgrätzer Siegesmarsch und beorderte den Fritz, ihm die beste Montur herauszusuchen. Er mußte doch eine Figur abgeben, wenn der Stiefvater ihn präsentierte.

Josefine war es weh ums Herz, als der Bruder nun so weit fertig war, im besten Rock mit dem Ehrenzeichen, die Haare pomadisiert, sich zuletzt noch sorgfältig den krausen Backenbart kämmte, nachdem er sich vorher das Kinn sauber rasiert hatte. Sie betrachtete ihn: wahrhaftig, ein schöner Bart und auch ein schöner Mann, fast dem Kronprinzen ähnlich — aber ach, nur ein Bein! Das andre war hoch am Oberschenkel amputiert.

„Ferdinand," sagte sie aus einem Herzensdrang heraus, „wie fühlste dich dann?"

„Gut, sehr gut, ganz famos! Kuck doch mal nach," rief er dem Kleinen zu, „ob der Schnakenberg bald antritt." Er schien es gar nicht abwarten zu können. Als eine Kutsche vorrasselte und der Stiefvater unten im Flur rief, humpelte er so eilig die Treppe hinunter, daß er fast gestürzt wäre und Josefine mit sich gerissen hätte.

„Immer langsam voran, immer langsam voran.
Daß die österreich'sche Landwehr nachkommen kann."

begann er da zu singen; das ganze Haus schien von seiner lauten Stimme angefüllt.

Josefine wurde diesen Klang nicht los, auch als die Räder des Wagens längst verrollt waren. Zwischenhinein bimmelte die Ladenschelle, es kamen eine Menge alter Bekannter, die den Heimgekehrten besuchen wollten. Ein paar kleine Mädchen aus der Nachbarschaft erschienen, hübsch angeputzt, mit einem Kranz und wollten ihm ein Gedicht aufsagen.

Josefine war's zufrieden, daß das Gelauf ein Ende nahm, als der Zapfenstreich ertönte. Sie hielt es, wie drüben die Kaserne: im Sommerhalbjahr Schluß um zehn Uhr, von Oktober ab um neun.

„Zu Bett, zu Bett!
Wer en Liebsten hätt',
Wer keinen hätt',
Muß auch zu Bett.
Zu Bett, zu Bett, zu Bett."

Wie oft hatte sie das als Kind ahnungslos der Trompete nachgeschmettert!

„Wer keinen hätt',
Muß auch zu Bett —"

Von einer schwermütigen Regung befallen, sah sie sich um. Da stand ihr einsames Bett. Und sechsunddreißig Jahre — nein, das war noch nicht alt! Unwillkürlich breitete sie ihre Arme, in denen das warme Blut voll an die Pulse klopfte, und dann streifte ihr Blick den Spiegel. Sie trat davor und hielt das Lämpchen hoch. Hellbeleuchtet schaute ihr Bild sie an: blank die Augen, frisch das Gesicht und das Haar blond, nicht mehr so licht wie in der Mädchenzeit, ein wenig nachgedunkelt, aber blond doch, ganz blond, kein einziges graues Fädchen an den Schläfen.

(Fortsetzung folgt.)

Eisgang im Morgennebel.

Dicht lastet grauer Nebelhang;
Der Rabe krächzt; der Tag säumt lang,
Ein weisses Feld auf dunklem Strom —
Verklungner Traum der Himmelsdom!

Stumm treibt's vor meinem Hause her,
Das Schollenfeld, zum Wintermeer
Und irrt nach Stunden stumm zurück,
Als such' es schmerzerstarrt das Glück.

Hoffnungen, bleich und tot und still
Im Suchen, das nicht enden will,
Gespenstisch, ohne Ziel und Zahl,
Wortlos, gleich tiefster Menschenqual, —

So treibt's vor meinem Hause her;
Es geht zum Meer und kommt vom Meer,
Stumm in dem düstern Einerlei,
Und drüber nur der Rabenschrei.

Johannes Wilda.

Digitized by Google

„Kaiser Wilhelm der Grosse" in voller Fahrt.

Auf einem modernen Panzerschiff.

Eine Skizze

von

A. Oskar Klaußmann.

(Aufnahmen von A. Renard in Kiel.)

Die Fluten der Kieler Föhrde durchschneidet, eilig dem Hafen zustrebend, ein gewaltiges, graues Schiff. Selbst der Laie, der noch nie ein Kriegsschiff gesehen hat, würde sich sagen, daß diese schwimmende Festung, die da auf ihn zukommt, dieser Schiffskörper mit den dicht zusammengedrängten riesigen Aufbauten, nicht eines der Schiffe ist, die dem Verkehr und der Verbindung handeltreibender Völker dienen, sondern eine der modernen Kriegsmaschinen, welche errichtet worden ist, um Tod und Verderben andern Schiffen und deren Besatzung zu bereiten. Gewaltige Kanonen sieht man aus großen und kleinen Türmen herauslugen, und aus der Menge der Aufbauten über Deck erheben sich die mit Kanonen bewehrten Marsen, die Ausbauten an den Masten. Zwei gewaltige Dampfschlote entsenden Wolken von Rauch, und zwei gewaltige gebogene Kraue auf der hinteren Hälfte des Schiffes verleihen diesem noch einiges Absonderliche und Ungewohnte des Aeußeren mehr.

Diese Kriegsmaschine, die da soeben an uns vorüberrauscht, ist das Linienschiff „Kaiser Wilhelm der Große". Es ist eines der Schiffe der „Kaiserklasse", deren Deutschland binnen kurzem sechs aktionsfähig haben wird und welche den gewaltigsten Panzerschifftypus der Neuzeit repräsentieren. Diese sechs Schiffe sind: „Kaiser Friedrich III.", „Kaiser Wilhelm II.", „Kaiser Wilhelm der Große", „Kaiser Karl der Große", „Barbarossa" und „Wittelsbach". Jedes von ihnen führt 32 Geschütze, fast ausnahmslos Schnellladekanonen, jedes von ihnen hat 11080 Tonnen Wasserverdrängung; die Länge des Rumpfes beträgt bei allen 115 Meter, die Breite 20 Meter, der Tiefgang 7,8 Meter. Die Maschinenkraft beträgt 13000 Pferdestärken, und jedes Schiff hat drei Schrauben und infolgedessen auch drei Maschinen. Ein Panzergürtel von 300 Millimetern Stärke deckt als Gürtel den Rumpf des Schiffes unmittelbar über und unter der Wasserlinie. Die Türme und ein Teil der Kasematten haben eine Panzerstärke von 250, die andern Kasematten von 150 Millimetern.

Wollen wir aber einen Begriff von der Stärke, von dem Gefechtswert dieses Schiffes bekommen, dann müssen wir ihm einen Besuch abstatten, um es uns genauer anzusehen. Besser als alle Zahlen wird Leserin und Leser über die riesenhafte Größe und die mannigfaltige Einrichtung des Schiffes die Angabe unterrichten, daß man selbst bei beständigem Aufenthalt an Bord mehrere Wochen braucht, um sich in allen Räumen zurecht-

Digitized by Google

zufinden. Will man in jedem, auch dem letzten Winkel des stählernen Baues, dessen Wände überall 15 Centimeter stark sind, Bescheid wissen, so soll nach Angabe Sachverständiger ein ganzes Jahr Zeit dazu notwendig sein. Von den 650 Mann Besatzung, welche in Friedenszeiten an Bord sind und von denen allein 250 auf die Maschinen kommen, hat jeder bestimmte Funktionen und seinen täglichen Dienst nur in bestimmten Abteilungen des Schiffes. Selbst die Offiziere, vielleicht mit Ausnahme des ersten Offiziers, haben nicht Gelegenheit, vom Mars bis zum Kiel häufiger das Schiff in allen seinen Teilen zu besichtigen.

Auch der Besucher, der von einem der Offiziere oder Fähnriche an Bord geführt wird, ist nicht im stande, sich vollständig ein Bild von dem zu machen, wie die Räume im Schiffe verteilt sind, insbesondere wie sie übereinander liegen; denn die Zahl der Decke, die sich vom Kiel bis hinauf zu der Kommandobrücke übereinander erheben, ist so groß wie bei keinem andern Kriegsfahrzeug. Eine kurze Aufzählung wird dies beweisen. Ueber den Lasten liegt das Plattformdeck, dann folgt das Zwischendeck, das Panzerdeck (65 Millimeter stark: es soll verhindern, daß Geschosse senkrecht von oben in die andern Räume des Schiffes, insbesondere in die der Maschine dringen), das Batteriedeck, das Oberdeck (die Back), das Turmdeck, das Aufbaudeck, das Brückendeck, die Geschützplattform. Ueber dieser erheben sich noch die Marsen, die mit Schnelladekanonen kleinen Kalibers und mit Maschinengewehren ausgerüstet sind.

Stellen wir uns auf die Back, das Oberdeck des Schiffes, und blicken wir hinauf zu den Marsen, so sehen wir einen gigantischen Aufbau, der sich vor uns erhebt. Die beiden gewaltigen Geschützrohre in der ersten Etage über der Back sind zwei 24-Centimetergeschütze, die aus dem Turme herausragen. Einen ebensolchen Turm, ebenfalls mit zwei 24-Centimeter-Schnelladekanonen, hat das Schiff hinter den Schornsteinen auf dem Achterdeck; nur liegt dort dieser Turm etwas niedriger.

Dem Inneren des Panzerturms müssen wir unter allen Umständen einen Besuch abstatten. Nachdem wir ihn betreten haben, werden mit Hilfe von Kurbeln zwei Flügelthüren, welche die Luke verschließen, durch die wir hineinkamen, zugemacht, und wir sind jetzt vollständig in dem kreisrunden Raum von den übrigen Teilen des Schiffs abgeschlossen. Licht kommt nur von oben durch einen kleinen Aufbau mit Luken auf dem Dache des Turmes, durch welchen man auch hinausblicken kann, um den Feind zu beobachten; dann durch die Oeffnungen unmittelbar über den Geschützrohren.

„Wie ist es möglich, diese langen und schweren Geschütze, von denen jedes einzelne Hunderte von Zentnern wiegen muß, zu bewegen? Wie viel Mann gehören dazu, um diese Riesenkanonen zu bedienen?“

Auf diese unsre erstaunte Frage tritt der uns führende Fähnrich an ein Steuerungsrad, dessen Durchmesser kaum einen halben Meter hat, und dreht es einige Male nach links. Im nächsten Augenblick beginnt sich der ganze Turm mitsamt den Riesengeschützen und uns selbst zu drehen, und zwar mit einer Leichtigkeit, als würde von Kinderhand ein Spielzeug in Bewegung gesetzt. Die Riesenkraft, welche dieses Wunder bewirkt, ist die Elektrizität, und da der Turm auf Kugellagern läuft, so ist es ohne Uebertreibung eine Kleinigkeit, ihm jede beliebige Drehung nach rechts oder links zu geben. Die Elektrizität dirigiert auch die Riesengeschütze; sie richtet sie nach oben und nach unten, seitwärts nach rechts und nach links, und dieses Richten, dieses Bewegen der kolossalen Rohre geschieht mit solcher Geschwindigkeit, daß man fast in die Versuchung kommt, sie einfach für Gewehre zu halten, mit denen ein Schütze manipuliert. Da man kolossale Pulverladungen für diese Geschütze verwendet, so ergiebt sich natürlich beim Abfeuern ein gewaltiger Rückstoß. Er bringt aber die Lafette nicht aus ihrer Richtung, denn das Rohr ist beweglich derart auf der Lafette gelagert, daß der Rückstoß nur das Rohr trifft. Durch Bremsen, teils mit Glycerin gefüllt, teils Spiralfedern enthaltend, und endlich durch elektrische Kraft wird der Rückstoß des Rohres gemildert und aufgehoben, und das Rohr schnellt wieder in seine frühere Lage zurück. Dadurch nimmt es wieder genau die Richtung an, die es vor Abgabe des Schusses hatte, und man braucht das Ziel nicht wieder aufs neue aufzusuchen.

„Wieviel Schuß per Minute kann ein solches Riesengeschütz geben?“

„Diese 24-Centimetergeschütze, von denen wir vier an Bord haben, sind Schnelladekanonen, und jedes von ihnen giebt per Minute einen Schuß ab.“

„Schnelladekanonen?“ fragt zweifelnd und ein wenig ohne Verständnis der Besucher.

„Bitte, treten Sie etwas zur Seite,“ mahnt der Fähnrich. Dann tritt er seitlich an den Verschluß des Rohres und schlägt mit einem einzigen Handgriff den Hebel des Verschlußstückes herab. Im nächsten Augenblick saust ein Messingcylinder von mehr als Meterhöhe und von 24 Centimeter Durchmesser aus dem Hinterteil des Geschützes heraus und fällt klirrend zu Boden. Diese Messinghülse rührt von einem abgefeuerten Schuß her, und sie enthält die Riesenpulverladung für das Geschütz. Jetzt sehen wir auch an der Wand des Turmes in besonderen Holzgestellen mehrere andre solcher Hülsen stehen, welche genau ins Riesenhafte vergrößerten Gewehrpatronenhülsen gleichen. Auch Granaten stehen da, und in der That ist es unglaublich, mit welcher Geschwindigkeit eine solche Granate von zwei Mann hochgehoben, in das Rohr hineingesteckt und vermittelst eines hölzernen Stößels nach vorn getrieben wird. Dann fassen zwei Mann die Hülse mit dem Pulver, schieben sie nach, schlagen mit einem Ruck den Verschlußkolben herum, und das Geschütz ist fertig zum Abfeuern.

„Wie viele solcher Schuß haben Sie im Turm?“

„Im Turm nur wenige. Schon wegen der Explosionsgefahr beschränkt man sich im Ernstfall darauf, ein halbes Dutzend Schüsse bereitstehen zu haben. Aber hier diese Klappe im Boden führt hinunter in den Munitionsraum, und aus diesem kommen, auf einer Art Paternosterwerk elektrisch betrieben, in ununterbrochenem Zuge, wenn es sein muß, die gefüllten Pulverhülsen und die geladenen Granaten herauf, um verfeuert zu werden. Auch hier ist die Elektrizität die Hilfskraft, und dort an der Wand sehen Sie einen Apparat, an dem ein Zeiger auf und ab läuft. Das ist ebenfalls ein elektrisches Werk, das vom Kommandoturme

Digitized by Google

aus in Thätigkeit gesetzt wird, und der Zeiger giebt dem Kommandanten im Turme an, auf wie viel Meter Entfernung er feuern soll."

„Da hängt ja auch eine Art Telephon an der Panzerwand."

Der Fähnrich tritt an das Telephon und klappt an den beiden Seiten hölzerne Arme, welche senkrecht standen, wagerecht herunter. Am Ende dieser Arme sind Hörer angebracht, die mit eigentümlichen Gummimuffeln versehen sind. Der Fähnrich drängt seinen Kopf zwischen die Arme, und jetzt hat er die Hörer rechts und links am Kopfe, und die weit übergreifenden Gummimuffeln legen sich so um seine Ohren und so fest an den Kopf, daß jedes Geräusch, selbst das Abfeuern des Riesengeschützes im Turme aufgehoben wird. Durch dieses Telephon verkehrt der Kommandant des Turmes im Gefecht mit dem leitenden Offizier oben auf der Kommandobrücke.

Andre elektrische Apparate verkünden durch Glockensignale und leuchtende Schrift ebenfalls Befehle von der Kommandobrücke, zum Beispiel: „Feuer vorans Backbord!" oder: „Schnellfeuer Steuerbord vier Strich voraus!" Die an der Luke der Kuppel sitzende und beobachtende Person in den meisten Fällen wird es wohl der Kommandant sein — sieht dann das Schiff oder die Befestigung vor sich, auf die er feuern soll, und instruiert danach die Geschützführer, die auf besonderen sattelförmigen Vorrichtungen unmittelbar hinter dem Geschütz reiten und welche die Abzugsschnur, mit welcher das Geschütz abgefeuert wird, an einer Lederstrulpe des rechten Oberarms befestigt haben. Hat der Geschützführer erst das Ziel, so braucht er nur den Oberkörper etwas zurückzuwerfen, um dadurch die Abzugsschnur zurückzureißen und das Geschütz abzufeuern.

„Im Ernstfalle wird es schrecklich in diesen Türmen zugehen. Die Luft wird allein durch die nach rückwärts aus den Geschützen ausströmenden Gase binnen kurzem verdorben werden, und sie wird nur schwer Abzug finden. Das Dröhnen der abgefeuerten Geschütze und der auf den Turm oder auf das Schiff aufschlagenden Granaten wird fürchterlich sein, und wenn eine feindliche Granate die Ausgangsthür trifft und diese verbiegt oder etwas aus ihren Fugen bringt, hat die Besatzung des Turmes nicht einmal die Möglichkeit, den Turm zu verlassen. Sinkt das Schiff, so muß sie ertrinken. Es ist ein eigentümliches Gefühl des Wohlbehagens, das uns ergreift, wenn wir diesen Panzerturm verlassen und draußen wieder die frische Himmelsluft atmen.

Wie sich der Leser durch einen Blick auf das Bild überzeugen kann, hat das Schiff außer den beiden großen Panzertürmen vorn und hinten noch eine Anzahl von kleineren in den verschiedenen Etagen seines Körpers. Diese kleinen Türme heißen Kasematten, sind, wie bereits erwähnt, 150 bis 250 Millimeter stark und enthalten 30 Stück Geschütze, nämlich 18 Stück 15-Centimeter-Schnellladekanonen, von denen jede sechs Schuß per Minute abfeuern kann, und 12 Stück 8,8-Centimeter-Schnellladekanonen, welche zwölf Schuß per Minute abgeben. Auf Bild 1 sieht man aus der Etage über dem Panzerturm vorn noch zwei kleinere Geschütze hervorlugen. Solcher Zerstörungsmaschinen sind zwölf an Bord. Es sind drei 7-Centimeter-Maschinenkanonen, von denen jede (theoretisch) 150 Schuß per Minute abgiebt, welche vermittelst einer Kurbel aus dem Rohr herausgejagt werden. Solche drei 7-Centimeter-Maschinenkanonen stehen auch auf den Marsen. Dort sind auch noch 10 Stück 8-Millimetermaschinengewehre untergebracht, von denen jedes einzelne (theoretisch) 500 Schuß per Minute abgeben kann. Es sind auch noch 375 Handfeuerwaffen (Gewehre) an Bord, die im Gefecht mit in Aktion treten können.

„Wenn Sie sich einen Blick über den Gefechtswert des Schiffes, vor allem über die Wirkung und Anordnung der Artillerie verschaffen wollen, so müssen Sie sich nach dem Mars hinaufbegeben," meint der führende Fähnrich. „Das ist sehr bequem, denn es führt eine Wendeltreppe vorn und achter in den außerordentlich dicken, aus Stahl bestehenden Masten empor. Die Treppe, die wir jetzt hinaufsteigen, ist nur zum Aufstieg bestimmt. Eine andre Treppe, ebenfalls spindelartig an-

Blick von der Back nach dem Mars.

Digitized by Google

Blick vom Achterdeck nach dem Mittelschiff.

geordnet, dient zum Abstieg, und zwischen beiden Treppenspindeln liegen noch zwei gepanzerte Aufzugsrohre, durch welche mit Hilfe der Elektrizität die Munition nach den Marsen hinaufgeschafft werden kann."

Da stehen wir nun auf dem Mars, über welchem, wie die Schalldecke über einer Kanzel, ein Panzerdach liegt, um die Marsgasten im Gefecht gegen die von oben kommenden, aus den feindlichen Marsen abgefeuerten Granaten der Schnellladekanonen zu sichern. Ein Teil des Blicks, den man vom Mars aus nach achter über das Schiff hat, giebt Bild 3, und erst von hier oben aus, wo man wenigstens einen Teil des Schiffes vollständig übersehen kann, bekommt man einen Begriff von der Bedeutung und der ungeheuerlichen Gefechtskraft dieser modernen Kriegsmaschinen. Hier wird uns auch die Anordnung der Artillerie klar. Bei diesen modernen Schiffen hat man das „Breitseitensystem" vollständig verlassen. Im Inneren des eigentlichen Schiffskörpers stehen gar keine Geschütze; solche sind vielmehr überall auf den Decks, in Panzertürmen, Kasematten oder hinter Panzerschirmen aufgestellt und so drehbar, daß sie einen vollkommenen Halbkreis beschreiben und bestreichen können. Die heutigen Seegefechte spielen sich derart ab, daß zwei oder eine ganze Anzahl feindlicher Schiffe einander entgegenfahren, und zwar so, daß sie parallel in ziemlicher Nähe aneinander vorbeikommen. Schon lange, ehe die Schiffe auf gleicher Höhe sind, geben sie aufeinander zuerst spitz nach vorn, dann rechtwinkelig zur Fahrtrichtung und endlich, wenn sie einander passiert haben, spitz nach hinten Feuer. Es handelt sich natürlich, um den Gegner kampfunfähig zu machen, darum, ihm in kürzester Zeit möglichst viel verderbenbringender Schüsse auf den Leib zu schicken, und deshalb hat man die Schnellladekanonen eingeführt. Das Schiff, auf dem wir uns befinden, feuert in der Minute nach einer Seite hin 4241 Kilogramm Geschosse. Es überschüttet den Gegner also per Minute mit ganzen Wagenladungen von stählernen Geschossen, die außerdem noch Sprengladungen enthalten. Die Wirkungen dieses Geschoßhagels müssen furchtbar sein. Da aber der Feind auch nicht schweigen, sondern nach Möglichkeit das Feuer erwidern wird, so ist natürlich auch das Schiff, auf dem wir uns jetzt befinden, im Gefecht außerordentlich gefährdet. Aber nicht nur mit der Artillerie bekämpfen sich die Gegner, sondern auch noch mit den Torpedorohren, die unter Wasser sich befinden und aus welchen rasch hintereinander die fürchterlichen Torpedoschüsse entsendet werden können. Treffen zwei solcher Torpedoschüsse unter der Wasserlinie ein Schiff, so wird dieses, selbst wenn es in eine Unzahl von einzelnen wasserdichten Kammern geteilt ist, doch natürlich schweren Schaden erleiden und Wasser aufnehmen. Dann wird es zum mindesten in seiner Aktion geschwächt, denn es wird sich auf die Seite legen und eine oder zwei Maschinen werden nicht mehr funktionieren können. Ebenso wird ein Teil seiner Artillerie nicht mehr mit voller Stärke am Gefecht teilnehmen können. Bekommt es dann noch einen Stoß mit dem Rammbug, so wird es höchst wahrscheinlich auseinanderbrechen und sinken.

Das sind ja auch gar keine Schiffe, sagt man sich, wenn man oben im Mars steht und auf die ungeheuerlichen Eisenaufbauten herunterblickt, das sind schwimmende Festungen, und daß sie überhaupt schwimmen, das ist pure Gutmütigkeit von ihnen. Die geringste Wandstärke ist 150 Millimeter. Wie viele Tausende und abermals Tausende Zentner Stahl sind hier nicht auf einem Haufen vereinigt! Mit welcher Geschwindigkeit müssen diese Stahlmassen auf den Grund des Wassers schießen, sobald dieser eiserne Riesentopf erst einmal ein Loch bekommen hat!

Nein, das sind keine Schiffe mehr, und die nächste Seeschlacht wird wohl Fürchterliches bringen. Bei den Vernichtungsmaschinen, die auf den schwimmenden Festungen stehen, können Sieger und Besiegter zu Grunde gehen. Höchst wahrscheinlich wird

Digitized by Google

sich das Gefecht zwischen diesen modernsten Panzern derart abspielen, daß nach 20 bis 25 Minuten der Besiegte in der Tiefe versinkt und ihm fünf oder zehn Minuten später der Sieger nachfolgt. Das war doch noch eine andre Zeit, als unter Nelson, unter de Ruyter, unter Tegetthoff und den andern Seehelden die Flotten sich bekämpften, bei denen die Holzschiffe die Hauptrolle spielten. Solch ein hölzernes Schiff konnte 50 Granaten im Leibe haben, es schwamm doch noch, und zuletzt blieb das Entern, der Kampf Mann gegen Mann mit bewehrter Faust. Und jetzt! Die Anforderungen, welche die moderne Kriegführung an die Seeleute auf diesen Riesenpanzern stellt, sind fürchterlich; sie übersteigen fast das Maß dessen, was man einem fühlenden und denkenden Menschen zutrauen darf. Jene alten Seehelden konnten doch noch kämpfen Mann gegen Mann. Auf den modernen Riesenpanzern müssen Offiziere und Besatzung eine andre Art des Mutes zeigen können, nämlich die, stillzuhalten und die Pflicht zu thun, während der Tod langsam, zollweise näher kriecht, ohne daß man sich seiner erwehren kann. Die Heizer und Maschinisten unten in der Maschine, die Torpedoleute u den untersten Männen, die Offiziere und die Besatzung in den Panzertürmen und Kasematten, sie müssen mit dem Leben abgeschlossen haben; sie dürfen nicht einen Augenblick denken, was ihnen bevorsteht, wenn sie ihre Pflicht vollkommen erfüllen sollen. Sie wissen es nicht und werden es nicht wissen, wenn das Schiff sinkt; sie müssen aber jeden Moment darauf gefaßt sein, daß es plötzlich tief hinuntergeht mit außerordentlicher Schnelligkeit.

Mit diesen ernsten Gedanken, durch die einem fast die mit Kosten von vielen Millionen erbaute schwimmende Festung verleidet wird, die da zu unsern Füßen liegt, an der uns selbst nicht einmal mehr die riesigen Krane imponieren, die auf dem Achterteil des Schiffes stehen und dazu dienen, die großen Boote auszusetzen und wieder einzunehmen, verlassen wir den Mars und steigen hinunter zu dem Brückendeck, das unter ihm liegt und welches beim Manöver und in der Schlacht den Aufenthalt des Admirals bildet, der das Schiff oder die Flotte kommandiert. Von hier aus hat er eine großartige Uebersicht nach vorn und achter, nach rechts und links. Allerdings, er steht vollkommen ungedeckt, und es ist hundert gegen eins zu wetten, daß er während des Gefechts von da oben heruntergeknallt wird. Eine Etage tiefer steht der Kommandoturm — so können wir wenigstens den Raum nennen, der so groß ist wie ein mittelgroßes Zimmer und der ringsherum mit außerordentlich starken Panzerplatten umwellt ist. Tiefer Raum hat auch ein Panzerdach, und zwischen den Wänden und dem Dach einen vielleicht 25 bis 30 Centimeter breiten Zwischenraum, durch den man einen Ausblick rings um das Schiff hat. In dem Kommandoturme stehen nicht nur die Kommandoelemente, die Telegraphenapparate, durch welche man mit der Maschine in Verbindung steht, sondern hier befinden sich auch eine Menge der absonderlichsten Spezial-

Blick vom Mars auf die Bootlager und Bootkrane.

Digitized by Google

apparate, die dazu dienen, Befehle nach den Panzertürmen und Kasematten zu geben; Apparate, die es dem Torpedooffizier gestatten, von der Brücke aus Torpedos unter der Wasserlinie abzufeuern oder seine Leute unten im Schiff diese Torpedos abfeuern zu lassen. Es werden im Ernstfall ungefähr 16 Personen in diesem Raume stehen, die sich unter Führung des Kapitäns an der Leitung des Schiffes im Gefecht beteiligen. Dicht über dem Erdboden sind Vorrichtungen zum Knieen und Sitzen angebracht, die für die Leute bestimmt sind, welche die Telephone, die in das Innere des Schiffes, besonders aber wieder nach den Panzertürmen hinunterführen, zu bedienen haben.

Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich den Aufenthalt in diesem Kommandoturm während eines Gefechts recht ungemütlich zu denken.

„Die Offiziere und Mannschaften, die hier stehen, sind ja aber eigentlich gar nicht gedeckt!“ kann sich der Besucher nicht enthalten zu bemerken. „Durch diesen breiten Raum, der zur Beobachtung und zum Ausguck dient, können ja die schwersten Granaten hereingeflogen kommen!“

Der jugendliche Fähnrich zuckt mit den Achseln und sagt, so ohne alle Pose und als sei es selbstverständlich: „In jedem Gefecht fallen Menschen. Auch auf der Kommandobrücke muß man auf den Tod jeden Augenblick gefaßt sein. Ohne Tote und Verwundete geht es eben nicht ab; das ist nun einmal nicht zu ändern.“

Diese schlichte Bemerkung des jungen Mannes, dessen Beruf es sein wird, auch dereinst in der Stunde der Gefahr sein Leben einzusetzen für das Vaterland, wirkt wie eine Offenbarung auf den Besucher. Ja, diese Kriegsmaschinen sind fürchterlich, diese Kriegsmaschinen sind unüberwindlich, nicht durch die dicken Eisenwände, nicht durch die Tod und Verderben speienden Geschützrohre, sondern durch die Herzen der Männer, die auf ihren Schiffen fechten, die mit unerschütterlicher Pflichttreue im Angesicht des Todes ihre beste und letzte Kraft einsetzen. Die Herzen dieser Männer bilden den eigentlichen Gefechtswert, bilden die furchtbare Kriegsstärke dieses Schiffes. Deshalb wird auch nicht im Ernstfall das Schiff siegen, das den dicksten Panzer und die schrecklichsten Kanonen hat, sondern dasjenige, dessen Besatzung am besten diszipliniert, am besten ausgebildet ist und welche kämpft für das Vaterland und die höchsten Güter, welche durchdrungen ist von dem Bewußtsein, siegen zu müssen, welche durchglüht ist von patriotischer Begeisterung. Diese moralischen Eigenschaften der Schiffsbesatzung, sie sind viel, viel mehr wert als Panzer und Geschütz, und da wir mit Stolz sagen können, daß die Offiziere und Mannschaften unserer Marine, selbst nach dem Urteil unsrer Gegner und des gesamten Auslandes, über die höchsten und besten moralischen Eigenschaften verfügen, die jemals Seelente gehabt haben, so können wir mit dem beruhigenden Bewußtsein von dem Schiffe scheiden, daß kein Reich und kein Staat stärkere und gewaltigere Kriegsschiffe modernster Art aufzuweisen hat als Deutschland.

Allerdings, mehr als wir jetzt haben, müßten es sein, sollen wir nicht im Ernstfalle durch feindliche Uebermacht erdrückt werden. Auch mit den sechs Schiffen der „Kaiserklasse“ kann man nicht ganzen feindlichen Flotten Widerstand leisten!

Aus dem Reiche der Sterne.

Gegenüber der raschen Vergänglichkeit alles Irdischen gilt der Sternenhimmel als ein Sinnbild des Unveränderlichen und Ewigen. Noch heute leuchten die Gestirne, zu denen bereits die ältesten Völker emporschauten, ja der heutige Sternenhimmel war unzweifelhaft schon vorhanden, ehe irgend ein lebendes Wesen auf dem Erdball weilte. Aber unveränderlich ist nichts in der Welt: nur die Dauer des Vorhandenseins ist für die einzelnen Gebilde verschieden und schwankt zwischen einem Augenblick und ungezählten Jahrtausenden. Auch am Sternenhimmel ist im Verlauf der Zeiten mancher Himmelskörper neu aufgetaucht und mancher verschwunden, aber diese Vorgänge sind, mit dem Maßstab menschlicher Dauer gemessen, immerhin selten. Am merkwürdigsten in dieser Beziehung ist das gelegentliche Aufleuchten von Fixsternen an Orten des Himmels, wo solche vordem niemals gesehen worden. Schon die Chinesen haben vor 2000 Jahren derartige Vorgänge am Himmel wahrgenommen, und sie reden in ihren Annalen von „Gaststernen“, die nach kurzem Leuchten verschwanden. Seit der Himmel mit großen Fernrohren beobachtet und durch photographische Aufnahmen genauer kontrolliert wird, haben sich wiederholt neue Sterne gezeigt, innerhalb der letzten 40 Jahre nicht weniger als elf. Von diesen waren mehrere so lichtschwach, daß sie unter dem unzählbaren Heere der kleinen Sternchen nicht erkannt worden wären, wenn nicht photographische Aufnahmen des Himmels zu verschiedenen Zeiten stattgefunden hätten, deren genaue Vergleichung untereinander die neuen Sterne zeigte. In andern Fällen sind diese aber so hell leuchtend geworden, daß sie mit bloßem Auge erkannt und aufgefunden wurden. Beispiele der letzteren Art sind der neue Stern in der Krone (1866), im Schwan (1876), im Fuhrmann (1892) und jüngst (1901) im Perseus. In diesen Fällen konnte nachgewiesen werden, daß das Aufleuchten außerordentlich rasch vor sich gegangen war, daß der Stern in wenigen Tagen um das Hundertfache, ja um das Tausendfache an Licht zugenommen hatte. Was den jüngsten und merkwürdigsten Stern, nämlich denjenigen im Sternbilde des Perseus, anbelangt, so war die Gegend des Himmels, wo er sichtbar wurde, am 19. Februar 1901 auf der Harvard-Sternwarte in Nordamerika photographisch aufgenommen worden. An jenem Abend zeigte sich am Orte desselben nicht das kleinste Sternchen elfter Größe, in den Morgenstunden des 22. Februar stand aber dort ein Stern dritter Größe, und am Abend desselben Tages war er bereits erster Größe geworden und den hellsten Sternen am nördlichen Himmel gleich. Zwei Tage später begann sein Licht abzunehmen, und diese Abnahme dauerte mit Schwankungen fort bis zum

Digitized by Google

Herbst, wo der Stern für das bloße Auge unsichtbar wurde. Wenn man erwägt, daß dieser Stern jedenfalls ein großer Weltkörper ist, vergleichbar unsrer Erde oder sogar der Sonne, so wird ohne weiteres klar, daß sein plötzliches Aufleuchten, eine Helligkeitszunahme um das Hundert- oder vielleicht Tausendfache, ein ungeheurer Vorgang, eine wahrhafte Katastrophe sein muß. Man denke sich unsre Sonne plötzlich um das Zehnfache an Helligkeit und damit jedenfalls auch an Wärmestrahlung zunehmend, so wird man sogleich begreifen, daß dies eine Katastrophe sein würde, der alles organische Leben auf der Erde zum Opfer fallen müßte. Ein ähnlicher Vorgang hat unzweifelhaft bei dem neuen Stern im Perseus stattgefunden; das Spektroskop zeigt, daß in diesem Stern Wasserstoffgas im Zustand hoher Glut und ebenso verschiedene andre Stoffe im höchsten Glühzustand vorhanden sind und Licht ausstrahlen. Etwas Aehnliches hat man auch bei den neuen Sternen von 1866, 1871 und 1892 gefunden, ja das Spektroskop deutete an, daß an dem Vorgange, der sich bei allen diesen Sternen abspielte, mehrere Weltkörper beteiligt sind, indem ihr Licht aus verschiedenen Quellen stammt. Der sich zunächst darbietende Gedanke ist nun, daß das Aufleuchten durch den Zusammenstoß zweier Weltkörper verursacht worden ist, und viele Forscher halten diese Annahme für völlig erwiesen. In der That würde, wenn zwei Himmelskörper etwa von der Größe unsrer Erde mit ihrer kosmischen Geschwindigkeit von mehreren Meilen in der Sekunde auseinanderstießen, die Wirkung dieses Zusammenstoßes darin bestehen, die Materie beider Körper in so hohem Grade zu erhitzen, daß sie sich in glühenden Dampf verwandelte, in glühende Gasmassen, die nach allen Richtungen mit großer Geschwindigkeit fortgeschleudert würden. Um eine solche Erhitzung herbeizuführen, genügt es auch schon, wenn ein Weltkörper auf seinem Laufe durch den Raum in eine ausgedehnte Schicht fein verteilter Materie, etwa eine kosmische Nebelschicht, einträte. In diesem Falle würden ebenfalls der Weltkörper und die Nebelmaterie sich bis zu einem unvorstellbaren Grade erhitzen; es würde für den Stern in großartigem und folgenschwerem Maße das Schauspiel eintreten, welches sich uns von Zeit zu Zeit in den harmlosen Sternschnuppenfällen darbietet. Es ist nun außerordentlich merkwürdig, daß man in der unmittelbaren Nähe des neuen Sterns im Perseus, und offenbar mit diesem im Zusammenhange, eine ausgedehnte spiralförmige Nebelmasse entdeckt hat, und zwar mittels der großen photographischen Fernrohre. Unsre Abbildung giebt eine möglichst getreue Nachbildung der photographischen Aufnahme des neuen Sternes, welche man am 20. September 1901 auf der Yerkes-Sternwarte erhielt. Man sieht, daß der Stern mitten unter zahlreichen andern Sternen steht und von einer nebeligen Hülle umgeben wird. Auf dem Originalnegativ tritt diese Hülle noch bedeutend deutlicher hervor, und es sind in ihr mehrere helle Verdichtungen zu erkennen, die auch unsre Abbildung andeutet, besonders im oberen Teile. Auf mehreren Sternwarten wurden seitdem ebenfalls Photographien des Sternes und seiner Nebelhülle erzielt. Ihre Vergleichung miteinander ergab, daß die Nebelmaterie sich nach allen Seiten von dem Stern entfernt, und zwar mit unbegreiflich großer Schnelligkeit. Die Erklärung dieser letzteren stößt noch auf Schwierigkeiten; vielleicht

Photographische Aufnahme des neuen Sterns im Perseus.

ist nur ein Teil dieser Geschwindigkeit wirklich vorhanden, und der größere Rest wird durch die Fortbewegung des Lichtes hervorgerufen. Wenn dies der Fall ist, so bietet sich darin ein Mittel, die Entfernung des Sterns von uns näherungsweise zu berechnen. Es ergiebt sich dafür eine Distanz von 400 000 mal tausend Millionen Meilen.

Das stimmt vollkommen mit den Vorstellungen, welche wir uns von der Entfernung eines Sterns wie dem in Rede stehenden überhaupt machen müssen. Wenn aber aus so ungeheurer Entfernung ein lichtschwacher Stern bis zu der Helligkeit aufleuchtet, wie sie der neue Stern im Perseus wirklich im letzten Drittel des Februar 1901 zeigte, so bedarf es keines weiteren Nachweises, um zu erkennen, daß es sich bei diesem Ereignisse um nichts Geringeres als den Untergang eines fernen Sonnensystems gehandelt haben kann, um eine Weltkatastrophe in größtem Maßstabe. B.

Taube Nüsse.

Das Leben, ach, wie manche taube Nuss
Verhandelt es, dem Käufer zum Verdruss!
Denn immer hiess es noch, soviel ich weiss:
„Die Nuss ist gut. Bezahl' den vollen Preis!"
Und wir, nur zu bereit, ihn dranzuwenden,
Wir liessen tausendmal vom Schein uns blenden —
Und hielten dann Enttäuschung in den Händen!

Ernst Willkh.

Digitized by Google

Die Kirche von Covár.

Schwäbische Bauern im Urwald.

In der kleinen venezolanischen Landstadt La Victoria verlebte ich als Gast auf der Hacienda eines deutschen Pflanzers schöne und abwechslungsreiche Tage. Unter Jagen, Reiten, kleineren, größeren Streifzügen über die fruchtbare Hochebene von Valencia, den sogenannten „Garten von Venezuela“, war die Zeit schnell vorübergeflossen. Aus der körperlichen Bewegung und aus dem innigen Zusammensein mit der Natur fühlte ich trotz der heißen Tropensonne eine köstliche Frische mein ganzes Wesen durchströmen und erneuern.

Eines Abends saßen wir auf der Veranda zusammen, bei einer duftenden Habana und einer Flasche alten Rotspohns. Wir hatten an dem Tage gerade einen längeren Jagdausflug unternommen, und eine wohlige Müdigkeit in den Gliedern, ließen wir uns die wohlverdiente Siesta schmecken. Ohne besondere Lebhaftigkeit schwatzten wir so von diesem und jenem, das uns nahelag: vom Kaffeebau, von Jagdabenteuern, von der letzten Revolution in Venezuela und so weiter. Schließlich kam mein Wirt auf die sogenannte „Kolonie Továr“ zu sprechen, eine schwäbische Bauernansiedlung, die oben auf der Küstenkordillere, zweitausend Meter hoch und mitten im dichtesten Gebirgsurwald, gelegen wäre. Mit einem guten Pferde könnte man sie wohl in einem Ritt von sechs bis sieben Stunden von La Victoria aus erreichen, und ein Ausflug dahin verlohnte der Mühe. Im Jahre 1843 war die Kolonie gegründet worden, von ungefähr dreihundert Ansiedlern, die meist aus dem Breisgau in Baden eingewandert waren. Unter großen Hoffnungen hatte man begonnen, aber die Zukunft hielt dann nicht Wort. Einesteils sollte es sich herausstellen, daß der urbar gemachte Boden ungünstig gewählt war, und außerdem verhinderte die einsame Abseitslage, fern von allem Verkehr, ein rechtes Aufblühen. Die Bauern von Továr verarmten mehr und mehr, doch mit deutscher Hartnäckigkeit blieben sie an ihrem Beruf kleben und rangen Jahr für Jahr dem spröden Boden und der wilden Natur ringsum ihren kärglichen Lebensunterhalt ab. Sie blieben ganz unter sich, und so kam die Zeit, daß die einsame Kolonie auf der Küstenkordillere von der Außenwelt vergessen und zu einer halben Sage wurde. Erst neuerdings war sie sozusagen wieder entdeckt worden, und man hatte dort oben ein Stück des alten Deutschlands vor 1848 wiedergefunden, das sich in der abgeschlossenen Einsamkeit der Berge und der Urwälder fast unversehrt erhalten hatte.

Die Erzählung meines Wirts hatte mich neugierig gemacht, und ich beschloß trotz der Regenzeit, die allerhand unliebsame Ueberraschungen und Gefahren für den Reisenden in ihrem nassen Schoße

Digitized by Google

birgt, den Ritt nach der Kolonie zu wagen. An einem Sonntag, dem 9. Juni, brach ich morgens vier Uhr in Begleitung eines eingeborenen Führers von La Victoria auf. Es war noch völlig Nacht, selbst in der Höhe des Himmels suchte ich vergeblich nach der ersten Helle des Morgens, die Tropennacht glitzerte in unverminderter Pracht. Nach ungefähr halbstündigem Ritt erreichte ich das Thal des Rio Aragua; jetzt kündete sich auch der Morgen an mit einem blassen Dämmerschein, der über den Himmel irrte und, so schwach er war, doch im Nu den Glanz des Sternenhimmels auslöschte. Ich erkannte aber noch kaum mehr als vor mir den hellen Streifen des Weges mit dem dunkeln Schatten meines voranlaufenden Führers und um mich die hohen, ungewissen Umrisse der Berge. Doch allmählich stieg die Morgenhelle vom Himmel auf die Berge und von den Bergen ins Thal hernieder, so daß ich Umschau halten konnte. Ich ritt durch ein üppig fruchtbares Thal: Zuckerrohrfeld neben Zuckerrohrfeld, zuweilen stand das Rohr zu beiden Seiten so strotzend und hoch, daß seine Spitzen sich über dem Wege zu einer Wölbung zusammenbogen und ich wie durch einen grünen Tunnel dahinritt. Der Weg war hier eben und bequem; nur an den zahlreichen Stellen, wo er den Rio Aragua kreuzte, sah ich mich umsonst nach einer Brücke um, und es galt regelmäßig, den Fluß zu durchreiten. Das erste Mal klopfte mir wohl das Herz — aber dann fand ich Gefallen daran, so mein Pferd durch das schäumende, rauschende und (im Vertrauen gesagt!) nicht allzu tiefe Wasser zu zwingen!

Wir waren drei Stunden unterwegs, als wir gegen sieben Uhr beim Pié del Cerro am Ausgang des Araguathales anlangten. Hier steigt der Weg zur Kolonie in die Küstenkordillere hinauf, und hier lädt auch eine ländliche Herberge zur Ruhe und Stärkung ein, bevor der eigentliche Gebirgsritt beginnt. Bei einem landesüblichen Frühstück, das aus rohen Eiern, Maisbrot und Zuckerrohrschnaps bestand, thaten wir uns gütlich, während um uns trotz der frühen Morgenstunde schon buntes Kneipenleben sich regte. Wohl ein Dutzend Venezolaner füllte die kleine Vorhalle; schlanke, geschmeidige Gestalten, die mit ihren malerisch umgeworfenen Cobijas, ihren dunkeln, blitzenden Augen und ihren Machetas und Revolvern ungefähr den Räubern ähnlich sahen, von denen einst der Knabe geträumt hatte. Aber die Räuber waren ehrenwerte Leute, mit denen ich zusammen aus einer Flasche trinken mußte und in deren Mitte ich so sicher saß wie in Abrahams Schoß. Bei meinem Führer, der ihnen bekannt zu sein schien, erkundigten sie sich wohl nach meinem Woher? und Wohin?; doch vor mir selbst versteckten sie stolz ihre Neugier, und ihr ganzes Auftreten hatte jene vornehme Ritterlichkeit, die das Stolzgefühl der eignen Kraft giebt. Hin und wieder erschallte zur Guitarre ein Lied — Lieder des Mannes voll Trotz und Selbstbewußtsein —, mir ist eine Strophe in der Erinnerung geblieben, deren treue Uebersetzung lautet:

„Mein Pferd und mein Weib,
Sie starben zu gleicher Zeit —
Zum Teufel das Weib,
Ums Pferd ist es mir leid!"

Nach halbstündiger Pause wieder in den Sattel, und nun die Berge hinauf! Auf den Rat des Führers ließ ich meinem Pferd, das ich in der Ebene nur schwer gezügelt hatte, jetzt den Zaum lose hängen. Mit bewundernswerter Vorsicht kletterte es langsam mit mir aufwärts, auf steilem, mit Steingeröll übersätem Schlangenpfade. Langsam versank die weiche Ueppigkeit der Tropennatur hinter mir, und die kalte, einsame Welt der Berge

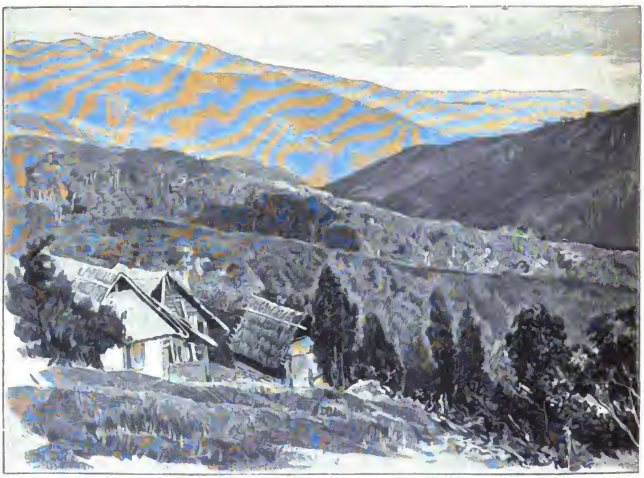
Das Schulzenhaus von Covar.

Digitized by Google

nahm mich auf. Von Zeit zu Zeit hielt ich mein Pferd an und genoß vom Sattel aus die Fernsicht, die sich immer weiter und großartiger erschloß. Tief zu meinen Füßen die weite, fruchtbare Hochebene von Valencia, von der Sonne überstrahlt, neben mir grüne, einsame Matten, mit roten Andesrosen durchwebt, nahe über mir schon schroffe, finstere Höhen, von grauen Nebelmassen umwogt. Aus Sonne und Leben führte der Weg allmählich in Nebel und tote Einöde hinauf. Nun umfing mich die erste Wolke, und in einem Augenblick waren Sonne und Welt für mich untergegangen. Zur Linken eine starre Felswand, zur Rechten ein gähnender Abgrund, in den der kleinste Fehltritt meines Pferdes mich hinabstürzen konnte. Dazu ein Regen, ein feiner, durchdringender Staubregen, und ein kalter, schneidender Wind, der mir die feinen Tropfen wie Nadelspitzen ins Gesicht warf. Ich klapperte vor Nässe und Frost wie nur je im heimatlichen Norden, und gar erst mein armer Führer, das verwöhnte Kind der Sonne! Ich sehe ihn noch vor mir in dem Wetter stehen, in seine rote Cobija eingehüllt, die Flasche mit Zuckerrohrschnaps vor dem Munde, aus der er sich immer wieder Wärme und Leben in die erstarrten Glieder goß: Ein Königreich für einen Grog!

Wir mochten zwei Stunden durch das Wetter dahingezogen sein, als aus dem Nebel vor uns eine dunkle Masse auftauchte. Es war Wald, Gebirgsurwald, wie er sich nicht selten in diesen Höhen auf der Küstenkordillere festgesetzt hat. Er beherbergt noch den Tiger, den kleinen amerikanischen Löwen, verschiedene Affen- und Schlangenarten, und so drang ich nicht ohne ein Gefühl der Bangigkeit in sein geheimnisvolles Dunkel ein. Aber auf dem ganzen Wege durch den Urwald schaute ich kein lebendes Wesen, mit Ausnahme der zierlichen Perigunitos, kleiner grüner Papageien, die ich nicht anders als zärtlich zu zweien fliegen sah. Eine Sage erzählt von ihnen, daß sie die Treue bis in den Tod kennen und, sobald der eine stirbt, auch der andre nicht weiterleben kann. Eine tiefe, grauenhaft tiefe Stille lag ringsum im ganzen Walde, allein unterbrochen durch das Fallen der Regentropfen von Blatt zu Blatt und durch das Rauschen der Bambuswipfel unter einem flüchtigen Windstoß. So fremd, so unheimlich fremd erschien mir der Urwald mit seinen finsteren Baumriesen, von deren Aesten langes, weißes Bartmoos herabhing, mit seinen schlanken Palmen, deren Kronen regungslos auf dem bleigrauen Himmel lagen, mit seiner dichten, wirren Wildnis von Lianen und Farn und Schlingpflanzen. Selbst die hübschen bunten Orchideen, die sich zahlreich auf den Zweigen festgenistet hatten, machten mir Furcht und kamen mir wie Schmetterlinge vor, die ein Zauberspruch in reglosen Tod gebannt hatte. Gespensterhaft zogen flatternde Nebelstreifen durch die schweigsame Wildnis und erhöhten noch das Gefühl des Grauens. Fremd und tot war hier die Welt für mich — ich atmete erst erleichtert auf, da der Urwald sich lichtete und vom Rande her eine erste Helle durchschimmerte.

Das war eine große, tiefe Ueberraschung, als ich nun beim Austritt aus dem Urwald in unvermitteltem Gegensatz deutsche Bauernhäuser vor mir liegen sah. Ueber ein grünniges, hügeliges



Blick von der Kolonie.

Digitized by Google

Die Aeltesten Leute der Kolonie.

Hochthal lagen sie verstreut, jeder Hof für sich, meist auf einer kleinen Höhe erbaut. Die Scheunen hoch und überragend, die Wohnhäuser und Ställe bescheiden zu Boden gedrückt, und überall traufliche Strohdächer. Es war um die Mittagszeit, aus den Schornsteinen stieg Rauch auf und vermischte sich bald mit dem grauen Duft des Tages. Der Regen fiel immer noch, ein bleierner Himmel verhüllte die Tropensonne und lastete schwer auf der Welt. Die trübe Regenstimmung nahm dem Bilde vor mir vollends alles Südländische. Es war ganz wie ein Stück Heimat, das ich hier plötzlich in der Fremde entdeckt hatte. Mit einem eigen bewegten Herzen, als ob ich im Begriff wäre, ein Wunder zu erleben, ritt ich die letzte Strecke vom Rande des Urwaldes bis zur Kolonie hinab. Ich hatte das Gefühl, daß ich drunten erwartet würde von offenen Mutterarmen — von einem verlorenen Kinderglück . . .

Bei strömendem Regen kam ich vor dem Schulzenhause an. „Is 'n wüscht' Sauwetter heut, Landsmann!" Das waren die ersten lieblichen Begrüßungsworte in unverfälscht schwäbischem Dialekt, die mir entgegengerufen wurden, als ich vom Pferde stieg. Der Schulze Wilhelm Ruh, ein Mann in den Dreißigern, mit einem offenen, klugen Gesicht, hieß mich mit biederer Herzlichkeit willkommen. Und ebenso traten Frau und Kinder und die alten Eltern, die schon 1843 von Deutschland mit herübergekommen waren, dem „Landsmann" treuherzig und zutraulich wie einem alten Bekannten gegenüber — ich war zu Hause! Besonders Großmutter Ruh, eine trotz ihres hohen Alters noch rüstige und lebhafte Frau, deren Mundwerk keinen Augenblick stillstand, hatte mich bald ganz mit Beschlag belegt und kramte alle Schubkästen der Erinnerung vor mir aus. Sie erzählte noch von der alten Heimat, die sie als junge Frau mit ihrem Mann verlassen hatte, und aus der schon seit langen Jahren kein Lebenszeichen mehr gekommen war. Dann schilderte sie ihre Ueberfahrt von Havre aus, ihren Zug übers Gebirge und durch die Urwälder, die ersten mühevollen Anfänge der Kolonie. Auch an den mannigfachen Schicksalen ihrer zahlreichen Familie, an den Geburten, Heiraten, Todesfällen ihrer Kinder und Kindeskinder mußte ich teilnehmen. Ein langes, arbeitsvolles Menschenleben ohne rechten äußeren Lohn, aber voll innerem Reichtums wurde in den Erzählungen der alten Frau vor mir lebendig. Großvater Ruh hörte zu, ohne ein Sterbenswort zu sagen; nur hin und wieder nickte er wie zur Bekräftigung bei dieser oder jener Erzählung seiner Frau, indem er für einen Augenblick die Pfeife aus seinem zahnlosen Munde nahm.

Auf meine Frage hin erfuhr ich, daß es wohl noch ein halbes Dutzend alter Leute in der Kolonie gäbe, die ihre Gründung miterlebt hatten. Vor allem sollte ich doch den alten Simon Müßle besuchen, meinte der Schulze, der wisse am besten in den alten Zeiten Bescheid. Während im Schulzenhause, dessen Haupträume eine Kneipe und ein Kaufmannsladen einnehmen, die bäuerische Eigenart nicht frei zur Geltung kam, fand ich beim alten Müßle das echte deutsche Bauernhaus. Aber ärmlich war die Ausstattung, überaus ärmlich: ein großer plumper Tisch im Wohnzimmer, eine hölzerne Bank an den Wänden herum, und der einzige Luxus ein steifer, hochlehniger Großvaterstuhl, in dem Simon Müßle, eine dürre, eisgraue Greisengestalt, saß. Auch er wußte viel aus den ersten Zeiten der Kolonie zu erzählen, von den großen Hoffnungen, mit denen er und andre an die Arbeit gegangen waren, und wie sie dann doch nichts Rechtes vor sich gebracht hatten. Aber in letzter Zeit ginge es ja nun auch viel besser, seitdem die Jungen mit dem Kaffeebau angefangen hätten, — und überhaupt die Jungen! Die lebten schon ganz anders als die Alten, im Vergleich wie die Fürsten,

Digitized by Google

und dabei zeigte er auf seinen Sohn, den jetzigen Inhaber der Bauernstelle, an dessen Barfüßigkeit und grobem, granem Leinenanzug ich aber nichts Fürstliches entdecken konnte. Oder doch, er rauchte vornehm eine sonntägliche Zigarre, während der alte Simon Müßle unentwegt an seiner ausgegangenen langen Pfeife sog!

Um die Abendstunde entwickelte sich trotz des anhaltenden Regenwetters (es war ein rechter heimatlicher Landregen!) ein buntes, lebhaftes Treiben vor dem Schulzenhause. Jung und alt aus der Kolonie kam hier zusammen, um ein paar Sonntagsstunden der Erholung zu feiern. Die jungen Leute vergnügten sich mit einem Kegelspiel, das sie im Sand und Schmutz der Straße aufgestellt hatten. Die Mädchen standen in kleinen Gruppen abseits und schauten dem Spiel zu. Die älteren Bauern aber saßen bei einem Glase Schnaps und sprachen über das Wetter, den Kaffeebau, die Ernteaussichten. Als es dunkler wurde, erklang eine Ziehharmonika, und dazu wurden Lieder gesungen, alte Lieder aus den Zeiten der Großväter, die in dem neuen Deutschland längst vergessen sind. Ich saß mit ein paar Bauern im Herrenstübe zusammen und mußte ihnen gerade von unserm neuen Deutschland nach dem großen Kriege erzählen. Ich setzte ihnen auseinander, daß wir jetzt einen Kaiser, einen Kanzler, einen Reichstag hätten und alle glücklich unter einen Hut gebracht wären. Ich schilderte ihnen das moderne, weltstädtische Berlin, die Stadt des Kaisers und der Sozialdemokraten. Aber all das Neue wollte nicht recht in ihre Köpfe hinein, in denen noch das Deutschland vor 1848 von den Erzählungen der Eltern her lebendig war. In ihrer langen Einsamkeit war die Uhr der Zeit stehen geblieben, und der Fortschritt der Welt hatte diesen Erdenwinkel vergessen. Das war hier noch das alte, vorrevolutionäre Deutschland mit vergangenen Sitten, verflossenen Gefühlen, vergessenen Liedern ...

Im leeren Schulhause war mir mein Nachtlager aufgeschlagen. Noch lange habe ich wach gelegen und konnte den Schlaf nicht finden. In einem fort tropfte draußen der Regen auf Baum und Blatt, und von Zeit zu Zeit warf auch der Wind klatschende Tropfen gegen die Fensterscheiben. Schon all die Stunden seit meiner Ankunft in Továr hatte es in mir geräumt, dumpf und gestaltlos, die Erinnerung an meine erste Kindheit. Nun trat sie hervor aus dem Dunkel, hell und klar — ich sah meine Heimat! Ein kleines mecklenburgisches Bauerndorf, zwischen grünen Obstbäumen vielleicht ein Dutzend Strohdächer, die Scheunen hoch und überragend, die Wohnhäuser und Ställe bescheiden zu Boden geduckt. Und dort zwischen der alten storchnestgekrönten Scheune und der runden Krone eines breitästigen Birnbaums, dort drängt sich ein niedriges, moosbewachsenes Dach hervor. O, ich erkenne es wohl — da ist auch der alte, rauchgeschwärzte Schornstein, durch den mich einst der „Abedor" fallen ließ! Und ich sehe mich selbst, den kleinen Jungen in Stulpstiefeln und kurzen Hosen, der nichts andres als Schulze werden will. Er beginnt seine Laufbahn, indem er die friedlichen Schafe hütet. Dann rückt er auf zum Hirten der wilden Kühe, und er ist nicht wenig stolz auf seinen ersten Fortschritt im Leben. Aber auch der Träumer steckt schon in ihm: stundenlang kann er im Grase liegen, während um ihn die sattgefressenen Kühe lagern und mit leisem Mahlgeräusch ihr Futter wiederkäuen. Dann träumt er sich hinaus über den dunkeln Wald, der in rundem Kranz die Feldmark umzieht, hinaus in die Welt, die er sich so groß vorstellt, so groß, daß man sie in einem Tage nicht zu Ende gehen kann!

Am andern Morgen verließ ich nach herzlichem Abschied die Kolonie Továr, um nach La Victoria zurückzukehren. Wieder ging es durch die schweigsame Wildnis des Urwaldes und durch die kalte, einsame Welt der Berge, wieder war es das gleiche ungemütliche Wetter, Regen und Nebel und Wolken. Die Sonne kam erst durch, als ich gegen Mittag das Araguathal erreicht hatte. In schwüler Sonnenglut legte ich die letzte Strecke Wegs zurück, um mich wieder überall die wunderbare Pracht der Tropennatur, die weiche, üppige Fremde. In nebelweiter Ferne liegt das schwäbische Bauerndorf hinter mir gleich einem Traum, aus dem ich erwacht bin, gleich einem Traum von der Heimat, den ich in einem unbewachten Augenblick der Sehnsucht und des Heimwehs geträumt habe. **Paul Remer.**

Osterlied.

Nun wachen holde Wunder auf
An allen Orten,
Des Schöpferodems Siegeslauf
Sprengt Todespforten.
O, lichte Osterherrlichkeit,
Des ersten Sprossens Wonnezeit:
Ich muss dich preisen!

Gedenke, Herz, wie dir das war
So lange Wochen.
Das Dunkel wollte ganz und gar
Dich unterjochen.
Da sandte Gott die Lerche her.
Ade nun! Kummer und Beschwer:
Ich fahr' zur Höhe!

Zum Himmel, wo die Sonne lacht
Mit Strahlenblicken,
Zur Aue, wo in junger Pracht
Lenzblümlein nicken,
Zum freien Strom, zu Wald und Quell;
Ein fröhlich Lied ist mein Gesell:
Ich atme Leben!

Und horch! Ist das nicht Glockenschall
Zum hohen Feste?
Zum Tempel drängen überall
Die Ostergäste.
Und ich, ich walle mit hinein
Und jauchze fromm mit der Gemein':
„Christ ist erstanden!" **Ch. Kemlius.**

Digitized by Google

Fräulein Christel.

Skizze von **B. Rittweger.**

Fräulein Christel war unverheiratet geblieben, trotzdem sie die einzige Tochter eines wohlhabenden Beamten war und die Anwartschaft auf ein beträchtliches Barvermögen und auf das elterliche Haus besaß, trotzdem sie in ihrer Jugend frische rote Backen, glänzende Augen, dichtes braunes Haar und eine stattliche, schlanke Figur aufzuweisen hatte, Dinge, die jeder Buchstedter Bürgerssohn im Verein mit einem beträchtlichen Barvermögen und einem eignen Haus wohl zu schätzen wußte. Doch Fräulein Christel hatte nicht geheiratet. Ein Exemplar von der Sippe der Männer hatte ihr das ganze Geschlecht gründlich verleidet. Wer sie jetzt sah, würde nur schwer begreifen können, daß diese derbe, häßliche alte Jungfer mit den rauhen, männlichen Zügen und der harten Stimme doch auch ihren Roman gehabt hatte. Aber es war so. Die siebzehnjährige Christel hatte einst geliebt, so geliebt, wie Siebzehnjährige zu lieben pflegen, mit voller, unentweihter Leidenschaft. Doch nicht alle Siebzehnjährigen leiden so wie Christel unter einer Enttäuschung. Ein Leutnant war's gewesen, der ein paar Wochen in dem ehrsamen Bürgerhaus im Quartier lag und der hübschen, frischen Christel den Kopf verdrehte mit einer Gewandtheit, die mehr seinen geselligen Talenten als seinem Herzen Ehre machte. Und die dumme Christel lauschte seinen Liebesversicherungen mit dem wonnesel'gen Vertrauen unerfahrener Jugend; sie nahm all die schönen Worte von ewiger Liebe, von Wiedersehen und Vereinigung für bare Münze. Die arme dumme Christel!

Er kam natürlich nicht wieder, und sie — sie starb nicht an gebrochenem Herzen, dazu war sie zu gesund, aber die Liebe verkehrte sich bei ihr in Haß, in Haß gegen das ganze männliche Geschlecht. Und deshalb blieb sie allein. Vielleicht auch — doch das gestand sie sich nicht — hatte der flotte Leutnant mit seinen glatten Manieren ihr den Geschmack an den in Betracht kommenden Freiern des Städtchens verdorben, denn einer nach dem andern holte sich einen Korb bei der Christel, und mit der Zeit fragte keiner mehr an. Erst als ihre Eltern kurz nacheinander gestorben waren, begann noch einmal ein Sturm auf ihr Herz oder auf ihr Geld und ihr Haus. Sämtliche ehrsamen Witwer glaubten die passende Ergänzung für das alternde Mädchen zu sein. Doch auch sie wurden nicht erhört. Und Fräulein Christel blieb allein in ihrem hübschen Haus, allein für sich. Nur im Dachgeschoß hauste noch eine Familie, denn es dauerte Fräulein Christel, die Räume — passend für kleine Leute — leerstehen zu lassen. Daß diese betreffenden Leute keine Miete zahlten, das wußte kein Mensch außer ihnen selbst und Fräulein Christel. Die that dies ja natürlich nicht aus Herzensgüte, sondern eben nur, weil es ihrem praktischen Sinn zuwider war, die Dachwohnung ganz unbenutzt zu lassen! Daß sie keine Miete verlangte — mein Gott, solche Leute zahlen doch niemals pünktlich, und da sparte man sich besser den Aerger von vornherein. Fräulein Christel war nicht etwa wohlthätig; sie gab grundsätzlich niemals etwas bei einer öffentlichen Sammlung. Doch im Gefühl, daß Wohlhabenheit gewisse Verpflichtungen auferlegt, schickte sie an jedem ersten Januar dem Stadtpfarrer eine beträchtliche Summe für die Armen mit der Bedingung strengster Geheimhaltung. Damit kaufte sie sich los von der lästigen Verpflichtung und war also nur aus Egoismus wohlthätig. Sie hielt's überhaupt mit dem Egoismus und gab sich nicht mit dem Mitleid ab. Die Menschen, so meinte sie, waren's ja gar nicht wert, daß man sich um sie kümmert, die dummen Menschen. Es brauchte ja gar keine armen Leute zu geben. Wenn sie alle so gescheit wären wie Fräulein Christel und hübsch für sich allein blieben, dann gab es keine Sorgen um kranke Familienväter, um ein Häuflein unversorgter Kinder, um Essen und Trinken und Miete und Holz und Kohlen und tausend andre Dinge. „Für sich!" da konnte jeder zurechtkommen, da gehörte nicht viel dazu. Alles Elend kam von der Heiraterei. Nun ja, das geht ja wohl nicht anders — geheiratet muß sein. Das ist einmal so, aber die dummen Menschen sollten dann kein Mitleid verlangen von dem klugen Fräulein. Ein freundliches Wort hörten ihre Mieter also nie von ihr. Sie verkehrte nur durch Vermittlung ihrer alten Magd Rieke mit ihnen. Unbedingtes Sichfügen in die Hausordnung, Sauberkeit und Ruhe, weiter verlangte Fräulein Christel nichts von ihnen, im übrigen konnten sie ihr gesund bleiben! Aber das war's ja gerade. Augenblicklich war alles krank da oben, der Mann sogar tot, die Mutter „zum Auslöschen" und die drei Kinder, die hatten den Stickhusten — es war zum Erbarmen, für weichherzige Menschen nämlich, nicht für Fräulein Christel; die zaukte nur über die heillose Wirtschaft da oben — was hatte der Mann zu sterben, die Frau krank zu sein? Und wenn sie, Fräulein Christel, schon seit Wochen jeden Morgen einen Topf voll heiße Milch hinauf schickte, so geschah das eben nur, damit das entsetzliche Gehuste aufhören sollte, das fiel ihr nämlich auf die Nerven. Und daß sie die Kosten für die Beerdigung trug, das war am Ende auch selbstverständlich. Gott, begraben mußte der Mann doch werden, und ihre alte Rieke that ja den Mund nicht zu davon, wie die kranke Frau

Digitized by Google

jammere, daß ihr Mann nur ein Armenbegräbnis haben solle, und er sei doch von so guten Eltern. Sein Vater sei Kirchendiener gewesen. Und nun ein Armenbegräbnis! Es war ja kindisch von der Frau, die sollte doch lieber um ihre drei unversorgten Würmer jammern, als um den toten Mann und sein Begräbnis! Als ob etwas darauf ankäme, wie so 'n Mann begraben wird. Wo es besser gar keine Männer gäbe! Aber es störte Fräulein Christels Behagen, wenn sie dachte, daß oben die kranke Frau sich kümmerte und grämte, und so — Gott, auf das Geld kam's ihr ja nicht an — so mochte es sein. Aber natürlich, da hing noch so mancherlei dran. Zu einem ordentlichen Begräbnis gehören auch Kränze, und wer sollte den Leuten, die erst ein paar Jahre hier wohnten, welche schicken? Rieke mußte schon ein halb Dutzend bestellen. Und wenn auch die Frau, krank, wie sie war, nicht mit zur Leiche konnte, für die Kinder schickte sich's doch. Und bei Stickhusten schadet die frische Luft nicht, im Gegenteil. Natürlich kein Fetzchen zur Trauer vorhanden. Die Rieke meinte, für das kleine Mädchen würde die Nähkathrine schon ein schwarzes Röckchen zusammenflicken, wenn Fräulein Christel nur den Stoff besorgen wollte, und die zwei Buben, die brauchten eben nur schwarze Mützen und einen Flor um den Arm. Und natürlich, für das Mädchen was auf den Kopf und ein schwarzes Schürzchen und ein Halstuch für alle Tage. Dann haben sie's gleich, wenn's die Mutter „ausmacht", denn die lebt keine paar Wochen mehr, so meint die Rieke.

Fräulein Christel ist wütend. Das könnte ihr passen, noch eine Leiche im Haus! Und die Kinder, himmelschreiend! So geht's aber. Da machen sich die Eltern davon und lassen die Würmer da, ohne für sie gesorgt zu haben. Na ja, dafür giebt's am Ende Waisenhäuser. Nur kann Fräulein Christel Waisenhäuser nicht leiden. Waisenhäuser sind ihre Antipathie von jeher. Sie hatte nämlich als Kind einmal ein sehr weiches Herz gehabt, ehe das mit dem Leutnant kam, und dieses weiche Kinderherz hatte unendlich gelitten beim Anblick der verschüchterten, blassen Waisen mit den trüben Augen und den groben Anzügen, die alljonntäglich in die Kirche geführt wurden und mit so eigentümlich stumpfen Gesichtern der Predigt zuhörten. Es giebt jedenfalls andre Waisen, lustige, vergnügte, warum nicht? Das Fräulein Christel kannte eben nur solche trübseligen, und sie konnte die Antipathie nicht los werden, trotzdem ihr Herz hart geworden war. Es war demnach purer Egoismus, daß Fräulein Christel von nun an jeden Tag die kräftigsten Suppen und Fleischspeisen kochen ließ und der kranken Frau und den Kindern hinaufschickte. Denn natürlich, wenn die Würmer die Mutter essen sahen, würden sie auch haben wollen. Vielleicht auch, daß bei kräftiger Ernährung der häßliche Husten eher aufhörte, der Fräulein Christel mitunter im Schlaf störte. Sie schickte auch Eier und Wein und alles sonst, was zur Krankenkost gehörte, hinauf. Ja sie that sogar etwas, was sie recht schwer ankommt; sie fragt den Armendoktor, dem sie auf der Treppe begegnet und mit dem sie noch nie gesprochen hat — sie vermeidet es so viel als möglich, mit männlichen Wesen zu reden —, ob für die Frau noch etwas extra zu thun sei, daß sie wieder zu Kräften käme. Aber der schüttelt den Kopf: „Da ist nichts zu machen. Höchstens noch drei Wochen! Aber zum Glück ahnt's die Frau nicht; das Sterben müßte ihr sonst schwer werden, wenn sie ihre drei hübschen Kinder ansieht." So meint der gutmütige Mann, und dann geht er, höflich grüßend. Also wirklich, die Frau muß sterben, und die Kinder, die sind dem Waisenhaus verfallen! Hübsche Kinder, hat der Doktor gesagt. Komisch, Fräulein Christel weiß gar nicht, wie sie aussehen, sie kann Kinder überhaupt nicht leiden. Wozu auch? Sie hat's ja nicht nötig. Eine alte Jungfer braucht sich nicht um Kinder zu kümmern. Trotzdem fragt sie an demselben Abend noch die Rieke, was das eigentlich für Kinder wären da oben, und die meint: „Gar nicht unrecht, besonders das Mädelchen; das ist ein zu liebs, herzigs Dingelchen. Die Buben, nun, das sind eben Buben, da ist nicht viel zu sagen," — was Fräulein Christel sehr begreiflich findet. Buben — jetzt Buben und später Männer — falsche Verräter wie er, der die Schuld trägt an ihrem Menschenhaß, die Schuld daran, daß sie nach nichts mehr fragt als nach ihrem eignen Behagen. Um die Buben soll sie sich am Ende auch noch sorgen? Fällt ihr nicht ein. Aber das Mädchen könnte sie sich einmal ansehen. Es muß doch was dran sein, wenn's die Rieke so lobt. Die Rieke ist im allgemeinen auch nicht für Kinder. Und so ruft Fräulein Christel das kleine Mädchen einmal zu sich, als sie es mit seinen flüchtigen Schritten auf der Treppe hört. Wirklich ein nettes Ding! Und so zutraulich. Nennt sie gleich „gutes Fräulein". Na, da irrt sich die Kleine freilich gewaltig. „Gut? Ich bin gar nicht gut!" schreit sie das Kind an. Aber das erwidert ganz unerschrocken: „Doch, Mutter sagt, Sie thäten unser guter Engel sein, und Mutter lügt nicht."

Fräulein Christel lacht, das heißt, sie möchte lachen, so recht spöttisch und hart; aber, seltsam, es steigt ihr ganz heiß in die Augen. Das kommt davon, wenn man sich mit so 'nem fremden Kind einläßt, mit so 'nem fremden Kind, welches bald eine Waise sein wird und sie einen guten Engel nennt! Das dumme kleine Ding, das nicht weiß, wie sie, Fräulein Christel, das alles nur thut, um sich Ruhe zu verschaffen und Behagen. Denn darauf hat eine wohlsituierte alte Jungfer, die für keinen Menschen zu sorgen hat, ein gegründetes Anrecht, natürlich. Aber das hübsche, zutrauliche kleine Mädchen hat's ihr angethan. Jeden Tag ruft sie's nun herein und freut sich an seinem kindlichen Geplauder und an seinen blauen Augen und den goldenen Löckchen. Es

Digitized by Google

spricht immer so zärtlich von der Mutter, wie schön es sein wird, wenn die erst wieder ganz gesund ist, und von den Brüdern, die es, ein Jahr älter als der größere, förmlich mütterlich zu umsorgen scheint. „Darf ich die Buben nicht mal mitbringen?“ So fragt's einmal, aber da kommt's schon an. „Nein!“ Kurz und hart. Was hat Fräulein Christel mit Buben zu schaffen?

Und dann stirbt die Frau oben. Ganz schmerzlos, ahnungslos schläft sie ein. Die Rieke ist dabei gewesen. Fränlein Christel hat die Rieke ganz oben gelassen in der letzten Zeit. Sie hätte ja am Ende nicht ruhig schlafen können im Gedanken, da oben liegt eine kranke Mutter und muß sterben, ohne jemand neben sich als die Kinder. Und ihren Nachtschlaf kann Fräulein Christel nun einmal absolut nicht entbehren.

Was nun? Was mit den Kindern? Der Armenpfleger erscheint, und natürlich, da ist kein andrer Rat, die Kinder müssen ins Waisenhaus, alle drei. Es ist niemand da, der für sie zu sorgen verpflichtet wäre, das hat der Mann in seiner Krankheit schon erklärt. Eine schöne Last für den Stadtsäckel! Aber nichts dran zu ändern. So geht's mit dem Zuzug von außen. Die Gesellschaft hätte auch bleiben können, wo sie war, da irgendwo hinter Berlin! Nun hat man die Kinder auf dem Hals. Aber gegen das Gesetz ist nichts zu machen.

Fräulein Christel stimmt diesem Raisonnement vollkommen bei, nur meint sie, bis nach der Beerdigung sollten die Kinder noch im Haus bleiben, das sei doch in der Ordnung, und Rieke würde nach dem Rechten sehen. Und für die Kosten der Beerdigung wolle sie, Fräulein Christel, aufkommen. Nun ja, um so besser, stimmt der Armenpfleger zu. Nachher, wenn die Mutter einmal unter der Erde, gewöhnen sich die Kleinen auch leichter im Waisenhaus.

Die Frau ist begraben, am andern Morgen sollen die Kinder abgeholt werden. Fräulein Christel atmet auf — es war doch eine rechte Unruhe und Störung seither — immer hatte man an die da oben zu denken, anstatt an sich, wie man's gewöhnt war. Trotz dieser behaglichen Aussicht kann Fräulein Christel in der Nacht gar nicht schlafen, sie sieht immer das kleine Mädchen vor sich, die blauen Augen voll Thränen, den rosigen Mund zum Weinen verzogen. Das ist ja natürlich, jetzt in der Trauer um die Mutter. Aber so wird's nun vielleicht bleiben. Das nette kleine Ding — es würde vielleicht nie wieder lachen lernen! Der Gedanke daran stört Fräulein Christel gewaltig, und sie ist nicht im stande, sich auf die ruhigen Tage ungestörten Behagens zu freuen. Das soll nicht sein, das Kind soll nicht im Waisenhaus verkommen. Sie will's nicht. Es ist ja nur ein kleines Mädchen. Das geht am Ende. Wär's ein Junge, um keinen Preis, doch ein Mädchen, und man wird älter, und — ach Gott — so verlassen wird man sein!

Fräulein Christel sitzt im Bett, und die hellen Thränen laufen ihr über die Wangen, und sie fühlt ein großes Mitleid mit sich selbst. Und nur im Gefühl dieses Mitleids mit sich selbst beschließt sie, das Mädchen soll nicht ins Waisenhaus, es soll bei ihr bleiben, und sie will's aufziehen als ihr eigen Kind. Und nach gefaßtem Entschluß schläft sie endlich ein.

„Und die Buben?“ So fragt die Rieke, als sie der am Morgen ihren Entschluß kund thut.

„Die Buben? Nun, die kommen ins Waisenhaus, natürlich. Wie kann Sie nur so dumm fragen, Rieke! Sie denkt doch nicht etwa gar — ich — aber nein, so dumm ist Sie doch nicht. Buben! Das sollte mir einfallen!“

„Ach Gott, ne, Fräulein Christel, so meint' ich's ja auch gar net. Ich meint' halt nur, das Mädel, es hängt so an den Brüdern. Und die, nein, wirklich, so was giebt's gar net noch einmal, wie die für das Schwesterle sind, die Buben! Und da meint' ich halt, 's wär' besser, sie blieben zusammen. Aber daß ich Ihnen das zumuten sollt', Gott soll mich bewahren! 's war ja nur so 'n dummer Einfall. Und das Mädele ging am End' lieber ins Waisenhaus, als daß es —“

„Halt Sie 's Maul, ich will nichts mehr hören!“

So schreit Fräulein Christel, ganz braun im Gesicht vor Zorn, die Rieke an. „Es ist doch zu toll. Das kleine Mädchen soll lieber ins Waisenhaus wollen, der Buben wegen, als bei mir bleiben im warmen Nest?! Geh Sie sofort hinauf und sage Sie's dem Kind, es solle nicht ins Waisenhaus, ich wolle es ganz bei mir behalten. Sie wird sehen, es wird mir Freuden bereit sein.“

Nach kurzer Weile erscheint Rieke wieder, verhaltenen Triumph im Antlitz.

„Nun?“

„Hm, halt so, wie ich mir's gedacht hab'! Das Mädele hat's nicht grad' gesagt, aber das kennt' jeder sehen, gefreut hat sich's nicht, und die Buben, die haben laut gebeult, und ich bleib' dabei, 's ist besser, sie kommen alle drei ins Waisenhaus —“

„Hab' ich Sie um Ihre Meinung gefragt? Sie hat's eben dumm angefangen, Sie — nun geh' ich selbst.“ Das will sie doch mal sehen, ob solcher Unverstand möglich ist. Sie eilt die Treppe hinan, so schnell, daß sie vor der Thür erst eine Weile stehen bleiben muß, um zu Atem zu kommen. Die Thür ist nur angelehnt, und so hört sie das Mädchen sprechen: „Nun ist die Mutter schon ganz im Himmel beim Vater, und ich wollt', wir thäten auch dort sein. Nachher wär's aber schön! Nachher thäten wir all zusammen sein, der Vater, die Mutter und ihr und ich! So müßt ihr nun halt ins Waisenhaus, und ich soll beim Fräulein Christel bleiben. Die Fräulein Christel ist ja arg gut, die Mutter hat's auch gesagt, aber so ganz allein, wenn ich mit ihr bin, da fürchtet' ich mich doch ein bißchen —“ Und dann hört die Lauscherin ein dreistimmiges Schluchzen zum Erbarmen!

Digitized by Google

„So, also fürchten thut sich's! Das wird ja immer besser! Und da soll ich ruhig schlafen, wenn ich weiß, das Dingle fürcht' sich da neben mir und sehnt sich nach den Brüdern! Nein, dafür dank' ich, dazu ist mir mein Schlaf doch zu lieb. Da mag's in Gottes Namen mit den Bengelu ins Waisenhaus. Und sie reißt die Thür ganz weit auf. Da sitzen die drei auf der Ofenbank, eng umschlungen, ein Häufchen Unglück. Sie bemerken die Eintretende erst gar nicht, bis die ruft: „Hört nur auf zu heulen, ihr sollt ja gar nicht auseinander — ich — ich — behalt' euch alle drei; aber das sag' ich euch, ihr Buben, gnad' euch Gott, wenn ihr nicht folgt! Wollt ihr mich wohl los lassen, wollt ihr —"

Aber sie thun's nicht, und Fräulein Christel erträgt's nicht nur, daß die Buben jetzt schon nicht folgen, sondern sie ohne Scheu umklammern und ihre Hände streicheln, sondern sie freut sich sogar darüber und meint, nie etwas Schöneres erlebt zu haben, selbst nicht zur Zeit des Leutnants, als in diesem Augenblick! Eine ganz wunderliche Person, das Fräulein Christel!

Die verflossene Jagdsaison.

Eigentlich ist es nicht ganz weidmännisch, von einer Jagdsaison zu sprechen. Denn der gerechte Jäger im gutbesetzten Revier kennt keine jagdlose Zeit, und in den Monaten, in denen er weniger als sonst den Finger krumm macht, schafft ihm das Vertilgen des Raubzeugs, sowie das Hegen der seiner Obhut unterstellten Wildbahn reichliche Beschäftigung. Der Begriff „Jagdsaison" gilt nur für die „Herren Jäger" aus der Großstadt, die im Herbst ihre Schrotspritze von der Wand herabholen, um Hühner und Hasen zu schießen, wobei das Treffen nicht immer mit einbegriffen ist, und die dann in den Frühjahrsmonaten eine lange Pause eintreten lassen, um erst zur Eröffnung der Entenjagd wieder das Land unsicher zu machen. Auch der Wildbret kaufenden Hausfrau ist der Begriff „Jagdsaison" geläufig. Sie bezeichnet damit die Herbst- und Wintermonate, wenn Hasen-, Reb- und Schneehühner in großen Massen vor den Kaufläden aushängen und sie daran erinnern, daß es an der Zeit ist, dem Hausherrn einen wohlbereiteten Wildbraten auf die Tafel zu setzen.

In diesem Sinne will auch ich den Ausdruck „Jagdsaison" anwenden, aber gleich hinzufügen, daß ich kein fröhliches Jagdgeschrei erheben werde. Und daran ist das Wetter schuld. Im vergangenen Sommer hatten die Jäger alle Ursache, auf eine gute Ernte von wohlgepflegter Wildbahn zu hoffen. Die Hühner waren in der Lege- und Brutperiode durch keine Platzregen gestört worden, das Gesperre fiel gut aus und versprach starke Völker zur Eröffnung der Jagd. Auch die „Krummen", wie der Weidmann mit Vorliebe Meister Lampe nennt, ließen sich gut an, denn in vielen Gegenden war der Märzhase, der im Herbst als „Treiläufer" im Gewicht von fünf bis sechs Pfund einen zarten Braten abgiebt, aber noch mehr wert ist, weil er im September selbst schon wieder „setzt", d. h. Junge bringt, hoch gekommen, und das bedeutet eine wesentliche Bereicherung der Wildbahn.

Da kam das Wetter und machte einen Strich durch die glatte Rechnung. Im Juli und August fiel, wenigstens in der norddeutschen Tiefebene, starke Hitze ein, die das Getreide schnell zur Reife brachte und alles Kraut, das den Hühnern Deckung bot, verdorren ließ. Und als die Jäger bei Eröffnung der Jagd hinauszogen, da „hielten" die starken Völker auf den kahlen Feldern nicht mehr, sondern standen vor den revierenden Hunden in weiter Entfernung auf, so daß es kaum möglich war, einen Schuß anzubringen. Nur da, wo einsichtige Jagdherren durch Anpflanzungen von Ginster und Brombeeren für künstliche Deckungen gesorgt hatten, gab's gute Jagd und herzerfreuendes Weidmannsheil. Natürlich kann diese kleine Betrachtung nicht jedem Gebiet im einzelnen gerecht werden. Darum sei nur kurz hinzugefügt, daß manche Gegenden, wie z. B. Schlesien und Sachsen, nach den vorliegenden Berichten recht zufriedenstellende Resultate der Hühnerjagd aufzuweisen hatten.

Der Ertrag der Hasenjagd dagegen blieb fast durchweg nicht nur weit hinter den Erwartungen, sondern auch hinter den Ergebnissen früherer Jahre zurück. Mit vollem Recht gilt seit einigen Jahrzehnten das Erlegen der Hasen auf der Suche für unweidmännisch. Es werden nämlich auf der Suche stets mehr Mutterhasen geschossen als Raumler. Altmeister Diezel war der erste, der diese Beobachtung machte. Seitdem ist sie über jeden Zweifel hinaus festgestellt. Und da bei dem Volk der Löffelträger das stärkere Geschlecht ohnehin sehr überwiegt, bedeutet das vermehrte Abschießen der Mutterhasen, die fester zu liegen pflegen als die vorsichtigen Rammler, eine direkte Schädigung der Wildbahn. Aus dem Begriff des Unzweckmäßigen hat sich schnell derjenige des Unweidmännischen herausgebildet, und die meisten Jagdherren lassen deshalb auf der Suche nur die notwendigsten Küchenhasen erlegen. Sie sparen sich das Vergnügen und das Einheimsen der Ernte für einige große Treibjagden im Walde und Kesseltreiben auf dem Felde auf.

Zu der verflossenen Jagdsaison hatten sie damit Pech. Schon in der ersten Hälfte des November fiel das mit stürmischen Westwinden verbundene Regenwetter ein, das mit einer kurzen Unterbrechung die ganze Jagdzeit hindurch angehalten hat. Die Kalendermacher haben diese „Wintermonate" mit ihrem abnormen Wärmeüberschuß in ihren Aufzeichnungen rot angestrichen. Die Jäger dagegen haben sie mit einem recht dicken schwarzen Strich in ihrem Kalender vermerkt! Und mit Recht; denn bei dem stürmischen Regenwetter ließ sich der Hase im Walde nicht treiben, und auf dem Felde verbot sich das Kesseltreiben von selbst, wenn man nicht den stark eingegrünten Saaten durch Zertreten des aufgeweichten Bodens unermeßlichen Schaden zufügen wollte. So ist es gekommen, daß auf großen, reichbesetzten Revieren kaum eine halbwegs ergiebige Treibjagd abgehalten werden konnte. Ein Fall, der wohl seit vielen, vielen Jahren nicht vorgekommen ist.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dabei hat die abnorme Witterung dem Wildstand mehr geschadet als genutzt. Die Tiere des Waldes und Feldes sind durch ihr Federkleid oder ihren Pelz hinreichend geschützt, um einen mäßig kalten Winter ohne Schädigung überdauern zu können. Aber die ewige Nässe von oben und unten ist viel schlimmer als Frost, und die Feuchtigkeit der Aesung hat bereits recht traurige Folgen hervorgerufen. Kommt nun noch ein böser Nachwinter, dann ist in weiten Strecken des Reiches der ganze Wildstand aufs äußerste gefährdet. Das ist nicht nur aus humanitären Gründen zu bedauern, sondern es bedeutet auch eine starke Einbuße an nationalem Vermögen, wenn die freie Wildbahn, die alljährlich nach vorsichtiger Abschätzung einen Ertrag von sieben bis acht Millionen Mark liefert, auf die Hälfte ihres Bestandes reduziert wird. Deshalb seien auch an dieser Stelle alle diejenigen, die es angeht, an die erste und höchste Pflicht des Weidmanns gemahnt: dem Wild durch reichliche Fütterung über die schwerste Zeit seines Kampfes ums Dasein hinwegzuhelfen. Es wird ihnen tausendfach gelohnt werden!

Von der hohen Jagd, zu der ich alles Wild rechne, dem nach weidmännischem Gebrauch die Kugel gebührt, ist nichts Besonderes zu vermelden, wenn man nicht die Thatsache verzeichnen will, daß eine Wildbahn von 2000 Köpfen Damwild im Grunewald bei Berlin zur Strecke gebracht wird. Das Kaiserliche Hofjagdamt hat sich entschlossen, den ganzen Bestand abzuschießen, die hohen Drahtzäune abzubrechen und den Waldkomplex den erholungsbedürftigen Bewohnern der Reichshauptstadt als freien Tummelplatz zu überlassen. Bei dem ersten eingestellten Jagen, an dem der Kaiser teilnahm, wurden über 700 Stück erlegt, und die Wildhändler Berlins hatten Not, diese gewaltige Menge Wildbret an die Haussfrau zu bringen. Mit dem edlen Weidwerk hat dieser ganze Vorgang nicht viel zu thun; er ist nur die Begleiterscheinung einer lukrativen Terrainspekulation, die der preußische Fiskus mit Aufteilung der Domäne Dahlem am Rande des Grunewaldes unternommen hat.

Weit interessanter sind zwei jagdliche Ereignisse der verflossenen Saison, die auch aus andern Gründen verzeichnet zu werden verdienen. Das eine ist die Erlegung eines Luchses in der ostpreußischen Schoreller Forst. Sie liegt in dem Kreise Pillkallen unweit der russischen Grenze. In ihrem nördlichen Teil liegt die „große Plinis“, ein 14 Quadratkilometer großes Hochmoor, aus dem die Jnster, ein Quellfluß des Pregels, entspringt. Nur zwerghafte Kiefern und Birken erheben sich über die weite Fläche, die mit wildem Rosmarin, hartem Gras und dem niedrigen Gesträuch der Trunkelbeere bedeckt ist. Der übrige Teil der Forst enthält ganz prächtige Bestände von starken Eichen und Buchen, mit Tannen untermischt und vielfach unterbrochen durch saftige Wiesenflächen, auf denen der reiche Bestand an Rehen äst.

Schon im Oktober merkten die Grünröcke, die mit litauischen Wilderern einen aufreibenden Kampf zu führen haben, an den vielen gerissenen Rehen, daß ein unheimlicher Gast bei ihnen eingekehrt sei. An der Art, wie das Raubtier seine Beute schlug, war sofort zu ersehen, daß man es nicht mit Wölfen zu thun hatte, die in den Wintermonaten nicht gar zu selten eine kleine Vergnügungsreise aus ihrer russischen Heimat nach Ostpreußen unternehmen. Es konnte nur ein Luchs sein, der so viel Unheil anrichtete. Es ist die größte Katzenart, die noch auf europäischem Boden ihr Wesen treibt. Jn Deutschland ist sie schon lange als Standwild ausgerottet, nur ab und zu erscheinen Ueberläufer, die weite Reisen unternehmen, wie z. B. der Luchs, der in den achtziger Jahren im Harz erlegt wurde.

Jn Ostpreußen war im Jahre 1862 ein starker Luchs in der Rominter Heide bemerkt worden. Aber es war schwer, ihm beizukommen, denn große Strecken des prächtigen Bestandes waren infolge des großen Nonnenfraßes in sich zusammengebrochen und boten dem Raubtier unzugängliche Verstecke. Erst im nächsten Jahre gelang es, durch unaufhörliches Treiben den Luchs zur Strecke zu bringen. Ein zweiter wurde 1887 in derselben Forst erlegt. Der Held der verflossenen Jagdsaison nun sollte sich nicht lange seines Daseins auf deutscher Erde erfreuen. Schon in den ersten Tagen des November fiel so viel Schnee, daß man bei der „Neuen“ den Räuber einkreisen und treiben konnte. Aber erst am dritten Tage kam er ins Feuer und wurde mit acht Schüssen zur Strecke gebracht. Es war ein männliches Exemplar von mehr als einem Meter Länge.

Alle diese schlimmen Gäste stammen aus der 1224 Quadratkilometer großen Bialowizer Heide im russischen Gouvernement Grodno, in der sie noch als Standwild hausen. Aus demselben Waldkomplex stammt auch das andre Wild, dessen Erlegung auf deutschem Boden zu den seltensten jagdlichen Ereignissen zählt. Es ist der Wisent, ein naher Verwandter des amerikanischen Bison, der ja auch seiner Ausrottung in freier Wildbahn entgegengeht. Jm Mittelalter beherbergte Deutschland noch zwei Arten wilder Stiere, nämlich außer dem Wisent den Auerochsen, den Stammvater unsers Hausrindes. Erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurden die letzten Exemplare dieser mächtigen Wildart in Ostpreußen erlegt. Auch der Wisent wäre schon längst diesem Schicksal, das ihm die vordringende Kultur des Bodens bereiten muß, verfallen, wenn ihm nicht die russische Regierung in dem gewaltigen Urwald von Bialowicze eine Freistatt bereitet hätte. Jm Jahre 1803 wurde das ganze Gebiet für unantastbar erklärt, Waldhüter wurden bestellt und Bauern ringsum angesiedelt, denen die Verpflichtung obliegt, das Winterfutter für das gehegte Wild zu beschaffen. Trotzdem geht der Bestand von Jahr zu Jahr zurück, er beläuft sich jetzt auf etwa 400 Köpfe, während noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts über 700 gezählt wurden. Es handelt sich eben um eine absterbende Rasse, die sich durch keine Kunst erhalten läßt.

Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß der dunkle Urwald mit den unzugänglichen Sümpfen einer Wildart nicht zusagt, die ihrer Beschaffenheit nach, wie der amerikanische Bison, auf die weite Grassteppe angewiesen ist. Jn dieser Ansicht wird man noch bestärkt, wenn man von den Erfolgen hört, die Fürst Pleß, der Oberstjägermeister des Kaisers Wilhelm, mit der Pflege des Wisent auf deutschem Boden erzielt hat. Aus wenigen Paaren, die vom russischen Kaiser geschenkt wurden, hat sich im Mezerzitzer Walde in Schlesien eine stattliche Herde entwickelt, die jetzt bereits den Abschuß zweier alten Bullen gestattete. Das seltene Vergnügen war dem Kaiser vorbehalten, der dadurch seinen zahlreichen Jagdtrophäen zwei kostbare Stücke hinzufügte. Die

Digitized by Google

zottigen Decken mit den mächtigen Köpfen sind sorgfältig präpariert; sie werden wahrscheinlich das Jagdschloß in Rominten zieren, wohin auch der ausgestopfte Luchs gewandert ist.

Die Zeiten sind vorüber, in denen der germanische Recke mit Speer und Schwert den wilden Urstier bestand. Aus leichtem Rohr versendet jetzt der Jäger mit sicherer Hand auf mehr als zweihundert Schritte das todbringende Blei. Geradezu unheimlich ist die Wirkung der modernen Feuerwaffen mit Blättchenpulver und Teilmantelgeschoß, so daß man beinahe berechnen kann, wann der letzte Hirsch zur Strecke gebracht sein wird. Glücklicherweise hat der Weidmann inzwischen gelernt, daß er dem Wilde gegenüber nicht nur das Recht des Tötens, sondern auch die Pflicht des Hegens auszuüben hat. Und er erfüllt diese Pflicht freudigen Herzens. Darum gebührt allen weidgerechten Jüngern St. Hubertis ein kräftiges Weidmannsheil!

Fritz Skowronnek.

Kann die Rindertuberkulose Menschen tuberkulös machen?

Eine hygienische Tagesfrage.

Seitdem Robert Koch auf dem vorjährigen Tuberkulosekongreß zu London erklärt hat, die Rindertuberkulose (Perlsucht) und die Menschentuberkulose, deren Bazillen man bisher für identisch hielt, seien verschieden, geht eine Bewegung durch die Aerztekreise, die ihre Wellen weit über diese hinaus bis in alle Kreise der Bevölkerung trägt. Denn auch der Laie fühlt, daß, wenn der Bazillus der Perlsucht nicht mehr durch Milch und Fleisch auf den Menschen übertragbar ist, nicht mehr bei ihm haftet und eine Infektion durch bazillenhaltige Nahrungsmittel als unmöglich bezeichnet wird, damit das Bauwerk der gesundheitspolizeilichen Gesetze und Verordnungen, welches gerade auf der Entdeckung des Bazillus mühsam begründet wurde und anscheinend unantastbare Forderungen der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege aufstellte, in sich zusammenstürzen muß.

Die Hygiene fußt auf der Wissenschaft, in diesem Fall auf der Bakteriologie und der pathologischen Anatomie. Wird von dieser Seite jede Gefahr bazillenhaltiger Nahrung negiert, so hat die Hygiene, hat der Staat, die sich nicht mit unnötigen medizinalpolizeilichen Vorschriften abgeben können, einfach die Pflicht, von jetzt an Milch, Butter, Fleisch völlig freizugeben, speziell die Verwendung der Milch in rohem Zustande, vor der sie bisher warnten, als für die Menschen und insbesondere für die Kinder völlig unbedenklich zu bezeichnen.

Welche ungeheure Verwirrung und Umwälzung diese logische Schlußfolgerung mit sich bringen würde, braucht nicht erst ausgemalt zu werden. Selbst wer die bisherige Bakterienfurcht als übertrieben ansieht, wird vor diesem Umschlag in das Extrem zurückschrecken und sich ernstlich die Frage vorlegen: Ist es wirklich gleichgültig, ob die Kinder (und um diese handelt es sich doch in erster Linie, da sie im ersten Jahre fast ausschließlich mit Kuhmilch ernährt werden) Milch perlsüchtiger Kühe erhalten? Ist alsdann überhaupt noch die diagnostische Tuberkulininjektion und veterinärärztliche Kontrolle des Milchviehs nötig? Ist dann Sorhlet nur noch eine historische Reminiscenz, das Sterilisieren, Pasteurisieren oder Abkochen ein überwundener Standpunkt? Und ist nicht dann auch die Beanstandung des Fleisches perlsüchtiger Rinder ebenso hinfällig, wie die Verwerfung der von perlsüchtigen Kälbern gewonnenen Lymphe?

Man muß also zu der Frage: „Perlsucht und Tuberkulose" Stellung nehmen. Vor allem sei ein kurzer geschichtlicher Rückblick gestattet, obwohl ja die Entdeckung des Tuberkelbazillus erst 20 Jahre zurückliegt. Den Ruhm der Volkstümlichkeit als Entdecker dieses Krankheitserregers hat Robert Koch, und in der That gebührt ihm sehr wohl dies Verdienst, sowie dasjenige der genial ersonnenen Färbe- und Reinkulturverfahren, sowie des Tuberkulin. Als Bakteriologe und Hygieniker zog er mit Energie die praktischen Konsequenzen bezüglich der Gesundheitspflege. Demnach gebietet es die historische Gerechtigkeit, festzustellen, daß gleichzeitig mit Koch und völlig unabhängig von ihm ein hochbegabter pathologischer Anatom, der damals erst dreiundzwanzigjährige Prosektor zu Königsberg, Paul von Baumgarten, jetzt Professor in Tübingen, den Tuberkelbazillus entdeckt hat. Diese Duplizität der Ereignisse ist keine Seltenheit; in diesem Falle war es sehr erklärlich, daß von verschiedenen Seiten nach dem Krankheitserreger der Tuberkulose gesucht wurde. Baumgarten, dessen Bild wir bringen, geboren am 28. August 1848 zu Dresden, demonstrierte im Dezember 1881 seinem damaligen Chef, Geheimrat Neumann, sowie andern Sachverständigen den spezifischen Tuberkelbazillus und berichtete darüber 1882 gleichzeitig mit Koch.

Es ist noch unvergessen, wie Baumgarten, auf Einladung Ernst von Leydens, in dessen Laboratorium vor einem Kreise wissenschaftlicher Kapazitäten, unter denen sich auch Koch befand, seinen Bazillus demonstrierte, ein Befund, der von den Anwesenden vollkommen anerkannt wurde. Daß das parasitäre Agens der Tuberkulose gefunden war, hatten ihm Impfversuche sicher ergeben, so daß er schon 1882 im Verein für Innere Medizin zu Berlin den Satz aufstellen konnte: Ohne Tuberkelbakterien keine Tuberkulose und umgekehrt. Seit jener Zeit hat Baumgarten neben Koch unermüdlich und bis in die neueste Zeit hinein an der Erkenntnis der Tuberkulose gearbeitet. Die Reinzüchtung des Bazillus in der vorderen Augenkammer des Kaninchens, die Ermittlung vom mikroskopischen Bau des Tuberkels, die Lehre von der Vererbung der

Digitized by Google

Tuberkulose, von der Entwicklung der Tuberkulose aus bazillenhaltigem Blute und die Erforschung des Verhältnisses zwischen Perlsucht und Tuberkulose — alles dies haben wir dem verdienstvollen Forscher zu verdanken.

So sehen wir denn und können es mit Stolz sagen, daß zwei deutsche Gelehrte, Koch und Baumgarten, es gewesen sind, denen die Menschheit in erster Linie ihre heutigen Kenntnisse vom Wesen der Tuberkulose zu verdanken hat.

Kommen wir nun auf die für die allgemeine und individuelle Gesundheitspflege, zumal für die Hygiene künstlich aufgezogener Säuglinge eminent wichtige Frage zurück: Kann die Rindertuberkulose (Perlsucht) den Menschen tuberkulös machen? Bisher war dies gar keine „Frage", sondern es galt als ausgemacht, daß neben der Uebertragung des Bazillus durch die Atmung (und zwar meist durch vertrocknetes und verstaubtes Auswurf Schwindsüchtiger) auch die Infektion vom Darm aus, also durch bazillenhaltige Nahrungsmittel, möglich sei. Man hielt neben der aerogenen oder inspiratorischen Entstehungsursache der Tuberkulose, die als die überwiegend häufigste gilt, die enterogene, d. h. intestinale Entstehung doch auch für zweifellos. Aber jetzt, wo Koch selbst dieses Dogma zerstört, wo auch Baumgarten eine Infektion vom Darm aus für unwahrscheinlich hält, wo manche Aerzte es geradezu leugnen, daß die Fütterungstuberkulose überhaupt existiert, ist man doch zur Klärung der immer noch nicht gelösten Frage berechtigt, ja verpflichtet.

Die Frage ist eine für alle Kreise der menschlichen Gesellschaft, welche Milch, Milchprodukte oder Fleisch genießen, sehr bedeutungsvolle, in erster Linie für das Kindesalter. Hier handelt es sich um eine Angelegenheit des Volkswohls, der Volksgesundheit, und selbstverständlich muß sich der Reichste wie der Aermste, welcher seine Kinder liebt, mit Horaz sagen: Tua res agitur, es handelt sich um deine eigne Sache, um deine und deiner Familie Gesundheit.

Durch zahlreiche Versuche ist Koch zu der Ueberzeugung gelangt, daß menschliche Tuberkelbazillen das Rind nicht infizieren, wenn es damit geimpft wird, daß aufs Rind nur Perlsucht übertragbar ist und diese nur Perlsucht erzeugen kann. Das ist ihm bewiesen für die Nichtidentität beider Krankheiten. Baumgarten und seine Schüler haben ebenfalls nach dieser Richtung hin viele Experimente gemacht. Er kommt gleichfalls zu dem Ergebnisse, daß die Menschheit von den in der Milch eventuell enthaltenen Perlsuchtbazillen kaum etwas zu fürchten hat. Menschliche Tuberkelbazillen haften im allgemeinen beim Rinde nicht, sondern nur Perlsuchtbazillen; ebensowenig lassen sich die letzteren auf den Menschen überimpfen, sie bewirken in der Regel bei ihm keine Tuberkulose. Doch sind nach Baumgarten die Akten darüber noch nicht geschlossen, da immer noch gewisse Ergebnisse der Ueberimpfung für die wenigstens ursprüngliche Identität sprechen. Wahrscheinlich nämlich stammen beide von einer und derselben Urform (etwa wie die echte Pocke und die Impfpocke). Aber diese anfänglich völlige Uebereinstimmung ging durch die Fortzüchtung in verschiedenen Körpern (Mensch und Rind) nach und nach verloren; infolge des verschiedenen Nährbodens wurden die Bazillen „umgestimmt", sie erhielten andre Eigenschaften, so daß gegenwärtig für den Perlsuchtbazillus der menschliche Organismus fremd, für die Fortpflanzung und Vermehrung wenig geeignet geworden ist.

Wie in einer Familie nach längeren Generationen einzelne Gruppen und Zweige trotz gleicher Abstammung allmählich einander ganz entfremdet sein, das Gefühl der Verwandtschaft verloren haben können, so ist es auch mit den Bazillen der Rinder- und Menschentuberkulose der Fall. Die Familienähnlichkeit besteht noch, aber viele Charaktereigenschaften sind im Laufe der Zeit infolge der verschiedenen Lebensverhältnisse verloren gegangen oder umgewandelt worden.

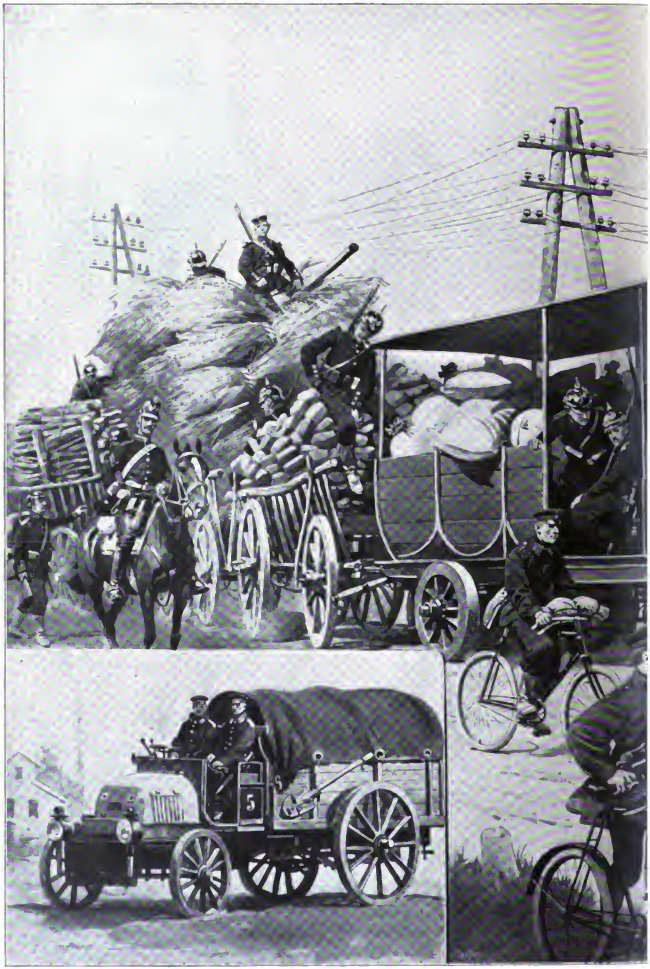
Da außerdem der Laboratoriums- und Tierversuch noch nicht beweisend für die Unschädlichkeit des Perlsuchtbazillus gegenüber dem Menschen ist, Versuche an diesem nicht statthaft sind und erst weitere experimentelle und klinische Beobachtungen, zumal am gesunden und kranken Kind, Licht über die noch dunklen Punkte der Entstehung der Menschentuberkulose verbreiten müssen, so folgt daraus, daß wir gut thun werden, bis auf weiteres die Vorsichtsmaßregeln nicht aufzugeben. So ganz einflußlos und unschädlich dürfte wohl Milch, die Perlsuchtbazillen enthält, nicht sein; sicher aber thut man besser, vorläufig auch diese durch Abkochen unschädlich zu machen und nicht, auf ihre Ungefährlichkeit bauend, dem Kinde die Milch roh zu geben. Zu Experimenten ist denn doch das Kind zu gut. Einer der ersten Hygieniker und Bakteriologen, B. Fraenkel, z. B. spricht sich ganz überzeugt dafür aus, daß wir unser Verhalten gegenüber den Nahrungsmitteln trotz der neueren Anschauungen der Bakteriologie nicht verändern dürfen, und viele Aerzte, viele Laien werden ihm darin zustimmen.

Professor Paul von Baumgarten.

Wer will entscheiden, ob ein Individuum mehr oder weniger empfänglich für Perlsuchtbazillen ist? Wer kann es leugnen, daß, wenn auch nicht häufig, Menschen durch den Genuß perlsüchtiger Nahrungsmittel tuberkulös geworden sind? Wir haben alle Ursache, Koch und Baumgarten für ihre 20jährige mühevolle Arbeit, die uns schon so viel von dem Wesen und den Ursachen der Tuberkulose erschlossen hat, dankbar zu sein. Was beide Bakterienforscher, ersterer als Hygieniker, letzterer als pathologischer Anatom, geleistet haben, sind feste Fundamente für die Lehre von der Tuberkulose; ihr Ausbau ist aber noch lange nicht vollendet. Bis dahin hat die Prophylaxis die Aufgabe, sicher zu gehen, in der Bekämpfung der Bakterien nicht zu ermüden und Nahrungsmittel mit tuberkuloseverdächtigen Bazilleuformen unschädlich zu machen.

Sanitätsrat Dr. Fürst-Berlin.

Digitized by Google



Daimler-Motorlastwagen (Fernsicht Cannstatt-Berlin 1901).

Automobile in d

Originalzeichnung von

Digitized by Google

Thornycroft-Dampfkastwagen (Manöver 1901). Generalstabs-Automobil (Manöver 1901).

r deutschen Armee.

dolf Wald. (Text S. 362.)

Digitized by Google

Automobile in der deutschen Armee.

(Zu der Abbildung Seite 360 und 361.)

Wie in allen größeren europäischen Armeen, vor allem der englischen und französischen, werden auch von der deutschen Heeresverwaltung schon seit einigen Jahren eingehende Versuche mit Automobilen der verschiedenartigsten Konstruktion gemacht, die die endgültige Einführung dieses neuen, wichtigen Kriegsverkehrsmittels bezwecken.

Fast täglich sieht man in Berlin und in der näheren und weiteren Umgebung Schönebergs Offiziere und Mannschaften der Eisenbahnbrigade mit den im Besitz der Versuchsabteilung der Verkehrstruppen befindlichen Automobilen Probe- und Uebungsfahrten unternehmen, und ebenso häufig begegnet man auf der Treptower Chaussee dem in flotter Fahrt dahinsausenden Daimler-Motor des im Südosten der Stadt kasernierten Telegraphenbataillons.

Im vorjährigen Kaisermanöver sind von den Verkehrstruppen zum erstenmal Versuche in größerem, dem Ernstfall gleichkommenden Umfang gemacht worden, die nur günstige Resultate ergaben. Im Kaisermanöver waren, wie das Militär-Wochenblatt seinerzeit berichtet hat, 10 Personenautomobile in Dienst gestellt, die sämtlich mit Benzinmotoren betrieben wurden. Ihre Geschwindigkeiten schwankten zwischen 40 und 65 Kilometern in der Stunde.

Den Generalstabsoffizieren und höheren Stäben haben diese schnellen Fahrzeuge bei weitgehenden Erkundungen hervorragende Dienste geleistet. Ebenso wertvoll erwiesen sie sich zur Befehls- und Nachrichtenübermittlung, sofern ein Feldtelegraph nicht zur Verfügung stand. Die bestberittenen Offiziere, die besteingerichteten Radfahrerrelais hätten kaum solche Leistungen aufweisen können, wie sie von den Automobilen selbst bei schlechter Witterung und recht ungünstigen Wegeverhältnissen spielend erreicht worden sind.

An Last-Automobilen wurden zwei Thornycroftsche Dampfrollwagen und zwei Fowlersche Dampfstraßenlokomotiven, wie sie von den Engländern in Südafrika mit Erfolg verwendet werden, eingestellt, welche den Truppen die Verpflegungsbedürfnisse aus den Manövermagazinen nachzuführen hatten. Man hofft durch Einführung des Last-Automobilbetriebs die großen Nachteile des Fuhrbetriebs für den Nachschub an Armeebedürfnissen aller Art auszugleichen: nämlich die sehr geringe Schnelligkeit in der Fortbewegung und die ungeheure Länge der Kolonnen und Trains, in denen eine ganze Anzahl Wagen nur für den Transport des Futters für die Trainpferde bestimmt ist. Im Kaisermanöver zogen die Lastselbstfahrer meist drei schwer beladene Lastwagen, die sie auf den Straßen trotz vieler schlechter Stellen und der sehr ungünstigen Witterung im allgemeinen sehr gut, auf kürzeren Strecken sogar über freies Feld fortbewegten. Größere Schwierigkeiten entstanden nur, wenn es galt, die Biwaksbedürfnisse von der Straße herunter auf die durch den Regen stark aufgeweichten Biwaksplätze zu schaffen.

Die Last-Automobile können nicht nur im Feldintendantur- und Etappendienst zum Nachschub von Verpflegungsbedürfnissen gute Dienste leisten; auch im Feldsanitätsdienst beim Verwundetentransport, im Feldpostdienst und zum Transport von Munition, schweren Geschützen, von Schanz- und Werkzeug für Belagerungszwecke wird man sie mit Erfolg verwenden können. Versuche mit Fahrzeugen, die für die einzelnen Zwecke besonders konstruiert worden, sind zurzeit im Gange.

Wie die Allgemeine Automobil-Zeitung berichtet, hat am 25. November vorigen Jahres ein Kommando der Eisenbahnbrigade mit acht von den Daimler-Werken zu Cannstatt zum Teil für artilleristische Zwecke gebauten Lastselbstfahrern eine Abnahme- und Uebungsfahrt nach Berlin angetreten, die an die Leistungsfähigkeit der Fahrzeuge und an die Geschicklichkeit des Fahrpersonals die höchsten Anforderungen stellte. Glatteis, starkes Gefälle, schlechte Waldwege mit tiefem Schnee boten im Thüringer Wald dem Kommando hinreichend Gelegenheit, die vorzügliche Konstruktion der Fahrzeuge zu erproben und gleichzeitig lehrreiche Erfahrungen zu sammeln, zumal da Probefahrten mit schweren Last-Automobilen in so schwierigem Gelände, namentlich bei tiefem Schnee, bis jetzt nur selten stattgefunden haben. X.

Im Hafen von New York.

(Zu unsrer farbigen Beilage.)

Die Reise des Prinzen Heinrich nach der Neuen Welt hat in besonderem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit auf New York gerichtet, ihre bedeutendste Stadt, die nach London zugleich der erste Handelsplatz der Erde ist. Unbeschreiblich großartige Eindrücke bietet für die ankommenden Fremden sogleich die Einfahrt in den wunderbaren Hafen, einen der schönsten der Welt. Nachdem die einfahrenden Schiffe den Leuchtturm von Sandyhook und das durch Forts befestigte Felsenthor der „Narrows“ zwischen Long-Island und Staten-Island passiert haben, gelangt man in den Außenhafen oder die Untere New York-Bai mit Tausenden von Schiffen und herrlichen Ufern, deren prächtige Villen den Reichtum und die Größe der Metropole der Neuen Welt bekunden, die sich nun allmählich vor uns erhebt. Zur Linken liegt Liberty-Island (früher Bedloes-Island) mit der auf unsrer Ansicht hervortretenden Riesenstatue der Freiheit (von Bartholdi), deren elektrisches Licht nachts weithin sichtbar ist; ferner die Ellisinsel, der Ausschiffungsort der Zwischendecks-passagiere. Auf der rechten Seite befindet sich Governors-Island, kaum 800 Meter von der Battery auf der Südspitze der Manhattan-Insel entfernt. Bisher hatten diese Inseln die Aussicht noch etwas beschränkt, nun aber taucht überwältigend und farbenprächtig der eigentliche Hafen mit seinem Mastenwald, dem Gewimmel der Dampfer, Schlepper, Fährschiffe, Segelschiffe und Kähne und das Häusermeer der Riesenstadt vor den staunenden Augen des Fremden auf. Dies erste Bild der Neuen Welt wird ihm für alle Zeit unvergeßlich bleiben.

Digitized by Google

Was ich am Nil erlebte.

Von

K. Zitelmann.

Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von Paul Heu.

Kairo, 20. März 1895.

Bevor ich dem Leser von meinem ewig denkwürdigen Aufenthalt im alten Theben erzähle, will ich mich ihm vorstellen, denn der moderne Mensch fängt bekanntlich immer mit sich selbst an. Ich heiße Hans Jäger, bin 29 Jahre alt und von der Natur mit einer ganz leidlichen Außenseite bedacht worden. Meines Zeichens bin ich Schriftsteller und halte mich selbst für ein vielversprechendes Talent. Wenn ich es noch nicht zu so viel Auflagen gebracht habe wie Kollege Sudermann, so hat doch einer meiner Romane schon die zweite erlebt, — und das ist in unsern Tagen immerhin ein Erfolg. Da ich mir aber vorgenommen habe, in dieser Geschichte nur die reine Wahrheit zu sagen, so muß ich gestehen, daß ich noch nichts von „Berühmtheit“ an mir bemerken konnte. In Deutschland schlug mich das sehr nieder, seitdem ich aber in Aegypten weile, habe ich diese Schwäche abgestreift. Es ist am Ende keine Schande, hier unbekannt zu sein. Ich kann doch nicht verlangen, neben dem großen Ramses genannt zu werden, von dem hier mehr die Rede ist als bei uns von Bismarck, obgleich er schon beinahe 4000 Jahre tot ist. Bismarck steht erst im einundachtzigsten Jahre, und das ist hier noch viel zu wenig. Selbst die Bücher, die man hier liest, schwanken im Alter zwischen 4000 und 6000 Jahren! Da haben meine wahrhaftig noch Zeit, und ich kann, gestärkt durch die Unsterblichkeit, die der Pentaur und Ptahhotep genießen, meiner eignen Berühmtheit hoffnungsvoll entgegensehen. Wer weiß, was die Zukunft bringen wird!

Und nun von meiner besseren Hälfte. Diesmal ist es aber keine weibliche, sondern mein Freund Paul, der es in der Berühmtheit schon etwas weiter gebracht hat als ich, denn er ist von einem Verleger in das Land der Pyramiden geschickt worden, um ein Reisewerk zu illustrieren. Ich habe ihn begleitet, denn wenn man solche Fahrt unternehmen will, thut man es schon besser zu zweien, und einen gemütlicheren Reisekameraden als Paul konnte ich auf der Welt nicht finden. Aus allerlei Gründen wünschte er zuerst in Theben zu malen, und so machten wir uns denn nach kurzem Aufenthalt in dem wunderschönen Kairo gleich auf den Weg nach Luksor, wo wir für einige Wochen unsre Zelte aufschlagen wollten. Dies mußte ich der Deutlichkeit wegen voranschicken, und nun lasse ich mein Tagebuch reden.

10. Januar 1895.

Seit fünf Tagen schwimmen wir auf dem Nil, der Billigkeit wegen nicht mit Cooks oder Gazes Passagierdampfern, sondern auf dem Postschiff, das an allen kleinen Orten anlegt.

Himmlische Tage! Während man daheim Schlittschuh läuft, fonnen wir uns hier auf dem Verdeck,

Five o'clock-tea im Garten des Luksor-Hotels

Wasserschöpferinnen und Waschterinnen in Luksor.

sie sich in kurzen Zwischenräumen zu beiden Seiten des Flusses wiederholen. Junge Nubier, deren nackte braune Glieder wie Bronze schimmerten, bedienten ihn. Während der eine das Schöpfgefäß ins Wasser niederläßt, gießt der andre das zweite hochgeschnellte Gefäß in die Leitungsröhre. Die schönsten Stunden sind die um den Sonnenuntergang herum. Dann entfaltet sich ein Farbenspiel, das, gemalt, völlig unwahrscheinlich sein würde. Doch das kann niemand malen. Wie gut verstehe ich, daß die alten Aegypter Sonnenanbeter waren! Grün, blau, rot, violett, orangegelb und karmesin glühen Himmel und Wasser. Die Spiegelung ist zauberhaft. Leise murmelnd rollen die schimmernden Wellen auf den Ufersand. In scharfer Silhouette heben sich die Palmen, die Umrisse der Dörfer gegen den leuchtenden Himmel ab. Auf dem Nildamm wandelt ein Zug Kamele dahin. — Und dazu eine Stille, ein Frieden! Schildern kann man das erst recht nicht. Die Sprache ist zu arm dazu! — Während die Sonne sich neigt, beginnt schon der wie ein Nachen daherfahrende Mond zu glänzen, der erst im Viertel steht und dessen volle Scheibe sich doch in klarem Umriß zeigt, wie wir sie bei Mondfinsternissen schauen. Langsam erblassen die wunderbaren Farben; der Hesperus erscheint, und bald ist das ganze Himmelsgewölbe besät mit Sternen, die sich im schwarzen Wasser des Riesenstromes spiegeln! Mein Gott, wie schön ist das! — Auch Paul öffnet seine Malerangen so weit wie möglich, um all die Pracht einzusaugen. Viel Worte giebt er seiner Begeisterung nicht, das überläßt er dem Schriftsteller, wie er sagt; aber man merkt es ihm doch an, daß es ihm an die Seele geht. Unten im Schiff, am Vorderende, hielten vorher die braunen Kerle, welche die Schiffsbesatzung bilden, ihren Gottesdienst ab. Wir hörten sie Gebete murmeln. Jetzt hocken sie um eine Laterne im Kreis am Boden, und ein Alter raucht die lange Wasserpfeife, während ein Jüngerer lebhaft erzählt. Welche Bilder!

Luksor, 11. Januar.

Heute früh legten wir noch einmal an, und Paul benutzte die Stunde, um die Einschiffung

in bequemen Schaukelstühlen liegend, und schauen in herrlichem Nichtsthun auf den breiten Spiegel des heiligen Stromes hinaus. Nicht einmal mein Tagebuch zu führen hab' ich Lust, und bei dem Gedanken an Feuilletons schaudert mir. Heute abend hab' ich mich endlich einmal aufgerafft. Paul sitzt neben mir und schreibt Briefe, stöhnt aber auch darüber. Man möchte nur ruhen und träumen. Die Gegend ist einförmig, aber dennoch wird man nie müde, sie zu betrachten. Sie ist so groß! Und der Vater Nil, — den lieb' ich schon so gut wie irgend ein patriotischer Aegypter von dazumal es gethan. Still gleiten die Dahabyen mit den flügelartigen Segeln an uns vorbei; Reihen von Pelikanen und Ibissen sitzen auf den Sandbänken; ihr weißes Gefieder, ihre roten Schnäbel leuchten im Sonnenlicht. Vom Ufer her, das zu beiden Seiten bald nähere, bald fernere Bergzüge begleiten, grüßen kleine Dörfchen mit Palmenhainen und reich bebaute Felder, die jährlich fünffache Frucht tragen. Eine unbeschreibliche Ruhe ist ausgebreitet über die Landschaft. Kein Ton dringt zu uns als der Ruf eines Vogels oder das Knarren der Ziehbrunnen und Schöpfwerke, welche jetzt wie vor 4000 Jahren das Wasser des Nil in Holzrinnen gießen, die es hinaustragen in die Dörfer und auf die Felder. Paul zeichnete heute einen der Ziehbrunnen, wie

Digitized by Google

einer Schafherde, die in Kairo verspeist werden soll, zu zeichnen. Die Dahabyen mit ihren hohen Segeln, auf deren Stangen die Matrosen wie Eichhörnchen emporklettern und an denen sie hängen wie — ja wie? — wie Blattläuse am Blatt, gefallen Paul besonders gut.

Gegen 11 Uhr langten wir voll Thatendurst in Luksor an. Rechts erheben sich jetzt hohe, den Tolomiten ähnliche Kalkberge, die dem Nil ihre schroffen Wände zukehren. Im Tewfikiehhotel, das Gaze, dem Konkurrenten der siebenten Großmacht — so heißt Cook in Aegypten — gehört, haben wir uns einquartiert. Es ist ein schönes Haus mit prächtigem Garten, auf der Uferhöhe gelegen. Von unsern Balkons aus sehen wir auf den Strom und die jenseitigen Berge, in denen sich die große Totenstadt des alten Theben befindet. Auch mit unbewaffnetem Auge erkenne ich eine ganze Reihe von nebeneinanderliegenden schwarzen Punkten — es sind die geöffneten Eingänge der Gräber. Und mit dem Fernglas sehe ich auch die Memnonssäulen. Hurra! Da läutet es zum Frühstück! Ich habe barbarischen Hunger!

Abends spät.

Von dem heutigen Lunch muß ich ausführlich berichten. Ich saß nämlich neben einer jungen Dame — na, einfach reizend. Glück muß der Mensch haben! Als wir in den Speisesaal traten, fand ich, wie immer, wenn ich zum erstenmal an eine Hoteltafel komme, meine lieben Nächsten wenig anziehend. Es dauert stets eine Weile, ehe sich aus der großen Menge, die mischön und langweilig aussieht, eine einzelne Erscheinung loslöst, zu einer Persönlichkeit wird, Individualität gewinnt. Besonders wenn der Engländer vorherrscht! Man unterscheidet die Herren mit den Kotelettes ja kaum und die blonden Misses! Kaum kehrte mein Auge von seiner Umschau in die Ferne wenig befriedigt zurück, als es wie zufällig auf meine Nachbarin fiel. Das Gute lag wirklich nah! Paul hatte es gleich heraus, der Schlauberger! Hinter meinem Rücken herum betrachtete er fortwährend ihr Profil, und nach Tisch bemerkte er: „Sie sieht so harmonisch aus." Das ist aus seinem Munde nämlich das höchste Lob. Zu ihrer Linken saß ein junger Mann, der ziemlich nichtig aussah. Ich spähte umsonst nach einem Trauring an ihrer Hand, suchte auch im Fremdenbuch vergeblich nach dem Paar. Sie flüsterte mehrmals dem Herrn etwas zu; mir schien's deutlich zu sein; ich beschloß, sie abends beim Diner anzureden.

Einschiffen von Schafherden auf dem Nil.

Digitized by Google

Nach der Siesta ritten Paul und ich in zwanzig Minuten nach Karnak hinaus, um den größten Eindruck gleich vorweg zu nehmen. Das elende Dörfchen dieses Namens, dessen Hütten aus Nilschlammziegeln erbaut und mit Rohr gedeckt sind, hat sich dicht an die Tempel herangedrängt, die ein ungeheures Areal bedecken. Zum Glück liegt der Eingang des großen Ammontempels frei. Doch von den tausend Sphinxen, welche die Feststraßen säumten, stehen nur wenige, halb versunken in der Erde. Ueberhaupt, welch ein Bild der Zerstörung bietet dieses grandiose Heiligtum, an dem 2000 Jahre gearbeitet! Durch einen weiten, von Säulenhallen umgebenen, durch mächtige Pylone abgegrenzten Hof schritten wir dahin, in der Absicht, zuerst einen Rundgang durch die ganze Anlage zu machen und einen Ueberblick zu gewinnen. Aber bald hielt uns der berühmte Ramses-Saal fest. Das ist ein Wunderbau, wie ihn kein andres Volk vollbracht hat. Schon die Idee dieses Riesenwerkes ist überwältigend. Welche Geister waren es, die den Plan erdacht! Wie klein erscheint mir unsre Zeit, die sich doch wunder wie groß dünkt! Wahrlich, hier lernt man Bescheidenheit. Wie ein Wald vorweltlicher versteinerter Riesenpalmen steigen diese 134 Säulen um uns empor, zwischen denen wir uns verlieren wie Atome. Und jeder Zoll breit ihres Gesteins ist bedeckt mit Bildern und Hieroglyphen, an denen noch Reste von Farbe hängen. Diesem Saal, der in sich die ganze Notredamekirche aufnehmen könnte, haben auch die Erdbeben nichts anhaben können, welche Aegypten verwüsteten, und die wilden Horden der Assyrer und der fanatischen, zerstörungssüchtigen Christen versuchten umsonst daran ihre Wut! „Das mußt du zeichnen!“ rief ich begeistert Paul an; aber er schüttelte energisch den Kopf. „Davon kann man durch kein Bild eine Vorstellung geben,“ meinte er, „die Säulen stehen so nahe bei einander, daß man vom Ganzen doch keinen Ueberblick hat.“ Schade! Das Größte und Wunderbarste, was das alte Theben bietet, soll dieser Bau sein. — Und weiter wanderten wir, vorbei an den Obelisken, an den Osirispfeilern zum Sanktuarium, zu den Tuttmesanlagen und den Trümmerstätten des Muthtempels. Das ist alles so großartig, daß viele Zeit dazu gehört, sich damit vertraut zu machen. Endlich bestiegen wir den ersten Pylon, der 150 Fuß hoch ist und von dem man eine herrliche Aussicht auf die Tempelanlage und die Gegend hat. Fürwahr, Theben hatte sich einen prächtigen Platz erwählt! In weitem Bogen umgeben es goldig schimmernde Berge, als wollten sie es mit liebenden Armen schützen gegen den großen Zerstörer, die Wüste, die es umlauert. Hier hatte es Raum, sich auszubreiten. Der Segenspender, der Nil, in zwei Läufe geteilt, durchströmt die weite Thalsohle, in der Korn und Wein in üppiger Fülle gedeihen und Palmen und Sykomoren schattenspendende Haine bilden. Und er trägt sie hinab zum Meer, die befrachteten Schiffe, hinauf gen Aethiopien, wo die unterjochten Völkerstämme wohnen. Vor meinem Geist ersteht die stolze Stadt mit den hundert goldenen Thoren. Die von den Widdersphinxen gesäumten Feststraßen füllen sich mit Menschen, welche zu den Tempeln wallen, geschmückte Opfertiere, goldene Gefäße mit sich führend. Der peristule Hof zu meinen Füßen belebt, die gestürzten Säulen erheben sich, umkleiden sich mit strahlenden Farben, Scharen von Priestern ziehen daher, Weihrauchbüchsen schwingend . . .

„Du dichtest wohl?“ fragt Paul plötzlich. „Es ist Zeit hinabzusteigen, wir wollen noch an den heiligen See.“

Wie ein auf böser That Ertappter schreckte ich aus meiner Träumerei auf und folgte ihm. Unten bestiegen wir unsre Esel und ritten dem Teich zu, in dem sich die Trümmer des Tutmestempels spiegeln. Der letzte Glanz der Abendsonne lag auf dem stillen Wasser, der Himmel leuchtete rot bis zum Zenit hinauf. Die Poesie! „Paul,“ sagte ich, „wenn du das nicht malst, verachte ich dich.“ Er lächelte und deutete auf eine Gestalt, die am gegenüberliegenden Ufer saß. „Da scheint schon jemand am Werk zu sein.“

„Eine Dame!“ gab ich mitleidig zurück. „Das kann doch dich nicht hindern.“

Ein wenig entfernt von der einsamen Kunstbeflissenen hielt ein Beduine auf dem Kamel und sprach mit ihrem Eseltreiber, der zum Unterschied einmal den Rücken seines Tieres selbst bestiegen hatte. „Prächtige Staffage für dein Bild, Paul,“ meinte ich. Inzwischen umritten wir den See und kamen der Dame näher. Sie war so emsig bei der Arbeit, daß sie gar nicht aufblickte. Aber — ist sie das nicht? Meine Tischnachbarin? Paul lachte. Er hatte sie offenbar schon früher erkannt. Mein Esel machte einen Satz und lief wie unsinnig — derjenige Pauls hinterdrein — gerade auf sie zu. Nun ward sie aufmerksam. Sie saß auf einem Säulenstumpf am Rande des sehr schmalen Fußsteigs und wollte sich offenbar erheben, um uns aus dem Wege zu gehen. Hastig klappte sie das Zeichenbuch zu, und dabei vergaß sie den Malkasten, der auf ihrem Schoß stand, und warf ihn zur Erde. Eins, zwei, drei waren wir beide von unsern Eseln herunter — aber Paul war der schnellere. Auch bemühte er sich gar nicht, die Farben aufzuheben, das überließ er gütigst mir, sondern er sagte einfach: „Das kommt davon, mein gnädiges Fräulein, wenn man seine Werke vor Kollegen verbergen will. Darf ich Ihr Aquarelle nicht sehen?“

Sie stand da, rot übergossen, und sagte: „Ach, ich kann ja nichts, es lohnt wirklich nicht der Mühe —“

Doch er mahm ihr schon das Buch aus der Hand und schlug es auf. Ich war nun auch mit dem Auflesen fertig, stand auf und guckte ihm neugierig über die Schulter. Es war eine ganz hübsche Farbenskizze. „Warum haben Sie die Staffage da“ — ich deutete auf die Reiter — „fortgelassen?“

„Die ist mir zu schwer!“ entgegnete sie und blickte nun auch mich an. Sie hatte rotbraunes Haar und Augen von derselben Farbe — goldene Augen, in denen die Sonne zu leuchten schien. Nun wandte sie sich wieder zu Paul und fragte: „Sie sind Künstler?“ Er bejahte und meinte dann, sie habe den Platz gut gewählt, er werde morgen dieselbe Ansicht malen. Doch sie müsse noch einmal kommen, das Blatt sei nicht fertig, und wenn er ihr mit seinem Rat behilflich sein könne u. s. w.

Ich platzte beinahe vor Neid. Wenn er mit ihr malen ging, dann war ich überflüssig! Und während ich nun schmollend schwieg, bestieg sie ihren Esel und ritt an Pauls Seite heim, denn der Weg war zu schmal, um für drei Platz zu bieten. Sie unterhielt sich ganz munter mit ihm. Er hat etwas so verwünscht Vertrauenerweckendes, der Paul, die

Digitized by Google

Der heilige See und die grossen Ruinen von Karnak

jungen Damen benehmen sich immer gegen ihn, als ob sie ihn seit Jahren kennten! Mich dagegen behandelu sie sehr kurz. Diese auch! Na, bei Tisch sitze ich ja neben ihr und kann mich entschädigen.

Es war höchste Zeit, daß wir zurückkamen. Es hatte schon einmal geklingelt zum Diner, und wir hatten nur Zeit, eilig Toilette zu machen. Sie erschien denn auch zu spät, nach der Suppe, in Weiß. Ihr Bruder warf ihr vorwurfsvolle Blicke zu. Er hat ein zerhacktes Gesicht und mißfällt mir sehr, sieht aus wie ein verflossener Corpsstudent, der arg gebummelt hat. Wie kann er seine Schwester so allein malen gehen lassen im fremden Lande mit dem unheimlichen Gesindel von Beduinen und Eseltreibern! Sie begrüßte mich freundlich und erzählte, sie sei seit drei Tagen hier, habe aber bisher nur Karnak besucht. Mir klopfte das Herz vor Freude. Ich bot mich ihr zur Begleitung an. Das ist nun meine Rache! Wenn Paul mit ihr skizieren geht, werde ich mit ihr Ausflüge machen! Sie nahm mein Anerbieten mit Dank an. Ihr Bruder reise seiner Gesundheit wegen, erzählte sie; er dürfe nichts unternehmen. Ich schlug sogleich einen Besuch der Königsgräber für morgen vor. Sie war einverstanden, forderte aber zu meinem Verdruß Paul auf, mit von der Partie zu sein. Ich hoffte, er würde malen gehen, aber er dachte nicht daran.

Im Verlauf des Gesprächs fragte sie mehrfach nach Pauls Bildern; sie hätte so großes Interesse für die Kunst, sagte sie. Da packte mich der Ehrgeiz, und ich entgegnete, dann hätte auch ich ein wenig Anrecht auf ihr Wohlwollen. Ich wäre zwar nicht Maler, aber Schriftsteller. Sehr überrascht, mit lebhafter Bewegung wandte sie mir ihr Gesicht zu. „Das ist ja interessant!“ rief sie. Ich triumphierte. „Schreiben Sie auch über Aegypten?“ fragte sie.

„Fürs erste führe ich nur ein Tagebuch, das sich später vielleicht verwenden läßt,“ erwiderte ich. „Jetzt mag ich gar nicht an Arbeiten denken; nur ausruhen will ich, schauen, genießen.“

Sie sah mich etwas befremdet an. „Ausruhen?“ fragte sie. „Wenn man so jung ist? Oder sind Sie krank gewesen?“

„Durchaus gesund,“ antwortete ich. „Aber ich erhole mich von meinen Redakteurspflichten.“

„Redakteur sind Sie auch?“ rief sie lebhaft. „Ist es denn so schwer, Redakteur zu sein?“

„Mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte ich pathetisch, „Sie scheinen sich in einer glücklichen Blindheit über die litterarischen Verhältnisse unsers Vaterlandes zu befinden. Das macht, daß Sie, Gott sei Dank, nur malen, nicht schreiben! Wissen Sie, was das weibliche Schriftum für einen Redakteur bedeutet?“

Sie verneinte lachend.

„Schreibende Frauen sind entsetzlich!“ seufzte ich, und ich schilderte ihr nun mit Feuer und Beredsamkeit die Manuskripte klein und groß, die Dämlein alt und jung, welche die Redaktionen stürmen, und sie amüsierte sich sehr darüber, was ich daraus schließen muß, daß sie ihren Bruder nötigte, sich beim Kaffee in der Halle an unsern Tisch zu setzen. Da war's nun an der Zeit, sich vorzustellen. „Von Tannholz“ heißen sie. Gutsbesitzerskinder. Elternlos. Er Referendar. Sie lebt seit kurzem mit ihm in Berlin. Scheint ganz vorurteilslos zu sein. Ist überhaupt entzückend. Ich verliebe mich rettungslos in sie. Hat tausendmal mehr Geist als alle Schriftstellerinnen, die ich kenne, zusammengenommen. Wenn ich nur allein mit ihr wäre! Aber Paul! Ich fürchte, ich fürchte, daß dieselben

Digitized by Google

Auf dem Wege zu den Königsgräbern.

Gefühle ihn beseelen! Es ist ja auch gar nicht anders denkbar!

13. Januar.

Gestern früh sieben Uhr Aufbruch nach den Königsgräbern. Noch ein paar andre Personen aus dem Hotel hatten sich angeschlossen, darunter ein dicker Millionär aus Zwickau, über den wir bei Tisch schon viel gelacht hatten. Wir setzten in zwei Booten über den Strom, und da das Wasser am Ufer zum Anlegen zu flach ist, trugen uns die Schiffer hinüber. Paul hat die Scene verewigt. Der korpulente Sachse, der auf den Armen zweier Araber einherschwankte, bot ein hochkomisches Bild! Fräulein von Tannholz — Renate heißt sie — ist recht gut getroffen. Aber von ihrer Liebenswürdigkeit und Anmut kann man sich nach dem Porträt doch keine Vorstellung machen. — Dann ging's zu Esel über das Wieseuland, das die beiden Nilarme trennt. Der zweite Arm ist bedeutend schmaler als der andre und hat eine Furt, auf der ihn die Esel, bis an den Leib im Wasser watend, durchschreiten. Wir auf ihrem Rücken, die Beine hochziehend, um nicht einzustippen, von ein paar neben uns gehenden Burschen unterstützt, die uns für ein Bakschisch bei dieser seltsamen Wasserpartie das Gefühl der Sicherheit einzuflößen und die Kleider zu retten suchen — eine köstliche Kavalkade! Auf vortrefflichen, ihren deutschen Stammesbrüdern sehr überlegenen Eseln galoppierten wir dann durch die grüne Nilebene. Mein Tier hieß Ramses III., dasjenige Pauls Bismarck, was mir schmeichelhafter für die Esel als für die Träger der Namen scheint. Wir Deutschen müssen aber immerhin zufrieden sein, daß Bismarck hier so populär ist! Mein Eseltreiber war ein intelligenter Bursche von fünfzehn Jahren, der italienisch und englisch ganz verständlich radebrechte und sich von mir Bücher zum Lesen und zum Schluß bescheidenerweise auch eine Taschenuhr als Geschenk erbat.

Ich muß mir versagen, alles zu schildern, was wir sahen. Genug, daß wir auf hochinteressantem Wege eine Stunde in das Herz des Gebirges hinein ritten. Hohe gelbe Felsen, Sand und Geröll, keine Spur von Vegetation. Tiefe Einsamkeit, ein dunkelblauer Himmel über uns. Endlich bogen wir in das ganz enge Thal des Todes ein. Hier an diesem verborgenen Ort haben sich ganze Königsdynastien ihre Ruhestätte gesucht. Diese Grabbauten sind über alle Begriffe merkwürdig. Eine Anzahl ist aufgedeckt, und wir besuchten einige davon. Unter Anführung der Wächter steigen wir, jeder mit einer brennenden Kerze bewaffnet, auf hohen Treppen oder schräg in die Tiefe führenden Gängen in die Unterwelt hinab und durchwandern endlose Galerien, an denen sich Seitengemächer öffnen. So mißt z. B. der zu der Grabkammer Setis I., des Vaters von Ramses dem Großen, gehörende Gang 100 Meter. Endlich gelangen wir in mehrere saalartige Räume, aus deren letztem eine schmale Thür in das eigentliche Grabgemach führt. Nur wenige Sarkophage befinden sich noch an ihrem Platz; die meisten sind zertrümmert oder in die Museen gewandert. Alle Wände der zahlreichen Zimmer und Gänge sind mit Inschriften und Darstellungen geschmückt, die,

Digitized by Google

zum Teil von großer Schönheit, uns von den Thaten des Königs und seiner Verehrung der Götter erzählen. Der Führer zündete ab und zu Magnesiumlicht an, das für kurze Zeit die ganzen Räume grell erleuchtete. Einen solchen Moment hat Paul zum Skizzieren benutzt und sie im Vordergrund neben dem arabischen Grabhüter gezeichnet. Ich aber glänze durch Abwesenheit, obgleich ich dicht neben ihr stand. Ich finde das gar nicht hübsch von ihm, nicht freundschaftlich gehandelt!

Recht erschöpft kehrten wir nach mehrstündigem Aufenthalt unter der Erde an das Tageslicht zurück und nahmen am Eingang eines Grabes ein sehr vergnügtes Frühstück ein. Die junge Dame verrichtete gütig auf die Hälfte ihres Weines zu unsern Gunsten und schälte uns zum Schluß noch Apfelsinen. Ich schwamm in Wonne und machte ihr den Hof nach allen Regeln der Kunst. Allein dem zeigte sie sich nicht sehr zugänglich: immer wieder begann sie von den alten Aegyptern zu reden und verlangte von mir zu wissen, wie sie es bewerkstelligt hätten, die riesigen Sarkophage in die Grabkammern zu bringen. Die Hypothese, daß von Theben aus ein Tunnel unter dem Nilbett hindurch in das Innere des Gebirgs geführt habe, auf dem die Sarkophage dorthin geschafft wurden, leuchtete ihr sehr ein. Sie hat überhaupt großen Wissensdrang und erklärte sich mit meinen Kenntnissen gar nicht zufrieden. Zum Glück habe ich eine Menge Bücher über Aegypten in meinem Koffer, und ich versprach ihr, daraus Weisheit für sie zu schöpfen. Da meinte sie ablehnend, nicht um ihretwillen, um meiner selbst willen müßte ich mich unterrichten. Ich sei doch Schriftsteller. Sie hat eine sehr hohe Meinung von uns! Ich fürchte, es liegt daran, daß sie — uns nicht kennt! Aber die Maler sind auch nicht besser. Paul ist die ganze Aegyptologie gleichgültig, dagegen kann er über einen Streifen Sonnenlichts, der auf ein paar Säulentrümmer fällt, in Begeisterung geraten.

Die Hälfte der Gesellschaft ritt nun auf weitem Umwege nach Der-el-bahri, während wir drei den kürzeren, aber beschwerlichen Fußweg über die Berge einschlugen. Die Esel wurden hinter uns drein geführt, und wir kletterten auf Gemsenpfaden sehr steil in die Höhe, über Geröll und lose Steine fort, die uns fortwährend ausgleiten ließen. Ich konnte Fräulein Renate behilflich sein, die übrigens vorzüglich stieg und gar nicht über die Sonne klagte, die tüchtig brannte. Auf der Höhe angelangt, fanden wir Paul schon vor, der, in die großartige Aussicht vertieft, dastand. Wahrlich, die Mühe lohnte sich. Ein tiefes, enges Thal zu unsern Füßen. Schroffe, kahle Felswände rings-

umher — ein Hochgebirgsbild voll Größe und Stimmung, in leuchtendes Gelb getaucht. Wir schritten auf dem Kamm weiter, und plötzlich öffnete sich vor uns auf der andern Seite die lachende grüne Nilebene mit dem blauen Strom, tief unten der Halbkreis des Terrassentempels von Der-el-bahri, das Ramesseum, die Tempel von Medinet Habu, Karna und andre — das ganze grüne Gefild ein großes Grab königlicher Bauten! Wir waren alle ganz still geworden! Wenn Jahrtausende, wenn die Ewigkeit zu uns reden, können wir nur schweigen! Der Abstieg auf gebahntem Zickzackweg bot keine Schwierigkeiten, und wir freuten uns, noch eher unten anzulangen als die reitenden Gefährten.

Die Lage des Terrassentempels, des einzigen, den Aegypten besitzt, ist wunderbar schön, denn er wird von einem Halbrund hoher, schroffer Felsen in lichtgelber und goldbrauner Farbe abgeschlossen. Es war ein dem Totenkult geweihtes Heiligtum,

Mondnacht im Tempel von Luksor.

das mit dem Ufer durch eine Straße von Sphinxen verbunden war. Die Tochter Tutmes I., die Königin Hatasu-Ramaka, hat ihn etwa 1500 Jahre v. Chr. erbaut, und seit einigen Jahren ist der Aegyptologe Professor Naville aus Genf mit seiner Freilegung beschäftigt. Der liebenswürdige Herr führte uns selbst umher, zeigte und erklärte uns alles und befriedigte den Wissensdurst von Fräulein von Tannholz, die ganz glücklich war, Näheres über die große Königin zu erfahren, welche in den Reliefs und Inschriften dieses Tempels verherrlicht ist.

16. Januar.

Was für öde Tage das waren! Erst gestern wurde es licht. Fräulein von Tannholz fragte, ob wir nicht abends dem Luxortempel, den wir noch gar nicht kannten, einen Besuch abstatten wollten — und dorthin wanderten wir denn auch durch die engen Gassen des kleinen Städtchens. Obgleich der Mond nur halbvoll war, leuchtete er tageshell und breitete einen magischen Schleier über alle Dinge. Diesen Tempel mit den herrlichen säulenumkränzten Höfen und dem mächtigen Säulengang, deren Verhältnisse sich in dem unsicheren

Am Sarkophage des Pharao Seti I.

Lichte ins Gigantische vergrößern, sollte man stets zuerst bei Mondschein betreten. Wir durchschritten die ganze, 260 Meter lange Anlage und kehrten dann in den ersten Raum zurück, der jedem unvergeßlich bleiben muß, der ihn gesehen. Es ist ein nur halb freigelegter Hof, zwischen dessen Säulen wohlerhaltene Ramsesstatuen stehen. Paul hat ihn gezeichnet. Geradezu zauberhaft wirkt dieser Bau. Wie gut begreift man hier, daß die Kolossalfiguren, deren Mangel an Charakteristik uns in den Museen auffällt, nur dekorative Zwecke verfolgten und gar keine Porträtstatuen sein sollten. Am Fuß einer Säule sitzend, ließen wir den Eindruck auf uns wirken. Keiner von uns wagte, durch ein lautes Wort den Zauber der Stunde zu stören.

Todmüde kehrten wir gegen Abend heim, und meine Tischnachbarin zog sich gleich nach der Tafel zurück.

Auch heute sah ich sie nur bei den Mahlzeiten; sie sagte, sie hätte zu thun. Ich fragte, womit sie beschäftigt wäre, aber sie stand mir nicht Rede. Gewiß hat sie irgend ein wichtiges Kleidungsstück zu flicken!

Paul malte heute den ganzen Tag, und ich trieb mich allein umher und stattete auch den Memnonssäulen meinen Besuch ab. Unverwandt nach Osten starrend, sitzen die Kolosse einsam in der weiten Ebene — und Griechen und Römer und nachgeborene Geschlechter ohne Zahl ritzten ihre Namen in den Stein. Welche unvergeßlichen Eindrücke! Da könnte ich doch eigentlich zufrieden sein! Aber ich bin es nicht. Mir fehlt etwas — ob Paul sehr unglücklich sein würde, wenn ich ... Wohin verirre ich mich?!

Digitized by Google

geplaudert. Sie ist sehr gebildet, hat viel litterarisches Interesse. Daß ich hier in Aegypten ein Mädchen finden würde, das gerade so ist, wie ich sie — ach Gott, ich schwärme! — Als wir uns trennten, bemerkte sie ganz beiläufig, daß sie übermorgen abreise, und bat Paul, morgen früh noch mit ihr malen zu gehen. Ich vermochte nicht, meine grenzenlose Bestürzung zu verbergen, und irrte dann noch lange in der Mondnacht umher, um mit mir ins klare zu kommen.

In der Nacht schlief ich fast gar nicht, und als ich dann etwas spät aus kurzem Morgenschlummer erwachte, waren die beiden längst auf und davon! Die Qualen, die ich ausstand an diesem Vormittag! Wenn nur Paul keine Dummheiten macht!

16. Januar, abends.

Zu meiner unaussprechlichen Erleichterung erschienen sie beide ganz unbefangen und mit großem Appetit zum Lunch, und nun verabredeten wir, daß wir den afternoon tea im Luksorhotel einnehmen wollten, das Cook gehört und als das erste hier gilt. Unser Gazehotel hat aber eine schönere Lage und gefällt mir viel besser, weil hier nicht so viele reiche Amerikaner und Engländer wohnen wie dort. Freilich ist der Garten prächtig. Paul zeichnete eine Partie mit Renate im Vordergrund. Aber statt meiner hat er einen lesenden Türken mit rotem Fes neben sie postiert. Natürlich aus Eifersucht! Zu Wirklichkeit ließ ich aber dort und erkundigte mich nach ihrer Abreise und ihren weiteren Plänen. Die Geschwister gehen nach Assuan, wo sie einige Wochen zubringen wollen, und Fräulein von Tannholz fragte mich, ob ich denn nicht auch Philä zu besuchen beabsichtigte. Ich entgegnete, Paul habe hauptsächlich hier zu malen und könne fürs erste nicht fort. Da meinte sie, ich könne doch auch allein reisen, wir wären doch nicht zusammengeschmiedet. Sie hat gemerkt, wie glücklich sie mich mit ihrer Aufforderung gemacht, denn plötzlich wurde sie befangen und schlug die Augen nieder — und dann sagte ich allerlei thörichte Sachen, und sie hörte ganz still zu. Plötzlich aber schaute mich voll und ernst an und fragt: „Wissen Sie auch, zu wem Sie sprechen? Ich bin — Schriftstellerin. Die Arbeit, die mich in den letzten Tagen Ihnen fernhielt, war ein Feuilleton."

Ich starrte sie ungläubig an und war so verblüfft, daß ich nicht gleich Worte fand. Da erhob sie sich, trat zu Paul heran, sah ihm beim Zeichnen zu und ging dann an seiner Seite heim.

Beim Diner waren wir alle sehr still. Ich hatte der traurigen Thatsache gegenüber, die sie mir enthüllt hatte, nicht den Mut, meinen Gefühlen Ausdruck zu geben, und beschloß, sie ruhig abreisen zu lassen. Um 10 Uhr morgens geht das Schiff. Renate zog sich gleich zurück, um zu packen.

Sobald wir allein waren, nahm mich Paul ins Gebet. „Du, sag mal, was ist vorgefallen? Hast du dir einen Korb geholt?"

Ziehbrunnen zum Bewässern der Felder.

Digitized by Google

Ich lachte gezwungen. „Nein — aber — sie schreibt!“

Er rieb sich vor Vergnügen die Hände. „Ich wußte es ja längst!“

„So,“ meinte ich gereizt, „sie schenkt dir ja sehr viel Vertrauen.“

„Hast du etwas dagegen?“ lachte er.

„Allerdings!“ rief ich aufgebracht. „Sie hätte es mir schenken sollen, — und ich hätte mich nie in sie verliebt.“

„Dann wäre es doch sehr unklug von ihr gewesen!“

Er saß behaglich, die Hände in den Taschen vergrabend, in seinem bequemen Lehnstuhl und guckte mich durch die Brille listig an.

„Paul,“ fragte ich, ein wenig besänftigt, „glaubst du denn, daß ihr irgend etwas daran liegt, daß ich —“

„Na, wenn sie uns einlädt, ihr nach Assuan zu folgen —“

„Dich hat sie auch eingeladen?!“ Ich stürzte aus allen meinen Himmeln.

„Na natürlich!“

„Und was hast du geantwortet?“

„Daß ich noch einige Tage hier bleiben müßte, übrigens aber den Abstecher nach Assuan ebensogut bald machen könnte wie später.“

Ich lief in tausend Aengsten im Zimmer umher, während er gemütlich weitersprach: „Aber dir rate ich dringend ab. Sie schreibt ja.“

„Ja,“ gab ich mit tiefem Seufzer zurück. „Aber gewiß schreibt sie sehr gut.“

„Erst abwarten,“ meinte er. „Sie ist etwas zu hübsch dazu. Die Häßlichen pflegen es besser zu machen.“

„Ach, was verstehst du davon!“ erwiderte ich verstimmt. „Du bist doch nicht Redakteur gewesen.“

„Bei den Malerinnen ist es dasselbe,“ sagte er.

„Sie malt ja auch.“

„Aber nicht erheblich. Das würde mich nicht hindern.“

„Paul,“ rief ich wild, mich vor ihm aufpflanzend, „du hintergehst mich, du hast wohl selbst Absichten?“

„Nun, bei deinen Ansichten über das weibliche Schrifttum könnte dir das doch gleichgültig sein,“ entgegnete er, sich eine Zigarre anzündend.

„Paul, ich habe dich bisher für einen anständigen Charakter gehalten —“

„Und ich sehe, daß du Streit suchst, mein Alter. Du weißt, ich bin ein friedfertiger Mensch und liebe keine Aufregungen! Gute Nacht, ich gehe zu Bette.“

Damit nickte er mir zu und ließ mich allein mit meinem Grimm und meinen Zweifeln.

17. Januar.

Heute früh stand ich eine ganze Stunde vor Abgang des Dampfers in der Eingangshalle des Hotels, von dem ein Weg quer durch den Garten zur Anlagestelle hinabführt. Doch Fräulein von Tannholz erschien erst um dreiviertel auf zehn an der Seite ihres Bruders reisefertig, und ich konnte kein Wort allein mit ihr sprechen. Auch Paul kam, um ihr Lebewohl zu sagen. Wir geleiteten die Geschwister zum Schiff; die Dampfpfeife tönte; es war Zeit, sich zu verabschieden. Sie reichte mir die Hand und — da, indem ich diese heftig drückte, sagte ich: „Auf Wiedersehen in Assuan! In wenigen Tagen komme ich nach.“ Ich weiß nicht, wie es kam, mir war, als hätte nicht ich, als hätte eine fremde Macht die Worte gesprochen, und als sie heraus waren, erschrak ich sehr. Sie erschrak auch, denn sie wurde dunkelrot und antwortete gar nichts. Nur ein Blick dankte mir — ein Blick! Der Dampfer fuhr davon, und wir schwenkten die Hüte und riefen ans Leibeskräften: „Auf Wiedersehen!“

*

Hier schließt meine Geschichte, denn die böse Redaktion hat mir für die Schilderung meiner Nilfahrt nur wenige Spalten bewilligt, und es ist mir unmöglich, das ganze alte Theben und — meine ganze Liebesgeschichte in so engen Raum zu drängen!

Karfreitagszauber.

Rings hält das weite Land Karfreitagsfeier,
Am Himmel hängen Wolken, schwarz und schwer,
Und winterkahl steht noch im Nebelschleier
Der Bergwald um mich her.

So feierstill! Kaum ein erschauernd Regen
Geht durch die grünen Saaten dann und wann,
Auf die sich dunkle Wolkenschatten legen
Wie Gram und Todesbann.

Und feierliche Glockenklänge schlagen
Vom Thal herauf verloren an mein Ohr,
Als trügen sie der ganzen Schöpfung Klagen
Mit sich zu Gott empor.

Da teilt sich das Gewölk, im Purpurglanze
Wird Sieger nun das goldne Himmelslicht:
Geblendet schau' ich in dem Strahlenkranze
Ein göttlich Angesicht.

Mit tiefen Augen, die das All umschliessen,
Blickt es hernieder aus dem Glorienschein,
Und aus des Hauptes Dornenkrone spriessen
Blutrote Röselein.

Nur ein Erlöserblick! Und nach Sekunden
Erbleicht das Bildnis von des Menschen Sohn,
Glutrote Wolken schweben, wo entschwunden
Die göttliche Vision.

Adelheid Stier.

Digitized by Google

In der Kirche.

Nach dem Gemälde von Friedrich Pröll.

Zwei Wege.

Skizze

von

Hedwig Schunck.

Ein hartes Klopfen an der Atelierthür, um halb sieben Uhr morgens.

„Fräulein Weller, der Geldbriefträger ist da," ließ sich eine rauhe Baßstimme vernehmen.

„Gleich!"

Peter sprang aus dem Bett, schlüpfte eilig in ihre Malschürze und öffnete, während Sissi, die auf einem alten Sofa schlief, die Bettdecke bis an die Ohren heranzog.

Sie kannten den biederen Alten seit Jahren; solange sie in dieser Straße wohnten, war sein Kommen ein Fest für die beiden Freundinnen.

„Hier, Freil'n, bitt' schön, unterschreiben."

Sissi machte einen langen Hals unter der Bettdecke hervor, um zu sehen, wie viel es war.

„So," sagte der Briefträger, die Schrift langsam mit dem fleckigen Löschpapier trocknend, das an einem Faden baumelte. Peter fingerte indessen nervös in den Taschen ihrer Malschürze, fuhr dann ein paarmal wie suchend zwischen die Farbentuben und in Sissis Violinkasten.

„Sissi, hast du vielleicht Kleingeld?"

Doch die Frage war unnötig. Der gute Alte hatte schon verstanden. Es war ja nicht das erste Mal, daß er, ohne sein Zehnerl gekriegt zu haben, die fünf Treppen wieder herunterhumpeln mußte. Schließlich war er doch königlich bayrischer Beamter mit festem Gehalt, „währenddem solche arme Madeln . . ."

„Wünsch' guten Morgen," sagte er daher, so freundlich als sein von der Morgenkälte heiserer Baß es erlaubte.

„Adieu, Niederhuber, danke schön; nächstes Mal kriegen Sie was!" riefen ihm die Mädchen nach.

„Dreißig Mark für mein Kakaoplakat, Sissi, nur dreißig! Davon gehen gleich zwanzig für die Monatsmiete ab, bleiben zehn für uns!" Die Malschürze wurde auf den Tisch geschleudert, und Sissi kroch zu Peter ins Bett, weil es nur zehn Mark waren. Den gelben Zettel vor Augen auf der Bettdecke, hielten die Freundinnen sich eng umschlungen und versuchten zu rechnen. Bald aber nahm das Papier allerlei phantastische Formen an, unlesbare Zahlen krochen darauf hin und her, und endlich, mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, schliefen beide wieder fest ein.

*

In der Schule des Malers Thorn wurde Modell gestellt; ein weiblicher Akt. Es war das fünfte Modell, welches der Professor an jenem Nachmittag zu stellen hatte: er war recht müde. Sich eine Zigarette anzündend, winkte er dem Mädchen, auf das Podium zu steigen.

Die Schüler standen schweigend in Gruppen umher, denn es war ein entzückender Körper, der vor ihnen stand, kein Alltagsmodell, ein sogenannter „glücklicher Fund", wie die Maler sagen.

Geschäftsmäßig trat der Professor hinzu, drehte das Modell in den Hüften, hob bald den einen, bald den andern Arm, versuchte verschiedene Stellungen. Das Mädchen gab schmiegsam nach, ohne die Lider zu heben, doch jedesmal, wenn die Finger des Mannes ihren Körper mit leisem Druck berührten, lief eine rosige Blutwelle über die zart weißschimmernde Haut, vom Nacken bis in die Füßchen hinab.

Der Maler bemerkte es, es war ihm peinlich. Ihre körperliche Erregung teilte sich gleichsam seinen Fingerspitzen mit und machte ihn unruhig. Er vergaß sich im Anschauen und Fühlen ihrer Schönheit; lange konnte er keine passende Stellung finden.

Zuletzt fröstelte sie. Es war spät am Nachmittag, das Feuer im Ofen längst erloschen. Die Schüler gingen, einer nach dem andern.

Auch ihn fröstelte plötzlich. Rasch machte er Schluß und nahm seinen Ueberzieher vom Nagel.

Aus der Entfernung sah er verstohlen zu, wie das Mädchen in ihre Kleider schlüpfte, wie sie das prachtvolle Haar mit anmutiger Bewegung des Oberkörpers in einen Knoten schlang, das schwarze Hütchen aufsetzte. Sie war ganz in tiefe Trauer gekleidet.

Als sie fertig war, näherte er sich ihr, einen schlechten Spaß auf den Lippen, sie waren ja allein. Das Mädchen jedoch nickte ernst einen höflichen Gruß und ging ihm voran zur Thür hinaus.

Seltsam, er fühlte seine Erregung steigen.

Gleich darauf ertappte er sich auf dem Gedanken, wann wohl die erste Korrektur sein könnte, in wieviel Tagen. Es fiel ihm ein, was er kürzlich in Gesellschaft von Freunden versichert: er sei längst stumpfsinnig geworden gegen Modellreize. Jawohl, stumpfsinnig! Ein unschönes Lächeln umspielte seine Lippen.

Zweimal huschte sie an ihm vorüber in jenen Tagen, und jedesmal schien sie ihm begehrenswerter. Dann kam der Korrekturtag. Die Stellung passe nicht, meinte er den Schülern gegenüber und fing an, das Mädchen umzustellen.

Wieder errötete sie tief unter seinem Druck, und ein Zug des Unwillens flog über das feingeschnittene Gesicht. Er jedoch war entschlossen: heute noch mußte er sie aufsuchen, heute noch sollte sie bei ihm sein, ja heute abend.

Ihre Adresse wußte er. Es handelte sich darum, sie zum Kommen zu bewegen. Offenbar war sie ein Neuling, man mußte also thun, als

Digitized by Google

ob es sich um eine Sitzung handelte, nicht zu spät abends, recht geschäftsmäßig. Ein kurzes Billet, daran würde sie glauben. Am besten es selbst abgeben, ja, hingehen!

Stoßweise, leidenschaftlich kamen die Gedanken. Die Zeit bis zum Abend schien ewig.

Kurz vor Anbruch der Dämmerung saß er in ihrem Dachstübchen. Die Frau nebenan hatte dem Professor aufgeschlossen, der, ärgerlich, irgend etwas für das Modell aufschreiben mußte.

Wie klein und armselig! Auf dem Tischchen lag ein vergriffenes Buch, wahrscheinlich aus der Leihbibliothek. Auf der Innenseite des Deckels hatte jemand jene Worte Höldertins geschrieben: „Es schwinden, es fallen die leidenden Menschen, blindlings von einer Stunde zur andern, wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen, jahrlang ins Ungewisse hinab."

Irgend ein Geräusch ließ ihn zusammenfahren. Das Zimmer schien ihm plötzlich viel dunkler. Das Billet war ja geschrieben, er konnte also gehen. Langsam tastete er sich die dunkle Treppe hinab. Seine Schläfen hämmerten: auf der Straße besann er sich, ob er rechts oder links gehen müsse. Eine Stimme sprach ganz laut in ihm, er konnte nichts andres denken. In abgerissenen Lauten wiederholte sie die Worte, die er eben gelesen: „Blindlings! Die leidenden Menschen — jahrlang, sie fallen und schwinden wie Wasser —"

Der Pfiff des Kondukteurs mahnte ihn, in den Straßenbahnwagen zu steigen, der vor ihm hielt; er that es mechanisch.

„Blindlings! Ins Ungewisse hinab, von Klippe zu Klippe . . ."

Unwillkürlich hob er die Augen, um diesem Gedankenkreis zu entkommen. Mit abwesenden Blicken musterte er die übrigen Insassen des Wagens, ohne sich im geringsten Rechenschaft zu geben von dem, was er sah. Mit einem Male leuchtete der Strahl eines blauen Auges vor ihm auf und rüttelte ihn aus seinen Sinnen. Er hörte eine helle Mädchenstimme fragen: „Ist hier noch Platz?"

Und nun blieben seine Augen wie festgebannt an jenen hellen Augensternen haften; sie zogen ihn unwiderstehlich an, sie thaten ihm gut, sie sprachen gleichsam zu ihm, ja sie übertönten die Stimme in seinem Innern — doch nein, nein! sie sprachen ja mit ihr, sie sprachen dasselbe!

Als der Künstler die Treppen zu seinem Atelier hinaufstieg, lag eine Last auf seinen Schultern. Er zündete kein Licht an, sondern warf sich im Dunkeln auf den Diwan. Die Stimmen in seinem Innern verdoppelten, verzehnfachten sich; sie erhoben einen Tumult von Anklagen, sie weckten Erinnerungen, grauenvolle. Er versuchte diesen Zustand abzuschütteln, sich klar und nüchtern mit dem Verstande zu rechtfertigen, vergebens — er blieb eine Beute seiner Empfindungen. All das Unglück, das er verschuldet, alle, die er hinabgestoßen — sie standen vor ihm, sie sahen ihn an mit jenem Blick unschuldiger Kinderaugen, den er kannte, um den er sie beneidete, bitterlich, ja bitterlich. „So waren wir einst," schienen sie zu sagen, und jetzt? „Verloren!" riefen die Stimmen, „verloren auch du! Wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen, jahrlang ins Ungewisse hinab . . ."

Den Kopf in die Kissen vergraben, lag der Künstler unbeweglich. Bilder stiegen vor ihm auf, Bilder, die er malen wollte zur Sühne — aber es war ihm so weh dabei, und die Stimmen schwiegen nicht.

Von der Straße herauf fiel das Licht der elektrischen Lampe in den Raum und erhellte ihn dämmerig mit bläulichem Schein. Seine Augen verfolgten die Figuren auf dem Teppich, die dunkeln Schatten in den Ecken, die weichen Uebergänge zum Licht. Er sah sich selbst, ein dunkler Körper, in den Kissen versunken — so wollte er sich malen, dachte er, aber nicht in dieser Stellung, nein, etwa so: den Kopf vorgebeugt, mit weitgeöffneten Augen aus dem Dunkel herausstarrend . . . Eine Radierung müßte es werden . . .

Seine Gedanken glitten ineinander, doch das dumpfe Weh verließ ihn nicht. Eine unnennbare Sehnsucht nach allem, was lieb, gut und rein ist, erfüllte ihn, er wünschte, ein Kind zu sein, er sehnte sich nach dem Streicheln der Mutterhand . . .

„Herein!" Es hatte geklopft.

Da stand sie, die schlanke schwarze Silhouette, das schimmernde Haar vom Streiflicht der Korridorlampe beleuchtet.

Wie Nebel zerflossen die marternden Gedanken. Leidenschaftlich sprang er auf . . .

Doch — es war nur Sissi, die ruhig vor ihm stand.

„Guten Abend, Herr Thorn!" sagte sie unbefangen. „Peter schickt mich, ich soll ihre Feldstaffelei holen, die sie neulich hier gelassen hat, wir wollen morgen im Freien malen."

Sie wunderte sich, wie blaß er aussah, schon in der Straßenbahn war er ihr ganz sonderbar vorgekommen, nicht einmal gegrüßt hatte er.

„Danke schön, Herr Thorn. Bitte, ich kann sie ganz gut selbst tragen, es sind ja nur ein paar Schritte."

Doch er drehte schon den Schlüssel heftig im Schloß und stülpte den Hut auf.

„Sie sehen recht müde aus, Herr Thorn," sagte jetzt Sissi mitleidig, da er beständig schwieg. „Haben Sie vielleicht Kater?"

Ach, sie wußte ja auch, was ein Kunstkater war.

„Ja," sagte er rauh, „ich muß — ich muß überhaupt gehen . . . an die Luft . . ." Sie verstand ihn nicht mehr, so rasch war er die Stufen hinunter. Er sprach kein Wort, bis sie zu Hause war. Als sie angeläutet hatte, sagte er mit unsicherer Stimme: „Fräulein Sissi, bitte, sagen Sie zu mir: Sie sind ein schlechter Kerl! Aber recht streng, bitte!"

Sissi lachte hell auf. „Soll das Ihrem Kater helfen?"

„Ja, es soll."

Digitized by Google

„Alſo!“ Und mit zuſammengezogenen Augenbrauen und erhobenem Zeigefinger deklamierte Siſſi mit Nachdruck: „Herr Thorn, Sie ſind ein ganz ſchlechter Kerl!“

Dann ſchlug ſie, fröhlich lachend, die ſchwere Hausthür vor ihm zu.

*

Sie waren abgeſtiegen und hatten ihre Räder an einen Baum gelehnt, weil Peter ſich einen Strauß Herbſtzeitloſen zum Malen pflücken wollte. Doch Peter hatte er ſie natürlich nicht genannt, ſondern Fräulein Weller.

Wie hübſch ſah ſie aus; eigentlich entzückend, die helle junge Geſtalt in der ſchimmernden grünen Wieſe, den Strauß zartvioletter Blüten in den Händen. Es war ihm wieder aufgefallen, wie fein und anmutig ſie ausſah, ſie hatte abſolut nichts vom Malweib an ſich, nein, wirklich nicht. Nun bückte ſie ſich wieder. Ein ſchräger Sonnenſtrahl fiel auf das goldrote Haar, daß es leuchtete und funkelte... Herrgott, wie ſchön!

Sie ertappte ihn gerade darüber, wie er, ein Auge zukneifend, ſie in Schauen verloren anblickte — voll Entzücken, wie über ein ſchönes Bild.

„Aber, Herr Kollega!“ rief ſie munter. „Sie helfen mir ja gar nicht pflücken!“

Es fiel ihr aufs Herz, wie verliebt er eben ausgeſehen, ihr wurde bang bei dem Gedanken. Raſch ging ſie auf ihr Rad zu. Doch er kam ihr ſchon erregt entgegen und nahm gedankenlos den Strauß aus ihren Händen. „Bitte, Fräulein Weller, ſetzen Sie ſich, oder nein, wir wollen gehen, dort kommen Leute. Es drängt mich, Ihnen zu ſagen...“

Faſt eine Stunde ſchritten ſie im Graſe auf und ab, die Herbſtzeitloſen unbarmherzig zertretend.

Er ſprach lang; erſt abgeriſſen und leidenſchaftlich, dann ruhiger, warm und ernſt. Es klang ſo ſchön und vertrauenerweckend, was er ſagte. Wie er ſie verſtand, wie gut er ſie kannte. Ihre Seele fühlte ſich gleichſam geliebkoſt von ſeinen Worten. Und doch! Mit ernſten, ſtarren Augen blickte ſie in die untergehende Herbſtſonne. Allein war ſie ihren Weg gegangen, und allein mußte ſie ihn gehen, bis die Nacht kam.

Nun ſchwieg er.

Auch ſie ſchwieg noch eine Weile. Es galt tapfer ſein.

„Aber, beſter Herr Kollega,“ begann ſie hierauf ſcherzend, „ſehen Sie mich doch nur an, ich tauge wirklich nicht zu einer häuslichen deutſchen Hausfrau; ich, die Palettenſe vom reinſten Waſſer, ein Malweib, zwiſchen Schmierſeife und Pinſeln aufgewachſen, gewöhnt, von der Hand in den Mund zu leben, ohne jeden Begriff von Zeit und Ordnung. Obendrein Mitglied des Vereins zur Hebung der geiſtigen Intereſſen der Frau, Mitglied des Vereins Frauenwohl, kurz, ein gemeingefährliches Individuum, das...“

Er machte eine heftige Bewegung, die ihr den Mut nahm, in dieſem Ton fortzufahren. Sie an beiden Händen faſſend, zog er ſie wieder ins Gras. „Nun iſt's genug der Komödie,“ flüſterte er erregt; „ich will wiſſen, weshalb Sie meine Liebe von ſich ſtoßen, weshalb Sie ſich gegen Ihr eignes Herz wehren, ja gegen dein eignes Herz!“ er flüſterte es heiß in ihr Ohr.

Mit dem Aufgebot aller Kräfte erhob ſie ſich.

„Herr Thorn,“ ſprach ſie faſt tonlos, „mein Leben gehört dem Weſen, das ſeit Jahren Glück und Unglück mit mir teilt. Nennen Sie es Ueberſpanntheit oder übertriebene Gewiſſenhaftigkeit, für mich iſt es eine fragloſe Thatſache: Siſſi iſt meine Lebensaufgabe, meine Pflicht. Sie wiſſen wohl nicht, wie ſchwierig, wie überreich an Verſuchungen das Leben iſt für ein alleinſtehendes junges Mädchen, das ſich ſeinen Erwerb in der Großſtadt ſuchen muß. Und Sie kennen nicht Siſſis Temperament. Einſt gingen wir zuſammen in die Schule, dann verloren wir uns jahrelang aus den Augen. Ich begegnete ihr zufällig in den Straßen Berlins. Nie werde ich den Anblick vergeſſen! Sie ſchlich in der Dämmerung ſcheu an mir vorüber, ohne mich zu erkennen. Ich aber, in meiner Angſt, ging ihr nach und fand ſie in einer Kneipe der elendſten Sorte, für Geld geigend. Der Hunger hatte ſie dazu getrieben, wie ſie mir unter Thränen geſtand. Ich war damals noch auf der Kunſtſchule und hatte ſelbſt nicht viel, aber mein Leben hat Siſſi ſeit jenem Tag geteilt, ſie iſt mir aus Herz gewachſen wie ein Kind. Nun frage ich Sie, Herr Thorn, wäre es recht, meinen eignen Weg zu gehen und Siſſi ihrem Schickſal zu überlaſſen?“

Er fand nicht gleich eine Antwort. „Aber das iſt ja, das iſt ja...“ murmelte er erregt.

Mit feuchten Augen reichte ſie ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr Thorn.“

Sie ſagte es weich und ſehr ernſt. Dann fuhren beide ſchweigend heimwärts.

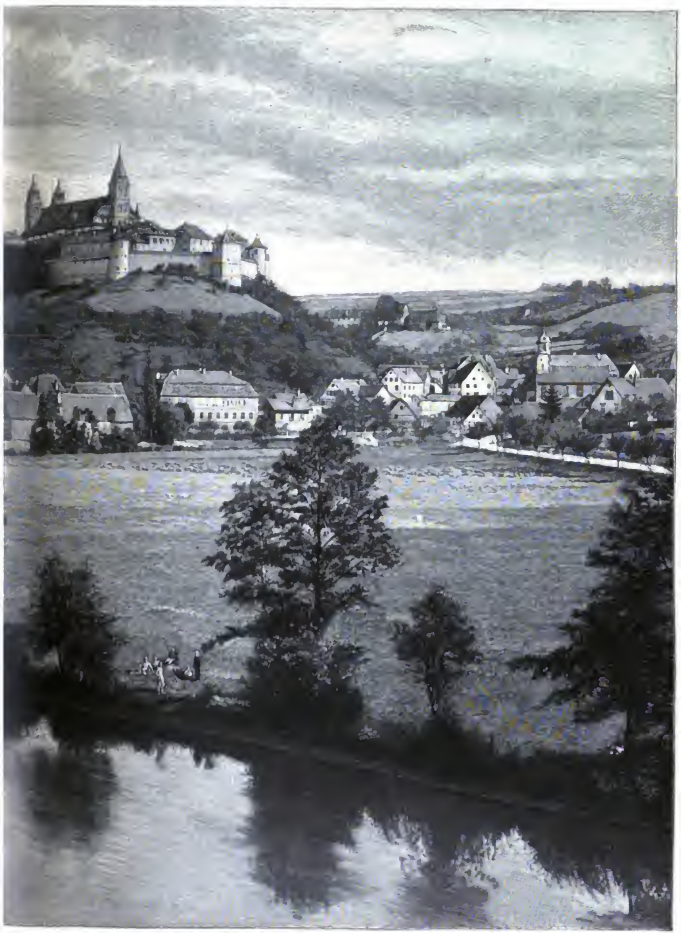
Hochſeefiſcherei.

Noch vor wenigen Jahrzehnten galt mit Recht die Nordſee als ein beſonders ergiebiges Gebiet für die Fiſcherei, ſo daß ſowohl an den großbritanniſchen und niederländiſchen, als auch an den deutſchen und jütiſchen Küſten zahlreiche Familien in der Ausübung des Fiſchfanges ein nicht zu mühevolles und doch auskömmliches Brot finden konnten. Die Verwertung der erbeuteten Seefiſche mußte wegen der mangelhaften oder gänzlich fehlenden Verbindung der Küſten mit den großen Städten des Hinterlandes vorwiegend unter der den Küſten benachbarten Bevölkerung geſchehen, womit der Ausdehnung des Fiſchereibetriebes enge Schranken gezogen waren. Auch ſtanden die dem

Digitized by Google

Comburg bei Schwäbisch
Nach der Natur aufgenommen von Hot

Digitized by Google



? Hall in Württemberg.
photograph Brandseph in Stuttgart.

Digitized by Google

Fang dienenden Fahrzeuge und Geräte keineswegs auf derjenigen Stufe der Vollendung, die sie heute erreicht haben. Unter diesen Umständen zeigte der Fischreichtum der Küstengewässer lange Zeit hindurch keine wesentliche Abnahme, und es bedurfte kaum staatlicher Erlasse, um für gewisse Gegenden und Zeiten Schonung für die schuppigen Meeresbewohner zu erreichen. Als jedoch in neuerer Zeit die Bevölkerung namentlich der Städte stark zunahm, als neue und vortreffliche Verkehrswege und -mittel entstanden, als man die gefangenen Fische zu konservieren lernte, da waren die Bedingungen für einen rationelleren und umfangreicheren Betrieb der Fischerei gegeben, und die diesem Gewerbe obliegende Bevölkerung säumte nicht, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen.

Mit dem wachsenden Konsum der Seefische nahm auch deren Reichtum in den Küstengewässern merklbar ab. In gleichem Maße nun, wie die Ergiebigkeit des Fanges an den Küsten zurückging, sahen sich die Fischer genötigt, neue Fangplätze aufzusuchen und ihren Betrieb mehr und mehr von den Küsten hinweg auf die See selbst zu verlegen. Sollte unter solchen Umständen die Fischerei lohnen, so war eine wenigstens teilweise Umgestaltung der Fahrzeuge und Fanggeräte nicht zu vermeiden, denn die hohe See stellte an die Stabilität und Dauerhaftigkeit jener ganz andre Anforderungen, als es die seichten Buchten der Küsten gethan hatten, die zudem nur bei günstiger Witterung besucht worden waren.

Naturgemäß erforderte die Umgestaltung des Betriebes vermehrte Betriebsmittel. Die Beschaffung des notwendigen Kapitals war vielfach dem einzelnen nicht mehr möglich, daher bildeten sich zunächst unter den Fischern selbst kleinere Genossenschaften, die mit verbessertem Material für gemeinsame Rechnung arbeiteten. Die von solchen Genossenschaften erzielten Resultate und die stetig wachsende Nachfrage nach Seefischen bewogen bald auch Kapitalisten der Küstenorte, denen sonst die Ausübung der Fischerei fernlag, zu Gesellschaften zusammenzutreten, geeignete Fahrzeuge zu bauen und Berufsfischer in ihre Dienste zu nehmen. Diese arbeiteten mithin nicht mehr für eigne Rechnung, sondern bezogen eine bestimmte Heuer, zu welcher hie und da noch ein geringer Prozentsatz des Erlöses aus den Fängen hinzukam. Neben solchen Fischereigesellschaften sind die kleineren Genossenschaften, besonders wenn sie ihren Fang auf gewisse Fischgattungen beschränkten, vielfach bis heute bestehen geblieben, und die Regierungen sind einsichtig genug, ihre Bestrebungen durch staatliche Beihilfen zu unterstützen.

Hochseefischereigesellschaften sind in den letzten beiden Jahrzehnten in Emden, Nordenham, Geestemünde, Bremerhaven, Glückstadt, Cranz a. E., Altona, Hamburg u. s. w. aufgeblüht. Die meisten betreiben den Fang im großen und zwar, um von den Witterungsverhältnissen weniger abhängig zu sein, mittels Dampfer, die nicht nur für diesen Zweck eigens konstruiert sind, sondern gegenüber den Segelfahrzeugen den Vorteil bieten, daß sie in kurzer Zeit die entfernteren Fischgründe erreichen können.

Infolge der endlosen Nachstellungen treten die Edelfische in der Nordsee selten in großer Zahl auf; die Fischdampfer gehen daher zum Fange weiter nach Norden, in das Skagerrak, in die Gewässer Norwegens und selbst Islands, soweit die Tiefenverhältnisse den Gebrauch des Grundnetzes zulassen. Beim Besuch fremdländischer Küstengewässer müssen die Fischer außerhalb einer gewissen Zone bleiben, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, von den zum Schutze der Küstenfischerei in Dienst gestellten Kriegsfahrzeugen aufgebracht und beschlagnahmt zu werden. Im letzteren Falle wird nicht nur der Fang konfisciert, sondern meistens auch auf eine empfindliche Geldbuße und Einziehung der Fanggeräte erkannt.

Die modernen Fischdampfer zeigen im Bau und in der Ausrüstung im allgemeinen große Uebereinstimmung. Sie pflegen eine Länge von 30—35, eine Breite von 6—7 Metern zu haben. Ihre Besatzung besteht aus 10—12 Personen: Kapitän, Steuermann, zwei Maschinisten, Koch und eine Anzahl Fischer. Kapitän und Steuermann müssen, sofern die Dampfer bis in die norwegischen und isländischen Gewässer vordringen, im Besitz eines Patentes für große Fahrt sein. Als Fanggeräte führen die Fischdampfer hauptsächlich zwei aus bestem Manilahanf hergestellte Grundnetze, von denen das eine in Reserve verbleibt. Zum Konservieren des Fanges besitzt das Schiff besonders konstruierte Laderäume; zudem führt es stets ein ansehnliches Quantum Blockeis an Bord. Kohlen und Proviant für eine 10—14tägige Fahrt vervollständigen die Ausrüstung. Sobald letztere beschafft und das Wetter nicht zu ungünstig ist, geht der Dampfer in See. Den Kapitänen sind die ergiebigsten Fischgründe genau bekannt, und sie haben, da ihnen meistens 5 bis 6 Prozent vom Erlös zustehen, das größte Interesse daran, den Fangplatz so schnell als möglich zu erreichen. Auf das Wetter wird im allgemeinen wenig Rücksicht genommen, ist es jedoch sehr stürmisch und die See zu wild, so muß der Fang unterbleiben, da andernfalls die Netze leicht verloren gehen und die Schiffe selbst gefährdet werden.

Das zur Verwendung gelangende Grundnetz hat mindestens eine Breite von 30 und eine Länge von 10 Metern und ist außerordentlich haltbar. Da die Netze den gesetzlichen Anforderungen entsprechen müssen, sind die Maschen ziemlich weit, um den Fischen, die das Mindestmaß noch nicht erreicht haben, das Durchschlüpfen zu gestatten. Am besten läßt sich das Fanggeschirr mit einem großen dreieckigen Beutel vergleichen, welcher in einen etwa 3 Meter langen, überall gleich weiten Sack endigt. Letzteren bezeichnen die Fischer als den „Steert“ (Schweif). Um dieses Netz im Wasser fanggerecht zu spannen, sind die vorderen Enden mit je zwei starken Ketten an zwei Scherbretern befestigt, welche aus Eichenholz bestehen und mit Eisen beschlagen sind. An der andern Seite der Bretter sind ebenfalls Ketten angebracht, die wieder mit Stahltrossen von mehreren hundert Metern Länge in Verbindung stehen. Die Stahltrossen führen zu einer auf dem Deck stehenden Dampfwinde. Sobald das Netz ausgeworfen ist und das Schiff Fahrt macht, scheren die Bretter infolge des Wasserdruckes und der sinnreichen Anbringung der Ketten in schräger Richtung auseinander, bis das auf den Grund gesunkene Netz völlig zum Fange geöffnet ist. So schleppt es in beträchtlicher Entfernung vom Schiffe unmittelbar über dem Grunde hinter dem Fahrzeug her, welches, mit halber Kraft fahrend, acht Stunden hindurch den vom Kapitän gesetzten Kurs innehält. Was an Fischen, Krustentieren, Muscheln in den weiten

Digitized by Google

Rachen des Netzes gerät, drängt naturgemäß dem Steert zu, aus welchem ein Entrinnen nicht mehr möglich ist. Aber auch unliebsame Dinge, Steine, Schlick, Taug, Wrackstücke u. s. w. finden ihren Weg dort hinein.

Sind die acht Stunden des Schleppens um, so muß das Netz gehoben und entleert werden. Zu diesem Zweck wird die Fahrt noch weiter verlangsamt und die Dampfwinde in Thätigkeit gesetzt. Faden um Faden der Stahltrossen legt sich um die Welle, näher und näher kommt das Netz dem Schiffe, bis dieses erreicht ist und sich nur noch der Steert im tieferen Wasser befindet. Schon zeigen sich auf der Wasseroberfläche zahlreiche Luftblasen, die sofort platzen. Ihre größere oder kleinere Zahl läßt, wie die Fischer zu wissen meinen, auf die Reichhaltigkeit des Fanges schließen.

Jetzt stellt die Schiffsmaschine ihre Thätigkeit völlig ein, und die Scherbretter werden an der Schiffswand befestigt. Mittlerweile sind alle Leute, mit Seestiefeln und Schurzfellen angethan, auf Deck erschienen. Auf dem Achterdeck wird aus Brettern und Bohlen eine Art Verschlag zur vorläufigen Aufnahme der Fische hergerichtet, dann greifen auf das Kommando des Kapitäns oder Steuermannes zahlreiche Hände in das Maschenwerk des Netzes, das Zoll um Zoll emporgehoben wird, bis nur noch der Steert sich im Wasser befindet. Diesen nebst seinem Inhalt mit den Händen heben zu wollen, würde ein vergebliches Bemühen sein, daher wird er am oberen Ende mit einem starken Tau umschlungen und zusammengeschnürt, worauf das Tau, das über einen am hinteren Mast befindlichen Flaschenzug geführt ist, mit der Dampfwinde in Verbindung gesetzt wird. So wird der Steert emporgewunden, während ringsum Wasserstrahlen, Schlickmassen u. s. w. in die See zurückschießen. Derbe Ausrufe und oft auch ein eigentümlicher Singsang begleiten diesen Vorgang. Endlich schwebt der Steert über dem Verdeck, beziehungsweise über dem Verschlag. Einer von der Besatzung löst das den Steert unten abschließende Ringseil und springt schnell zur Seite, denn nun stürzt der ganze Fang polternd in den Verschlag. Die emporschnellenden, schnappenden, in Todeszuckungen sich windenden Tiere gewähren keinen angenehmen Anblick, denn aus den weit aufgesperrten Rachen vieler unter ihnen drängen sich die Schwimmblasen und Teile der Eingeweide hervor, weil der hohe Druck, unter dem die Tiere auf dem Meeresboden lebten, aufgehört und der Innendruck das Uebergewicht erhalten hat.

Noch immer zuckt und zappelt es in dem Haufen, doch zeigt sich bereits hier und dort ein Verenden der Tiere. Diejenigen mit weiten Kiemenspalten sterben zuerst: kleinere sind wohl auch bereits tot aus dem Wasser gehoben worden, weil sie dem im Steert herrschenden Drucke erlagen. Nachdem das Ringseil des Netzes wieder geschlossen und dieses selbst von etwaigen Fremdkörpern gesäubert ist, läßt man's von neuem zu Wasser und setzt die Schleppfahrt fort. Dann erst beginnt die Bearbeitung des Fanges, an welcher alle verfügbaren Leute teilnehmen. Zunächst müssen die verschiedenen Fischgattungen sortiert werden, denn der Verschlag weist Schellfische, Dorsche, Schollen, Steinbutt, Seezungen, Makrelen, Aale, Seehechte, Quappen u. s. w. in buntem Gemisch auf, ja es finden sich auch Katzenhaie, Rochen, Seehasen, Igelfische und andre absonderliche, für den Konsum wenig geeignete Gesellen darunter, welche kurzerhand über Bord geschleudert werden. Ist die Sortierung vollendet, so beginnt man mit dem Ausnehmen der Fische.

Für das Ausnehmen der Eingeweide bedient jeder Mann sich eines kurzen Messers, das er mit großer Gewandtheit zu handhaben weiß. Die Leber der großen Schellfische und Dorsche wird sorgsam gesammelt und in bereitgestellte Fässer gethan, um später an Lebertranfabrikanten verkauft zu werden. Der Erlös aus diesem Artikel gehört nach altem Herkommen nicht der Reederei, sondern der Mannschaft des Schiffes. Da ein Faß Leber mit 12—15 Mark bezahlt wird, so begreift man, daß diese Nebeneinnahme nach einer Reihe günstiger Fänge nicht ohne Bedeutung für die Leute ist.

Ist das Geschäft des Ausnehmens beendet, so werden die mit Blut, Schuppen und Schleim besudelten Tiere korbweise einer gründlichen Abspülung unterzogen, zu welcher die Maschinenpumpe den Wasserstrahl so nachdrücklich liefert, daß nach wenigen Augenblicken die Fische so frisch daliegen, als ob sie unmittelbar aus dem Meer entnommen wären. Nunmehr sind sie zur Verstauung fertig. Die Deckluken werden geöffnet, die Verschläge für die einzelnen Gattungen hergerichtet und ihr Boden mit einer Schicht des zerkleinerten Blockeises bedeckt. Auf eine Eisschicht legt man eine Schicht Fische und fährt so fort, bis alle Fische verstaut oder die Verschläge gefüllt sind. Nach 1½—2stündiger Arbeit ist die Verstauung beendet; die etwa noch zurückgebliebenen zerdrückten oder sonstwie ungeeigneten Exemplare werden mittels Schaufeln über Bord geworfen und bilden dann eine willkommene Speise für die Seevögel und andre Meeresräuber. Nachdem noch die Luken wieder geschlossen, die Geräte und Körbe gereinigt und das Deck blank gescheuert worden, kann die nicht zur „Wache" gehörige Abteilung der Besatzung zur Koje gehen oder sich sonst nach Gutdünken beschäftigen.

Da ein Schleppzug, fofern keine unliebsame Unterbrechung eintritt, 8 Stunden währt, so wird das Netz innerhalb 24 Stunden dreimal entleert. In den günstigen Jahreszeiten geschieht dies morgens um 4, mittags um 12 und abends um 8 Uhr. Im Spätherbst und Winter tritt mit Rücksicht auf die Benutzung des Tageslichtes wohl die eine oder andre Abweichung ein. So geht es Tag für Tag, bis entweder die Laderäume des Schiffes gefüllt sind oder der Kohleumangel zur Rückkehr zwingt.

Die Erträge der einzelnen Schleppzüge sind natürlich verschieden, können aber im Durchschnitt auf 450—500 Kilogramm angenommen werden; allerdings pflegt nur der kleinere Teil des Fanges aus Edelfischen zu bestehen. Solche Erträge sind auch durchaus erforderlich, wenn das Geschäft lohnen soll, denn die Kosten einer Fangreise sind immerhin recht erheblich. Häufig genug treten auch Unfälle ein, die den Profit einer Fahrt überhaupt in Frage stellen. So herrscht im Vorfrühling und Spätherbst oft tage-, ja wochenlang stürmisches Wetter, das die Dampfer zur Einstellung der Arbeit und zum vorzeitigen Verlassen der Fischgründe zwingt, ja sie nötigt, irgend einen Nothafen aufzusuchen, woraus alsdann

Digitized by Google

Liegekosten u. s. w. erwachsen. Wohl ihnen, wenn sie einen Hafen erreichen! Nicht selten fällt auch das Schiff mit Mann und Maus der tückischen See zum Opfer. So gingen im Oktober, beziehungsweise im Dezember 1897 die Fischdampfer „Wiesbaden“ und „Aachen“ aus Nordenham und im Herbst 1899 der Fischdampfer „Witt & Büsch“ aus Altona verloren, ohne daß man von Schiff oder Mannschaft irgend etwas erfahren hätte, und die Flottillen andrer Staaten hatten im gleichen Zeitraum ebenfalls beklagenswerte Opfer an Schiffen und Menschenleben zu verzeichnen.

Sehr häufig wird auch das Fanggeschirr unklar, indem es sich mit Steinen, Tang und Schlick vom Meeresboden derartig füllt, daß es sich ohne Gefährdung nicht mehr schleppen läßt, sondern herangeholt und entleert werden muß. Oder es verwickelt sich in halbversandeten Schiffstrümmern, die aus dem Grunde hervorragen, dem Schiffer nicht bekannt und auf den Karten nicht verzeichnet sind. Gerade die Nordsee ist an Resten untergegangener Schiffe überreich, die auch auf der besten Karte unmöglich verzeichnet sein können. Ist ein solcher Unfall eingetreten, so muß der Versuch gemacht werden, das Netz durch vorsichtig ausgeführte Schiffsmanöver zu lösen. Gelingt dies auch, so wird sich das Fanggeschirr doch stets reparaturbedürftig zeigen, und ein beträchtlicher Zeitverlust ist die unausbleibliche Folge. Des öfteren geht auch das Netz verloren, vielleicht das Reservenetz dazu. Daraus erwächst der Rederei ein Schaden, der sich auf mehrere tausend Mark beziffern läßt.

Wiederholte Unfälle solcher Art sind für den Schiffer bedenklich genug, ja sie können ihn brotlos machen, denn die Reedereien machen ihre Kapitäne für jeden Mißerfolg verantwortlich und scheuen sich keineswegs, einem solchen „Pechvogel“ den Laufpaß zu geben; schwerlich aber stellt eine andre Reederei den Gemaßregelten in ihrem Betriebe wieder ein. Es leuchtet ein, daß die verantwortungsreiche Stellung eines solchen Kapitäns nicht nur eingehende Kenntnis des Meeres und der Lebensgewohnheiten seiner Bewohner, sondern auch einen stets klaren Kopf und offene Augen erfordert. Unbedingte Zuverlässigkeit des Schiffspersonals ist die sicherste Bürgschaft für den Erfolg des Betriebes. Die Reedereien sind daher nicht nur in der Auswahl ihrer Leute vorsichtig, sondern auch sparsam in der Lieferung alkoholischer Getränke an die Schiffe und dulden unter keinen Umständen, daß sich die Mannschaft in dieser Hinsicht selbst verproviantiert. Dagegen pflegt die Kost den Vorschriften der Seeberufsgenossenschaft entsprechend ausreichend und kräftig zu sein. Die Heuern entsprechen im allgemeinen den in der Schiffahrt bestehenden ortsüblichen Sätzen. Leider verleitet der häufige Landaufenthalt zu größeren Aufwendungen, da die Seelente durchweg ein lebensfrohes Völkchen sind, das sich nur schlecht aufs Sparen versteht.

Die Verwertung des Fanges geschieht in der Regel im Heimatshafen, doch können mancherlei Umstände eintreten, die das Aufsuchen eines andern Hafens vorteilhaft erscheinen lassen. Die meisten Hafenstädte an der Nordsee besitzen Fischauktionshallen und frequentierte Fischmärkte. Die Auktionshallen liegen meistens so günstig, daß Fahrzeuge jeder Art an ihnen anlegen und ihre Ladung löschen können. Dies geschieht meistens nachts, so daß die Zufuhren bereits in den frühen Morgenstunden verauktioniert und sofort in Eispackung mit den Zügen ins Inland befördert werden können. Bekanntlich sind frische Seefische selbst für die Beförderung mit den Eilzügen ohne Tarifserhöhung zugelassen. Der Umsatz der Fischauktionshallen in Hamburg und in Altona belief sich in den letzten Jahren für jede Stadt auf mehr als 1500000 Mark pro anno. Allerdings entstammten die Zufuhren nicht sämtlich der heimischen Hochseefischerei, sondern auch das Ausland war mit solchen vertreten, ja selbst das Inland pflegt durch kleine Zufuhren an Flußfischen an dem Umsatz zu partizipieren.

Im letzten Jahrzehnt hat die Befischung der Nordsee und ihrer Nebenteile seitens der verschiedenen Küstenländer einen solchen Umfang angenommen, daß es nicht zu hoch gegriffen erscheint, wenn man rechnet, daß jahraus jahrein täglich Hunderte von Fischdampfern und Loggern mit ihren Schlepp- und Grundnetzen dem Fange obliegen. Da ist es kein Wunder, daß der Ertrag namentlich an Edelfischen in beunruhigender Weise zurückgeht. Wenn daher die Hochseefischerei ein lohnendes Unternehmen bleiben soll, wenn man weiten Volksschichten den Seefisch als nahrhaftes und billiges Nahrungsmittel erhalten will, so ist es an der Zeit, daß die an die Nordsee grenzenden Staaten durch internationale Bestimmungen der rücksichtslosen Ausbeutung durch Festsetzung von Schonzeiten und -gebieten ein Ende machen. Die Schwierigkeiten eines Vorgehens in dieser Hinsicht sollen nicht unterschätzt werden, geschehen aber muß etwas, sonst ist eine vorzeitige Entvölkerung dieses Meeres unausbleiblich.

E. Lund.

Der Fliegende Holländer.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Die Sage vom Geisterschiff, dessen Kapitän wegen irgendwelcher Freveltaten zu ruheloser Meerfahrt verdammt ist, bis ihm Erlösung wird, ist uralt und international; sie findet sich bei fast allen seefahrenden Völkern und trägt überall dieselben Grundzüge, wenngleich die Einzelheiten mannigfach voneinander abweichen. Aus der Bezeichnung des gespenstischen Schiffsführers hat man geschlossen, daß die Mär niederländischen Ursprunges sei, aber wahrscheinlich ist das Urbild des Fliegenden Holländers jener legendarische deutsche Edelmann Falkenberg, der aus Eifersucht einen Brudermord beging und nun, von Gewissensbissen gepeinigt, planlos durch die Lande streifte, bis er zur Nordsee gelangte. Hier sah er ein Boot liegen, dessen Mannschaft ihn zum Einsteigen einlud; er folgte und ward an Bord eines gespenstischen Schiffes gebracht, wo sein guter und sein böser Geist um seine Seele zu würfeln begannen. Seit Jahrhunderten würfeln sie, ohne daß die Entscheidung fiele, und bis diese eintritt, muß das Schiff durch die Meere kreuzen. Wer ihm begegnet, sieht keine Bemannung an

Digitized by Google

Der Fliegende Holländer.

Nach der Originalzeichnung von H. C. Seppings Wright.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bord, nur auf dem Bugspriet hockt der „Klabautermann“ und grinst den erschrockenen Seefahrer höhnisch an. Sein Anblick bringt Unheil, wenn nicht Verderben. Hier also erscheint der Klabautermann, der in andern Legenden als guter Geist auftritt, ähnlich den Heinzelmännchen der Landbewohner, als ein böser Dämon. Einen deutschen Namen trägt auch der Führer eines andern Gespensterschiffes. Bernhard Focke war um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Kapitän eines Indienfahrers und machte, mit dem Teufel im Bunde, so schnelle Seefahrten wie kein andrer. Wegen jenes höllischen Bündnisses, und weil er die Mannschaft unmenschlich behandelte, ward er verdammt, bis zum jüngsten Gericht ruhelos das Meer zu durchstreifen.

In andern Legenden heißt der Fliegende Holländer van Straaten, van Diemen oder van der Decken. Den letzteren Namen wählte Kapitän Marryat für seine romantische Erzählung, und dank der deutschen Bearbeitung für die Jugend ist jener Name in unsrer Heimat weit verbreitet worden. Von den bisher erwähnten Fassungen der Sage weicht diejenige der französischen Ueberlieferung in manchem Punkte ab. Allerdings ist es auch hier ein holländischer Kapitän, der sich verschwor, trotz wütigen Sturmes das gefährliche Kap Horn zu umfahren, und mehrere der widerstrebenden Matrosen ins Meer schleuderte. Ihn von seinem verwegenen Vorsatz abzubringen, kam sogar der Heilige Geist an Bord (Sankt Elmsfeuer), aber der Frevler schoß unter Gotteslästerungen auf ihn, und nun traf ihn der Fluch, rastlos auf dem Meere zu treiben, glühendes Eisen zur Speise und bittere Galle zum Getränk, und ewig an Bord Wache zu halten. Einzelne Züge dieser Sage hat Richard Wagner in seiner berühmten Tondichtung benutzt. In der wundervollen Ballade Sentas heißt es:

Trakt ihr das Schiff im Meere an,
Blutrot das Segel, schwarz der Mast?
Auf hohem Bord der bleiche Mann.
Des Schiffes Herr, wacht ohne Rast.
Bei bösem Wind und Sturmes Wut
Umsegeln wollt' er einst ein Kap;
Er fluch't und schwur mit tollem Mut:
„In Ewigkeit laß' ich nicht ab!“
Und Satan hört's, nahm ihn beim Wort ...

So und ähnlich, wie wir es hier angegeben haben, lauten alle Sagen über den Fliegenden Holländer. Die älteren Mären wissen noch nichts von der Erlösung des Unseligen durch die aufopfernde Liebe einer reinen Magd, die das große Motiv in Wagners Dichtung bildet, ein Motiv, dem auch der Künstler in der von uns wiedergegebenen Abbildung folgt. Diese Lösung und Erlösung ist sicherlich auch nicht aus dem Gefühle der wetterharten Teersacken entstanden, sondern ein Erzeugnis empfindsamer Phantasie, wie sie dem Seefahrer fremd ist.

In der Urlegende finden wir den Fliegenden Holländer nur als den Verdammten, der für arge Frevel an Gott und Menschen gerechte Strafe erleidet, und dem auf See zu begegnen, ernste Gefahr bringt. Wenn man nun die Mären miteinander vergleicht und bei allen auf dieselben Grundzüge stößt — das plötzliche Auftauchen und jähe Verschwinden des Gespensterschiffes mit darauffolgendem Unheil —, so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß diesen Fabeln doch irgend etwas Thatsächliches zu Grunde liege, und dem ist auch so. Ja, der „Fliegende Holländer“ hat nicht nur früher existiert, sondern man bekommt ihn gelegentlich noch heute zu sehen, indessen erklärt sich die Erscheinung ganz natürlich. Wer je bei Böe und Nebel auf See gewesen ist, der weiß, welchen phantastischen, ja unheimlichen Eindruck das Vorübergleiten eines andern Schiffes macht, und nun versetze man sich in die Zeit, wo es kein warnendes Nebelhorn, keine ausreichende Schiffsbeleuchtung gab! Aber auch bei klarem Wetter ist der „Fliegende Holländer“ gesehen worden — wohl möglich und zu erklären durch die Luftspiegelung, die zu Wasser wie zu Lande ganz wunderbare Dinge hervorraubert. Einen der merkwürdigsten Fälle führt P. G. Heims in seinem Buche „Seespuk“ an. Im Jahre 1833 sah bei Port Danger an der südafrikanischen Küste die Mannschaft eines englischen Schiffes deutlich das Bild eines andern englischen Fahrzeuges und beobachtete sogar das Niederlassen eines Bootes. Man erkannte das Kriegsschiff „Barracouta“ und glaubte es gleich nach der eignen Ankunft in Simonsbay dort erwarten zu dürfen. Aber erst nach einer Woche langte es an und war, wie sich aus den Erkundigungen ergab, am Tage jener Beobachtung mindestens 300 Seemeilen von dem andern Schiffe entfernt gewesen. Und wenn nun durch solche Luftspiegelung ein mit dem Sturm kämpfendes, meilenweit entferntes Fahrzeug vor Augen gerückt wird, so ist es wohl möglich, daß nach einiger Zeit die Beobachter und ihr Schiff selbst vom Sturm erfaßt werden und vielleicht Schlimmes erleiden. So erklärt sich auch in diesem Falle das Unheil, das der „Begegnung“ mit dem Fliegenden Holländer folgt. Ein merkwürdiges Zeugnis ist uns ferner durch die Aufzeichnungen der beiden Söhne des jetzigen Königs Eduard von England erhalten. Der damalige Herzog von York, heute Prinz von Wales, und sein älterer, inzwischen verstorbener Bruder Albert Viktor, Herzog von Clarence, machten 1879—82 als Seekadetten eine Weltfahrt an Bord der „Bacchante“, und unterm 11. Juli 1881 verzeichneten sie: „Um vier Uhr morgens fuhr der Fliegende Holländer bei uns vorüber. Wir sahen — es war in der Nähe von Sidney — ein seltsames rotes Licht, das ein Schiff gespenstisch beleuchtete. Inmitten dieses Lichtes hoben sich Masten, Rahen und Segel einer etwa 200 Meter entfernten Brigg sehr deutlich ab. Als das Schiff sich näherte, wurde es angerufen. Zugleich wurde es auch vom Wachtoffizier von der Brücke aus gesehen, ebenso bemerkte es der Kadett auf der Achterdeckswache. Als er aber nach vorn lief, sah er keine Spur eines Schiffes mehr. Das Meer war ruhig, die Nacht hell.“ Weiter meldet der Bericht, daß das seltsame rote Licht auch von zwei andern Schiffen bemerkt worden sei, und fügt hinzu: „Der Mann, welcher den ‚Fliegenden‘ zuerst gemeldet hatte, fiel heute morgen aus der Vorbramstange und schlug sich tot. Auch dem Admiral passierte im nächsten Hafen ein Unglück.“ Da haben wir also den „Spuk“ mit all seinen üblen Folgen, und aus den Aufzeichnungen der Prinzen läßt sich schließen, daß der alte Aberglaube von manchem an Bord der „Baechante“ geteilt wurde.

Unser Ueberblick wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch auf die Schicksale des berühmtesten

Digitized by Google

aller Fliegenden Holländer, der Wagnerschen Schöpfung, mit einigen Worten hinwiesen. Bei seinem Erscheinen wurde das Werk von der zünftigen Kritik, wie ja später noch manche andre Tondichtung des Meisters, nichts weniger als freundlich aufgenommen. Schon nach der ersten Aufführung in Dresden (1843) war in verschiedenen Blättern zu lesen, die Dresdener selbst hätten von dem „begeisterten Beifall", welcher der neuen Oper von einigen Journalen angedichtet worden sei, nichts gespürt, und Ernst Keil, später bekannt geworden als Begründer der „Gartenlaube", damals Redakteur des „Planet", faßte sein Urteil dahin zusammen: Wagner habe zwar viel studiert und gelernt, sei aber nichts weniger als ein Genie; mit seinen Opern werde es gehen wie mit den Dramen des Jungen Deutschland, die man wohl ein- oder zweimal sich ansehe, um sie dann auf immer zu vergessen. So war gegen den „Fliegenden" bereits Stimmung gemacht, bevor er sich in Berlin sehen und hören ließ, und als er am 7. Januar 1844 im Schauspielhause erschien — das aus der Asche erstandene Opernhaus wurde erst im Dezember eröffnet —, ging es arg über den armen Holländer her. Das Ungeheuerlichste leistete der „Modenspiegel", ein sonst nicht übles Blatt, das jemand, der die Berliner Lokal- und Kunstgeschichte vor 50 bis 60 Jahren studieren will, nicht übergehen darf. Zum Ergötzen der Leser geben wir den wütigen Zornausbruch in seinem Hauptteile wieder, wobei wir an jenen Stellen, wo der empörte Kritikus allzu tief in den Schacht seines mythologischen Wissens hinabsteigt, die Erklärung in Klammern beifügen. Er hebt folgendermaßen an: „Setzt, wenn ihr wollt, die alte Nacht in Musik mit ihren wilden Erzeugnissen, wüsten Unförmlichkeiten und gräßlichen Ungeheuern! Komponiert das Chaos, wo die Bildungen zwischen Unterdrückung und Empörung schwanken! Stellt die hundertarmigen Riesen im Orchester auf! Laßt den Brontes, Steropes und Arges (Personifikationen der feuerspeienden Vulkane) die Bässe rumpeln, den Koios, Kreios und Japetos (Titanen) die Bratsche streichen, die schrecklichen Cyklopen die Kesselpauken bearbeiten, 64 dreiköpfige Geryons (dreileibiger Riese) die Posaunen schmettern, den Erebus (die Urnacht) die Tuba und zwischendurch das Ungetüm Typhon (Orkan) den heulenden Sturmwind blasen. Peitscht den Cerberus, tretet dem zweiköpfigen Hund Orthrus (Begleiter des Riesen Geryon) auf den Schwanz und macht ihn heulen, bis die Erde in ihren innersten Tiefen über das Schicksal ihrer Kinder seufzt und auf Rache denkt. Gebt uns statt Musik einen Stein in Windeln zu schlucken (Anspielung auf die Rettung des vom kinderfressenden Vater Kronos bedrohten Zeus) und laßt die Korybanten mit Spießen und Schildern dazwischen krachen. Laßt die Peyhredo (eine der Gräen, d. h. der grauen Weiber, die zusammen nur ein Auge und einen Zahn hatten) für die feuerspeiende Chimäre, den fliegenden Holländer des Altertums, entbrennen und mit ihm ein Duo schnalzen voll schrillender Schreitöne, daß die Eurybia statt des eisernen Herzens, das sie im Busen trägt, sich eiserne Ohren wünscht. Und wenn die graue Urnacht der griechischen Mythologie euch noch zu freundlich scheint, so bringt die wilde Tafelschlacht der Hunnen und Burgunder in Nibelungentöne. Empört die Instrumente selbst zu Hagen, Rüdiger und Volker dem Fiedler. Laßt das Cello, mit dem Fagott oder den blechernen Schüsseln bewaffnet, den Panken das Gehirn einschlagen, sich untereinander morden und metzeln, mit ihren Trümmern und Bruchstücken zuletzt die Bühne erstürmen, Instrumental- und Vokalmusik in einen gräßlichen Vernichtungskampf sich verwickeln, Orchestermassen und Sängerpersonal sich wechselseitig zerfleischen und würgen und zuletzt unter ihren eignen Leichen schauerlich begraben!"

In diesem Tollhaustone geht die „Kritik" noch ein gutes Ende weiter, bis der Rezensent sein Urteil dahin zusammenfaßt: „Der „Fliegende Holländer" ist die trostloseste Musik, die je gedichtet worden. Von dem Meer hat sie nichts als das Einförmige, Unfruchtbare, das öde Gären eines ungestaltsamen Tonschwalles. Aeußerlich betäubend, geräuschvoll, im Inneren leer und stumm, an der Oberfläche wühlend und ponphast, darunter faul und duselig; mit dem Anschein ungeheurer Kraft kein Mark in den Knochen, keine wahre Lebensglut in den Adern, matt, schwach, engbrüstig und weichlich sentimental im Herzen und in der Seele. Ein tönendes Grau in Grau." Wir haben heute für diese Späße, für das völlige Verkennen eines großen, in der Entwicklung begriffenen Genies nur ein mitleidiges Lächeln, und doch erscheint es merkwürdig, daß gerade dieser traurige Witzling, dem nicht die leiseste Ahnung von dem Geiste Wagnerscher Kunstschöpfung aufgegangen war, den Namen jener großen deutschen Dichtung ausspricht, welche Jahrzehnte später dem Meister den Gegenstand für sein bedeutendstes Werk liefern sollte, den Namen der Nibelungen. Wir sehen, nicht bloß Dichter, sondern auch Rezensenten können bisweilen Propheten sein, und weiter finden wir dies bekräftigt durch folgende Sätze aus der samosen Kritik: „Komponiert den Kampf der nordischen Götter gegen den hereinbrechenden Tod! Ich weiß euch einen Stoff, wogegen der Fliegende Holländer ein heiterer Schwank ist. Was meint ihr zu Regna Lodbrok, dem großen Seekönig? Er besteht einen Drachenkampf — denkt, einen Drachenkampf! Welche chromatischen Schnörkel lassen sich hierbei anbringen, welche Quinten kräuseln, wenn der Drache seinen Schweif krümmt und wickelt, welches wüste Tönebrausen, wenn er Feuer und Flammen speit!" Also selbst den Drachen aus dem „Ring des Nibelungen" finden wir bereits vorgeahnt! Nach aller Wahrscheinlichkeit ist Richard Wagner diese zersetzende Kritik nicht unbekannt geblieben, und außer der Möglichkeit liegt es nicht, daß gerade sie ihm den ersten Gedanken eingab, sich der nordisch-germanischen Stoffe für seine Kunst zu bemächtigen.

Fr. Colberg.

Digitized by Google

Die deutsche Eisenbahnbrücke bei Hüningen.

Die geplanten deutschen Befestigungen bei Basel.

(Aufnahmen von A. Krenn, Zürich.)

Angesichts der andauernden Rüstungen jenseits der Vogesen denkt das Deutsche Reich ernstlich daran, seine völlig offene Grenze am Oberrhein durch Befestigungen zu schützen. Während die französische Grenze von Luxemburg bis Lyon in Waffen starrt und durch einen doppelten und dreifachen Gürtel von Festungswerken geschützt ist, befinden sich auf der deutschen Seite verhältnismäßig wenig befestigte Punkte, und das ganze Gebiet am Oberrhein, von Straßburg bis Basel, ist vollständig offen, obwohl ihm zunächst das große Ausfallthor durch die Vogesenlücke, die Festung Belfort, liegt. In neuerer Zeit hat die deutsche Heeresleitung diesem Gebiete größere Aufmerksamkeit geschenkt. Anfangs der neunziger Jahre wurde die doppelgeleisige strategische Bahn Konstanz-Basel-Mülhausen gebaut, und es ist nur logisch, wenn man zum Schutze dieser wichtigen Verbindungslinie, die durchweg dicht an der Grenze eines fremden Staates entlang führt, Sicherungsmaßregeln trifft. Veranlaßt wird die deutsche Heeresleitung dazu durch das Vorgehen der französischen, die an der schweizerischen Grenze dieselben kriegerischen Vorbereitungen trifft wie an der deutschen. Jede Eisenbahn und jede Straße, jeder Paß aus dem Jura ist französischerseits durch Forts gesperrt, und gewaltige Truppenmengen befinden sich dahinter. Die deutsche Heeresleitung befürchtet offenbar, diese Truppen hätten die Bestimmung, im Falle eines Krieges das neutrale Gebiet der Schweiz zu verletzen und den Deutschen in die unbeschützte Flanke zu fallen. Basel mit seinen

Tüllinger Berg.

Ansicht von Basel.

Digitized by Google

Die alte Rheinbrücke in Basel.

Rheinübergängen wäre jedenfalls der nächste Zielpunkt einer solchen Aktion.

In französischen Heereskreisen ist dieser Gedanke schon offen ausgesprochen worden, und in der Schweiz erkennt man allmählich auch die Gefahr, die von dieser Seite droht. Daß Deutschland die ehrliche Absicht hat, das schweizerische Gebiet zu respektieren, hat es schon durch den Bau der strategischen Bahn gezeigt. Auf Büchsenschußweite, nur durch den Rhein getrennt, läuft auf der schweizerischen Seite eine Bahn nebenher nach Basel. Um im Kriegsfalle das schweizerische Gebiet bei Basel nicht berühren zu müssen, wurde mit großen Kosten eine Umgehungsbahn gebaut und diese auf einer etwa 200 Meter langen Rheinbrücke bei Hüningen in die Linie Basel-Mülhausen eingeführt. Trotzdem war man in Basel und auch in der übrigen Schweiz beim Bekanntwerden der Absicht Deutschlands über die in Aussicht stehende Nachbarschaft nicht sehr erbaut, denn es dürfte ein ziemlich einzig dastehender Umstand sein, daß eine Stadt von der Größe Basels so unmittelbar unter die Kanonen einer fremden Festung zu liegen käme. Wohl hat Frankreich dicht an der schweizerischen Grenze bei Genf ein großes Fort gebaut, aber die Stadt ist immer noch doppelt so weit davon entfernt als Basel vom Tüllingerberg. Dieser ist allerdings von Natur aus zur Befestigung günstig geschaffen. Der von Norden nach Süden laufende Höhenzug tritt ziemlich weit in die Rheinebene vor und fällt gegen sie steil ab. Sein südlicher Abschluß springt als scharfe Kante zwischen Lörrach und Leopoldshöhe bis dicht an die Schweizergrenze vor, und ein dort befindliches Fort würde nicht nur alle Rheinübergänge der ganzen Gegend, sondern noch einen großen Gebietsteil jenseits des Stromes beherrschen. Uebrigens wird dieser Punkt nicht die einzige Befestigung bilden; es sind deren eine ganze Anzahl in fortlaufender Linie bis Müllheim geplant. Auf dem sogenannten Isteiner Klotz sind die Arbeiten bereits begonnen worden. Ob Deutschland sich durch die schweizerischen Einwendungen von seinem Vorhaben abbringen lassen wird, ist fraglich, und man fängt auch bereits an, sich mit dem Unabänderlichen vertraut zu machen und daran zu denken, auf welche Weise Verletzungen schweizerischen Gebiets am sichersten verhütet werden können. Damit verlieren dann auch die deutschen Befestigungen den Charakter ihrer gefährlichen Nachbarschaft für die Stadt Basel.

•

Die Tage der alten Basler Rheinbrücke, dieses ehrwürdigen Zeugen einer längst entschwundenen Zeit, sind gezählt. Sie wird wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres abgebrochen werden, um einem Neubau Platz zu machen. Die Brücke hat Jahrhunderte kommen und gehen gesehen, und es dürfte wenige ihresgleichen geben, die sich ihr an Zahl der Jahre zur Seite stellen können. Mit der Pfalz und dem ehrwürdigen Münster bildet sie inmitten der modernen Stadt noch ein unverfälschtes Stück Alt-Basel, das Fremden und Einheimischen gleich lieb und wert war. Nur schwer entschlossen sich die Basler, sich von diesem Stück Vergangenheit zu trennen, aber die modernen Verkehrsinteressen kennen keine Pietät, und ihnen muß auch die alte Rheinbrücke geopfert werden. Sie hat ihre Zeit treu gedient, — 676 Jahre! Ob wohl eine unsrer modernen Kunstbauten auch ein solches Alter erreicht?

Die Basler Rheinbrücke wurde in den Jahren 1225—26 gebaut, als der Handelsverkehr von Italien nach den rheinischen Städten im Aufschwung begriffen war und einen gesicherten Stromübergang erheischte. Dabei hoffte man wohl auch noch, die Kaufleute von der östlichen Route, über Konstanz, abzuziehen. Der Erbauer war der Bischof Heinrich von Thun, der seinen Kirchenschatz verpfänden mußte, um die Kosten aufzubringen. Außerdem ist der Bau noch durch die Stifte St. Blasien und Bürglen unterstützt worden. Die Joche der Brücke auf der rechten Flußhälfte sind aus Stein, die auf der linken aus Holz aufgeführt; ob diese eigentümliche Anlage vom ursprünglichen Bau datiert, ist unbestimmt. Ebenso ist auch über die Erbauung des uralten Kapellchens auf dem Mittelpfeiler nichts Näheres bekannt. Die Konkurrenz um die neu herzustellende Brücke war die großartigste, welche die Schweiz bisher gesehen hatte. Von deutschen und schweizerischen Firmen gingen 28 Projekte ein, die sich sämtlich in einem Punkte ähneln: in der Variierung der alten Brücke. Die Harmonie des Stadtbildes wird durch den Neubau keine Beeinträchtigung erfahren. A. Krenn.

Digitized by Google

Rumänische Trachten aus Siebenbürgen.

(Photogr. Aufnahmen von Emil Fischer in Hermannstadt.)

In unserm Deutschland kann man die Gegenden, in denen eine eigenartige Volkstracht noch wirklich getragen wird und nicht nur aus Rücksicht auf die Fremden ein Scheindasein fristet, fast an den Fingern abzählen. Welche Augenweide dagegen für den Reisenden, die bunte Fülle der Trachten zu mustern, wie sie auf jedem größeren Bahnhof in Siebenbürgen und noch reichlicher etwa auf einem Wochenmarkt sich drängt. Es ist nicht überall ganz das gleiche Bild, denn die Trachten sind nach den Landschaften sehr verschieden, und die der sächsischen, der magyarischen und szeklerischen Bauern finden sich nur in engeren Gebieten. Allenthalben aber in Siebenbürgen wie auch im ganzen östlichen Ungarn bilden die rumänischen Bauern und Hirten und ihre meist schöneren Hälften den Zettel des bunten Gewebes. Auch ihre Trachten sind mannigfach voneinander abweichend, aber eine Grundform kann das Auge doch bald herausfinden. Bei den Frauen ist vor allem charakteristisch und überall im Gebrauch das lange Hemd mit gestickten Aermeln und Brusteinsatz, im Sommer fast das einzige Kleidungsstück, denn statt eines Rockes werden zwei bunte Schürzen aus Schafwolle getragen, eine vorn, eine hinten am schmalen Gürtel befestigt. An der Donau im Banat ist diese Schürze sogar in die einzelnen, lang nebeneinander herunterhängenden bunten Wollfäden aufgelöst. Das kurze, reichgestickte Leibchen, im Winter aus Schaffell, im Sommer aus Seide, Sammet oder Tuch, und darüber eine längere oder kürzere Jacke, ebenfalls aus Schaffell oder Tuch, vervollständigen die Kleidung der Reicheren oder doch für Festtage. Die Sandalen mit den zur Befestigung um die Knöchel gewundenen Lederstreifen werden nicht allgemein getragen, das Gewöhnliche sind Stiefel oder Schuhe. Eigentümlich ist es, daß eine eng anschließende Kleidung bei den Rumäninnen als unschön betrachtet, ja verachtet wird, die Falten sollen senkrecht herunterfallen, auch am Oberkörper; es ist wohl das antike griechisch-römische und orientalische Frauengewand mit dem monumentalen Faltenwurf, das in dieser Vorstellung fortlebt.

Familie aus Pojana in Festtracht.

Die Bestandteile der männlichen Kleidung sind weiße, ziemlich enge Hosen, nicht die fliegenden, die der arbeitende Magyar trägt, noch die anschließenden von dessen Galatracht. Ueber dem kurzen Hemd wird dann eine grobe linnene Jacke anschließend und mit engen Aermeln getragen, darunter ist gewöhnlich der einfache Ledergurt verborgen. Der Oberrock ist weiß, aus Schafwolle und reicht bis ans Knie; er ist nicht allgemein. Statt seiner wird in einzelnen Gegenden auch im Sommer eine Art Weste aus Schaffell mit den Haaren nach innen getragen.

Aus dem schroffen Nationalgefühl des Rumänen, dem wie dem orthodoxen Juden der Fremde als unrein (spurcat) gilt, erklärt sich die Forderung, daß jeder, Mann und Frau, nur selbstgesponnene, selbstgewobene, selbstgenähte Kleider trage. Nur die Beschuhung wird im Notfall von Nichtrumänen gekauft; die Kürschner, die die Pelzjacken machen, müssen Rumänen sein.

Unsre Abbildungen siebenbürgisch-rumänischer Trachten rühren von der letzten Versammlung des rumänischen Litteratur- und Kulturvereins zu Hermannstadt her; ein Volksfest mit Tanzvorführungen hatte eine Menge von Bauern und Bäuerinnen aus der näheren und weiteren Umgebung zusammengeführt, jeder Besucher erhielt einen Abstimmungszettel für die Prämiierung der schönsten Trachten. Wir müssen der Erklärung der Abbildungen noch einen kurzen Hinweis auf die eigenartigen sozialen Unterschiede der siebenbürgischen Rumänen voranschicken. Es giebt in jedem Dorf, nach persönlicher Befähigung, Vermögen und Herkunft, drei Abstufungen: Vornehme (Honoratioren), Mittlere (Mittelstand) und Hintersassen. Es giebt aber auch vornehme und gemeine, sowie gemischte Dörfer; und es giebt auch ganze Gegenden, die als vornehm gelten, so im Banat Komlosch, Karansebes und Oravitza; in Ungarn das Arader Gebirg, in Siebenbürgen die südliche Gruppe, von Kronstadt, Fogarasch und — diese ganz besonders vornehm — von Hermannstadt. Selbst ein Hintersasse aus der Gruppe von Hermannstadt genießt als Gast im Banat oder im Gebiet von Klausenburg eine

Digitized by Google

gesteigerte Hochachtung, Bewunderung seiner Ausdrucksweise und Nachahmung. Eine Frau, die aus einer vornehmen Gegend in eine mindere heiratet, kann durch ihr Vorbild einen tiefeingreifenden, umbildenden Einfluß ausüben in Mundart, Tracht und Sitten. Man erinnert sich dabei, wie z. B.

Mädchen aus Szelistye.

Tacitus die Semnonen die vornehmsten aller Sueven nennt: solche Abstufungen des Ansehens hängen mit der Geschichte und Entstehung der Völker eng zusammen. Die siebenbürgischen Rumänen erscheinen zuerst als Hirtenvolk, das auf den ausgedehnten Weiden des flachen Kammes der südlichen Karpathenkette, auf der Pojana lebt; von hier aus sind dann nach der Verödung des Tieflandes durch die Türkenkriege Schwärme von Rumänen heruntergekommen, haben sich um und zwischen die Sachsen niedergelassen und sind allmählich die Hauptmasse der Bevölkerung Siebenbürgens geworden.

Die eine unsrer Abbildungen zeigt uns ein festtäglich gekleidetes älteres Ehepaar mit einer noch schulpflichtigen Tochter aus der Pojana im Hermannstädter Komitat. Die Frauen tragen außer dem weißen Hemd vorn eine schwarze und hinten eine bunt gewebte Schürze. Der Brustpelz der Mutter ist aus Lammfell, die Wolle nach innen, das Leder nach außen gekehrt und mit bunter Wolle gestickt; das Mädchen trägt ein Leibchen aus Sammet. Der festliche Kopfschmuck der Mutter, eine Art Nonnenhaube, ist aus einem großen, in unzählige Fältchen gelegten Linnentuch gebildet; bei jungen Frauen hat er lichtblaue Farbe. Das junge Mädchen aus Szelistye, sowie die ferner von uns abgebildete junge Frau aus Pojana tragen das braune Kopftuch des Alltags. Die Männer der Pojana haben Hosen aus weißem Tuch, über dem heudähnlichen Rock eine Weste aus Lammfell mit der Haarseite nach innen, außen ein gesticktes Verschlußstück. Der Alte auf dem zuerst erwähnten Bilde hat darüber noch als Prunkstück den Winterüberrock aus weißem, nach innen gekehrten Lammfell mit schwarzem Besatz gehängt.

Anders ist die Tracht von Nakova im Hermannstädter Komitat. Das weiße, dünne Kopftuch der Frau ist möglichst hoch gesteckt, um einen volleren Eindruck zu machen, das Hemd ist durchaus weiß, die Schürze schwarz. Die Weste des Mannes in der natürlichen Lederfarbe hat noch zwei aufgenähte Taschen. Der Rock aus dunkelblauem Flanell mit Pelzbesatz zeigt, wie das Eindringen der „deutschen" Tracht allmählich Bresche legt in die alten Sitten und Vorurteile, ebenso wie der hintere Bursche des oberen Bildes auf Seite 387, das Trachten aus Szelistye bei Hermannstadt zeigt. Dieses große Dorf ist weit und breit berühmt wegen seiner schönen Frauen. Sie tragen vorn und hinten eine schwarze Schürze, die Hemden zeigen feine Seidenstickereien; darüber sieht man die festliche kurze Jacke aus weißem Tuch oder feinem Leder, mit Stickerei verziert; geschmackvoll legt sich der weiße Schleier um das schwarze Haar.

Die Männer der Pojana führen noch die alte Lebensweise des Hirtenvolkes, aus dem die Entstehung und Entwicklung des Rumänentums verständlicher wird. Sie betreiben vor allem die Schafzucht und leben mit ihren großen Herden monatelang auf den Weiden der Karpathen oder fern in der Dobrudscha an der Donaumündung; erst der Herbst führt sie wieder an den häuslichen Herd.

Auf die schwierige Frage nach dem Ursprung und der Frühzeit des rumänischen Volkes kann die geschichtliche Forschung keine erschöpfende Antwort geben, und leider mengt sich in die wissenschaftliche Diskussion nur zu häufig der Wunsch, historische Argumente als politische zu benutzen. Der nationale Stolz der heutigen Rumänen gefällt sich darin, an die Eroberung des dacischen Reiches durch den Kaiser Trajan und an die römische Kolonisation

Junge Frau aus Pojana im Sonntagsstaat

die Annahme ununterbrochener Dauer des Romanentums im alten Dacien nördlich der Donau und besonders in Siebenbürgen zu knüpfen; dem König Karl von Rumänien als patri coloniarum Trajanensium zu Ehren und zur Erinnerung an den türkischen Krieg von 1877, so liest man auf der

Digitized by Google

Gedenktafel vor dem Königsschloß zu Sinaia. Die Geschichte weiß freilich nur zu berichten, daß Kaiser Aurelianus im Jahre 270 die Provinz Dacien den Goten überließ und den römischen Kolonisten neue Wohnsitze südlich der Donau anwies. In Siebenbürgen treten nacheinander Goten und Gepiden, Slawen (nach den Ortsnamen zu erweisen), Petschenegen und Rumänen auf, bis die magyarischen Könige ihre Herrschaft befestigen und Sachsen zur Sicherung in das öde Land rufen. Erst jetzt, im Anfang des 13. Jahrhunderts, werden dann auch „Walachen“ genannt, in den Wäldern der südlichen Karpathen. Trotzdem ist's ja nicht unmöglich, daß romanische Reste im Gebirge all die Jahrhunderte hindurch gehaust haben. Wichtiger aber ist es doch, daß noch heute südlich der Donau, auf dem Gebirge Makedoniens, ja in Istrien rumänische Volkssplitter sich finden, daß die Sprachforschung die rumänische Sprache mit dem Dialekt von Friaul zusammenstellt.

Mädchen und Burschen aus Szeliszty.

So viel ist sicher, nomadisierende Hirten, die weite Wanderungen liebten, haben die Keime der rumänischen Sprache gepflegt, und slawische Bevölkerung ist in dem Rumänentum vielfach aufgegangen, dem sie auch slawische Wörter mit zugebracht hat. Die heutige rumänische Schriftsprache bemüht sich, statt deren römisches Sprachgut neu zu beleben — ein Vorgang, dessen Analogie ja ebenso im Französischen des 16. Jahrhunderts wie im heutigen Neugriechisch zu beobachten ist. Und gleichviel, wie man sich die Ausbreitung des Rumänentums nördlich der Donau, im alten Dakerland vorstellen mag, es ist eine Thatsache, daß hier im Lauf einiger Jahrhunderte ein wohlabgerundetes rumänisches Sprachgebiet sich gebildet hat, in dessen Kern Siebenbürgen, Magyaren und Sachsen als Sprachinseln erscheinen, ein Volk, dessen Streben nach Kultur und Bildung besonders seit der Thronbesteigung des Hohenzollernsprossen Karl volle Achtung verdient.

Guntram Schultheiß.

Junges Ehepaar aus Rakova

Ehepaar aus Pojana im Werktagsgewande.

Digitized by Google

Die Heiducken.

Kulturgeſchichtliche Studie

von

Dile Lotin.

Rings um den alten Balkan erklingen wieder neue Lieder. In allen Büſchen ſummt es, in allen Wäldern ſchallt es. Und die lauten Weiſen des Volkskreigens, untermengt mit dem Gekrakeer der Flintenſchüſſe, hallen von Berg zu Berg, von Thal zu Thal. An der bulgariſch-ottomaniſchen Grenze, wo das beliebte Volkslied: „Schön ſingſt du, Macedonier“ wahrſcheinlich ſeine Geburtsſtätte hat, da kommt das Klingen und Singen faſt gar nicht zur Ruhe. Die Poeſie des Volkes labt ſich hier an friſcher Nahrung und treibt ihre Blüten. Des freuen ſich die heimatlichen Rhapſoden und mit ihnen die Menge. Abends, wenn ſich der feurige Sonnenball gegen Weſten zu neigen beginnt, da ſammelt ſich jung und alt um den Guslar, der bei den eintönigen Klängen des Nationalinſtrumentes, der Gusle, ſeine älteſten und neueſten Lieder rezitiert. Hebt der greiſe Sänger die letzte Strophe eines Abſatzes mit ſtärkerer Betonung hervor, flugs hat ſich um ihn ein Kreis gebildet, und da wiederholen Kinder und Greiſe in dem Reigentanze — Kolo oder Hor — mit lauter Stimme den Vers. Es ſind zumeiſt Heldenlieder, manchmal auch rein lyriſche Ergüſſe, an denen ſich das für jede Muſik empfängliche Volk ergötzt. Was aber iſt der Gegenſtand dieſer neueſten Balkangeſänge? Etwa die politiſchen Vorkommniſſe diesſeits der Grenze, im einſtigen Reiche des Zaren Simeon? Die fühlt der Mann aus dem Volke, aber er kennt ſie nicht. Kanonendonner, Pferdegalopp, die großen Kriegszüge, die ſich jenſeits der Grenzlinie abgeſpielt? Nichts von alledem. Was die Seele des Volkes ſo mächtig bewegt, was es zum Liederſingen anſpornt, das ſind die jüngſten Thaten „jener Burſche, die nicht Vater und nicht Mutter kennen, die Geliebte verleugnen, um das Weib, das teure, ſich nicht kümmern; denen der harte Fels das Lager, die ſchwarze Nacht die Decke, die Flinte Mutter, das Meſſer die Geliebte iſt“, mit einem Worte, die Heiducken.

Monatelang verfolgte die Welt mit geſpannter Aufmerkſamkeit die einzelnen Phaſen eines Vorganges, deſſen Schauplatz der ſlawiſch-mohammedaniſche Oſten bildete. Die Miſſionarin Miß Ellen Stone und die Paſtorsgattin Zilka befanden ſich beinahe ein halbes Jahr in der Gefangenſchaft der Heiducken. Tagtäglich brachten die Zeitungen Berichte über einzelne Scenen dieſes allermodernſten Tramas. Bald hieß es, die eine oder die andre der beiden Damen ſei geſtorben, bald gelangte wieder der Bericht nach dem Weſten, die Unterhandlungen wegen Freigabe der Entführten ſeien beendet. Doch die Gefangenen wurden erſt freigelaſſen, nachdem die Heiducken das erreicht, wonach ſie ſtrebten, den Muſchtülük, das Löſegeld, das ſie urſprünglich auf 480 000 Mark beziffert, ſchließlich aber auf 300 000 Mark ermäßigten. So ſind denn die „Heldenthaten“ der Balkanräuber wieder aufgelebt, das Uebel, an dem der europäiſche Oſten ſo ſchwer leidet, iſt wieder ausgebrochen. Längſt ſchon glaubte man die Krankheit vernichtet. Hatten doch die Paſchas und Vezière die radikalſten Mittel dazu verwendet — Feuer und Schwert. Vezière und Paſchas ſind verſchwunden, aber die Heiducken ſind geblieben. Sie üben ihr verruchtes Handwerk mit allen Attributen ihrer einſtigen „Größe“ aus. Wenn die Welt unter Heiducken ganz einfach Räuber verſteht, ſo weicht ſie allerdings um kein Haar breit von dem richtigen Begriffe ab, allein mit dieſem Ausdrucke iſt der Heiduck — ſo wie er war und ſtellenweiſe noch iſt — bei weitem nicht genügend charakteriſiert. Der eigentliche Heiduck, wie ihn das Volkslied beſingt und wie ihn das Volk am Balkan kennt, iſt viel mehr. Er iſt Held, Märtyrer, Rächer der Volksehre und Räuber zugleich.

Wohl gab es der Banden ſolcher und ähnlicher Miſſethäter zu allen Zeiten und in allen Ländern, wann aber der erſte Heiduck in den Balkanſtaaten ſein vogelfreies Handwerk etabliert, darüber wiſſen die ſpärlichen Quellen nicht viel zu ſagen. Wir dürften jedoch nicht zu ſehr fehlgehen bei der Annahme, daß die erſten in ihrer Art organiſierten Heiduckenbanden nach dem Sturze des Serbenreiches, alſo mit Anfang des 15. Jahrhunderts, ſich fühlbar zu machen begannen. Die älteſten bulgariſchen und ſerbo-kroatiſchen Volkslieder künden bereits die Thaten dieſer „Helden“, unter denen es „Novak, der Alte“ zu höchſten Ehren brachte. Der Königsſohn Marko, der beſte Kämpe ſeines Volkes, hatte fortwährend Sträuße mit den Heiducken auszufechten. Und wenn er als Sieger mit ihnen in Waffenbrüderſchaft trat, ſo geſchah dies nicht ſo ſehr, weil er Reſpekt vor ihrem Mut hatte, ſondern weil ſie ein gemeinſames Ziel verfolgten, ein Ziel, in dem gleichzeitig Weſen und Werden der Heiducken zu ſuchen iſt. Das drückende Joch der Osmanen ließ auch die friedfertigſten und arbeitſamſten Chriſten nicht aufkommen. Was ſich die Raja, das in den Staub gebeugte chriſtliche Volk, mit endloſer Mühe im Laufe der Jahrzehnte zu erringen vermochte, das ging vielleicht in einer einzigen Nacht an den grauſamen Aga oder Beu, die Vertreter des Militäradels, verloren. Der Giaur, deſſen Familie nicht ſelten ausgerottet wurde, floh, aller Mittel entblößt, ins Gebirge. Hier geſellten ſich ihm Leidgenoſſen zu, die ebenfalls den türkiſchen Grauſamkeiten mit knapper Not entronnen waren. Und nun begann die Zeit der fürchterlichſten Rache. Gegen alles, was zum Halbmond nur irgend in Beziehung ſtand, wurde ein Vernichtungskrieg eröffnet. In ihrem bis zum Extrem gehenden Vergeltungswahn entwickelten die Heiducken eine unerhörte Schonungsloſigkeit, aber auch die größte Energie und äußerſte Vorſicht. Bei helllichtem Tage überfielen ſie heute das Gehöft eines türkiſchen Spahi (Rittergutsbeſitzers), töteten den Hausherrn und ſein Geſinde, zerſtörten den Harem, ſteckten die Kula, die Zwingburg, in Brand, um morgen viele Meilen weit an andrer Stelle das Gleiche auszuführen. Sie nahmen — in der erſten Zeit ihres Beſtandes — nur das zu ihrem Lebensunterhalt Notwendige mit, der Reſt verfiel zumeiſt der Vernichtung. Das ging ſo fort, von

Digitized by Google

Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert, und nicht selten mußte selbst der Padischah in „Istambuls weißen Mauern“ vor einem Häuflein Heiducken zittern. Die Verfolgung der Heiducken war freilich nichts weniger als nachsichtsvoll. Auch die Türken bekriegten diese ihre erbittertsten Gegner bis zur Vernichtung. Manchmal gelang es, eine solche Bande zu stellen. Der größere Teil ihrer Mitglieder blieb in dem fürchterlichen Kampfe auf dem Platze, der Rest floh tiefer ins Gebirge, entweder um sich durch neue Genossen zu verstärken und auf diese Weise die selbständige Bande aufrecht zu erhalten oder sich einer andern Gruppe anzuschließen. Dem toten Heiducken wurde der Kopf vom Rumpfe getrennt, der Leib aber auf dem Kampfplatze zurückgelassen, den Raben und wilden Tieren zum Fraß. Die Wölfe, so glauben die Mohammedaner, verschmähen aber diese Leckerbissen, denn sie stehen an Blutgier den Heiducken nach. Selten fügte es der Zufall, daß ein Heiduck seinen Verfolgern lebend in die Hände fiel. In diesem Falle war er einer überaus raffinierten und scheußlichen Strafe überliefert.

„Na kolac giaurina!“ scholl es von Mund zu Mund in dem Orte, wo der Gefürchtete festgehalten ward. „Auf den Pflock mit dem Giaur!“

Das war ein Fest für die ganze Umgebung, wenn der Schrecken aller Schrecken, wie ein gefangener Tiger an Ketten und Stricken geführt, umgeben von einer fanatischen Menge, höhnisch lächelnd zu dem im Erdboden festgemachten spitzen Baumstamm schritt. Von unzähligen Armen emporgehoben, wurde der Heiduck auf den Pfahl gestoßen, auf dem er unter gräßlichen Qualen endete. Dann strömte die johlende Menge der Rechtgläubigen vor die Wohnung des Ortskommandanten mit dem Freudenrufe: „Der Hund ist tot!“

Es sind kaum mehr als drei Jahrzehnte verflossen, daß Meldungen über derlei Vorkommnisse wiederholt zu dem österreichischen Militärkordon an der Save und Una drangen. Aber in der guten alten Militärgrenze hatte man genug mit eignen Sachen zu thun, als daß man sich noch um Dinge kümmern sollte, die jenseits der Wachlinie vorgingen. Hatten die Grenzer doch ihre eignen Heiducken. Diesen war freilich viel schwerer beizukommen als den verwegenen Briganten in Bosnien und der Herzegowina. Unter den heimatlichen Heiducken gab es regelmäßig einige militärisch geschulte Flüchtlinge, die zumeist aus Furcht vor Strafe ihr Compagniedorf verlassen hatten, um in den Gebirgswäldern „ein freies Leben“ zu führen. Natürlich befanden sich auch die entführten Feuerwaffen in den Händen dieser Ausreißer. Sie ließen auch den übrigen Raubgenossen ein klein wenig soldatische Ausbildung angedeihen und lieferten so den Streifpatrouillen hartnäckige Scharmützel. Zu Anfang der siebziger Jahre nahm das Heiduckenwesen in einigen Regimentsbezirken derart überhand, daß das Kriegsministerium ernstlich um Mittel besorgt war, diesem allen Maßregeln spottenden Uebel ein Ende zu machen. Die Behörden fanden alsbald einen Mann, der dieser schwierigen Aufgabe kraft seiner außerordentlichen Energie nach unzähligen Mühen gerecht wurde. Oberst Csikos entwickelte bei Ausrottung der Heiducken ein eignes System. Er wußte, daß die Kämpfe mit den Heiducken viel beschwerlicher sind als jeder Guerillakrieg und entwarf daher besonders feine Pläne, die er auch in glänzender Weise durchführte. Das Schwergewicht der ganzen Aufgabe verlegte er auf den Kundschafterdienst, und das führte ihn auch zum Ziel. Oberst Csikos hat die Heiducken zu Paaren getrieben, hat das Räuberwesen mit Stumpf und Stiel ausgerottet, den österreichischen Boden auch für die Nachzeit von der fürchterlichen Plage befreit. Die Bevölkerung der oberen Militärgrenze konnte endlich aufatmen. Der Bauer-Soldat trieb nunmehr ohne Furcht sein Vieh auf die Weide oder zu Markt, der Kaufmann getraute sich wieder, mit dem vor den Heiducken verborgenen Gelde seine Ankaufsreisen zu unternehmen. Die Heiducken, die Handel und Verkehr lahmgelegt, waren vom Erdboden verschwunden. Jenseits der Reichsgrenze, in den späteren Occupationsprovinzen, war allerdings der Auswuchs noch eine geraume Zeit geblieben, bis zu Ende der achtziger Jahre.

Um jene Zeit befand ich mich auf einem Ausfluge im Occupationsgebiete, woselbst ich auf der Suche nach ethnographischen Quellen und Objekten wiederholt des Nachts wilde Gebirge und öde Thalschluchten zu Pferde durchstreifen mußte. „Wenn dir Fremde begegnen und deinen Selam nicht annehmen (deinen Gruß nicht erwidern), so schieße!“ lautete die stete Mahnung. Doch mein Selam wurde regelmäßig angenommen. Ich hatte also hier keinen Anlaß, eine Konversation mit Gewehr- oder Revolverkugeln zu beginnen. Später war es allerdings nicht mehr so. Auch die Heiducken wurden mit der Zeit ein klein wenig von der Kultur beleckt. Sie hatten sich etwas Räuberdiplomatie beigelegt. Sie erwiderten zwar voller Höflichkeit den angebotenen Gruß, aber nur, um sich dann sicherer des Reisenden zu bemächtigen, sofern ihnen die bosnischen Gendarmen Zeit dazu ließen. Auch diese Länder wurden allmählich von der Seuche des organisierten Brigantentums befreit. Und allenthalben sang der Guslar das Lied vom letzten Heiducken.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse in Serbien und an der türkisch-bulgarischen Grenze. Dort — auf serbischem Gebiet — konnte man noch vor vier oder fünf Jahren täglich in den amtlichen Blättern die Rubrik finden: „Getötet wurden ... am ... folgende Heiducken.“ Hier — in Macedonien — setzten die Banden ihr verderbliches Spiel trotz aller Dementis der regierungsfreundlichen Organe mit ungeschwächter Kraft fort. Wie viele solcher Genossenschaften des Räuberhandwerks zurzeit noch bestehen, das dürfte nicht so leicht festzustellen sein. Die Thatsache, daß Heiduckenbanden auch gegenwärtig noch existieren, mag der Welt vorläufig genügen.

Treten wir nun einer solchen auserlesenen Gesellschaft etwas näher. Die freundlichen Leser können dies ohne Gefahr wagen; ich habe einmal die Bekanntschaft dieser ehrenwerten Gesellen gemacht und will nunmehr die Gelegenheit benutzen, nach meiner mir im Jahre 1883 geraubten Barschaft von 29 österreichischen Gulden, einer silbernen Uhr und unterschiedlichen Kleidungs- und Wäschestücken Umschau zu halten.

Nacht ist's. Wir befinden uns in einem kleinen, aber tiefen, ringsum von senkrechten Felswänden eingeschlossenen Bergkessel. In einem Winkel glimmen noch einige Holzkohlen und beleuchten für einige Zeit die rötlichgelben Felssteine. Ein leerer Drehspieß zeigt, daß das gebratene Schaf

Digitized by Google

oder deren mehrere bereits den Weg alles Fleisches gegangen. Einige Schritte vom Feuer entfernt, am Eingang einer Höhle, sitzen zwei in Nationaltracht gekleidete Männer. Schweigend rauchen sie ihre Zigaretten. Der ältere ist der Harambaſcha, das Haupt der Heiduckenbande. Er flüstert mit dem jüngeren, dem Bajraktar (Fahnenträger), der in Wirklichkeit Stellvertreter des Hauptmanns ist und auch den Posten eines „Zahlmeisters" versieht. Plötzlich ein eigentümliches Geräusch. Dicht vor den beiden Würdenträgern der Bande läßt sich ein Mann an einem Seile von der Höhe herab und erstattet dem Harambaſcha eine Meldung. Gleich darauf erschallt ein kurzer schriller Pfiff, und nun wird's an allen Seiten lebendig. Kaum vergehen einige Minuten, so stehen 15 bis 20 wohlbewaffnete Männer vor ihrem Führer. Dieser macht ihnen eine Mitteilung, und die ganze Bande klettert die Felswand hinan. Ihnen folgen Harambaſcha und Bajraktar. Sind die Verfolger in der Nähe? Gilt es vielleicht, noch in der Nacht einen Raubzug auszuführen? . . . Binnen wenigen Augenblicken waren die Heiducken spurlos im Dunkel der Nacht verschwunden. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß sich damals ein Streifcorps dem Verstecke der Heiducken genähert. Diese hatten durch ihre Vertrauten, deren sie in jeder Ortschaft besitzen, rechtzeitig davon Wind bekommen und waren schon eine halbe Tagereise vom Lager entfernt, ehe die Verfolger noch recht wußten, in welchem Schlupfwinkel des Gebirges die Gesuchten sich aufgehalten. So ganz erfolglos war diese Flucht nicht, denn auf dem Wege nach einem andern Gebirgsstock kehrten die Heiducken bei einem Spahi ein. Er war glücklicherweise nicht zu Hause. Nun mußten sich die ungebetenen Gäste mit etwas Bargeld, einer Anzahl guter Feuerwaffen und wertvollen Stücken aus dem Familienschatze begnügen. Auch die Vorratskammer wurde gehörig mitgenommen. Zur Erinnerung an die fröhliche Nacht wurde noch ein Dutzend Schafe weggetrieben. Als der Spahi zu seinem Heim zurückkehrte, fand er einen rauchenden Brandplatz. So geschehen im August 1883.

In den letzten 18 Jahren hat sich allerdings ein Wandel vollzogen. Mord und Brand kommen heute sehr selten vor. Die Heiducken wachsen in den Augen der Mitwelt mit ihrem höheren Zwecke. Und das sind die Entführungen solcher Personen, von denen oder für welche ein bedeutender Mnschtülük zu erwarten ist. Miß Ellen Stone und die Pastorsgattin Zilka waren ihnen eine hochwillkommene Beute. Die Heiducken wußten, mit wem sie es zu thun hatten, da sie ein so hohes Lösegeld verlangten. Die Herren Unterhändler, wir meinen hier die diplomatischen Agenten des Westens, schienen jedoch mit der Denkungsart der Entführer und dem Schicksal, das der Gefangenen in der Gewalt der Balkanräuber harrt, nicht sehr vertraut zu sein. Schwere Plagen und Mühsale haben die Entführten, besonders wenn es Damen sind, in der Gesellschaft der Heiducken zu bestehen. Man bedenke nur das fortwährende Wandern. Da das Herumziehen bei vielleicht Gefahren für die Heiducken notwendig ist, wird zumeist bei klaren Nächten oder des Morgens der Marsch von einer Zufluchtsstätte zur andern angetreten. Oft müssen viele Meilen an einem einzigen Tage zurückgelegt werden. Natürlich wird nur im seltensten Falle die Landstraße dazu benutzt. Ueber steile Saumpfade, felsige Grate geht es zuweilen durch dichte Gebirgswaldungen zu einem Felsenkessel. Ist die Stelle gegen plötzliche Ueberfälle geschützt, so wird bei lauen Nächten oder wenn ein andrer Platz nicht zu erreichen ist, im Freien übernachtet. Sonst werden mit Vorliebe Gebirgshöhlen zu Ruheplätzen verwendet. An irgend einer schier unzugänglichen Stelle wird plötzlich Halt gemacht. Einige unschuldige Bäumchen werden vorsichtig auseinandergezogen, und siehe da, im Felsenspalte klafft eine kleine Oeffnung. Durch diese führt der Weg in die sichere Höhle. Da finden sich schon Vorräte für einige Tage: getrocknetes Ziegenfleisch, harter Käse, etwas Brot für die Gefangenen. Für die Heiducken pflegt noch etwas Tabak vorrätig zu sein. Doch nur kurze Zeit wird hier gelagert. Bald heißt es wieder weiterziehen. Oft ist ein solcher Weg selbst für die Heiducken lebensgefährlich. Ein unvorsichtiger Schritt, und der bodenlose Abgrund nimmt den Abgestürzten in Empfang. Nicht selten sind reißende Gebirgsbäche oder kleinere Flüsse zu übersetzen. Dabei wird natürlich auf den Gefangenen thunlichste Rücksicht genommen. Wo die Passage mit Gefahren verbunden ist, wird er getragen oder auf ein Pferd gesetzt, überhaupt mit tendenziöser Aufmerksamkeit behandelt. Er soll verwettert und ermüdet sein, soll aus dieser Verfassung die jammervollsten Briefe an seine Angehörigen schreiben, aber er soll nicht ernstlich erkranken oder gar sterben! Das wäre für die Heiducken fatal. In diesem Falle kämen sie um den klingenden Lohn ihrer Strapazen, und um diesen dreht sich doch alles. Die Heiducken lassen daher keine Gelegenheit vorübergehen, durch ihre Mittelspersonen in den größeren Ortschaften bekannt zu geben, daß es ihren Gefangenen schlecht gehe, daß es höchste Zeit sei, das Lösegeld zu senden. Die Verhandlungen beginnen. Es wird den Räubern so und so viel, natürlich immer weniger als das Verlangte, geboten. Nach einiger Zeit, wenn sie schon überaus dringend des Geldes bedürfen, wird das Geschäft abgeschlossen. Und da wird jedermann eine gute Eigenschaft der Balkanräuber feststellen müssen: sie lassen mit sich handeln.

Um so auffälliger war nun die Thatsache, daß es trotz monatelangen Verhandelns nicht gelingen wollte, über die Höhe des Lösegeldes für die Missionarin Ellen Stone und ihre mitgefangene Begleiterin einig zu werden. Zwei Momente kamen hier in Betracht: die Unschlüssigkeit der unterhandelnden Personen und die noch niemals dagewesene Hartnäckigkeit der Räuber. Was konnte die Heiducken bewogen haben, so felsenfest auf dem ganzen geforderten Betrage zu bestehen? Das war gegen alle bisherige Gepflogenheit und ließ etwas tiefer blicken. Wären die Räuber für sich allein, sie würden den ihnen vom amerikanischen Gesandten angebotenen Betrag schon früher angenommen und die beiden Damen bald wieder in Freiheit gesetzt haben. Da die Herren Heiducken aber zunächst nicht einen einzigen Franken nachlassen wollten, so war es für jeden, der die Verhältnisse im europäischen Osten kennt, besonders für den Kenner des Heiduckenwesens, klar, daß hinter dem Rücken dieser Räuber eine höhere Macht stand. Die Heiducken durften nicht zurück, sonst drohte ihnen die Gefahr des Verratenwerdens, und die Rückenhalter hatten den ganzen Mnschtülük in ihr Budget eingestellt. Das hätten die europäischen Vermittler wissen und die

Digitized by Google

Unterhandlungen nicht in die Länge ziehen sollen. Von seiten der Heiducken drohte dem Leben der Gefangenen freilich keine Gefahr, allein die Qualen des unausgesetzten Hin- und Herziehens, die Ungunst der Witterung konnten für die beiden Damen verderblich sein. Wenn schließlich doch der Muschtülük ermäßigt wurde, so hatte das sicherlich darin seinen Grund, daß die Sache den Heiducken und ihren mächtigen Helfershelfern zu gefährlich wurde.

Und da wir gerade vom Muschtülük sprechen, so wollen wir betonen, daß er noch gegenwärtig in einigen Bezirken der ehemaligen Militärgrenze, im Bezirke Koreniza und dessen Nachbarschaft — aber in Oesterreich — zu Recht besteht. Da werden irgend einem Bauern ein Paar Ochsen gestohlen. Das Suchen bleibt natürlich erfolglos. Man wartet daher auf die unausbleibliche Mitteilung der Diebe. Am Abend wird den Dorfbewohnern die erwartete Kunde zu teil. Von einer Höhe der felsenreichen Gegend tönt eine Stimme herab: „Der Jo—vo — soll — den — Muschtü—lük — von — drei—hun—dert — Gul—den — in — den — Bu—so—wa—wald — rechts — bei — der — ersten — Eiche — nie—der—le—gen!“ ... Die Stimme des Rufers ist nicht zu erkennen. Er nimmt ein Stück Holz vor die Lippen und ruft so, daß sich die Töne brechen. Nur die an solche Rufe gewöhnten Ohren vermögen gleich die einzelnen Worte zu verstehen. Für andre bleiben sie unartikulierte Laute. Jovo beeilt sich, falls die Gendarmen nicht eine besondere Findigkeit entwickeln, der Aufforderung Folge zu leisten. Er hinterlegt den Muschtülük am angezeigten Orte und weiß mit Bestimmtheit, daß er sein Vieh spätestens am zweitnächsten Tage auf der Weide finden wird.

In ihrer Organisation bleiben sich die Heiduckenbanden so ziemlich gleich, nicht aber in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung. Die mannigfachen Beziehungen, in denen die Heiducken zum Volke standen, der Unterschied zwischen den einzelnen Mitgliedern, resp. der „Thäter“ und des Wirkungskreises der einzelnen Banden, ließen sie auch bei dem Volke in verschiedenem Lichte erscheinen, so daß im Laufe der Zeiten drei Kategorien der Heiducken bekannt wurden. Da sehen wir einen ärmlich gekleideten Burschen vom Gebirge herabschleichen. Sein Erscheinen erregt keine Furcht. Ist er ja doch nur ein Kokoschar, ein Hühnerdieb, ein Heiduck der primitivsten Gattung, der Kleinigkeiten stiehlt und nur im Falle der Not zum Matagan greift. Hingegen bildete der gewöhnliche Heiduck, der gemeine Meuchel- und Raubmörder, den Schrecken ganzer Distrikte. Er mordete zumeilen aus reinem Blutdurst. Konnte er seinem Opfer etwas abnehmen, so war es gewiß gut, wenn nicht, so wird man ihn wenigstens fürchten.

Die Intelligenz des Heiduckenwesens bildete einst der Balkan-Tschelebi, der „Edle vom Gebirge“. Sein Wesen stimmt in Bezug auf Kühnheit und Unternehmungsgeist mit dem der meistbefungenen italienischen Briganten überein. In einem aber ist diese Gattung der Heiducken dem Brigantaggio aller andern Nationen voraus: sie spielen zuweilen Politik. Man lese nur die Bekenntnisse des einstigen Harambaschа Panjot Hitow, wie er mit seiner Bande in fremden Diensten stand, was er „geleistet“, und wie er dafür entlohnt wurde. Das auch in deutscher Sprache erschienene Werkchen sollten die Herren Diplomaten, die sich mit Balkanpolitik befassen, eifrig studieren. Sie werden in den Memoiren dieses Räuberhauptmanns ganz brauchbare Winke finden. Auch über das Wesen der Heiducken giebt es bemerkenswerte Aufschlüsse. Mit der Auflösung der Hitowschen Bande ruhte gleichsam das Heiduckenwesen am Balkan. Diese Ruhe war aber nicht von langer Dauer, die politischen Ereignisse der letzten Jahre haben wieder neuen Banden zur Entstehung verholfen. Und dem dortigen Volke sind die Heiducken immer angenehm. Daher befingt auch der Guslar ihre neuesten Thaten. Wie lange das Uebel noch dauern wird, wer kann es wissen? Vielleicht findet sich auch für diese Gegend ein Oberst Estkos.

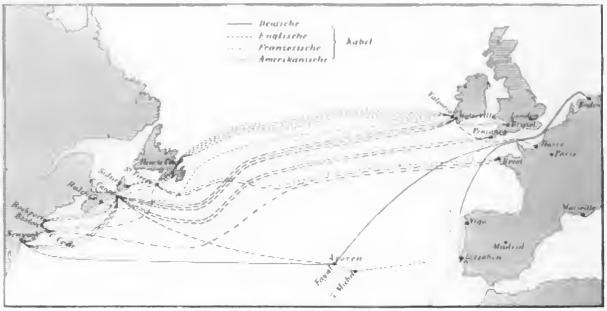
Das deutsch-amerikanische Telegraphenkabel.

Deutschland war bisher für seinen überseeischen Telegraphenverkehr auf fremde Linien angewiesen. Dieser Uebelstand machte sich bei der zunehmenden Weltmachtstellung Deutschlands immer fühlbarer, und es ergab sich bald die zwingende Notwendigkeit, das lästige Abhängigkeitsverhältnis von fremden Telegraphengesellschaften durch Auslegung eigner überseeischer Kabel zu beseitigen. Die während des südafrikanischen Krieges gemachten Erfahrungen — auch dem Telegraphenverkehr der neutralen Staaten wurden lästige Beschränkungen auferlegt — ließen besonders diesen Zustand der Abhängigkeit unangenehm empfinden. Die sämtlichen Kabelverbindungen nach Afrika sind englisch; der britische Zensor in Aden war also allmächtig, und er hat diese Macht nicht nur dazu gebraucht, chiffrierte Telegramme für und aus Laurenço-Marques, Durban und Kapstadt zurückzuweisen, sondern er hat auch solche für und aus Deutsch-Ostafrika als unzulässig erklärt.

Bisher hatte man irrigerweise angenommen, daß die Seekabel in Kriegszeiten von keinem großen Nutzen sein könnten, weil es ja leicht sei, die Kabel im Meere aufzufischen und zu zerschneiden. Seit dem spanisch-amerikanischen Kriege ist man jedoch von dieser Ansicht zurückgekommen. Es ist den Amerikanern nach ungeheuren Anstrengungen und unter großem Zeitaufwande schließlich wohl gelungen, einige Kabel dicht an der cubanischen Küste aufzunehmen und abzuschneiden, dagegen sind ihnen sämtliche Versuche mißglückt, die englischen Kabel zwischen Cuba und Jamaica aufzufischen. Diese Kabel blieben während der Dauer des ganzen Krieges im Betrieb. Da eine allgemeine Anerkennung der Neutralität der Kabel noch nicht stattgefunden hat, so sind sie allerdings nur für diejenige Macht ein Kriegsmittel ersten Ranges, welche sich ihre Dienste zu sichern vermag.

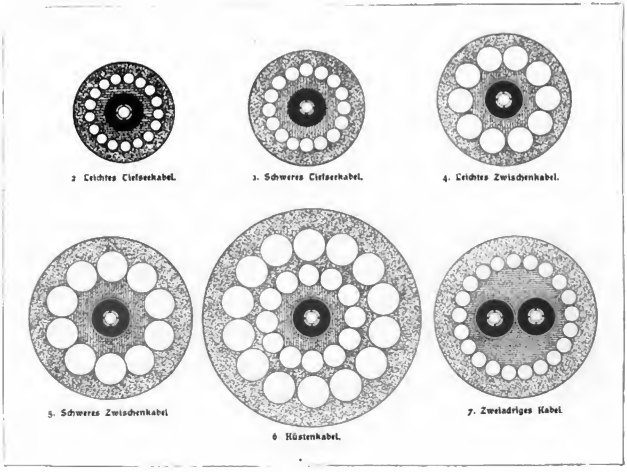
Für Deutschland ergaben sich große Schwierigkeiten, eigne überseeische Kabel anzulegen, da

Digitized by Google



1 Kabelverbindungen zwischen Europa und Nordamerika.

für deren Landung fremdes Gebiet benutzt werden muß, in welchem zumeist ausländische Gesellschaften auf lange Zeit noch Landungsrechte besitzen. Immerhin ist es der deutschen Reichstelegraphenverwaltung in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen, einen guten Schritt vorwärts zu kommen. Am 1. Januar 1897 konnte bereits eine unterseeische Verbindung mit Spanien — ein 2060 Kilometer langes Kabel von Emden nach Vigo — in Betrieb genommen werden. Zuerst war beabsichtigt, dieses Kabel über die Azoren nach der nordamerikanischen Küste weiterzuführen. Doch wurde diese Absicht bald aufgegeben, da sich der Verkehr auf dem Kabel so schnell entwickelte, daß eine Vollbelastung bald in Aussicht stand, und weil es schließlich gelang, für ein direktes Kabel von Emden über die Azoren nach New York die Landungsrechte von der portugiesischen Regierung und von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu erlangen. Die Auslegung und den Betrieb des deutsch-amerikanischen Kabels hat die unter der Führung der Firma Felten & Guillaume in



Digitized by Google

Mülheim (Rhein) mit einem Aktienkapital von 20 Millionen Mark gegründete Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft in Köln übernommen. Nach dem mit der Gesellschaft auf 40 Jahre abgeschlossenen Kabelbetriebsvertrage erhält diese vom Deutschen Reich für die Benutzung des Kabels eine feste Jahresvergütung von 1 400 000 Mark. Dagegen bezieht das Reich die Kabeltelegrammgebühren bis zum Betrage von 1 700 000 Mark. Uebersteigen die Kabelgebühren diese Summe, so erhält das Reich von dem überschießenden Betrage 25 Centimes für das Wort. Ueber den Betrieb selbst bestimmt der Vertrag, daß die Reichstelegraphenverwaltung den Betrieb des Kabels an dessen deutschem Endpunkte wahrnimmt; der Betrieb ist dem Telegraphenamte in Emden übertragen worden. Auf den Azoren sind Beamte der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft thätig, und in New York ist das Kabel in die Station der amerikanischen Commercial

sehr verschieden, sondern sie wechselt auch oft plötzlich. Solche Bodensenkungen, über welche ein Kabel hinweggeführt wird, stellen aber auf seine Festigkeit zu hohe Ansprüche und müssen daher vermieden werden.

Die für das Kabel ausgekundete Richtungslinie ist aus dem Plane Abb. 1 zu ersehen, in welchem auch die übrigen Kabelverbindungen zwischen Europa und Nordamerika eingezeichnet sind. Nach Abschluß der Vorarbeiten wurde sofort die Herstellung des Kabels in Angriff genommen. Sie erfolgte in England durch die Telegraph Construction and Maintenance Company, da diese Gesellschaft bei Abtretung der Landungsrechte für die Azoren die Herstellung des Kabels sich ausbedungen hatte.

Die Leitungsader des Kabels besteht aus einem mittleren Kupferdraht, den vier Façonkupferdrähte umgeben. Zur Isolierung sind drei Schichten bester Guttapercha angebracht.

8. Kabel dicht am Strande.

Cable Company eingeführt, welche vertragsmäßig die Annahme und Bestellung der Telegramme in New York, sowie die Weiterbeförderung der Telegramme über New York hinaus übernommen hat. Die Commercialgesellschaft wurde ferner zur Legung eines als Ersatz für Störungsfälle bestimmten Kabels zwischen den Azoren und Canso (Neuschottland) verpflichtet. Die Legung dieses Kabels ist inzwischen erfolgt.

Sofort nach Gründung der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft wurde von ihr eine besondere Expedition ausgerüstet, um den Meeresboden auf Tiefe, Beschaffenheit und Temperatur genau zu erkunden. Es war dies nicht nur notwendig, um für die Richtung der Kabellinie und die gute Lagerung des Kabels einen sicheren Anhalt zu gewinnen, sondern auch um die erforderliche Länge des Kabels, die durch die Oberflächenbildung des Meeresbodens mit bedingt wird, zu ermitteln. Die Meerestiefe ist an den einzelnen Stellen nicht nur

In Tiefen bis zu 1000 Faden (= 1 Seemeile 1852 Meter) sind die Kabel den Angriffen einer Art Bohrwürmer (Teredos) ausgesetzt, die zwischen die äußere Kabelbewehrung hindurch in das Innere dringen und die Guttaperchahülle durchbohren. Zum Schutze gegen sie mußten daher 741 Seemeilen der Seekabelader mit einem Messingbande spiralförmig umwickelt werden. Die äußere Bewehrung des Kabels ist entsprechend der Tiefe und Beschaffenheit des Meeresbodens verschiedenartig konstruiert worden. Das leichte Tiefseekabel (Abb. 2) hat dünne Schutzdrähte aus Stahl, das schwere Tiefseekabel (Abb. 3) etwas stärkere Schutzdrähte aus Stahl, das leichte und schwere Zwischenkabel (Abb. 4 und 5), mit einem Messingband über der Ader zum Schutz gegen das Anbohren durch Bohrmuscheln, hat Schutzdrähte aus Eisendraht, und das Küstenkabel (Abb. 6) eine doppelte Eisendrahtschutzhülle. Die Abbildungen geben den Durchschnitt der Kabeltypen in natürlicher Größe; das

Digitized by Google

schwächste Kabel ist also für die größte Meerestiefe bestimmt, dann folgen, der Tiefenabnahme entsprechend, die übrigen stärkeren Typen bis zu dem starken Küstenkabel, welches mechanischen Beschädigungen am meisten ausgesetzt ist. Auf der Strecke von Borkum bis Emden ist zum Anschluß an das Kabel der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft ein zweiadriges Kabel (Abb. 7) verlegt worden; eine der Adern dient als Erdleitung für das Telegraphenamt Emden, damit Störungen durch Induktion aus den übrigen, auf der gleichen Strecke verlegten Kabeln von dem transatlantischen Kabel ferngehalten werden. Die Kabelverlegung auf dieser Strecke wurde von der Firma Felten & Guillaume ausgeführt: sie wurde durch die Ungunst der Witterung in dem Moorboden der ostfriesischen Küste sehr erschwert. Selbst die Fortbewegung der Kabelhaspel auf Schlitten war in dem Moorboden zeitweilig unmöglich. Am 4. Mai 1900 wurde das Kabel durch das Kabelschiff „Britannia“ auf Borkum unter dem begeisterten Jubel der Borkumer Inselbewohner mit einem dreifachen Hoch auf den Deutschen Kaiser gelandet. Von demselben Kabelschiff ist das Küstenkabel dann noch weiter bis zu Haaks Leuchtschiff bei Texel verlegt worden; hier fand am 11. Mai die Verbindung mit dem Tiefseekabel statt, dessen weitere Verlegung dann dem Kabelschiff „Anglia“ von der Telegraph Construction and Maintenance Company in London obgelegen hat. Die Abb. 8—10 geben einige Scenen aus der Verlegung des Küstenkabels. Schwierig gestaltet sich namentlich die Landung des Kabels an der Küste selbst. Nachdem das Kabelschiff (Abb. 11 und 12) möglichst nahe an die Landungsstelle herangefahren ist, wird mittels Meßleine die Entfernung vom Schiffe bis zum Kabelhause, wo das Kabel einzuführen ist, abgemessen. Das erforderliche Kabel wird auf einen Leichter geladen, der von einer Dampfpinasse nach der Landungsstelle geschleppt wird. Dicht am Strande wird der Anfang des Kabels mit einem Tau herangezogen; um hierbei das Kabel durch Schleppen auf dem Boden nicht zu beschädigen, wird es an Fässern befestigt (Abb. 8). Nach Landung des Küstenkabels am Strande erfolgte die Taufe des Kabels (Abb. 9) mit einer Flasche Champagner unter dreimaligem Hoch auf den Deutschen Kaiser. Die Kabellinie erhielt den Namen „Adlerlinie“. Die Einbettung des Kabels auf dem Strande selbst wird durch Abb. 10 veranschaulicht.

Die Auslegung des Kabels vom Kabeldampfer aus vollzieht sich bei sonst günstigen Verhältnissen ziemlich einfach. Der für die Auslegung des Tiefseekabels benutzte Kabeldampfer „Anglia“ ist erst 1898 erbaut und mit den neuesten Vorrichtungen zum Auslegen von Kabeln auf dem Achterschiff und zum Wiederaufnehmen versenkter Kabel auf dem Vorderschiff versehen; ihre Länge beträgt 134 und ihre größte Breite 17 Meter. Die Besatzung besteht aus 40 Schiffsoffizieren und Elektrikern, 50 Matrosen und 50 Kabelarbeitern.

9. Kabel am Strande, getauft mit einer Flasche Champagner unter dreimaligem Hoch auf den Kaiser.

Die innere Einrichtung eines solchen Kabeldampfers wird durch die schematische Zeichnung (Abb. 13) erläutert. Zur Aufnahme der Kabel dienen besondere Behälter, sogenannte Tanks, in deren Mitte sich je ein Blechkegel befindet, auf welchem die Kabel aufgewickelt sind. Die Auslegung des Kabels erfolgt vom Hinterdeck aus durch eine Kabelauslegemaschine, um deren Trommel das aus dem Tank kommende Kabel in mehreren Windungen herumgeführt wird. Eine Bremsvorrichtung mit Bremsklötzen, die völlig unter Wasser liegen, um eine gefährliche Erhitzung zu vermeiden, regelt die Geschwindigkeit der Trommel. Zur

Digitized by Google

Führung des Kabels dienen Leitrollen; um ein Scheuern des Kabels am Schiffsrumpf zu verhindern, läuft es auch im Heck über eine Leitrolle. Die Schnelligkeit, mit welcher das Kabel mit dem Tank über die Trommel der Auslegemaschine vom Schiffe ins Wasser hinabsinkt, muß durch besondere Vorrichtungen dauernd reguliert und mit derjenigen des Schiffes in Einklang gehalten werden, weil bei zu schnellem Ablaufen das Kabel sich in verschlungenen Ringen statt in einer fast geraden Linie niederlegen würde. Im andern Falle würde bei Ueberwiegen der Geschwindigkeit des Schiffs das Kabel unter Umständen zerrissen werden können. Ein zwischen die Leitrollen eingeschaltetes Dynamometer giebt den Zug an, den das Gewicht des bis zum Meeresboden herabhängenden Kabelteils und die Vorwärtsbewegung des Schiffes auf das Kabel ausführen.

11. Kabelschiff.

Trotz des stürmischen Wetters konnte die Verlegung des Tiefseekabels auf der 1921 Seemeilen langen Strecke Borkum-Horta (Azoren) bereits im Mai 1900 vollendet werden. Die Ankunft der „Anglia“ vor Horta gestaltete sich zu einem wahren Freudenfeste. Trotzdem sie am Tage erfolgte, wurde das Kabelschiff mit einem Feuerwerk empfangen, bei dem Tausende von Raketen in die Luft geschossen wurden. Daß dabei auch die Feuerwerksladung eines der vielen Boote, die der „Anglia“ entgegengefahren waren, explodierte und die Insassen des Bootes in das Meer springen mußten, that der allgemeinen Fröhlichkeit keinen Abbruch, weil die Explosion außer dem unfreiwilligen Bade für die Beteiligten keine übeln Folgen hatte. Die Landung und die Einführung des Küstenkabels in das Kabelhaus auf Horta stellen die Abb. 14 und 15 dar.

In Horta ist für das Kabel eine Telegraphenstation eingerichtet worden; der Dienst bei der Station wird durch Beamte der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft, die früher zum größten Teile im deutschen Reichsdienste standen, wahrgenommen. In der Azorenstation findet zurzeit noch eine Umtelegraphierung statt; es werden jedoch neuerdings Versuche gemacht, die Telegramme ohne Umtelegraphierung von Emden nach New York zu befördern. Es ist Aussicht auf Erfolg dieser Versuche vorhanden.

Die Auslegung des deutsch-amerikanischen Kabels auf der zweiten Strecke Horta-New York erfolgte im August 1900; sie war durch ruhiges Wetter begünstigt und ging, trotzdem die Meerestiefe zeitweise bis zu 5000 Metern betrug, ohne erhebliche Schwierigkeiten von statten. Dank der Umsicht, mit der man die Auslegung des Kabels bis zum August verschoben hatte, welcher Monat sich für die Kabellegung in diesem Teile des Atlantischen Ozeans am besten eignet, ist es gelungen, die ganze 2145 Seemeilen betragende Strecke Horta-New York herzustellen, ohne daß ein einziger Kabelbruch vorgekommen wäre. Diese Thatsache stellt der seemännischen und elektrotechnischen Besatzung der „Anglia“ das glänzendste Zeugnis aus. Abb. 16 stellt die Landung des Kabels in Coney Island und Abb. 17 das Kabelhaus daselbst dar. Von ihm führt ein Landkabel nach der Station der Commercial Cable Company, die mitten im Hauptgeschäftsbezirk von New York liegt.

Am 1. September 1900 wurde das deutsch-amerikanische Kabel auf der ganzen Strecke zwischen Emden und New York (7671 Kilometer) in Betrieb genommen. Dieser wurde mit einem Telegramm

10. Einbettung des Kabels auf dem Strande

Digitized by Google

12. An Bord des Kabelschiffes.

des Kaisers Wilhelm an den Präsidenten der Vereinigten Staaten eröffnet. Die Wiedergabe dieses Telegramms und die Antwort darauf hat bei der jetzigen Amerika-Reise des Prinzen Heinrich besonderes Interesse.

Das kaiserliche Telegramm lautete:

„An den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Washington.

Bei der heutigen Eröffnung des neuen Kabels, das Deutschland mit den Vereinigten Staaten in engste telegraphische Verbindung bringt, drängt es mich, Eurer Excellenz meine Befriedigung über die Vollendung dieses bedeutsamen Friedenswerkes auszusprechen. Ich weiß mich mit Eurer Excellenz eins mit dem Wunsche und in der Hoffnung, daß die Kabelverbindung die allgemeine Wohlfahrt fördern und zur Entfaltung und Festigung freundlicher Beziehungen zwischen beiden Ländern beitragen möge.

Wilhelm I. R."

Die Antwort des Präsidenten der Vereinigten Staaten hatte folgenden Wortlaut:

„An Seine Kaiserliche und Königliche Majestät, Wilhelm II., Berlin.

Ich empfange soeben mit großer Befriedigung Eurer Majestät Glückwunschtelegramm aus Anlaß der Eröffnung des Kabels, welches die Kette der nahen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche vervollständigt. In dem jetzigen Zeitalter des Fortschritts trägt jedes Land, das die kaufmännischen Verbindungen und gemeinsamen Interessen der Nationen enger knüpft, zu ihrem allgemeinen Wohle sowie dazu bei, die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zu stärken und ihren gegenseitigen Fortschritt auf den Pfaden des Friedens zu fördern.

William Mc Kinley."

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika, welche in diesem Telegrammwechsel ihren Ausdruck fanden, haben erfreulicherweise auch durch den Präsidentenwechsel in Amerika keine Aenderung erfahren, ja sind noch gekräftigt worden.

Einen Maßstab für den Umfang der Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika bildet der Verkehr, der durch das Kabel befördert wird. So wurden z. B. am 31. Dezember 1901 auf dem Kabel insgesamt 1817 Telegramme befördert, und zwar 963 in der Richtung nach Amerika und 854 in der Richtung nach Deutschland. Es war dies bisher die stärkste Tagesleistung.

Die Bewältigung eines solchen Verkehrs stellt große Anforderungen an die Arbeitskraft der Beamten, da die großen Ueberseekabel nicht mit den einfachen Morsetelegraphensystemen, sondern mit besonders empfindlichen Apparaten, deren Bedienung große Sachkenntnis, Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit erfordert, betrieben werden müssen. Auf dem Kabel wird mit den neuesten Konstruktionen des Siphon-Recorders oder Heberschreibers gearbeitet, und die Einrichtung ist so getroffen, daß gleichzeitig in beiden Richtungen Telegramme

Digitized by Google

13. Innere Einrichtung des Kabelschiffes.

Digitized by Google

14. Eingrabung des Küstenkabels auf Horta, Azoren.

15. Kabelhäuser auf Horta, Azoren.

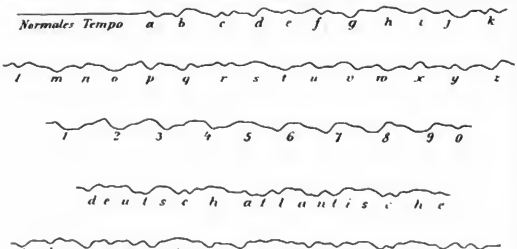
Digitized by Google

abgegeben werden können. Die Leistung des Kabels in beiden Richtungen zusammen beträgt ungefähr bis zu 280 Buchstaben in der Minute. Auf der Aufgabestation werden die Telegramme entweder mit der Handtaste gegeben, oder sie werden zunächst in besonderer Telegraphenschrift in einen Streifen gelocht, und dieser Streifen wird durch einen automatischen Stromsender, den Kurbsender, getrieben. Der Empfangsapparat besteht im wesentlichen aus einem Drahtrahmen mit vielen Windungen feinen, durch Seidenumspinnung isolierten Drahtes. Dieser Drahtrahmen wird durch die eingehenden Telegraphierströme nach rechts oder links abgelenkt und überträgt die Ablenkung mittels einer Seidenfadenverbindung auf ein leichtes, mit Anilinblaulösung gefülltes Glasröhrchen. Das Glasröhrchen läßt einen feinen Farbestrahl an seiner Spitze ausfließen: es bildet die elektrische Schreibfeder, welche das Telegramm in der Recorderschrift auf dem am Glasröhrchen durch ein Uhrwerk vorbeibewegten Telegraphenpapierstreifen aufschreibt. Eine Probe der Recorderschrift giebt die Abb. 18.

Das deutsch-amerikanische Kabel ist jetzt nahezu $1\frac{1}{2}$ Jahre im Betriebe. Unterbrechungen, welche bei neugelegten Kabeln leicht vorkommen, haben es nur wenig heimgesucht. Dies ist der beste Beweis dafür, daß die Konstruktion des Kabels allen Anforderungen der Technik entspricht und die Auslegung mit Sorgfalt und Sachkenntnis vor sich gegangen ist. Die Betriebsergebnisse der Kabellinie lassen durchaus erkennen, daß ihre Herstellung ein wirkliches Verkehrsbedürfnis für Deutschland war. Nach der jetzigen Belastung zu urteilen, wird der zunehmende Verkehr in absehbarer Zeit die Auslegung eines zweiten Kabels erforderlich machen, sofern es nicht inzwischen gelingt, die Ausnutzung des jetzigen noch intensiver als bisher zu gestalten.

Otto Jentsch.

17. Kabelhaus auf Coney Island.



18. Probe der Recorderschrift.

16. Landung des Küstenkabels auf Coney Island.

Digitized by Google

Zur Amerikafahrt des Prinzen Heinrich.

von **Emil Klaessig-New York.**

(Nach phot. Aufnahmen von Enrique Muller in Brooklyn.)

Was Paris für Frankreich, das ist New York für Nordamerika, obwohl weder die Staats- noch die Bundesregierung dort ihren Sitz hat.

Arionhalle.

Nur wenige Häfen der Welt, z. B. die von Rio de Janeiro und Konstantinopel, übertreffen den New Yorker Hafen an Herrlichkeit und Pracht, die Stadt selbst aber kann unmöglich als schön gelten. Wie es noch keine amerikanische Musik giebt, so existiert auch noch kein amerikanischer Baustil, es sei denn, man wollte als amerikanischen Stil die unförmlichen „Wolkenkratzer" gelten lassen, wie etwa das Gebäude der „New York World", nach deren Besitzer „Pulitzer Building" genannt. Es hat 22 Stockwerke und bis zur Spitze der Flaggenstange eine Höhe von 375½ Fuß. Es wird aber noch übertroffen durch das Park Rowgebäude, das höchste Geschäftshaus der Welt, jenen Wolkenkratzer mit zwei Türmen, der auf dem Hauptbilde wenige Centimeter links von der Brooklyner Brücke sich zum Himmel emporreckt. Dieser Riesenbau besitzt 32 Stockwerke und eine Höhe von 382 Fuß, wobei die Fahnenstangen nicht mitgerechnet sind. Mit verschiedenen Zeit- und Leidensgenossen teilte ich neulich das

New York ist Amerika, weil hier die Riesenkapitalsmacht konzentriert ist, die Industrie, Handel und Verkehr belebt und auf die Politik den größten Einfluß ausübt. New York ist die Stadt der schroffsten Gegensätze: fabelhafter Reichtum neben grenzenlosem Elend; zu den Wolken emporstrebende Geschäftshäuser neben kläglichen Squatterhütten; die luxuriösesten Paläste in der Nachbarschaft des herrlichen Zentralparks und die schauderhaftesten Mietskasernen auf der übelduftenden Ostseite von Manhattan, welche durch zwei unsrer Bilder veranschaulicht wird. Das eine zeigt die Gegend der Hesterstreet, wo die ärmsten Juden zusammengepfercht hausen; das andre stellt Mottstreet dar, eine der engen Verkehrsadern, in denen sich fast lauter Chinesen eingenistet haben, von denen Tausende als Wäscher und Wäschebügler ihr Brot finden.

Battery-Platz und Ba

zweifelhafte Vergnügen, in dem Gebäude, dessen zahlreiche Fahrstühle infolge eines Unfalls einmal alle gleichzeitig außer Betrieb gesetzt waren, 31 Treppen zu Fuß herabsteigen zu müssen. Rund 1100 Bureauräume befinden sich in dem Riesenbau. Nach dem „stummen Portier" im Vestibül, dessen Decke ein mächtiger Spiegel ist, so daß man beim Emporschauen sich mit dem Kopf nach unten einherschreiten sieht, glaubt man sogar noch weit mehr Räume in dem Riesenkasten vermuten zu sollen. Beim Numerieren der Zimmer beginnt man nämlich, ohne irgend ein Hundert voll zu machen, in jedem Stockwerk mit einem neuen Hundert, damit man aus der Zimmernummer ohne weiteres erkennen möge, in welchem Stockwerk jemand der Tollarjagd obliegt. Kündet nun der stumme Portier: „Meier, Nr. 2808," so weiß ich, der Mann hat sein Bureau 28 Treppen hoch. In verschiedenen Städten Amerikas numeriert man die Häuser nach demselben Prinzip. An jedem Straßenübergang fängt man ein neues Hundert an, so daß sich die Entfernung einer gewissen Nummer von irgend einem Punkte genau berechnen läßt.

Gebäude der New Yorker Staatszeitung

Verglichen mit dem Park Riesengebäude, erscheint das Hotel Waldorf Astoria, wo die New Yorker Staatszeitung das Preßbankett zu Ehren des Prinzen Heinrich veranstaltete, mit 16 Stockwerken und einer Gesamthöhe von nur 214 Fuß eigentlich als Zwerg. Noch winziger aber nimmt sich in der Nachbarschaft der sky scrapers der vornehme Marmorpalast der genannten Zeitung aus, die es sich leisten konnte, 1400 Vertreter der Presse zu einem Diner einzuladen, bei dem jedes Couvert 100 Mark kostete. Uebrigens wird die Staatszeitung in einigen Jahren obdachlos werden, denn der Grund und Boden, worauf sich ihr Marmorheim erhebt, wird expropriiert, damit der Verkehr am Manhattaner Ende der Brooklyner Brücke erleichtert werde.

r-Park in New York.

New York zeigt ein häßliches Gemisch der Baustile aller Zeiten und weist auch

Digitized by Google

sonst noch vieles auf, das ästhetisch unschön wirkt. Sauberkeit kennt man meist nur in den von den Reichen bewohnten Gegenden der Riesenstadt, die auf einem Flächenraum von 308 englischen Quadrat-

doch häufiger ein Prinz zu Besuch käme!“ Auf gewisse Stadtteile allerdings, wo den Bewohnern, einem Konglomerat von Einwanderern aus aller Herren Ländern, sogar der Gebrauch des Taschen-

Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.
Prinz Heinrich von Preussen.

Präsident Roosevelt.

meilen gegen 4 Millionen Einwohner zählt. In den von den Massen bewohnten Stadtteilen machen sich in der Regel Schmutz und Häßlichkeit den Rang streitig. Mitunter fliegen dort auf den Straßen Papiermassen umher, in die man den Erdball einwickeln könnte. Und dann die Asche- und Abfallfässer vor den einförmigen, abstoßenden Mietskasernen in Rohziegelbau, mit den schauderhaften Feuerleitern an der Straßenfront! Oft entführt der Sturm den halben Inhalt der aus den Häusern herausgestellten Abfallfässer, ehe die Abfuhrleute sich einstellen. Anläßlich des Besuches des Prinzen Heinrich freilich säuberte sich New York gründlicher als je. Verlorene Stiefelabsätze, die jahrelang in den Straßen unherlagen, verschwanden mit einem Male. Freunde der Reinlichkeit seufzten: „Ach, wenn

Frau Roosevelt mit ihrer jüngsten Tochter.

tuches noch fremd ist, würden auch häufigere Prinzenbesuche nur wenig Einfluß ausüben. Am häßlichsten sind die ärmeren Teile New Yorks an trüben Tagen, wenn die Luft die Dünste der Hochbahnlokomotiven auf die Erde herabdrückt, so daß es dem unglücklichen Passanten vorkommt, als ob die ganze Garderobe des Mephistopheles unter dem Firmamente gelüftet worden wäre.

Aber auf der ganzen Welt giebt es keinen herrlicheren Spaziergang als den über die Brooklyner Brücke, nur muß man den Blick über die Freiheitsstatue hinweg dem Ozean zuwenden und nicht zu oft über das Hänfermeer Gothams hinschweifen lassen, wo, besonders an Montagen, auf den flachen Dächern die Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist, und wo die aufdringlichsten und albernsten Reklameschilder das

Digitized by Google

ästhetische Gefühl beleidigen. New York bildet keine Stätte ruhigen, beschaulichen Lebensgenusses. Ein ewiges Hetzen, Drängen und Jagen nach dem all-

unterhalt bequem ausreichen, zur Ruhe zu setzen, vergnügt den Rentier zu spielen, das kennt der Amerikaner überhaupt nicht. Hat er Millionen

Judenviertel in Hesterstreet.

mächtigen Dollar füllt das Dasein, wenigstens der Männer, aus. Frauen dürfen es leichter nehmen und nehmen es auch meist leichter. Sich nach dem Erwerb eines Kapitals, dessen Zinsen zum Lebens-

ergattert, so trachtet er nach weiteren Millionen, ohne sich, abgesehen von einer gelegentlichen, meist auch nur einer Hetzjagd gleichenden, häufig nach Europa sich erstreckenden „Erholungsreise" irgendwie

Digitized by Google

Ruhe zu gönnen. Man hat hier eigentlich zu nichts Zeit als zum Arbeiten. Das Hutabnehmen als Form des Begrüßens ist in Amerika nicht Sitte, vielleicht weil es zu zeitraubend wäre. Nur in der Kirche gegenseitig an, so nimmt man sich nicht die Zeit, um Entschuldigung zu bitten. Immer in Eile, trinkt der Amerikaner in öffentlichen Lokalen im Stehen, und häufig würgt er auch Mahlzeiten

Chinesenviertel in Mottstreet.

und vor Gericht ist der Amerikaner gezwungen, den Hut abzusetzen. Man grüßt durch ein leichtes Nicken oder durch eine nach dem Kopfe gerichtete Handbewegung, und rempelt man sich im Gedränge hinunter, ohne sich zu setzen. Selbst die Toten scheinen noch Eile zu haben. Oder geschieht es aus Rücksicht auf die Lebenden, daß bei Begräbnissen der Leichenwagen mit dem Toten und die Kutschen

Digitized by Google

Das Hotel Waldorf-Astoria in New York, worin zu Ehren des Prinzen Heinrich das Presse-Bankett stattfand.

Anfang des Broadway in New York von Bowlingstreet aus, links das deutsche Konsulat und Bureaux des Norddeutschen Lloyd.

Digitized by Google

mit den Leidtragenden dem Friedhofe förmlich zurasen? „Im Galopp gelebt, im Galopp ins Grab!“ heißt es hier.

Ein Amerikaner mit Spazierstock ist ein Unding. Den Regenschirm schleppt er auch nur im dringendsten Notfall mit. Derartige Dinge eignen sich nicht für Leute, die durchs Leben rennen. Eigentlich paßt es auch gar nicht in den Rahmen des amerikanischen Lebensjagdbildes, daß — Briefträger im Dienste sich des Regenschirms bedienen.

Ganz im Einklange mit der beständigen Eile, die der Amerikaner hat, stehen dagegen die Verkehrsmittel. Minutenverkehr auf den Hoch- und Straßenbahnen — etwas derartiges kennt Europa nicht. Der zum Warten verurteilende Ruf des Kondukteurs: „Besetzt!“ ertönt hier nie. Ohne jede Beschränkung werden so viele Passagiere befördert, als auf dem Wagen sitzen und stehen oder sich daran hängen können. Fahrkarten werden zwar auf der Hochbahn, aber nicht auf den Straßenbahnen verausgabt, wo die Kondukteure jeden Fahrgast auf der Kontrolluhr markieren, was bei dem einheitlichen Fahrpreise von fünf Cents eine höchst einfache Sache ist. Zu den städtischen Verkehrsmitteln, die längst nicht mehr recht ausreichen wollen, treten bald noch: die Untergrundbahn, welche die Manhattaninsel der Länge nach durchschneidet; drei weitere Brücken zwischen Manhattan und Brooklyn, eine Brücke zwischen Manhattan und New Jersey, sowie Tunnels von New Jersey unter dem Hudson hinweg, durch die Manhattaninsel und unter dem East River hinweg nach Long Island.

Die belebteste Verkehrsader der Welt ist gegenwärtig wohl die Brooklyner Brücke, die täglich Hunderttausende zur und von der Arbeit passieren müssen. Vier Eisenbahngeleise führen über die auf dem Hauptbilde teilweise sichtbare Brücke, zwei für die Drahtseilbrückenbahn, zwei für die 20 Brooklyner elektrischen Straßenbahnlinien, die ihre Wagen bis ans Ende der Brücke nach Manhattan senden. Vier Schleifen verbinden am Manhattaner Ende der Brücke die Geleise, und an dieser Stelle herrscht nach Schluß der Tagesarbeit ein geradezu furchtbarer Andrang. Innerhalb weniger Wochen wurden hier sechs Personen lebensgefährlich dadurch verletzt, daß sie von der wogenden und stürmenden Menschenmasse auf die Geleise vor die elektrischen Wagen gedrängt wurden. Von der raschen Aufeinanderfolge der Brückenbahn- und elektrischen Straßenbahnwagen auf der Brücke mag die Thatsache ein Bild geben, daß täglich zwischen 4000 bis 5000 Wagen die Brücke kreuzen, die mit den Auffahrten eine Länge von einer englischen Meile hat, während die Entfernung zwischen den beiden Pfeilern 1600 Fuß beträgt. Errichtet wurde die Brücke mit einem Kostenaufwand von 85 Millionen Mark. Droschken, die viel teurer sind als in Deutschland, spielen im Straßenverkehr New Yorks eine ganz untedeutende Rolle.

Das Leben und Treiben auf den Straßen der kosmopolitischten aller amerikanischen Städte hat etwas Rauhes und Rücksichtsloses. Es ist nichts für zimperliche Naturen, und viele Einwohner der Metropole stehen wohl zu New York in demselben Verhältnis wie ein Mann, der an ein ungeliebtes Weib gebunden ist, aus irgend welchen Gründen aber die Fesseln nicht zerreißen kann oder will. Das gilt besonders für die Sommerzeit, in welcher die Sonnenglut die New Yorker fast verschmachten läßt. Rücksichtsvoll und zuvorkommend werden im tollen New Yorker Treiben nur die Damen behandelt.

Amerika ist überhaupt das Paradies der Frauen, ganz gleichgültig, welche soziale Stellung sie einnehmen. Frauen jeden Standes, vom weiblichen Dienstboten bis zur milliardenschweren Gesellschaftsdame, die den exklusiven „600“ angehört, haben es hier besser als in Europa. Keinem weiblichen Dienstboten wird zugemutet, für jemand Stiefel zu putzen. Das besorgen Männer, fast immer Italiener, meistens auf der Straße; für jeden im Betrieb befindlichen Sessel müssen sie eine jährliche Konzessionsgebühr von fünf Dollar an die Stadt entrichten. Wie die Zeitungsjungen, die hier zahlreicher vertreten sind als sonstwo in der Welt, bilden die Stiefelputzer einen interessanten Typus im New Yorker Straßengewühl, dem bezopfte Chinesen, aufgedonnerte Neger und Negerinnen und sonstige auffällige Gestalten Farbe verleihen. Und in dem Gewühl waltet die mit Knüppeln und Revolvern ausgerüstete Polizei meist mit Umsicht und Sicherheit ihres Amtes. Leicht haben es die Behörden nicht, wenn man bedenkt, daß das An- und Abmeldewesen völlig unbekannt ist und kein Hahn danach kräht, ob jemand seinen richtigen oder einen falschen Namen führt.

Das glänzende Nachtleben, dessen sich namentlich der Fremde in Berlin erfreut, hat New York schon deshalb nicht, weil keinem Vergnügungslokale gesetzlich gestattet ist, die ganze Nacht hindurch (oder zu irgend welcher Stunde am Sonntag) offen zu haben. Selbst das Geschrei der Zeitungsjungen, das Ausrufen der „Extras“, verstummt in der Regel für einige Stunden in der Nacht. Sogar im Zeitungsviertel, wo das Leben natürlich nie ganz erlischt, wird es dann ruhiger, und im benachbarten City Hall Park, um die Statue des während des Unabhängigkeitskrieges von den Engländern als Spion gehängten jungen amerikanischen Offiziers Nathan Hale her wirklich einsam, so daß man ganz ungestört über Hales letzte Worte nachdenken kann: „Ich bedaure, daß ich nur ein Leben für mein Vaterland hinzugeben habe!“

In Amerika wird das weibliche Geschlecht fast in jeder Beziehung vor dem männlichen bevorzugt. Wenn vor Gericht die Aussagen einer Frau und eines Mannes sich diametral gegenüberstehen, glaubt der Richter gewöhnlich dem Weibe. Während die Männer hier mehr und anstrengender arbeiten müssen als in Europa, führen die Frauen meist ein angenehmeres Dasein. In Familien, die keine Dienstboten halten können, ist es durchaus nichts Seltenes, daß der Mann, ehe er zur Arbeit geht, den Kaffee zubereitet und ihn seiner besseren Hälfte ans Bett bringt. Bei gemeinsamen Ausflügen schiebt der Mann den Kinderwagen oder trägt das Kind auf dem Arm während die Frau stolz und elegant nebenher schwebt. Einkäufe trägt der Mann im Marktkorb nach Hause. Frau und Schaukelstuhl sind in vielen Familien unzertrennlich.

Die Amerikanerinnen kleiden sich eleganter und verschwenderischer als die Frauen Deutschlands, dagegen sind die Männer meist weniger gut und geschmackvoll angezogen als in einer deutschen Großstadt. Infolge der Gründung zahlreicher „Trusts“ ist der Lebensunterhalt in den letzten zehn Jahren bedeutend teurer geworden. Sogar Austern, die in so hohem Grade Volksnahrungsmittel sind, daß

Digitized by Google

sie an Ständen auf der Straße verkauft werden, stiegen beträchtlich im Preise.

Alles geht ins Extreme. Betrunkene sind hier betrunkener, Strolche rüdiger und abgerissener als ihre europäischen Kollegen, und Bettler dreister und aufdringlicher, aber auch — ehrlicher. Mit der Offenheit, die den amerikanischen Diplomaten auszeichnet, sagt der New Yorker Straßenbettler oft gerade heraus: „Please, let me have the price of a drink!“ (Bitte, geben Sie mir Geld zu einem Schnaps!)

New York ist die dritte „deutsche“ Stadt der Welt. Mit seinen etwa 600000 deutschen Einwohnern rangiert es gleich hinter Berlin und Hamburg. Das gesellige Leben der Deutsch-New Yorker spielt sich hauptsächlich in den Vereinen ab, von denen es etwa 2000 geben mag. Eine ganze Reihe von Vereinen, wie der „Deutsche Liederkranz“, der Männergesangverein „Arion“, der „New Yorker Männerchor“, der „Deutsche Preß Klub“, besitzen eigne Gebäude. Die Arion-Halle, von deren Balkon aus Prinz Heinrich die Revue über die deutschen Vereine abnahm, wird im Bilde Seite 400 vorgeführt. Das auf Seite 405 wiedergegebene Bild vom Broadway, der Hauptgeschäftsstraße, welches auch das deutsche Generalkonsulat zeigt, ist von Bowling Green aus aufgenommen.

Die Battery ist die Südspitze der Insel Manhattan, auf deren unterem Teile sich das ganze gewaltige Geschäftsleben der Vereinigten Staaten zusammendrängt. Der auf dem Bilde Seite 401 2 sichtbare Rundbau, der jetzt das städtische Aquarium beherbergt, wo der Eintritt stets frei ist, während der Zoologische Garten nur an fünf Tagen der Woche freien Eintritt gewährt, hat für Deutsche besonderes Interesse. In diese Rotunde (Castle Garden) sind Millionen deutscher Einwanderer bei ihrer Landung gebracht worden. Dort hatte früher die Einwanderungsbehörde ihren Sitz, die jetzt auf Ellis Island untergebracht ist. Noch früher war Castle Garden ein Konzertlokal, in welchem Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, ihre ersten Triumphe in der Neuen Welt feierte.

* * *

Von der Anschauung ausgehend, daß die besten Beziehungen zu der jüngsten und zukunftreichsten Weltmacht von ungeheurem Werte für Deutschland sind, war Kaiser Wilhelm II. eifrig bemüht, die seit den Tagen Friedrichs des Großen bestehende Freundschaft zwischen den beiden Ländern zu einer innigeren zu gestalten. Lange Zeit hindurch erwiesen sich alle Anstrengungen in dieser Richtung als ziemlich fruchtlos, weil Störenfriede es verstanden, immer aufs neue Mißtrauen zwischen den beiden Reichen zu säen. Trotz der bündigsten Versicherungen der maßgebenden Berliner Kreise, daß Deutschland in uneigennütziger Weise, lediglich im beiderseitigen Interesse und zwecks dauernder Erhaltung des Weltfriedens, das denkbar intimste Verhältnis zu den Vereinigten Staaten anstrebe, blieb doch bei vielen Amerikanern von den meist aus englischen Quellen stammenden tendenziösen Ausstreuungen etwas hängen. Mochte den häufig wiederkehrenden unwahren Behauptungen, Deutschland habe Absichten auf die Philippinen, auf Brasilien, auf Venezuela und Gott weiß was sonst, auch noch so oft kräftigster Widerspruch von Berlin aus entgegengestellt werden, immer blieben noch zahlreiche Amerikaner übrig, die an die Offenheit und Aufrichtigkeit der deutschen Politik nicht recht glauben wollten. Von ihrer eignen „gelben“ Presse wurden die Amerikaner in dem Mißtrauen gegen Deutschland nur zu sehr bestärkt. Selbst die Berliner Enthüllungen, durch welche bewiesen wurde, daß Deutschland eine von dem britischen Botschafter in Washington, Lord Pauncefote, unmittelbar vor dem spanisch-amerikanischen Kriege angeregte amerikafeindliche Aktion vereitelte, vermochten den Umschwung noch nicht herbeizuführen. Man konnte

Phot. T. Jürgensen.

Prinz Heinrich und Miss Roosevelt auf der „Hohenzollern“.

sich eben in Amerika noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Offenheit und Aufrichtigkeit, mindestens seit Bismarcks Zeiten, die Signatur der deutschen Politik bilden, die in dieser Beziehung ganz der traditionellen rückhaltlosen amerikanischen Politik gleicht, welche nie das Talleyrandsche Wort gelten ließ, die Sprache sei dem Menschen gegeben, um die Gedanken zu verbergen.

Prinz Heinrichs Besuch änderte die Sachlage mit einem Schlage. Abgesehen von einigen politischen Thoren, auf die niemand achtet, hat Deutschland heute innerhalb der Vereinigten Staaten keinen Gegner mehr, und die letzte Spur von Mißtrauen ist geschwunden. Ein Scherzwort, von Hermann Ridder auf dem Festmahle gebraucht, das die New Yorker Staatszeitung zu Ehren des Prinzen Heinrich für tausend Vertreter der amerikanischen Presse veranstaltete, charakterisiert die jetzige Situation ganz vortrefflich. Ridder sagte: „Eure Königliche Hoheit haben die Monroe-Doktrin verletzt, nicht durch Eroberung amerikanischen Landgebiets, wohl aber durch die Eroberung der Herzen aller Amerikaner.“

Das ist keine Uebertreibung. Wer die amerikanisch-deutschen Verbrüderungsfeste, die Prinz Heinrich-Tage in den Vereinigten Staaten miterlebte, wird bestätigen müssen, daß die Amerikaner einfach „weg“ waren. Eine Steigerung des grenzenlosen Jubels wäre nur denkbar, wenn der Kaiser selbst

Digitized by Google

Phot. Henry J. Geer, New York

Die Kaiserjacht „Meteor" nach dem Stapellauf.

Phot. Enrique Muller, Brooklyn.

Gruppe deutscher Offiziere auf Ausguck nach dem „Kronprinz Wilhelm."

Phot. Enrique Muller, Brooklyn.

Phot. Enrique Muller, Brooklyn.

Digitized by Google

Phot. Underwood & Underwood, New York.
Prinz Heinrich und Präsident Roosevelt auf der „Hohenzollern."

Phot. T. Jürgensen.
Prinz Heinrich mit der Familie des Präsidenten Roosevelt auf der „Hohenzollern".

Phot. Henry J. Gory, New York.
Shooter Island, links × der Schuppen, in dem die Kaiserjacht „Meteor" lag.

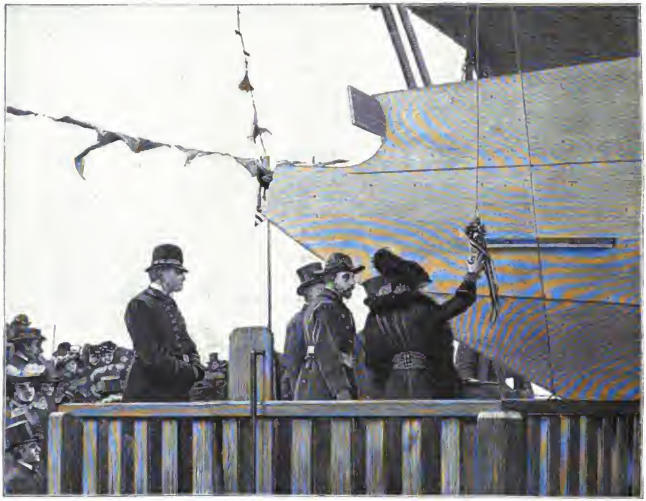
Aus den Prinz Heinrich-Tagen in Amerika.

Digitized by Google

einmal Amerika besuchte. Selbst die Thatsache, daß bei den Arrangements für die Prinzenreise Mißgriffe nicht ganz ausblieben — so wurden die Vertreter der Presse bis auf sechs von der Fahrt ausgeschlossen —, konnte den Enthusiasmus nicht beeinträchtigen. Der Abgesandte des Deutschen Kaisers bezauberte die Amerikaner durch seine Freundlichkeit, Einfachheit und Leutseligkeit so vollständig, wie es vor ihm kein „Ausländer" im stande gewesen. Ich betone den „Ausländer", um einzuflechten, daß Prinz Heinrich und sein Gefolge auf dem der Einwanderungsbehörde auf Ellis Island unterbreiteten Schiffsmanifeste des „Kronprinz Wilhelm" als Ausländer aufgeführt wurden, für welche der Norddeutsche Lloyd die Kopfsteuer (ein Dollar pro Kopf) zu entrichten hatte.

Prinz Heinrich kam, sah und siegte. Dabei denke ich nicht etwa nur an die Amerikaner deutscher Abkunft, deren Liebe zum alten Vaterlande ja ohnehin festgewurzelt ist für alle Zeiten. Prinz Heinrich gewann nicht nur die Zuneigung bestimmter Klassen, sondern die stürmische Verehrung der gesamten Nation. Der einfachste Arbeiter war von dem Gaste der Nation ebenso entzückt wie Präsident Roosevelt, der gelegentlich des Stapellaufs der Kaiserjacht in seiner Begeisterung den Worten: „Und nun drei Hochs auf den Gast, der jetzt schon unsre Herzen erobert hat, Prinz Heinrich von Preußen" die burschikose Bemerkung hinzufügte: „Aber kräftig!" Und wenn beim Pressebankett ein großer Teil des Tafelschmucks, manche Tischkarte und manche der als Andenken verteilten kleinen Büsten des Prinzen verschwand, so lehrt das doch schließlich auch nur, daß selbst Kellner vor nichts zurückschrecken, um Erinnerungszeichen zu erlangen. Bescheidenere Naturen begnügten sich übrigens damit, von Matrosen der Kaiserjacht „Hohenzollern" Uniformknöpfe als Andenken zu erbitten.

In dem schnelllebigen Amerika wochenlang allein so im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses zu stehen wie Prinz Heinrich — welchem Gaste der Vereinigten Staaten wäre das vorher vergönnt gewesen? Seine Reisen in dem Riesenlande glichen ununterbrochenen Triumphzügen. Er entfachte eine Begeisterung von so elementarer Wucht, wie sie nur in Amerika möglich erscheint. Wer, ohne Kenntnis von den Landesverhältnissen zu haben, mitten in die Prinz Heinrich-Tage hineingeschneit wäre, der hätte sich allerdings über die Ausdrucksmittel der amerikanischen Begeisterung gewundert. Es ist doch recht vieles in Amerika ganz anders als in Deutschland. Ohrenzerreißender Lärm, laute Zurufe, mitunter höchst demokratischer Art, und schrilles Pfeifen zeigten dem Prinzen den Enthusiasmus der Amerikaner. So jubelt man in Amerika einem Liebling des Volkes zu, ohne dabei den Hut zu lüften. Natürlich war der Prinz über die Landessitten genau informiert, und er verstand es



Phot. Henry J. Gorz, New York.

Die Taufe der Kaiserjacht „Meteor" durch Miss Roosevelt.

Digitized by Google

gelegentlich sogar, Amerikanern den Ausruf zu entlocken: „Der ist ja demokratischer als wir!“ Nichtsdestoweniger wußte Prinz Heinrich die Amerikaner, welche früher die Republik für die allein richtige Regierungsform erklärten, zu dem Zugeständnis zu nötigen, daß die Monarchie auch eine gute Regierungsform sein kann.

Daß Leute aus dem Volke dem Prinzen zuriefen: „Hello Hen!“ „Howdy, Prince!“ „How are you, Henny!“ bewieſt lediglich die ungeheure Popularität des Prinzen, der ſich mit ſtillem Behagen der demokratiſchen Begrüßungen erfreute und ſich auch darüber herzlich amüſierte, daß die Börſianer ſeinen Wagen am Broadway mit Konfetti und meilenlangen Telegraphenpapierſtreifen bombardierten.

Daß Republikaner aber auch ungemein zartfühlend ſein können, geht aus verſchiedenen Thatſachen hervor. Die Zeitungen drückten ihre Freude aus, daß der ehemalige Tammanyhäuptling Croker während des Prinzenbeſuchs nicht in Amerika weilte, und Präſident Rooſevelt zog die Einladung des Senators Tillmann, der ſich mit ſeinem Kollegen Mc Laurin im Senate geprügelt hatte, einfach zurück, um dem Prinzen die Unannehmlichkeit zu erſparen, im Weißen Hauſe in Geſellſchaft eines Rowdy zu ſpeiſen.

Der überwältigende Eindruck, den Prinz Heinrich gleich bei ſeiner Ankunft machte, ließ eine Steigerung kaum noch zu. Es ging ſofort ein Beifallsmurmeln durch die wie Mauern ſtehenden Volksmaſſen: „Der gefällt uns!“ Damit war der Erfolg des Beſuchs geſichert. Stundenlang ſtanden bei verſchiedenen Gelegenheiten Menſchenmaſſen in ſtrömendem Regen auf der Straße, um den Gaſt der Nation zu ſehen. Im Stadtratsſaale ſprangen Leute auf Tiſche und Stühle, um einen Blick auf den Prinzen werfen zu können.

Zahlreiche intereſſante Begegnungen hatte Prinz Heinrich. Dazu zähle ich das Zuſammentreffen mit Karl Schurz, dem ehemaligen Revolutionär, der Gottfried Kinkel aus dem Spandauer Zuchthauſe befreite. Auch dem Kapitän Coghlan reichte der Prinz auf der Regierungswerft freundlich die Hand. Daß der Mann in der Weinlaune während der ſchlimmſten Deutſchenhetze ein geſchmackloſes Gedicht vorgetragen hatte, war offenbar vergeben und vergeſſen. Wenn ſich's um die Wohlfahrt zweier großen Völker handelt, darf man ſich nicht an Kleinigkeiten ſtoßen. Darin liegt ja gerade der phänomenale Erfolg der Prinzenreiſe, daß ſogar die enragiertеſten Gegner Deutſchlands plötzlich in glühende Verehrer alles Deutſchen umgewandelt worden ſind. Blätter, die früher von antideutſchen Bosheiten ſtrotzten, veröffentlichten beim Eintreffen des Prinzen Extraausgaben mit 24 Spalten Leſeſtoff, ausſchließlich den Prinzenbeſuch betreffend. Aehnlich ging es tagtäglich während des Verweilens des Gaſtes in Amerika. Alles wurde zu Tage gefördert, was

Prinz Heinrich und Unterſtaatsſekretär Hill im Wagen.

Zeugnis ablegen konnte für die deutſch-amerikaniſche Freundſchaft, welche beſteht, ſeit Friedrich der Große als erſter europäiſcher Souverän die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannte. So wies eine Zuſchrift an die „Sun“ darauf hin, daß in der Staatsbibliothek in Albany der Degen aufbewahrt wird, den Friedrich der Große George Waſhington verehrte. Der Degen trägt die Inſchrift: „Der älteſte Soldat dem größten Soldaten“.

Wenn der „Herald“ ſchrieb, Prinz Heinrich ſcheine bei einem Irländer engliſchen Unterricht gehabt zu haben, oder wenn das „Journal“ ſich darüber aufhielt, daß die kaiſerliche Dankdepeſche an die Erbauer der Jacht „Meteor“ geographiſch unrichtig nach „Shooters Island Hoboken“ beſtimmt war, ſo ſind das harmloſe Scherze. Gegenwärtig iſt es der heißeſte Wunſch der Amerikaner, daß die intime Freundſchaft mit Deutſchland fortdauern möge bis in alle Ewigkeit. Hämiſche Bemerkungen franzöſiſcher und engliſcher Blätter bleiben wirkungslos. Die „N.Y. Evenny Poſt“ ſprach dem amerikaniſchen Volke aus der Seele, als ſie bemerkte: „Irgend eine Feindſeligkeit zwiſchen den Vereinigten Staaten und Deutſchland wäre ein Verbrechen gegen die Zivilisation.“ Für Freunde des Weltfriedens, den Deutſchland und Amerika, wenn ſie einig bleiben, jedem Störenfriede gegenüber erwinken können, kann ſich's nur darum handeln, die innige Freundſchaft der beiden verwandten Völker ſo zu hegen und zu pflegen, daß die Fortdauer geſichert bleibt.

Litteratur.

In ſeiner Schrift „Die Venus von Milo und die mitgefundenen Hermen“ (Leipzig, K. W. Hierſemann) entwickelt Geſkel Saloman eine neue, beiläufig ſeine dritte Anſchauung von der Reſtaurierung der berühmten Aphroditeſtatue von Melos. Sie unterſcheidet ſich allerdings nur wenig von der in den beiden früheren Abhandlungen kundgegebenen Anſicht, doch glaubt der nordiſche Kunſtgelehrte das, was er in dieſen dargelegt, einigermaßen nach den inzwiſchen von Ravaiſſon veröffentlichten Zeichnungen Boutiers und dem wiedergefundenen Sockel zur Bacchosherme modifizieren zu müſſen. Er bleibt dabei, daß der nicht mehr vorhandene linke Unterarm der Statue vom Ellbogen an gehoben geweſen ſei und die Hand die in ihr enthaltene Apfelfrucht (Tomate, Quitte?) als Attribut ihrer göttlichen Eigenart gleichſam zur Schau gewieſen habe. Das Stück der wiedergefundenen Plinthe mit der Inſchrift, die als Verfertiger einen Alexandros oder Agesandros, des Menides Sohn aus Antiochia am Mäander, namhaft macht, will er derart der etwas niedrigeren Plinthe der Statue ſelbſt angefügt wiſſen, daß es die Lücke an Stelle des abgeſchlagenen linken Fußes der Statue in natürlicher Weiſe zum Abſchluß bringt. Die viereckige Oeffnung in der etwas erhöhten Inſchriftplinthe würde dann die ſich von ſelbſt ergebende Einlaßſtelle für die mit ihrem unteren Ende genau in ſie paſſende Herme mit dem Hermeskopfe bilden. In den Köpfen der beiden weiter aufgefundenen Hermen will Saloman den Typus eines jugendlichen Herakles und den eines bärtigen Bakchos in archaiſtiſcher Auffaſſung erblicken. Tiefe ſämtlichen Gottheiten hätten, ſo meint er, in einem gewiſſen Bezuge zu

Digitized by Google

Tod und Unterwelt gestanden. Die wichtigste unter ihnen sei Hermes als Psychopompos gewesen, daher er denn auch in unmittelbarer Nähe der Statue der Göttin gestanden, deren rechte Hand auf ihn hingedeutet habe, während die Herakles- und Bakchosthermen sich auf eignen Basen zur Rechten und zur Linken der Gruppe erhoben hatten. Tod alles stimme zu dem einfigen Standorte der berühmten Venusstatue in einem nischenartigen Kapellenbau, einer Exedra, auf oder vor einem Gräberfelde: Venus selbst sei hier als Todesgöttin dargestellt, als Aphrodite Epitymbia oder Venus-Proserpina. Es läßt sich nicht leugnen, daß der nordische Gelehrte in seinem Studium über das schöne Gottweib Melos einen tüchtigen Fleiß und ein geradezu erstaunliches Kombinationsvermögen bethätigt hat, allein trotz alles von ihm entwickelten Scharfsinnes und aller von ihm aufgebotenen Gelehrsamkeit vermögen wir uns mit seinen Schlußfolgerungen nur schwer zu befreunden. Sollte das Götterbild, in dem uns mit geradezu bestrickendem Reize das Ideal der zur Lebensfrende stimmenden, vollentwickelten, reifen Frauenschönheit entgegentritt, bestimmt gewesen sein, uns eine Gebieterin der Unterwelt zu verkünschen? Wir unserseits vermögen uns zu dieser Anschauung nicht zu bekennen, so gern wir sie zugeben wollen, daß die antike Kunst vieles dazu beigetragen habe, ein verföhnendes Element in den Gedanken an den Abschied vom Leben und von der Lebensfreude zu legen. Noch weniger will uns einleuchten, daß die hellenische Kunst sich im ersten oder in dem Anfang des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, d. h. zu einer Zeit, auf welche die charakteristischen Eigenschaften der aufgefundenen Hermen hinweisen, zu einem Gruppenaufbau verstanden habe, wie er uns in den Rekonstruktionen Salomans (Tafel II, III und IV der Abhandlung) entgegentritt. Uns will diese Darstellung fast wie eine protzige Erscheinung eines Kulmenstiles erster Epoche anmuten, in der sich die Gestalt der Leben und Liebe spendenden Göttin etwas gar verwunderlich ausnimmt. Der nordische Gelehrte hat übrigens seinem „letzten Worte“ noch ein „allerletztes“ hinzugefügt in einem soeben erschienenen „Anhang“ zu der in Vorlesehefte besprochenen Abhandlung. In diesem kleinen Schriftchen möchte er auf die Charakterisierung der Göttin als einer Aphrodite Epitymbia verzichten und zu der alten Anschauung zurückkehren, daß wir es in ihr mit einer Aphrodite Pelophoros, einer Venus Victrix, zu thun haben. Ihm selbst sind Bedenken gegen die Unterstellung aufgestanden, daß die Statue mit dem rechten Unterarm nach der Hermesherme gewandt gewesen sei und mit dem ausgestreckten Zeigefinger der rechten Hand auf diese Herme gedeutet habe. An der linken Seite der Gewandung, so meint er, gehe vom Wulste aus eine etwas roh behandelte Fläche senkrecht ab- abwärts. Diese unvollendete Fläche müsse von etwas bedeckt gewesen sein, was aber nicht der auf die Lende gekeilte Schild und auch nicht eine Nebenfigur gewesen sein könne. Nach Analogien, die bei Grinjan gefundene und jetzt im Britischen Museum befindliche Bruchstücke einer Venusstatue aus Bronze darbieten, müsse angenommen werden, daß die rechte Hand etwas gehalten habe, was herabgehangen habe, eine Draperie oder eine Binde, von der anzunehmen sei, daß sie aus Bronze gebildet war. Da nun aber auf der korinthischen Münze, auf welcher eine in ihrem Typus mit der Venus von Melos übereinstimmende Aphrodite den Schild als Siegesgeichen halte, diese Venus Victrix genannt werde und das Gleiche der Fall sei, wo sie in ähnlicher Auffassung mit Mars gruppiert sei, werde man annehmen können, daß die Binde, welche die Venus von Melos gehalten habe, eine Siegesbinde gewesen sei. So der nordische Forscher. Was aber die sieghafte Liebesgöttin, deren Typus wir, ohne uns auf die Erörterung der Bindefrage einzulassen, gern in „unser lieben Frau von Melos“ anerkennen, auf einem Gräber- oder Totenfelde zu thun gehabt habe, darüber schweigt der Gelehrte sich aus. Wir sehen also auch bei ihm ein fortwährendes Wanken und Schwanken der Anschauung. Das Bestimmende wird zu Nebensächlichem, und Nebensächliches wird an Stelle des Bestimmenden gerückt. Wie die verschiedenen Funde von Melos zusammenzustellen und in welchen Bezug sie zu der Venusstatue zu bringen sind, darüber geben auch die Arbeiten Salomans keinen endgültigen Aufschluß, und wir werden wohl, wenn uns nicht ein glücklicher Zufall zu Hilfe kommt, für immer auf einen derartigen Aufschluß verzichten müssen. Salomans letztes Wort läßt übrigens bis zu einem gewissen Grade eine Annäherung wieder aufleben, die längst als beseitigt galt, die, daß wir es in der Venus von Milo mit einer Tea Victrix und speziell mit dem Typus einer Nike Apteros ſtlügellosen Siegesgöttin) zu thun haben.

b.

— Die Académie Française hat in der jüngsten Zeit zwei Werke durch Preise auszeichnet, die sich mit deutschen Geistesgrößen befassen, Lichtenbergers Wagnerbuch und neuerdings A. Ehrhards umfassende Grillparzerstudie. Nachdem uns das Lichtenbergerische Werk schon seit einigen Jahren in einer recht guten Uebersetzung (von A. Oppeln-Bronikowski) vorliegt, ist nunmehr auch unter dem Titel „Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke“ von August Ehrhard (München, C. H. Beckiche Verlagsbuchhandlung) eine von Moriz Necker besorgte deutsche Uebertragung oder richtiger wohl Bearbeitung des Ehrhardschen Werkes erschienen. Der französische Autor meint selbst, weder er noch sein deutscher Mitarbeiter würden im stande sein, zu bestimmen, was in der vorliegenden erweiterten Fassung des Buches ein einzelnen dem einen oder dem andern angehöre, nur weiß er ausdrücklich die Erweiterung des Schlußwortes Necker zu, während er das neue Kapitel über „Sparkatus“ und „Hannibal“ für sich in Anspruch nimmt. Die Arbeit, die wir auf diese Weise nunmehr als eine gemeinschaftliche der französischen und den deutschen Gelehrten betrachten können, berücksichtigt nicht nur den Lebens- und den geistigen Entwicklungsgang Grillparzers, sondern befaßt sich auch eingehend mit seinen einzelnen dichterischen Schöpfungen, dabei allerdings fast nur den Dramatiker ins Auge fassend und kaum oder gar nicht den Erzähler, den politischen Lyriker und den Epigrammatiker berührend, so entschieden hinter der vollständlichen Grillparzer-Biographie von E. Lange und der von R. Sauer herrührenden, freilich etwas kurz gefaßten Einleitung zu der Cottaschen Ausgabe zurückbleibend. Sehr dankenswert sind bei Ehrhard-Necker die beiden Kapitel über des Dichters litterarische Ansichten und über seine Stellung zur Musik, in denen das für ihn so charakteristische Schwanken zwischen Klassizismus und Romantik erklärt und der Einfluß nachgewiesen wird, den von Jugend an auf ihn der musikalische Charakter Wiens ausgeübt hat. Wenn, so etwa wird das Vorgelegte im Schlußworte zusammengefaßt, Grillparzer sich durch seinen österreichischen Partikularismus als eines der glänzendsten Beispiele der ausgeblieben so vielerörterten „Heimatkunst“, sowie durch Entschlagen romantischer Bahnen den Klassikern entfernte und auch mit seinem historischen Realismus und seiner Stimmungspoesie neue Wege betrat, so hat er doch andererseits in seinen Werken die große Weimarer Tradition hochgehalten und weitergeführt. Dabei war er ein Pessimiſt wie Byron, und es hat noch kein Dichter so tief wie er den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit empfunden. Seine Grundstimmung ist dieselbe wie bei Schopenhauer: leben und leiden, wie es denn Medeas tragische Sühne ist, am Leben zu bleiben, um zu leiden. Wenn man aber trotzdem Grillparzer keinen Weltschmerzdichter nennen kann, liegt das daran, daß die lyrisch-subjektiven Gedichte nicht wie bei Byron, Heine, Leopardi den Hauptteil seiner Schöpfung bilden, sondern vor seinen dramatischen Dichtungen verschwinden, diese aber nicht eine Grundstimmung zu einer Weltanschauung sublimieren oder intellektuisch begründen, sondern in ihnen mit aller Macht der die Handlung tragenden Charaktere verfenken. Wie die Poesie hat Grillparzer die Musik auf das Höchste geschätzt als eine Kunst, die gleich jener fähig sei, uns den konventionellen Formen der vergänglichen Welt zu entziehen, um uns vom Trug der Erscheinungen zu befreien und uns in der inneren Welt der Seele das wahre Wesen der Dinge erkennen zu lassen. Nur irrte er, wenn er, durch die von Jugend an in sich aufgenommenen Traditionen veranlaßt, glaubte, daß die Musik wie die Poesie eine Sprache sei, deren Formen an einen bestimmten Punkte der Entwicklung stehen bleiben müßten. Die äußerst anregende Arbeit Ehrhards hat jedenfalls durch die deutsche Fassung, die ihr Necker verliehen, an Wert gewonnen und in einer Reihe von Porträts und Faksimiles auch äußerlich eine willkommene Beigabe erhalten. Wir wünschen ihr dazu allem, was an ihr ausgezeichnet werden kann, solange das Saursche Monumentalwerk noch ausſteht, unkraglich den gehaltvollsten Beitrag erbliden, der bisher zur Grillparzer-Litteratur zu teil geworden ist.

b.

— Hermann Allmers' klassisches „Marschenbuch“, das Land und Leute in den Marschgegenden der Weser- und Elbe mit unvergleichlicher Kraft und Anschaulichkeit schildert, ist kürzlich in vierter Auflage erschienen (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung). Die deutsche Litteratur hat auf dem Gebiete engerer Heimatschilderung sein Erzeugnis aufzuweisen, das dem Allmersschen Werke ebenbürtig wäre. Denn „Der Alte hinterm Teiche“, wie der am 9. März in seinem einundachtzigsten Lebensjahre verstorbene Dichter von seinen zahlreichen Verehrern nach seinem Wohnsitze in Rechtenfleth treffend genannt wurde, hat uns da in einer in jeder Beziehung meisterhafte Schilderung seiner lieben gottgesegneten Heimat gegeben und uns mit Stammesart, Sitten und Gebräuchen der Bewohner vertraut gemacht. (S. auch S. 417.)

— Jeder, der sich bisher zu einer der mehr und mehr in Aufnahme kommenden Seefahrten durch das Mittelmeer rüstete, hat es mit Bedauern empfunden, daß es kein für diesen Zweck geeignetes Reisebuch gab. Es muß deshalb als ein besonderes Verdienst betrachtet werden, daß das Bibliographische Institut in Leipzig, das vorhandene Bedürfnis erkennend, einen derartigen Führer ins Leben rief und dadurch nicht nur seine Sammlung „Meyers Reisebücher“, sondern die Reisebücherlitteratur überhaupt in wertvoller Weise

Digitized by Google

bereicherte. Das Buch, das den Titel „Das Mittelmeer und seine Küstenstädte“ trägt, ist seinem Zweck als Führer auf einer Rundfahrt sorgfältig angepaßt. Es giebt nur das, was der Reisende bei den kurzen Aufenthalten auf den einzelnen Stationen von 1—2 Tagen sehen kann und was er hierfür wissen muß. Nach einer knapp gehaltenen Einleitung mit beachtenswerten Winken für die Reise erfolgt eine Charakteristik des Mittelmeeres, und sodann beginnt die Beschreibung der Fahrt von Hamburg, bezw. Bremen über Rotterdam, Antwerpen, Lissabon und Gibraltar ins Mittelmeer. Es folgen Algier, Tunis, Marseille, Nizza und Monte Carlo, Genua, Livorno, Neapel, Palermo, Messina, Catania und Taormina, Syrakus, die Insel Malta, La Valetta, Triest, Fiume, Venedig, Brindisi, Korfu, Piräus, Athen, Alexandrien, Port Said und der Suezkanal, Beirut, Smyrna, Salonik, Mudania-Brussa, Olymp, Konstantinopel und von hier aus die Rückreise auf dem Donauweg bis Budapest. Ein besonderer Abschnitt ist den Fahrten im Schwarzen Meer gewidmet. Ein reicher Apparat von 13 sehr übersichtlichen Karten und 39 Plänen und Grundrissen erhöht die Brauchbarkeit des empfehlenswerten Buches. Zu gleicher Zeit ist die fünfte Auflage des nach von Dr. Th. Gsell-Fels verfaßten Reisebuches: „Riviera, Südfrankreich, Korfika, Algerien und Tunis (mit 24 Karten und 30 Plänen) in einer gründlichen Neubearbeitung erschienen. Nicht nur die Wintergäste und Touristen, sondern auch die Aerzte, denen sich hier vielerlei klimatologische und hygienische Winke darbieten, müssen dieses Werk besitzen, wenn sie mit Genuß, Heil- und Geldersparnis reisen wollen, oder wenn sie für ihre Genesungsbedürftigen die geeigneten Stationen auszuwählen haben. Aber auch dem Touristen, der das herrliche mittägliche Frankreich oder die wunderbar gestaltete Insel Korsika bereist, wird das Buch gerecht. Wer sich nach Afrika, nach Algerien und Tunis wendet, deren Besuch jetzt durch die bis zur Oase Biskra in der Wüste Sahara führenden Eisenbahnen so sehr erleichtert ist, dem wird das Buch schon aus dem Grunde unentbehrlich sein, weil es das einzige in deutscher Sprache ist, das diese Gebiete behandelt.

„Einteilung und Standorte des deutschen Heeres mit namentlicher Angabe der Corps-, Divisions-, Brigade-, Regiments- u. s. w. Kommandeure.“ Uebersicht der Kaiserlichen Marine sowie der Kaiserlichen Schutztruppen und der Thostatischen Besatzungsbrigade. 104. Auflage. Nach dem Stande vom 27. Januar 1902 (Berlin, Liebelsche Buchhandlung). Diese Armee-Einteilung, seit langen Jahren als zuverlässig anerkannt, bringt wohl als erste die am 27. Januar dieses Jahres veröffentlichten Neubenennungen von 110 Regimentern aller Waffengattungen des preußischen Heeres und ist deshalb von ganz besonderem Interesse.

Der Eigenart fremden Volkstums nachzuspüren, erfordert stets eine Befähigung, die der dichterischen verwandt ist, man braucht nur an Herder zu erinnern. Der junge Wiener Schriftsteller Otto Hauser liefert in seinen „Ethnographischen Novellen“ (Stuttgart, A. Bonz & Co.) den Beweis feinsinniger Anpassungsfähigkeit auf diesem Gebiet: seine Stoffe sind frei erfunden, aber ihre Darstellung bewegt sich auf dem Boden des grönländischen, des norwegisch-finnischen, des kroatischen und des chinesischen Volkslebens mit gleicher Sicherheit. Es sind litterarische Kunststücke, die jedoch von den Mühen des Studiums keine Spur mehr an sich tragen.

Aus reicher Erfahrung und Beobachtung schöpft Dr. Karl Vormeng in den Berliner Stürmen, die er unter dem Titel „Aus der Mappe eines alten Arztes“ vereinigt hat (Berlin, Borstell & Reimarus). Wohl niemand lernt so tief in die Seele der Menschen zu blicken als der Arzt, der zugleich der Freund des Hauses ist. Er ist Berater, Warner, Helfer und Tröster, und seinem Auge entgeht sich vieles, das andern verborgen bleibt. Von diesem Gesichtspunkte aus hat der Autor seine Erinnerungen niedergeschrieben, die sowohl Heiteres wie Ernstes bringen und in ihrem ganzen Inhalt von warmer Menschenliebe zeugen.

Kunst.

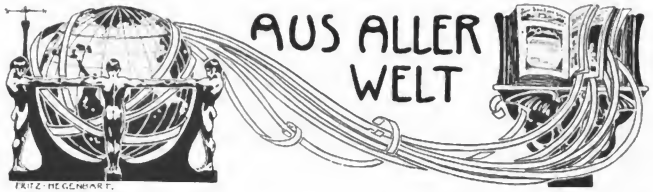
Von der großen amtlichen Veröffentlichung der Schätze der Gemäldegalerie der Königlichen Museen zu Berlin ist vor kurzem die 16. Lieferung erschienen, die sich in ihrem reich illustrierten, von Georg Gronau verfaßten Text mit der venezianischen Malerei des 16. bis 18. Jahrhunderts beschäftigt (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung). Nachdem in der 15. Lieferung Giorgione, Tizian und Sebastiano del Piombo nach ihren im Besitz der Berliner Galerie befindlichen Werken charakterisiert worden sind, wendet sich die Schilderung in der 16. Lieferung Lorenzo Lotto, Palma dem Aelteren, Paris Bordone, Tintoretto und Paul Veronese zu. Taran schließt sich ein Blick auf die venezianische Malerei des 18. Jahrhunderts, aus der besonders Tiepolo, Guardi und die beiden Canaletto hervortreten. Im letzten Abschnitt des Textes werden die Bilder der Schulen von Vicenza, Verona, Brescia und Bergamo behandelt. In seiner feinsinnigen Charakteristik der einzelnen Meister und ihrer Bilder erweist sich der Verfasser als gründlichen Kenner der oberitalienischen Schulen, insbesondere der venezianischen. An Einzelblättern sind der Lieferung die Nachbildungen von sechs hervorragenden Werken verschiedener Schulen beigegeben: das Bildnis eines burgundischen Kammerherrn von Jan van Eyck in einer meisterlichen Radierung von Peter Halm, die allegorische Darstellung der Dialektik von Melozzo da Forli in einem Stich von Otto Reim, eine ländliche Landschaft von Jakob van Ruysdael, radiert von W. Kohnert, eine Flachlandschaft von Philips Koninck, radiert von F. Krostewitz, das berühmte Jugendbildnis Friedrichs des Großen von A. Pesne und ein erst kürzlich für die Berliner Galerie erworbenes Bild des Großmeisters niederländischer Genremalerei, des Jan van der Meer von Delft, eine Meisterarbeit darstellend. Letztere bieten Bilder sind in vorzüglicher, von der Reichsdruckerei ausgeführter Heliographie wiedergegeben. Das Berliner Galeriewerk, das in der modernen Kunstlitteratur wegen der Reichhaltigkeit seiner Kunstblätter und seines textlichen Inhalts einzig dasteht, stellt sich auch äußerlich in seiner typographischen und sonstigen Ausstattung als eine künstlerische Schöpfung ersten Ranges dar.

— Die Herrlichkeiten der Riviera rückt anschaulich ein von Jules Laurencie herausgegebenes Album vor Augen (Dresden und Leipzig, Alexander Köhler). Es wird allerdings nicht der gesamte gesegnete Küstenstrich vorgeführt, sondern nur der französische Teil einschließlich Monacos, aber auch in dieser Beschränkung gewährt die Betrachtung der Blätter, die nach photographischen Aufnahmen vorzüglich ausgeführt sind, einen hohen Reiz. In buntem Wechsel reihen sich Landschaften, Städtebilder, Sehenswürdigkeiten und Volkstypen aneinander. Ein knapp gefaßter Text giebt die Erläuterung.

— Von dem „Hausschatz älterer Kunst“, dieser im Verlage der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst zu Wien erscheinenden Publikation hervorragender Kunstblätter nach Gemälden alter Meister, sind die Hefte II und III erschienen. Sie stehen dem seinerzeit von uns besprochenen ersten Hefte an Inhalt und Qualität nicht nach und setzen das Unternehmen in glücklichster Weise fort. Wir erhalten vortügliche Reproduktionen nach Gemälden von Jan Both, Carel Fabritius, M. Hondekoeter, Frans van Mieris, Adriaen van Ostade, P. Potter, Rembrandt, Rubens, Jakob und Salomon van Ruysdael. Für die Güte der Wiedergabe bürgen die Namen der Kupferstecher und Radierer, die diese Werke reproduziert haben: Künstler wie W. Unger, P. Halm, W. Hecht, L. Kühn, W. Krausskopf u. a. sind die Mitarbeiter der vorzüglichen Publikation. Die Blätter sind wahre Meisterwerke reproduzierender Künste; wir heben namentlich die ausgezeichneten Radierungen von W. Unger nach einer „Jahrmarktsscene“ von Salomon van Ruysdael und P. Halm nach Carel Fabritius' „Stelldichein beim Landschenkt“ hervor. Das Unternehmen trägt seinen Namen mit Recht: es birgt in der That einen künstlerischen Hausschatz.

— Auf Anregung der Presse fanden in diesem Winter in Wien Wanderungen von Kunstfreunden durch die Paläste der alten österreichischen Aristokratie statt, auf denen die Teilnehmer manche halbvergessene Schopfung alter Meister, auch Gegenstände der alten Wiener Kunstindustrie kennen lernten. Im Frühjahr und Sommer sollen diese modernen „Forschungsreisen“ ihre Fortsetzung in den berühmten Abteien und Stiften, in Melk, Klosterneuburg, Kremsmünster, Heiligenkreuz u. s. w., finden. Von dem Reichtum an alten Kunstschätzen in diesen Abteien giebt ein Werk Kunde, welches kürzlich im Verlag von Ferdinand Schenk in Wien erschienen ist: „Tafelbilder aus dem Stifte Klosterneuburg“, herausgegeben von Professor Carl Tretler; mit Begleittext von Rudolf Camillo Lift. Das Werk enthält 33 vortrefflich in Lichtdruck ausgeführte Tafeln, von welchen einige Gemälde zeigen, die der ältesten Zeit der Wiener Malerei angehören und ein neues Licht auf diese noch wenig durchforschte Kunstgemeinde werfen. Andre Bilder, die aus der letzten Zeit der deutschen Renaissance stammen, zeichnen sich durch die reichen Tetails aus. Das Verdienst, diese Schätze der Oeffentlichkeit übergeben und damit der Kunstforschung und dem Kunstgenuß ein neues Feld eröffnet zu haben, gebührt dem Prälaten Professor Treiler und dem Verleger Ferdinand Schenk. v.

Digitized by Google



Bildende Kunst.

Ueber der Gruft in der Friedenskirche zu Potsdam, wo die Kaiserin Friedrich ruht, wird ihr Sarkophag seinen Platz erhalten, neben dem ihres im Tode ihr vorangegangenen Gemahls. Reinhold Begas, der vom Kaiser Wilhelm dazu ausersehen war, das pietätvolle Werk zu schaffen, hat jetzt das lebensgroße Thonmodell fertiggestellt. Die verblichene Fürstin ruht hier gleichsam schlummernd auf zwei Kissen; ihre Formen umhüllt das leichte griechische Gewand. Ein Tiadem schmückt das Haupt, von dem ein Schleier herniedergeht. Eine weihevolle Stimmung ist über die ruhende Gestalt gebreitet. Der seidene Stoff, der den unteren Teil des Körpers bedeckt, ist von Kronen und Passionsblumen umsäumt. An der linken Seite schlingen sich Palmen hinauf, während an den Ecken des Sarkophags zu Häupten der Kaiserin Wappenschilde stehen, umrankt von Zweigen und geschmückt mit der deutschen und englischen Krone. Die Langseiten enthalten ein mittleres Medaillon mit je zwei Reliefs. Links ist das Erdendasein der edlen Fürstin veranschaulicht, ihr gemeinnütziges Wirken, ihre Kunstpflege und Liebe zur Wissenschaft. Die andre Seite eröffnet einen idealen Blick in das Jenseits, in dem die Kaiserin ihren unvergeßlichen Gemahl wiederfindet. r.

— Mit der Umwandlung des Bayrischen Hofes in Nürnberg in ein Justizgebäude wird einer der historisch berühmten Alt-Nürnberger Gasthöfe seiner ursprünglichen Bestimmung entzogen. „Zum Bitterholz“ hieß das Haus einst nach seinem Besitzer, vorher nach dem früheren Eigentümer „Zum Terrer“. Einst gehörte der auf unserm Bilde sichtbare schönste Teil des Hauses nebst seinem charakteristisch vornehmen Hofe dem bekannten Patriziergeschlechte der Grundherr, bis 1818 das Haus mit dem nebenan befindlichen, bereits bestehenden Gasthofe vereinigt wurde. Schon seit dem 15. Jahrhundert kehrten dort illustre Gäste ein, weshalb man das Haus auch „Fürstenherberge“ nannte. Erst von 1829 an datiert die Bezeichnung „Bayrischer Hof“, und zu den Gästen gehörten nach wie vor Fürsten und sonstige hohe Persönlichkeiten. Kaiser Friedrich zieg als Kronprinz des öfteren daselbst ab. Die wundervolle Lage des Hotels zählt zu den malerisch schönsten des alten Nürnberg. Der massige Turm, noch ein Ueberbleibsel älterer Stadtbefestigung, eigentlich Wasserturm, im Volksmunde „Henkersturm“ geheißen, diente dem Henker der Reichsstadt als Wohnung. Einen geradezu entzückenden Anblick gewährt es, wenn man von der den Bayrischen Hof direkt begrenzenden uralten Terrersbrücke aus hinüber nach jenen denkwürdigen Bauwerken sieht, die teils in Bogen sich über die Pegnitz spannen, teils diese von beiden Seiten umrahmen. Feenhaft aber wird dies Bild, wenn das Mondlicht sich in den Fluten spiegelt und magisch die an längstvergangene Zeiten gemahnenden Bauten sich davon abheben. s. f.

Heer und Flotte.

Der unter dem Kommando des Kapitäns zur See Wentzel in Dienst gestellte Panzerkreuzer „Prinz Heinrich“ ist das zweite Schiff seiner Klasse, welches die deutsche Marine besitzt. „Fürst Bismarck“, das Flaggschiff des ostasiatischen Kreuzergeschwaders, war der erste, nicht nur mit Panzerdeck, sondern auch mit Seitenpanzern versehene große Kreuzer seines Typs, und als dritter wird voraussichtlich im nächsten Frühjahr „Prinz Adalbert“ in Dienst gestellt. Alle drei Panzer-

Der Sarkophag der Kaiserin Friedrich für die Friedenskirche in Potsdam. Von Reinhold Begas.

Digitized by Google

kreuzer wurden auf der Kaiserlichen Werft in Kiel gebaut. „Prinz Heinrich" lief am 22. März 1901 vom Stapel, zu einer Zeit, als der Prinz sich in Ostasien befand. Das stattliche Schiff, das nun zu seinen Probefahrten bereit liegt, gleicht in seinen Dimensionen dem „Fürst Bismarck", ist aber in seiner äußeren Form schlanker. Der Panzerkreuzer hat ein Deplacement von 9800 Tonnen, seine drei Maschinen indizieren 15000 Pferdekräfte und verleihen ihm eine Geschwindigkeit von 20,5 Seemeilen. Die Artillerie des „Prinz Heinrich" ist im Verhältnis zu seinem Vorgänger „Fürst Bismarck" verstärkt, ganz besonders die mittlere Artillerie. In den Panzertürmen vorn und achtern befindet sich je eine 24 Centimeter-Schnellladekanone. Nach den neuesten Bestimmungen des Reichsmarineamts wird „Prinz Heinrich" nicht ins Ausland gehen, sondern dem heimischen Geschwader, das in diesem Jahre aus neun vollwertigen Linienschiffen, darunter die fünf der Kaiserklasse, bestehen wird, als Aufklärungskreuzer beigegeben. Das Schiff erhält eine Besatzung von ca. 700 Mann.

Zeitgeschichte.

Am 4. April feiert in Leipzig Fedor Flinzer, der liebenswürdige Künstlerhumorist und Kunstschriftsteller, seinen siebzigsten Geburtstag. Als Sohn eines Kaufmanns zu Reichenbach im Vogtland geboren, siedelte er 1840 mit den Eltern nach Dresden über und erhielt dort seine künstlerische Ausbildung. Es war in jener bedeutsamen Epoche der Dresdener Kunst, die durch die Namen Richter, Rietschel, Hähnel, Bendemann, Schnorr von Carolsfeld u. a. bezeichnet ist. Der weitaus mehr zeichnerische als malerische Charakter dieser Epoche auf der einen, die Unzulänglichkeit der Unterrichtsmethode auf der andern Seite sind von entscheidenden Folgen für die künstlerische Laufbahn Flinzers geworden; er ist Zeichner geblieben, die Malerei seine unglückliche Liebe; und als er aus Gründen des Erwerbs 1859 eine Zeichenlehrerstelle in Chemnitz annahm, sah er sich, ein denkender Kopf, wie er war, darauf angewiesen, sich eine zielbewußte Unterrichtsmethode selber auszutüfteln. Die ersten Andeutungen, die er davon der Öffentlichkeit übergab, machten solches Aufsehen, daß ihn der Magistrat zu Leipzig 1873 als städtischen Zeicheninspektor anstellte, mit der Aufgabe, den gesamten Zeichenunterricht dort zu reformieren und zu überwachen; eine Stellung, die er, mit dem Professortitel bedacht, noch heute einnimmt. Erhatte sich in Chemnitz inzwischen mit der Tochter von Richard Wagners Lieblingsschwester verheiratet; diese

Der neue Panzerkreuzer „Prinz Heinrich" auf der Kieler Werft.

Phot. A. Renard, Kiel.

Digitized by Google

feine treue, feinſinnige Lebensgefährtin hat ihm vor kurzem der Tod geraubt. Flinzers Methode iſt in ſeinem ſchon in ſechſter Auflage erſchienenen „Lehrbuch des Zeichenunterrichts an deutſchen Schulen“ ausführlich dargelegt und begründet. Sie räumt in erſter Linie gründlich auf mit dem Kopieren von Vorlagen, deſſen letzter Zweck darin beſtand, die Geburtstags- und Weihnachtsteller der Eltern mit fragwürdigen Bildchen zu verunzieren. „Ausbildung des Auges zu bewußtem, richtigem Sehen, im Anſchluß an die allgemeine geiſtige Ausbildung des Schülers auf eine für den Maſſenunterricht brauchbare Art“ — das bedeutet der Zeichenunterricht für Flinzer. Keine Künſtler ſoll er bilden helfen, ſondern denkende Köpfe und entwickelte Sinne. Keine Aufgaben ſtellen, wozu beſondere Begabung nötig iſt, ſondern die zu löſen jedes Kind befähigt iſt. Den Kern des Unterrichts bilden daher die elementaren mathematiſchen Grundformen, die Lehre von der Perſpektive und Beleuchtung und von der Farbe. Die Reſultate, wie ſie in Leipzig auf alljährlichen Ausſtellungen vorgeführt werden, grenzen an das Unmögliche. Als ſchaffender Künſtler hat er ſich faſt ausſchließlich der Kinderwelt zugewandt, und es war beſonders Julius Lohmeyer, der ihm für ſeine „Deutſche Jugend“ und zahlreiche Kinderbücher immer neue Gaben entlockte, die vor allem Flinzers außerordentliche Beherrſchung der Tierformen und ſeinen köſtlichen Humor in einer Vermenſchlichung der Tiere bezeugten, wie ſie Wilhelm von Kaulbach in Deutſchland zuerſt mit Erfolg verſucht hat. Hier liegt Flinzers Genialität klar zu Tage. Man müßte ein halbes Schock Titel nennen, um die Reihe der von ihm geſchaffenen Kinderbücher mit Texten von Lohmeyer, Blüthgen, Bormann, Hen. Sturm u. a. — zu erſchöpfen: das glänzendſte iſt wohl der „König Nobel“. Die einfache, treffſichere Technik, mit der er hier arbeitet, hat er nur einmal in einem für Erwachſene beſtimmten Werk: „Der Tanz“ mit einer intim künſtleriſchen verlaſſen, und zwar mit dem glänzendſten Erfolge.

In dem Artikel über die Bagdad-Bahn ſiehe Heft 8) hat der Verfaſſer darauf hingewieſen, daß die projektierte Trace auch unweit der Ruinenſtätten von Ninive und Babylon, der berühmten Reſidenzſtädte der aſſyriſchen und babyloniſchen Könige, vorüberführen wird. Auf dieſe Stätten einer uralten, noch lange nicht nach ihrer Bedeutung gewürdigten Kultur iſt jetzt wiederum die Aufmerkſamkeit der gebildeten Welt gelenkt worden, die mit Spannung den Ausgrabungen folgt, die etwa ſeit anderthalb Jahren von einer deutſchen, durch die „Deutſche Orientgeſellſchaft“ in Berlin ausgerüſteten Expedition unter Leitung von Dr. Robert Koldewan unternommen werden. Ein glänzendes Ergebnis dieſer Ausgrabungen iſt der unlängſt im Palaſt des Königs Nebukadnezar ausgegrabene Löwe, ein aus farbig glaſierten Ziegeln muſaikartig zuſammengeſetztes Relief, das wir nach den Publikationen der „Deutſchen Orientgeſellſchaft“ zum erſtenmal einer größeren Oeffentlichkeit zugänglich machen. Solche Ziegelreliefs dienten zur Bekleidung der äußeren und inneren Palaſtwände, und insbeſondere wurde der Löwe gern an den Thoren und Eingängen der Paläſte als grimmiger Wächter angebracht. Bemerkenswert ſind die Wucht der monumentalen Auffaſſung und das eingehende Naturſtudium, das ſelbſt die ſtrenge Stiliſierung noch durchblicken läßt. Da die Regierungszeit Nebukadnezars in die erſte Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. fällt, iſt das Alter dieſes Reliefs, das in viele Stücke zerſchlagen aufgefunden und erſt nachträglich wieder zuſammengeſetzt wurde, auf etwa 2400 Jahre zu veranſchlagen.

Afrikaforſcher Dr. Emil Holub †.

Hofraum des Hauſes „Zum Hirtherholz“ in Nürnberg.

Naturkunde.

Eine ſeltſame Naturerſcheinung brachte der diesjährige Winter an der nordeutſchen Seeküſte. In verſchiedenen Hafenorten wurde beobachtet, wie die ſonſt ſo ſcheuen Lachmöwen, von Kälte und

Digitized by Google

Hunger bedrängt, sich zu Hunderten einstellten, um in der Nähe von Menschen Schutz und Nahrung zu suchen. Besonders zahlreich fanden, wie unser Bild zeigt, die Möwen sich im Kieler Hafen ein, und die Tierfreunde sammeln nicht, ihnen reichlich Brocken zuzuwerfen, welche die Möwen, falls jene hoch im Bogen geschleudert wurden, geschickt in der Luft auffingen.

Denkmäler.

Der Gipfelpunkt der prunkvollen Victor Hugo-Feier in Paris war die Enthüllung des Denkmals auf dem nach dem Dichter benannten Platze. Ein Werk des Bildhauers Louis Ernest Barrias, zeigt das Denkmal Victor Hugo in jüngeren Lebensjahren auf einem Felsen sitzend, während die Musen des Epos, der Ode, der Tragödie und der Satire ihm die Lorbeeren des Ruhmes darreichen. Vier Reliefbilder stellen den Gefeierten als Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtschreiber dar. Der Sockel trägt die Inschrift: „Victor Hugo 1802—1885".

Totenschau.

In seinem Heimatorte Rechtenfleth im Lande Osterstade verschied am 9. März der Dichter Hermann Allmers, nach seinem Hauptwerke der „Marschenndichter" genannt. Wir haben den kernigen und eigenartigen Poeten erst im vorigen Jahre, als er seinen achtzigsten Geburtstag feierte, nach Gebühr gewürdigt (Heft 8 des vor. Jahrgangs) und dürfen uns deshalb jetzt mit kurzen Angaben begnügen. Als Sprosse eines alten Bauerngeschlechtes am 11. Februar 1821 geboren, war er zuerst Landwirt und trieb dann in Berlin, München und Rom ästhetische, geognostische und kunstgeschichtliche Studien; auch machte er große Wanderungen, zog sich aber immer wieder in sein Heimatdorf zurück und blieb schließlich dauernd dort, wo er seinen Hof in einer Statie der Gastfreundschaft

Hermann Allmers †.

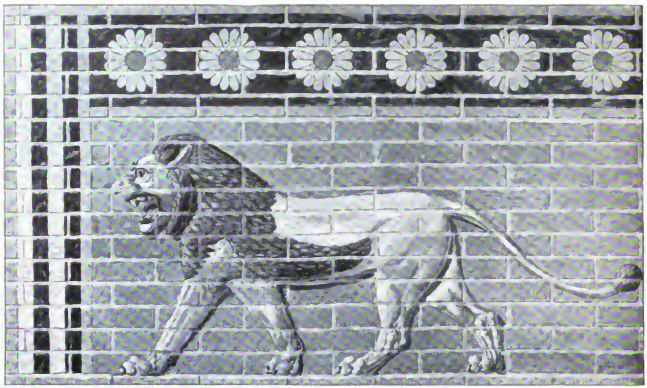
machte, zu der Künstler, Philosophen und Gelehrte von weither kamen, Prachtige Schilderungen seiner Heimat gab er in dem „Marschenbuch", das eben jetzt in vierter Auflage erschienen ist, und farbige Kultur- und Landschaftsbilder in den „Römischen Schlendertagen". Er veröffentlichte außerdem warmempfundene Gedichte und feinsinnige Novellen, und auch als Dramatiker hat er sich erfolgreich versucht.

— Der Afrikaforscher Dr. Emil Holub, der am 21. Februar in Wien dahinschied, war am 7. Oktober 1847 zu Holitz in Böhmen geboren. Nachdem er in Prag Medizin und Naturwissenschaft studiert, ließ er sich als Arzt auf den südafrikanischen Diamantenfeldern nieder und unternahm von dort aus seine Forschungsreisen. Im Jahre 1873 durchzog er das südliche Gebiet der Bantuvölker und das damals noch wenig erforschte Transvaal. Im März 1875 erreichte er die Victoriafälle des Sambesi. Das reiche Sammelergebnis dieser Reisen verteilte er an wissenschaftliche Institute. Nach seiner Verheiratung unternahm er 1883 in Begleitung seiner Frau neuerlich eine größere Reise. Von den Maschukulumbe an einem Nebenfluß des Sambesi vollständig ausgeplündert, vermochte das Ehepaar nur unter den größten Mühsalen im Februar 1887 Betschuanaland zu erreichen, von wo aus die Rückkehr in die Heimat erfolgte. Eine Reihe glücklicher Zufälle wollte es, daß die außerordentlich umfangreiche Sammlung dieser

Fedor Flinzer.

Frühere Fürstenherberge „Zum Bitterholz" in Nürnberg.

Digitized by Google



Der Löwe von Babylon.

Fremde Gäste auf dem „Kleinen Kiel“ in Kiel.

Digitized by Google

Reise größtenteils doch gerettet wurde. Ihre Ausstellung in den Jahren 1891 und 1892 erregte Aufsehen und erschloß in wissenschaftlicher Beziehung recht eigentlich die Länder an den Ufern des Sambesi. Auch diese Sammlungen stellte Dolub in uneigennütziger Weise der Wissenschaft zur Verfügung. In einer Reihe von Werken machte er die Ergebnisse seiner Forschungsreisen dem großeren Publikum zugänglich. Besonders sind zu nennen: „Sieben Jahre in Südafrika", „Kulturskizzen des Marutse-Mabunda-Reiches", „Die Kolonisation Südafrikas" und „Von Kapstadt ins Land der Maschukulumbe".

*

Kardinal Agostino Ciasca, 67 J., † 4. Febr., Rom. — Bulgarischer Unterrichtsminister Kantschew, 45, Febr. ermordet in Sofia. — Prof. Dr. Paul Munde, ber. Gynäkolog, 61 J., † 7. Febr., New York. — Kosta Tauschanowitz, vorm. serbischer Minister des Handels und des Innern, 45 J., † 8. Febr., Fiume. — Herzog Rudolf von Croy-Dülmen, erblicher Mitglied des preuß. Herrenhauses, 70 J., † 9. Febr., Cannes. — Musikdirektor Prof. Ludwig von Brenner, 68 J., † 9. Febr., Berlin. — Prälat Alois Karlon, vormals Reichsrats- und Landtagsabgeordneter, 67 J., † 9. Febr., Graz. — Komponist und Musikschriftsteller Prof. Dr. Julius Schaffer, 78 J., † 10. Febr., Breslau. — Dr. Emil Hartmeyer, Chef des Verlages der „Hamb. Nachr.", 52 J., † 11. Febr., Hamburg. — Lord Tufferin, vormals Vizekönig von Indien, 75 J., † 11. Febr., London. — Gen.-Lt. Eugen von Bahlkampf, vormals Kommandant von Breslau, 62 J., † 12. Febr., Müloerstedt. — Oekonomierat Karl Streit, bekannt als Quartierwirt Bismarcks in der oberen Saline zu Kissingen, 68 J., † 12. Febr. — Hugo Mensch, Direktor der nassauischen Landesbank, 62 J., † 13. Febr., Wiesbaden. — Zithervirtuose Karl Umlauf, 22 J., † 13. Febr., Wien. — Prof. Jean Pernet, Dozent der Experimentalphysik am Polytechnikum Zürich, 53 J., † 14. Febr. — Friedrich Wüest, Direktor der Gotthardbahn, 59 J., † 14. Febr., Luzern. — Major Johannes Christ, Kommandeur des 2. deutschen Seebataillons, † 14. Febr., Jringlau. — Arbeitsminister Hoerup, vorm. Chefred. der Zeitung „Politiken", † 15. Febr., Kopenhagen. — Geheimer Regierungsrat Henry Pierson, Direktor der Generalintendantur der Kgl. Schauspiele, 61 J., † 16. Febr., Berlin. — Yang-Yue, chinesischer Gesandter in Petersburg, † 17. Febr. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Julius Wolff, bedeut. Orthopäde, 66 J., † 17. Febr., Berlin. — Peter Jindel, hervorragender Baukünstler, † 17. Febr., Essen. — Charles Louis Tiffany, Chef des Juwelen-Weltbanfes Tiffany & Co., 80 J., † 18. Febr., New York. — Feldmarschall Sir Neville Chamberlain, 82 J., † 18. Febr., London. — Landschaftsmaler Albert Bierstadt, 72 J., † 18. Febr., New York. — Generaldirektor Franz von Le Sage, vormals Vorstand der bayrischen Posten und Telegraphen, 65 J., † 19. Febr., München. — Pianist Leonhard Emil Bach, 61 J., † 19. Febr., London. — Wilhelm Asmus, Chefredakteur der „Weimarschen Zeitung", als Romanund Bühnendichter unter dem Namen „Anthony" bekannt, 63 J., † 20. Febr., Weimar. — Prof. Dr. Heinrich Lahs, Dozent der Frauenheilkunde, 61 J., † 20. Febr., Marburg. — Virchl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Erich von Woedtke, Präsident des Reichsaufsichtsamtes für Privatversicherung, 55 J., † 22. Febr., Wiesbaden. — Verlagsbuchhändler Friedrich Weidling, Inhaber des alten Verlages Haude & Spener, 81 J., † 22. Febr., Berlin. — Landschaftsmaler Felix Wiechert, 69 J., † 22. Febr., Berlin. — Emanuel Wackernagel, Verleger der Basler Nachrichten, 60 J., † 23. Febr., Basel. — Prof. Max Buchinger, bed. Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte, 74 J., † 23. Febr., Wien. — Aegyptologe Prof. August Eisenlohr, 68 J., † 24. Febr., Heidelberg. — Samuel Rawson Gardiner, bed. Historiker, 73 J., † 24. Febr., London. — Alexander Senger, vormals Direktor des Bremer Stadttheaters, Gatte der Opernsängerin Betiaque, † 24. Febr., Mentone. — Dr. Bernhard Lersch, bed. Balneologe, 82 J., † 24. Febr., Aachen. — Monsignore Pietro Crostarosa, Autorität auf dem Gebiete der christlichen Archäologie, 67 J., † 25. Febr., Rom. — Fürst Alexander Ghika, rumänischer Gesandter in Konstantinopel, † 26. Febr., Paris. — Charles Morel, bekannter Publizist, einst Mitarbeiter Napoleons III. an dessen „Leben Cäsars", 65 J., † 26. Febr., Genf. — Peter Getregat, olamischer Roman- und Bühnendichter, 74 J., † 26. Febr., Gent. — Joseph Stigeli, ungarischer Dramendichter, einst bedeutender Charakterdarsteller, 80 J., † 27. Febr., Budapest. — Henriette Wolff, treffliche Schauspielerin im Fache der komischen Alten, † 1. März, Dresden. — J. T. Franssen van de Putte, vormals niederländischer Kolonialminister, 80 J., † 2. März, Haag. — Kommerzienrat Karl Krause, Begründer der nach ihm benannten weltbekannten Maschinenfabrik, 79 J., † 3. März, Leipzig. — Kammersänger Johann Weirlstorfer, vormals Mitglied der Dresdener Hofoper, 73 J., † 5. März, Sterkowitz bei Radebeul. — Hofrat Prof. Moritz Kaposi, berühmter Dermatologe, 65 J., † 6. März, Wien. — Afrikaforscher Gaetano

Aufn. von Chusseau-Flaviens, Paris.

Das Victor Hugo Denkmal in Paris. Von E. E. Barrias.

Digitized by Google

Cafati, 64 J., † 7. März, Como. — Van Namen van Elemnes, Präsident der holländischen ersten Kammer, † 7. März, Haag. — Johann Kleinsercher, unter dem Namen Fercher von Steinwand als Lyriker und Bühnendichter bekannt, 73 J., † 8. März, Wien. — Jenny Hirsch, unter dem Namen Fr. Arnefeldt als Romandichterin bekannt, 73 J., † 10. März, Berlin. — Romandichter George Fitzhorn, 64 J., † 11. März, Dresden. — Militärschriftsteller Fritz Hönig, 55 J., † 12. März, Halberstadt. — Antonio Vico, ber. spanischer Schauspieler, 61 J., † auf der Ueberfahrt nach Cuba. — Landschaftsmaler und Porträtmaler Paul Flandrin, 91 J., † 10. März, Paris. — Bergrat Dr. Arnulf Schertel, Prof. an der Bergakademie zu Freiberg, 61 J., † 11. März, Dresden. — Freifrau Torette von Schenck zu Schweinsberg, Leiterin der wirtschaftlichen Frauenschule zu Nieder-Ofleiden in Oberhessen, 59 J., † 11. März, Frankfurt a. M. — Kommerzienrat Friedrich Engelhorn, einer der bedeutendsten Großindustriellen Badens, 80 J., † 11. März, Mannheim. — John Peter Altgeld, vormals Gouverneur von Illinois, ded. Vertreter des deutsch-amerikanischen Elementes in der Union, † 11. März, Joliet bei Chicago. — Geheimer Rat Dr. Ferdinand Edler von Blumfeld, Sektionschef im österreichischen Ackerbauministerium, 67 J., † 13. März, Wien.

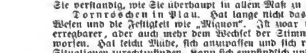
Handschriften-Beurteilung.

Mignon in Plau. Postkarten sind sehr ungeeignet für Handschriftenbeurteilungen. Soweit ich aus dem ungenügenden Material ersehen kann, handelt es sich hier um einen klaren Kopf und nüchternen Verstand. Phantasie spielt keine Rolle in Ihrem Denken und Fühlen. Sie sind eine durchaus positive Natur, die Selbstdisziplin übt und ihr Empfinden in feste Schranken gebannt hält. Sie sind reserviert und zurückhaltend und gehen darin oft bis zur Verstellung: sind auch immer in Angst, schon zu viel gesagt und zu viel von Ihren Gedanken verraten zu haben; gern verneinen Sie überall alles Unnötige. In Ihren Aussagen sind Sie verständig, wie Sie überhaupt in allem Maß zu halten wissen.

Dornröschen in Plau. Hat lange nicht das gleichmäßige Wesen und die Festigkeit wie „Mignon". Ist zwar lebhafter und erregbarer, aber auch mehr dem Wechsel der Stimmungen unterworfen. Hat leicht Mühe, sich anzupassen und sich rasch in neue Situationen zurechtzufinden, wenn sich empfindliche und beleidigt abwenden und still schmeravus sich heraus. Ein braver, reeller Charakter.

A. G., Altona. Sie sind fleißig, beharrlich, freilich manchmal auch recht eigensinnig. Lassen sich durch Schwierigkeiten nicht abschrecken, sondern streben zweckstätlich vorwärts. Sie haben Scharfblick, wohl auch eigne Ideen, die Sie allerdings nicht immer praktisch zu verwerten wissen. Momentan sind Sie sehr energisch — freilich nicht vorübergehend in ausdauernder Weise. Heftig, reizbar und erregbar sind Sie, und deshalb ist es nicht immer leicht, mit Ihnen umzugehen. Falschheit und Intrigue liegen Ihnen allerdings fern, aber Sie ertragen leicht durch Schärfe.

Erwin. Der ganze bewegliche Duktus der Schrift läßt auf geistige Regsamkeit, die langen Endungen im d, l, t ꝛc. auf Energie schließen.

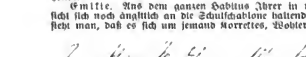


Die wechselnde Lage der Schrift beweist Wechsel in der Stimmung, die sehr liegende Schrift: leidenschaftliches Empfinden. Der gut ausgenutzte Raum ist eine Folge des Einteilungsvermögens, der Sparsamkeit. Die Leserlichkeit und Klarheit der Schrift läßt ihren Ursprung in einem klaren Kopf, und die Einfachheit läßt auf einfaches und natürliches Wesen schließen.

N. v. G., in B. Noch kein ausgeprägter, selbständiger Charakter. Sie haben Fassungskraft und Takt einerseits, etwas zu wenig Biegsamkeit und Anpassungsfähigkeit andrerseits. Auch Eigensinn kommt mitunter zum Ausdruck, aber wenn man Sie zu nehmen weiß, kann man entschiedenen Einfluß auf Sie gewinnen. In Ihren Gefühlen sind Sie noch wenig vertieft. Im Auftreten bescheiden, einfach, natürlich, vertritt. Im Verkehr umgänglich und heiter.

Emilie. Aus dem ganzen Habitus Ihrer in mancher Hinsicht sich noch ängstlich an die Schulschablone haltenden Schrift ersieht man, daß es sich um jemand Korrektes, Wohlerzogenes handelt, um eine junge Dame, die sich noch stark an das Externe hält und noch nicht eigne Wege einzuschlagen wagt. Aus der maßvollen, feinen und sorgfältigen Schrift schließt man des Fernern auf gleichmäßiges und maßvolles Empfinden, auf Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, auf Vorliebe für Sicherheit und Reinlichkeit. Aus den geschwungenen Anstrichen (s. „M") und der eher ansteigenden Zeilenhaltung endlich auf Heiterkeit und Selbstzufriedenheit.

Gertrud. Obwohl in manchen Punkten so große Aehnlichkeit vorhanden ist, daß man Ihre Schrift bei oberflächlicher Betrachtung

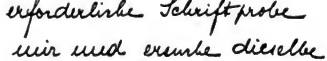


mit derjenigen „Gutlieds" verwechseln könnte, ergeben sich bei näherer Vergleichung doch viele Differenzen, die auch auf starke Abweichung in den Charakteren schließen lassen. So ist die Schriftlage, namentlich in den Langbuchstaben, eine viel schrägere, ein Beweis von stärkerer Empfindung. Sodann fehlen Neuendungen in s und f gänzlich (ungleich schwächerer Wille). Die l-Zeichen sind ganz auffallend nieder aufgesetzt (größere Nüchternheit). Die Endungen sind kürzer (größere Reserve). Die Unterschleifen in g, b sind abgebrochen (vielleicht infolge eines chronischen oder organischen Leidens).

J. v. G. in B. Eine sehr ausgeprägte Individualität. Schwierig. Grreabar. Nervös. Verletzt durch Schärfe. Kann spotten. Dominiert gern. Fliegt mit ihren Gedanken oft in hohere Regionen.

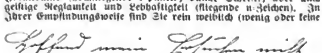
Anna 19. Nicht eine stark entwickelte Individualität, aber ein offener und wahrer Charakter. Von einfachem Bildungsgang und einfachem Wesen. Optimistisch. Heiter und ziemlich schlagfertig. Urteilt nicht streng objektiv, tritt aber sehr oft instinktiv den Nagel auf den Kopf. Hat wenig materielle Bedürfnisse.

B. in C., Böhmen. Einfach, klar, verständig, originell, logisch, praktisch (ganzer Duktus der Schrift: einfach, leserlich, gleichmäßig, durchwegs verbunden). Im Urteil klar und ziemlich nüchtern, aber nachsichtig und milde (klare Schrift, schwere, niedere i-Punkte, starke Rundungen am Fuße der Minuskeln). Im Auftreten sicher und gewandt (feste, gewandte Schrift), in den Mitteilungen etwas reserviert (etwas abwehrende Wortendungen). Im Willen energisch, aber nicht rücksichtslos (Verbindung von Neigung mit Kurven). Im ganzen Gefühlen gleichmäßig und ren (gleichmäßige Schrift, verbunden mit Zeichen von Energie). Im Geschmack nicht unbedingt distinguiert, aber gut (s unschön, es hübsch). An behaglicher Verhäuslichkeit gewohnt, jedoch keineswegs



verschwenderisch (weite Schrift und gute Einteilung). Nicht gewohnt, mit den Gedanken in alle Himmelshöhe zu steigen und unmöglichen anzutreten (sehr niedere i-Punkte, mäßige Entwicklung der Schrift). Ziemlich materiell, aber kein raffinierter Genußmensch (wenig sorgfältig schattierte und dabei wenig liegende Schrift). Alles in allem eine harmonische, reelle, aber nicht gerade eine originelle Individualität.

Frau Lena, Chicago. Sie haben weit Schwung und Idealismus (hochstliegende i-Punkte, dünne Schrift), aber auch geistige Regsamkeit und Lebhaftigkeit (fliegende a-Zeichen). In Ihrer Empfindungsweise sind Sie rein weiblich (wenig oder keine



Schattierung) und in Ihrer Lebensauffassung eine Optimistin (anfeigende Linie in Verbindung mit Schwung), aber trotzdem sind Sie ein schwieriger Charakter, und zwar 1. weil empfindlich und überdenkend und, wenn verletzt, kühl abweisend und reserviert (l. zurückgebogene d-Schleife und enger Buchstabe oder enger Grundstrich des Buchstabens umgekehrt); 2. weil wenig weich (Mangel an Kurven), wenig biegsam und anpassungsfähig (keine starken Verbindungen); 3. weil gewöhnt, in häuslichen Dingen zu dominieren (innen abgebogene Endschleifen), und 4. weil befriedigt, sich nicht durchschauen zu lassen (manche Buchstaben unleserlich) und sich eine Hinterthür zum Entschlüpfen offen zu halten (steile Form der Abbiegung des h in „aufdringlich"). Sie sind auch redegewandt und schlagfertig (l. geschwungenen Anstrich und verbundene Schrift). L. Meyer, Matenleib bei Nagas.

Digitized by Google

Für müssige Stunden.

Kryptogramm.

Silbenrätsel.

Die erste hebt sich aus dem Meere,
Der Seemann freudig sie erblickt;
Dem Krankheit bleich die Wangen färbte,
Der wird wohl auch auf sie geschickt.

Die zweite Silbe steht im Wasser,
Aus Holz und Mauerwerk gebaut;
Jedoch mit Feuer eng verbunden
Noch häufiger das Wort man schaut.

Die dritte kann im Wald man sehen,
Der Zimmermann sie häufig mißt;
Auch pflegt die Silbe gut zu kennen,
Wer Abendbrot im Wirtshaus ißt.

Die vierte und fünfte zu studieren,
Macht manchem stünstler viele Müh' —
Und doch sind sie auch leicht zu drehen,
Selbst Kinderhand beweget sie.

Das Ganze kann an manchem Orte
In Deutschland man geschrieben sehn;
Gar vieler braver Männer Namen
In ihm genau verzeichnet stehn.

F. W.-S.

Worträtsel.

Der ersten, wie den andern beiden
Der Silben gieb ein e noch zu,
Und du erkennst gewiß mit Freuden,
Was sich gestalten läßt im Nu:

Das erste Wort darf ohne Bürde,
Doch wohlverdient, der Reiher dar.
Sich rühmen königlicher Würde,
Und jeder bringt ihm Liebe dar.

Das zweite ist für die Nationen
Von ungemeiner Wichtigkeit,
Da wir auf einem Sterne wohnen,
Der zu dem Land viel Wasser beut:

Und wer sich dort nicht stark und mächtig
Bewähren kann in unsrer Zeit,
Der leg im Weltkonzert bedächtig
Die Flöte resigniert beiseit'.

Dem Ganzen lasse wieder schwinden,
Was du als Zukost ihm geliehn,
Ein zierlich Pflänzchen nun zu finden
Mit würz'gem Duft im Blättergrün.

M. Sch.

Rätsel.

Ein Spruch noch so schön, erbaulich und wahr,
Das Rätselwort macht ihn der Reize bar.
Und nun gar dein Wille, so ernst und fest,
Nicht Kraft und nicht Freudigkeit es ihm läßt.

M. Sch.

Silbenrätsel.

Ein Urteil niemand je entehrt,
Ist meine erste ihm gesellt,
Und wenn ein Rat sie nicht entbehrt
Er wohl den wenigsten mißfällt.

Nicht täuschen will die andre zwar,
Doch immer ist sie Wirklichkeit.
Ob aber mehr, ob minder wahr,
Wie manches sich daran erfreut!

Das Ganze unsre Religion
In strahlendster Vollendung zeigt
Durch Ihn, der sich von Gottes Thron
Als Mittler zu den Seinen neigt.

M. Sch.

Worträtsel.

Klein geschrieben, mit Stolz siehst du's vorm Hause der Großen,
Groß geschrieben, du siehst's, Stolz jenes Häuser, im Haus;
Klein geschrieben, vermag's jeweilen der Bauer dem Fürsten,
Groß geschrieben, da tauscht oft nicht der Bauer mit ihm.

Bilderrätsel.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 8:

Des Worträtsels: Einnehmen.
Des Rätsels: Handlung.
Des Silbenrätsels: Schwarzwurzel.
Des Bilderrätsels: Ein edles Beispiel macht die schweren Thaten leicht.
Des Füllrätsels: Hallberger (Haller, Berg).
Des Rösselsprung-Königszugs:
Es kann die Ehre dieser Welt
Dir keine Ehre geben,
Was dich in Wahrheit hebt und hält,
Muß in dir selber leben. Theodor Fontane.
Des Trennungsrätsels: Mit Gefühl — Mitgefühl.
Des Buchstabenrätsels: Gereizt, gereift.

Digitized by Google

Schach. (Bearbeitet von **E. Schallopp.**)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. XI.

Vor einiger Zeit zu Buffalo gespielt.

Sizilianische Partie.

Weiß: H. N. Pillsbury. — Schwarz: Howell.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**c7—c5**	22. a2—a3	h7—h5
2. Sg1—f3	Sb8—c6	23. Tb1—e1	Kg8—f8
3. d2—d4	c5×d4	24. Se3—c2	d6—d5[a])
4. Sf3×d4	Sg8—f6	25. Te4—e3	e7—e5
5. Sb5—c3	d7—d6[b])	26. f5×e6	Te8×e6
6. Lf1—e2	Le8—d7	27. Le2×c4	Lf7—e8
7. Le1—e4	g7—g6	28. Sc2—f4	Le6—f7
8. 0—0	Lf8—g7	29. Sf4—e6†!	Kf8—g8
9. Dd1—d2	0—0	30. Se6—d4	e5—e5
10. f2—f4[c])	Sf6—g4[d])	31. Te1—e7	Lf7—g6
11. Sd4×e6	b7×e6[e])	32. c2—e3	Ta8—a5[11])
12. Le3—d4	Lg7×d4+[f])	33. Sd4—e6	Ta5—a6
13. Dd2×d4	Db8—b6	34. Te7—e6	Kg8—f7
14. Dd4×b6	a7×b6	35. Se6—d4†	Kf7—g7
15. Le2×g4	Ld7×g4[g])	36. Te6—d6	La6—e4
16. f4—f5!	g6×f5	37. Sd4—e6†	Kg7—f7
17. e4—f5	f7—f6?)	38. Se6×c5[12])	Kf7—e7
18. h2—h3	Lg4—h5	39. Td6—e6†	Ke7—f7
19. Ta1—e1[h])	Tf8—e8	40. Te6—e6!	Ta6—a5
20. Te4—f4	Lh5—f7	41. Se5—b7	Ta5—a7
21. Tf4—h4	Ta8—a8[i])	42. Tc3×b6	Aufgegeben.

[a]) Natürlicher und wohl auch besser ist e7—e6, Sd4—b5, Lf8—b4, [b]) h2—h3 scheint, wie der weitere Verlauf der vorliegenden Partie darthut, nicht unumgänglich notwendig zu sein.

[c]) e7—e5 wäre an dieser Stelle wegen 11. Sd4—b5 nicht sehr empfehlenswert.

[d]) Natürlich nicht Sg4×e3 oder Lg7×e3 wegen Bauernverlustes durch 12. Se6—c7†.

[e]) Hier verdiente e7—e5 unters Gradiens den Vorzug.

[f]) Schwarz hat nun für das Endspiel einen geringen Vorteil, den er in meisterhafter Weise auszunutzen versteht.

[g]) Statt dessen sollte e7—e6 geschehen; sollte dann 18. f5—f6, so e6—e5 und der Läufer hat wieder freie Bewegung, und auch bei 18. f5×e6 17×e6 hat Schwarz in dem Freibauern e6 ein nicht zu unterschätzendes Gegengewicht gegen den geringen Positionsvorteil des Anziehenden.

[h]) Weiß beschädigt den Gegner, indem er den Angriff gegen den schwachen Punkt e7 richtet.

[i]) Falls b7—b5, so mit vorzüglichem Spiel 22. a2—a4, da a7—e6 sich wegen 23. Sc3—e4 verbietet.

[k]) Hier kam auch a7—a5 in Betracht; z. B. 25. f5×e6 Te4×e6 26. Se2—d4 Te6×e4 27. Td1×e4 e6—e6 (nicht d6—d5 wegen 28. Te4—f4 mit Bauerngewinn) 28. Sd4—e6† Kf8—g8 29. Te4—e3 Ta6—a8 30. Se6—c7 Ta8—d8; dann 30. Te3—g3† Kg8—h7 31. Se6—f4 Kh8—h7 32. Kg1—f2 d6—d5 mit gutem Aussichten für Schwarz.

[l]) Auf d5—d4 kann 33. e3×d4 e5×d4 34. Sd8—e6 d4—d3 35. Te7—g7† Kg8—h8 36. Tg7—d7 Ta6—a4 (nun Se6—f4 ist verhindert) 37. Td7—d8† Kh8—h7 38. Se6—f8† nebst Abtausch des Läufers und Gewinn des Bd3 die Folge sein.

[m]) Endlich erobert Weiß ein Bauernleins; das aber genügt.

Partie Nr. XII.

Beratungspartie, gespielt zu Moskau am 30. September (13. Oktober) 1901.
(Nach der „Düna-Zeitung".)

Evans-Gambit.

Weiß: Gonitscharon, Alexandrow, Genika, Treefchischenko. — Schwarz: M. Tschigorin.

Weiß.	Schwarz.	16. Tf1—e1	Ta8—b8[e])
1. e2—e4	**e7—e5**	17. Ld5—e4	Le8—f5!?[f])
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	18. Sf3—h4	Lf5—e6!
3. Lf1—c4	**Lf8—c5**	19. Dh3—h5[g])	Dg6—f6
4. b2—b4	**Lc5—b4**	20. Sh4—f3	Tf8—d8
5. c2—c3	Lb4—a5	21. La3—c1	h7—h6
6. d2—d4	e5×d4[a])	22. Dh5—h5	Se6—e5
7. 0—0	d4×c3[b])	23. Sf3×e5	d6×e5
8. Dd1—b3	Dd8—f6	24. Td1×d8†	Td8×d8
9. e4—e5	Df6—g6	25. Le1—e3	Le6—d7
10. Sb1×c3	Sg8—e7	26. g2—g4	Le7—b6
11. Le1—a3	0—0	27. Le3×b6	a7—b6
12. Se3—d5[c])	Se7×d5!	28. h2—h4	Td8—d2
13. Lc4×d5[d])	d7—d6	29. Le4—f5	La2—e6
14. e5×d6	e7×d6	30. Le1×e5?)	g7—g6
15. Ta1—d1[b])	La5—c7	Weiß giebt die Partie auf.	

[a]) Klapin empfiehlt hier d7—d6.

[b]) Die sogenannte kompromittierte Verteidigung, die aber von manchen Spielern als eine der besten erachtet wird.

[c]) Den Vorzug verdient hier 12. Se3—e2 oder 12. Ta1—d1.

[d]) 13. La3×d5? würde Sd5—f4 mit Mattdrohung zur Folge haben, wobei Schwarz zwei Figuren für den Turm erhielte (14. Sh3—h4 Dg6—g4! 15. Dh5—g4 d7 d6!! und Schwarz gewinnt noch einen der beiden Läufer). 4

[e]) Bei Dh3—h4 konnte Le8—d7! 16. Ld5—e6 Ld7—e6! (17. Da×a5? Le6×f5) die Folge sein.

[f]) Um den Le5 entwickeln zu können.

[g]) Ausgezeichnet gespielt. Bei sofortigem Le5—e6 18. Dh3—e2 D beliebig 19. Le4×e6 b7×e6 20. Da2×e6 hätte Schwarz nicht nur sein materielles Übergewicht aufgeben müssen, sondern wurde auch noch die schlechtere Stellung behalten haben.

[h]) Die Fortsetzung 19. Dh3—e3 hätte jetzt wegen Dg6—h5, mit Angriff des Springers, keine Wirkung.

[i]) Ein letzter Versuch; wollte Schwarz diesen Turm nehmen, so würde Weiß durch 31. Lf5—h7† die Dame gewinnen.

Aufgabe XII.

Von O. Würzburg in Grand Rapids.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XIII:

W. 1. Lg6—e2
S. 1. Tf7—f6
W. 2. Kh8—e7!
S. 2. beliebig
W. 3 Da6—a2 matt.

A.

S. 1. d7—d6
W. 2. Da6—a2!
S. 2. Kd5—e6
W. 3. Le2—a4 matt.

B.

S. 1. f7—f2
W. 2. d2—d3 und
W. 3. Le2—b3 matt.

C.

S. 1. f8—f5, Sh6—f5
W. 2. Le2—b3†
S. 2. Kd5—e4
W. 3. Le2—a4 matt.

Aufgabe XIII.

Von **Konrad Layer** in Olmütz (†).

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XII:

W. 1. Tb4—d4
S. 1. Ke5×d4
W. 2. Db7—a6†
S. 2. Kd4—e5
W. 3. Le1—b4 matt.

A.

S. 1. La1×d4
W. 2. Db7—c7†
S. 2. Ke5—d5
W. 3. e2—e4 matt.

B.

S. 1. Tf8—d5
W. 2. Td4—e4†
S. 2. Ke5×e4, —d6
W. 3. Db7—b4, —c7 matt.

Auf alle übrigen Gegenzüge gelangt eine der 3 Drohungen zur Ausführung:
2. Le1—b4† Ke5×d4
3. Db7—e4 matt;
2. Db7—b4† Ke5—e6
3. Db4—d6 matt;
2. Db7×a7† Ke5—e6
3. Da7—b6 matt.

Aufgabe XIV.

Von **C. B. Schmidt** in Hamburg. (Neu.)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XI:

W. 1. Dh1—e6
S. 1. Kb3×b4
W. 2. Te2—e2 und
W. 3. De6—b7, a4, X e4 matt.

A.

S. 1. Ld1×e2
W. 2. Sb4×e2 2c.

B.

S. 1. Ld1—f3
W. 2. Te2—b2†
S. 2. Kb3—a3
W. 3. Sb1—c2 matt.

C.

S. 1. e5—e4
W. 2. De6×e4† und
W. 3. Te2—a2 matt.

Die Versuche 1. Te2—a2 und 1. Dh1—d5† sind Scheinlösungen, die nicht zum Ziele führen.

Digitized by Google

Briefmappe.

Freunde unseres Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographiekunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von **„Ueber Land und Meer" in Stuttgart** einzusenden. Nur schleunige Absendung unaufgefordert eingesandter Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nützen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

K. v. A. in W. Wenn die „Deutsche Verkehrsstellung" auf unterrichtet ist, steht in der That eine Aenderung der Schweizer Briefmarken bevor. Dem genannten Blatte zufolge trägt sich nämlich die Postverwaltung der Schweiz mit dem Plane, das symbolische Bild auf ihren Marken aufzugeben und statt dessen hervorragende Denkmäler aus der Geschichte des Landes, sowie Ansichten aus der Alpenwelt vorzuführen.

A. R. in Sch. Ihren Wünschen wird das Büchlein „Jedermann Zauberkünstler" von Prestidigitateur Zuhr entsprechen (Stuttgart, Schmabacher, ℳ 1.50). Sie finden darin Anleitung zu allerlei drolligen Scherzen, die auch der Dilettant leicht ausführen kann.

Deutsche im Ausland. Stillsames Verlangen! Wir sollen Ihnen Autogramme bekannter deutscher Tichter beschaffen oder Ihnen wenigstens, wo wir dies nicht vermögen, die Adressen solcher Herren angeben, damit Sie sich direkt an sie wenden können. Wir fürchten sehr, daß Sie bei den Herren Poeten ebenso wenig Gegenliebe finden werden wie bei uns.

W. B. IV. Mit Dank angenommen. Wird gelegentlich veröffentlicht werden.

W. v. L. in G. Die Prinessin Elisabeth von Sachsen, Schwester des Königs Albert, vermählte sich 1850 mit dem Prinzen Ferdinand von Sardinien, Herzog von Genua, einem Bruder des Königs Viktor Emanuel II. Nach dem Tode ihres Gemahls schloß sie 1876 eine morganatische Ehe mit dem Marchese Rapallo, der am 27. November 1882 starb.

H. Sch. in B. Wegen der schönen neuen Reime, die Sie in die deutsche Litteratur einführen, drucken wir an dieser Stelle Ihre ergebenste

Tropen-Tragik.

Sie schritten einsam Hand in Hand
Auf Pfaden hin, auf blum'gen,
Nicht eins von ihnen Worte fand —
Sie blieben still wie Mumien.

Da plötzlich gellt ein heiß'rer Schrei,
Als heulte wild ein Tinga,
Tem auf den Schwanz getreten sei —
Doch war's nur ein Flamingo.

In scheuem Fluge flog er weg,
Doch ihnen bebten die Glieder,
Und sie erbosten von dem Schreck
Sich niemals — niemals wieder!

W. v. L. in Sch. Jadwiga ist der polnische Name für Hedwig, altdeutsch Hadewig (Hadwig). Wir finden es verwerflich, wenn deutsche Eltern ihrer Tochter einen polnischen Namen geben.

K. G. in J. Politische Fragen erörtern wir grundsätzlich nicht; überdem ist die Angelegenheit in der Tagespresse ganz ausführlich behandelt worden, und es kann Ihnen nicht schwer fallen, sich aus Ihrer eigenen Zeitung zu unterrichten.

W. A. in H. Pharmakopöe ist das amtliche Werk, welches die Vorschriften für die Arzneibereitung enthält (Arzneibuch). Pharmakognosie die Lehre von der Arzneibereitung benannten Rohstoffen, Pharmakodynamik die Lehre von den Wirkungen der Arzneien.

Junge Hausfrau in T. Mögen Sie sich den Frühjahrskatalog des Versandgeschäftes Neu & Edlich zu Leipzig-Plagwitz kommen lassen. Unter Beigabe zahlreicher Abbildungen verzeichnet er eine außerordentlich reiche Fülle von Luxus- und Gebrauchsgegenständen in allen Preislagen. Sie werden darin gewiß das Rechte finden.

Gr. z. in G. Für einen ersten Versuch nicht übel, aber doch nicht druckreif. Auf eine ausführliche Beurteilung können wir uns nicht einlassen.

Digitized by Google

G. H. in E. Ihnen läßt sich bestens das Technikum Altenburg empfehlen, eine höhere und mittlere Lehranstalt für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie, an der zu Ostern ein neues Programm in Kraft tritt. Die Haupt-Unterschiede gegen das frühere sind, daß für Maschinenbau und Elektrotechnik getrennte Abteilungen eingeführt werden und die Chemikerabteilung als weiteren Ausbau ein viertes Semester erhält. Als gemeinsamer Unterbau wird eine für alle Abteilungen gleich organisierte Unterstufe eingerichtet. Es kann mithin auch in Zukunft die Einteilung in kleinere Klassen beibehalten werden, wodurch es den Lehrern ermöglicht wird, sich eingehender mit den einzelnen Schülern zu beschäftigen. Das Sommersemester beginnt am 17. April, der wenigstens die Vorbereitungskursus am 2. April.

Hausmusik. Die Zeitschrift „Das Harmonium", herausgegeben von Walter Lucknoff, hat ihre Geschäftsstelle in Berlin W., Mansteinstraße 9. Sie finden darin sehr schätzenswerte Beiträge zur Pflege des Harmoniumspiels, begleitet von Notenbeispielen.

N. J. in Görz. Arosa gehört zu den billigeren Kurorten, aber natürlich sind die Preise, je nach den Ansprüchen, verschieden. Die Gasthöfe und Pensionen sind sehr zahlreich. Wir nennen Seehof und Belvedere, beide am Untersee gelegen, ferner in Inner-Arosa: Villa Jurrer und Villa Herwig. Auf direkte Anfrage erhalten Sie sicherlich umgehenden Bescheid.

O. L. in F. Wir bedauern! Noch ist unsre Klinik für ausgerentte Verstöße nicht vollständig eingerichtet, und bis dies geschehen, müssen wir uns der orthopädischen Kunstübung enthalten.

G. E. in N. Die berühmte Schlacht vom 18. Juni 1815, welche die Herrschaft Napoleons I. endgültig vernichtete, führt drei Namen. Die Franzosen nennen sie nach dem Orte der Hauptentscheidung Schlacht von Mont-Saint-Jean, Wellington taufte sie nach seinem Hauptquartier auf den Namen des Dorfes Waterloo, und wir Deutsche folgen Blücher, der die Schlacht nach dem Weiler Belle-Alliance benannte, wo er nach errungenem Siege mit Wellington zusammentraf.

W. H. in U. 1. Nur der Arzt wird nach eigner Untersuchung Ihnen zuverlässig raten. 2. Bequem bei jedem Buchhändler zu erfragen. 3. Uns unbekannt.

E. M. in L. Im Auftrag des Ortsausschusses zur Errichtung eines Kaiser Friedrich-Denkmals zu Cronberg im Taunus ist eine Aquarell-Künstlerpostkarte nach dem Gemälde von W. Lauter im Verlage von L. Klement zu Frankfurt a. M. erschienen. Sie dient als offizielle Ausgabe bei der im Frühjahr stattfindenden Enthüllungsfeier, welcher der Kaiser beiwohnen wird, ist aber schon jetzt im Handel. Von demselben Künstler rührt eine zweite Aquarellkarte her: „Auf dem Feldberg i. T." (der Mondschein).

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Ceylon-Thee „Kohringer" ist final so kräftig wie chinesischer Thee und in 3 Sorten zu M. 2.50, 3.– u. 4.– p. Pfund engl. in Colonialwaren-handlungen zu haben. Wo nicht erhältlich, wende man sich an das Versandhaus Th. Leyer, Stuttgart, Hegelstr. 6.

Ein besser verwendet stets **Dr. Oetker's Backpulver.**

Hoher ** Verdienst!

Personen, die sich als befähigt erachten und geneigt sind, als Nebenverdienst oder berufsmäßig gegen gute Provision Bestellungen auf gangbare Werke zu sammeln, wollen sich schriftlich unter **M. K. 456** an die Expedition von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart, Neckarstraße 121/23, wenden.

Braut- und Hochzeit-

Seidenstoffe in unerreichter Auswahl, als auch das Neueste in weißen, schwarzen und farbigen Seidenstoffen jeder Art. Nur erstklassige Fabrikate zu billigsten Engros-Preisen meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franko. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).

Kgl. Hoflieferanten.

Jodbad Sulzbrunn

(Saison: 1. Mai — 1. Oktober.)

Jodbad, klimatischer Höhen- und Luft-Kurort. Bahnstation an der Linie Kempten—Pfronten—Tirolergrenze. 30 Minuten von Kempten. Königl. Post und Telegraphenstation. Telephon. 26 Meter hoher ale Oberstdorf im Allgäu. Das Wasser der Römerquelle wird mit bestem Erfolg angewendet bei jeglicher Art scrophulöser Erkrankung, akuten und chronischen Gelenkleiden, Exsudaten, Gicht, Rheuma, Frauenkrankheiten, Drüsenleiden, Lues, Mercurialismus, bei Schwächezuständen, Rückenmarksleiden im ersten Stadium, Glaskörpertrübungen im Auge. — Grosse Waldungen direkt am Etablissement. — Von Sulzbrunn aus kommen die Königswasserbäder in einer Tagesquartie besucht werden. — Versand von Jodwasser, Lauge und Jodseife. — Badearzt: **Dr. Fr. Schilling.** — Apotheke im Hause. — Auskunft und Prospekte durch den Besitzer:

D. Dornier, Sulzbrunn, Bayern.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserm Verlage sind erschienen:

Unerbetene Briefe.

2. Auflage. Von **Oscar Blumenthal.**

Geheftet M. 2.–, elegant gebunden M. 3.–.

Sind diese Briefe „unerbeten", so sind sie doch sicher nicht unerwünscht, wenn auch nicht alle, an die sie gerichtet sind, sich durch sie geschmeichelt fühlen werden. Es sind nämlich, wie zu erwarten, recht bösartige Sachen drin. Nichtsdestoweniger sinde ich im allgemeinen, daß das Lachen diesmal gutmütiger ist, als sonst üblich. Berliner Tageblatt.

Ein Uebermensch.

Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Podsklipski

Aus dem Polnischen übersetzt von **B. W. Segel.** von **Josef Baron Weyssenhoff.**

Geheftet M. 2.–, elegant gebunden M. 3.–.

Eine Satire großen Stils, jedoch nicht großkörnig, sondern voll feiner, geradezu raffiniert berechneter Ironie, in der gesamten Anlage, sowie in allen technischen Einzelheiten gleich neuartig. Ein Buch von hervorragendem moralischem Wert, gerade deshalb, weil seine Tendenz nie aufdringlich wird und doch die ganze Seele des Lesers durchdringt. Meraner Zeitung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

This is the date on which this book was charged out.

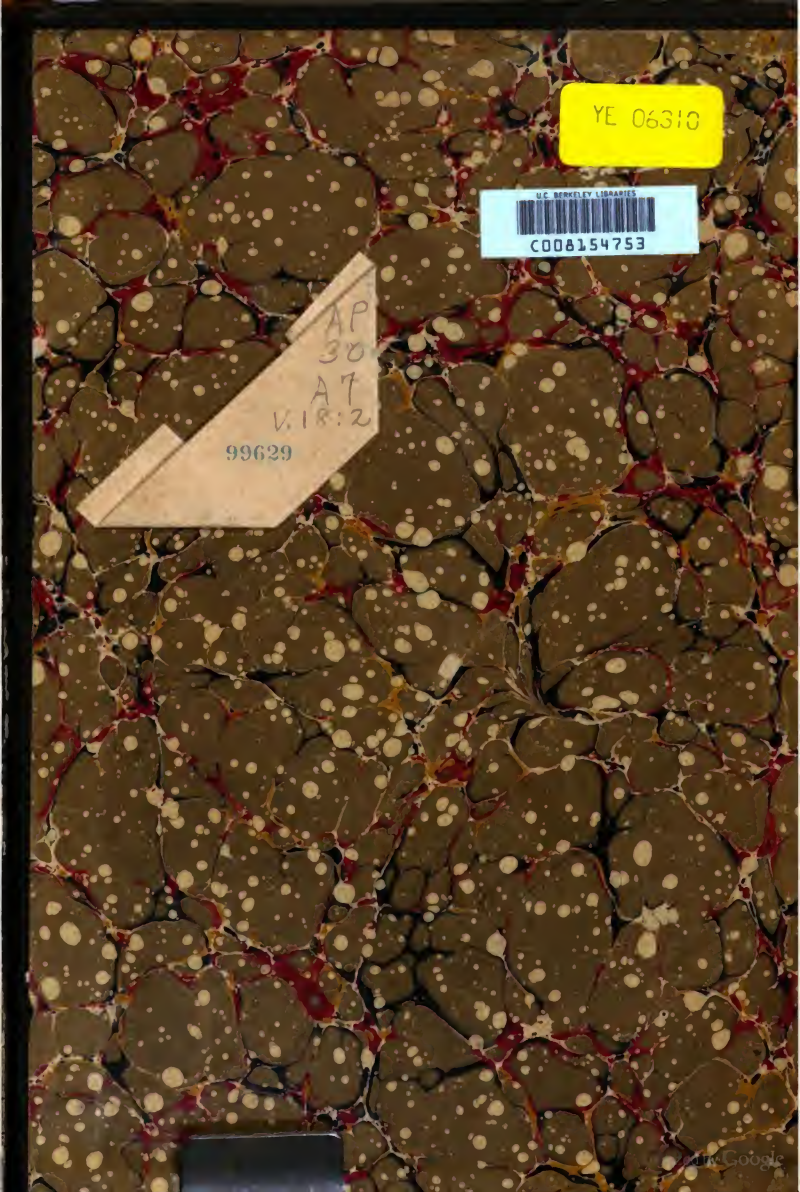
AUG 11 1911

FEB 22 1991

AUTO DISC JAN 22 '91

MAY 13 2001

[30m-6,'11]


YE 06310
U.C. BERKELEY LIBRARIES
C008154753
AP
30
A7
V.18:2
99629
Digitized by Google